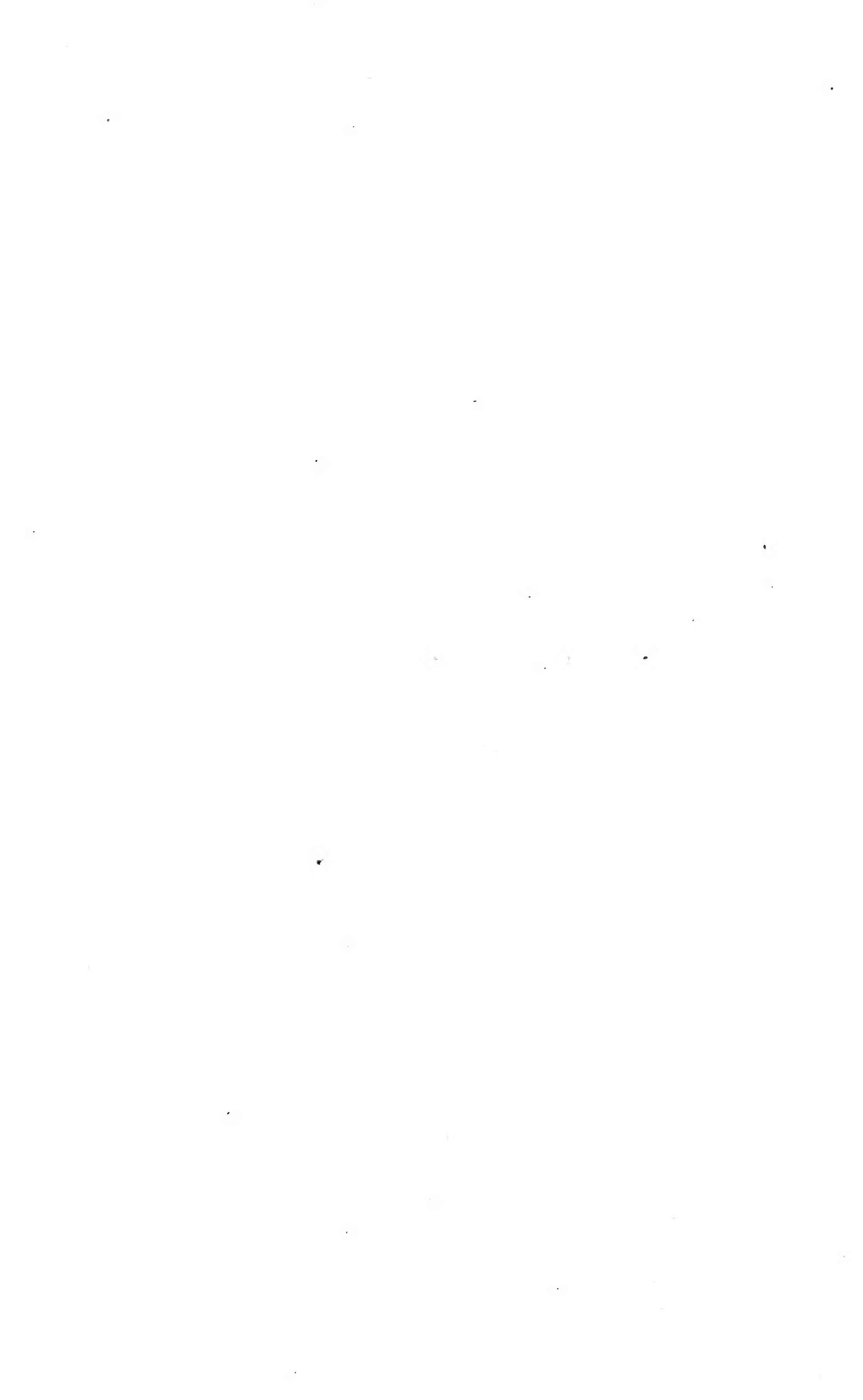
Christus Imperator

Roman von

Karl Brefin.

Verlag Frobenius A.-G. Basel
1921



Christus Imperator

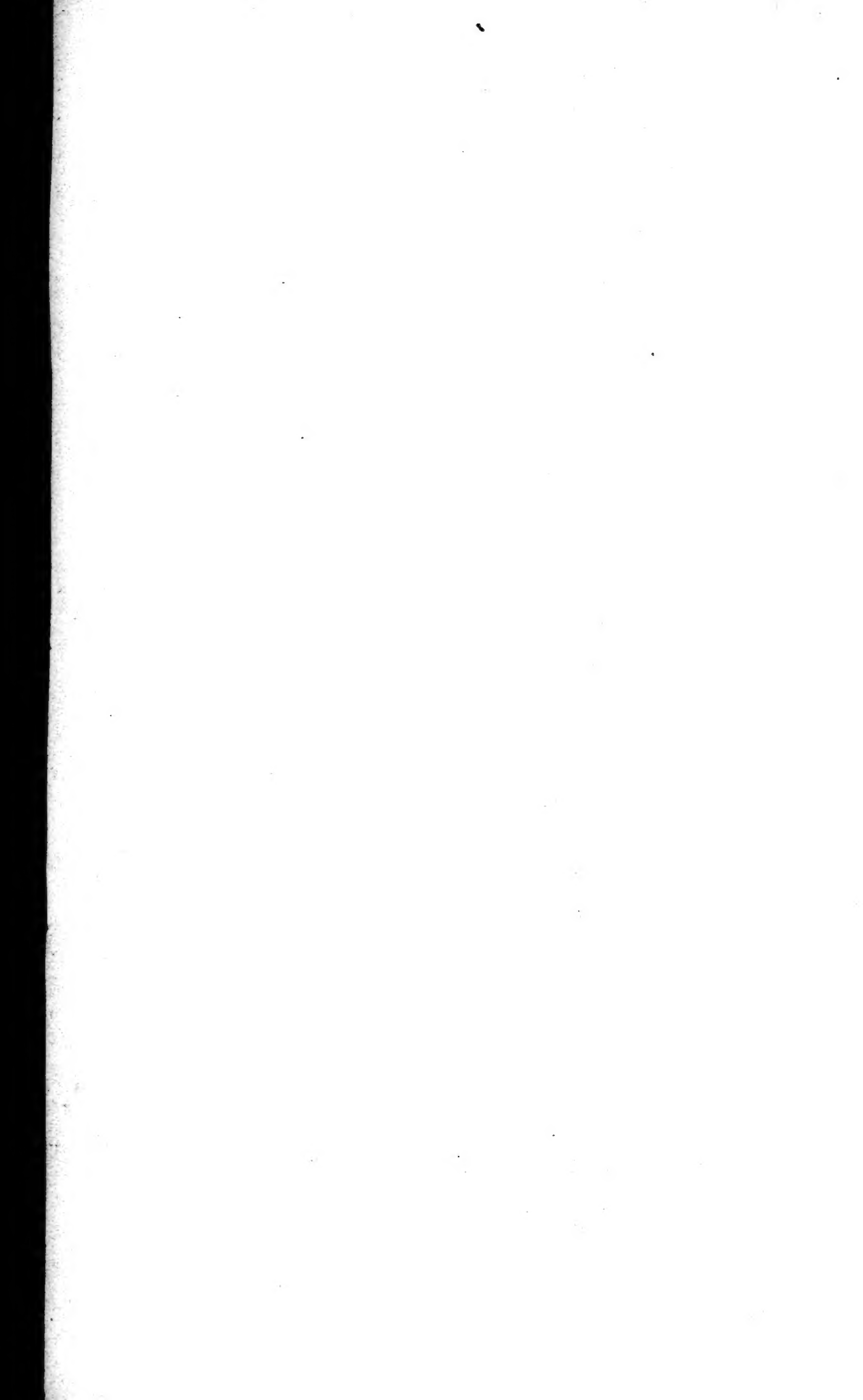
Roman von

Karl Brefin



Verlag Frobenius A.-G. / Basel

1921



Vorwort.

Der religionsgeschichtliche Roman „Christus Imperator“ entstand aus Anregung eines Vortrags, den mein Freund Pfarrer Hans Nidecker anno 1914 an einem Winterabend in Tenniken, meiner damaligen Landgemeinde, über Armenien und seine Leiden gehalten hat. Die Quellenstudien führten zur Erweiterung der ursprünglichen Idee einer einfachen Erzählung zu dem vorliegenden Roman, der auf Grund möglichst genau wiedergegebenen, welt-, religions- und kulturgeschichtlichen Materials den Sieg des Christentums über die alte, griechisch-römische Welt, vor allem über die, dem Christentum so ähnliche Mithrasreligion darstellt. Auch die vom Autor geschaffenen Gestalten entbehren nicht geschichtlicher Begründung in Zuständen, Lehren, Sitten, Gebräuchen und Handlungen jener Zeit. Alles Erzählte und Geschilderte ist nicht immer in diesem Zusammenhang geschehen, aber es ist nichts erzählt, was nicht irgendwo und -wann geschehen wäre. Alle Personen haben gelebt oder leben noch. Die größten Schwierigkeiten boten die vielen Widersprüche in den Quellen. Nicht nur darin, daß so manches bei den einen als Sage, bei den andern als wirkliche Begebenheit gilt. Nicht nur die Widersprüche der Chronologie, sondern vor allem schwierig war die verschiedene Beurteilung der Persönlichkeiten, je nach dem religiösen und sittlichen Standort der Berichter. Meine Bemühung war, so genau als möglich den geschichtlichen und psychologischen Gründen der verschiedenen Charaktere und Handlungen nachzugehen und auch die der heidnischen Imperatoren und Verfolger aus ihren Lebensverhältnissen heraus zu begreifen. Darum erwarte man keine Charaktere der Phantasie, sondern der, möglichst wahrhaftig ergründeten und wiedergegebenen Wirklichkeit. Die Quellenangabe, die nur die Hauptschriften enthält,

die benützt wurden, enthebt mich weiterer Erklärung. Den weitesten Spielraum überließ ich der Phantasie bei der Darstellung der Mithrasreligion und -mysterien und ebenso bei der Darstellung des Konzils von Nicäa. Doch ist auch hier in beidem alles in Zeit, Glauben, Lehre und Zuständen begründet. Nur mag der Leser vielleicht aus der Ironie des Kapitels Nicäa herausfühlen, mit welchem Herzeleid es im Blick auf Vergangenheit und Gegenwart geschrieben wurde. So wenig haben Heiden und Christen unserer Zeit gelernt, daß „Christus Imperator“ tendenzlos ein Buch für unsre Zeit genannt werden dürfte. Die vielen Parallelen zwischen jener und unserer Zeit sind in der — leider — ewig gleichen Geschichte begründet. Sollte sich aber aus dieser freien Darstellung des Weltelends und der Welterneuerung der „Antike“ dem Leser die Erkenntnis bestätigen, daß allein in einem christlich-sozialen Imperium Christi unser Weltelend gehoben werden könne, so wüßte der Verfasser für reiche Mühe keinen reichern Lohn.

Das Buch sei in herzlicher Freundschaft gewidmet Pfarrer Hans Nidecker-Roos.

Riehen-Basel, 14. September 1920.

Karl Brefin.

Inhalt.

Erster Teil.

Zweiter Teil.



Quellenverzeichnis.

Armenische Geschichte nach Mar Catina, Bardesones, Agathangos, Faustus von Byzanz, Moses von Khorene, Zenob von Glag in der Sammlung Fragmenta græcorum scriptorum.
Jakob Burckhardt, Das Zeitalter Konstantins des Großen.
von Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit.
Mommsen, Römische Geschichte.
Neander, Kurz, Kirchengeschichte.
Loofs, Dogmengeschichte.
von Orelli, Chantepie, Religionsgeschichte.
Fr. Cumont, Die orientalischen Religionen, Mithras; und Mysterien des Mithras.
Vogel, Hunziker, Preuß, Abhandlungen über Diocletian.
Harnack, Militia Christi.
— — Ausbreitung des Christentums in den drei ersten Jahrhunderten.
Lactantius, De mortibus persecutorum christianorum.
Griechische Philosophie nach Zeller, Eucken etc.
Weiß, Kostümkunde der alten Völker.
Springer, Kunstgeschichte.
Kolb, Kulturgeschichte.
Lamer, Griechische und römische Kultur im Bilde (Wissenschaft und Bildung).
E. A. Stückelberg, Bildnisse der römischen Kaiser und ihrer Angehörigen.
Zendavesta in Übersetzung von Spiegel.
Lehmann, Armenien einst und jetzt.
Herodot.
Schneller, und viele andere Reiseberichte aus Italien, Griechenland, Kleinasien und Armenien.



Erstes Kapitel.

Königskinder.

„Keine!“ — „Keine? Tut nichts. Wir haben genug. Wenn sie die Fische alle gegessen und mit Wein begossen haben, so merkt auch der Fürst heute abend nicht, ob wir ein Stück mehr oder weniger gefangen haben. Laß doch, es sind genug. Zieh' das Netz ein und hilf mir nachzählen, wieviel wir im Eimer haben!“ So rief Quintus, und Sextus folgte zögernd. Sie zählten die vorhandenen Fische. Es fehlten vier von den dreißig bestellten.

„Was meinst du, Quintus, wollen wir die vier doch noch fangen?“ — „Ich sicher nicht“, erwiderte dieser. „Das hat selbst der gute, alte Fürst um mich noch nicht verdient, daß ich so treu wäre und noch dazu hinter seinem Rücken! Nein, Sextus, ich vergesse keinen Hieb des Präzeptors, keinen Hunger, keinen Durst; ich vergess' nie, wo mein müder Rücken schlief all die Jahre hindurch. Treue? —“ höhnte der ergraute Sklave Quintus. Eine hagere, muskulöse Gestalt, nur in die luftige Tunika von rohem Linnen mit weiten Ärmeln bekleidet, die die breite, behaarte Brust sehen ließ, die mächtigen Schultern und die Hälfte der Oberarme bedeckte, bis zu den Knien reichte und Beine und Füße frei ließ zu ungehinderter Arbeit. Ganz gleich war Sextus gekleidet. In ähnlichem Alter mochte er stehen. Doch sein Gesicht zeigte weniger Verdrossenheit, eher stille Ergebung, und zuweilen, während der Arbeit sogar oft ein stilles Lächeln, als trüge er irgend ein seliges Geheimnis in sich. Je heftiger Quintus über sein Schicksal schalt, desto stiller wurde Sextus.

Der andere überließ sich wieder einmal seiner Wut. Von Sextus wußte er wohl, daß er ihn nicht verraten werde. Hier draußen auf der See, da konnte sie niemand belauschen. Wie tat's dem alten Sklavenherzen wohl, seinem Ärger Luft zu ma-

chen. Sein Herr, der alte Fürst Licinius selber, kam noch glimpflich weg. Aber hatte Quintus auch nicht von ihm selber zu leiden, warum kümmerte er sich nicht besser ums Los seiner Sklaven? Warum setzt er diesen bissigen Hund als Aufseher über sie? Was gelten sie im Grunde alle vor ihrem Herrn? Genau so viel, wie diese Fische. Zusammengepfercht im Ergastulum — mit Gewalt aus der Heimat geraubt wie sie — mit Bröcklein gespiesen wie sie — krank! — weggeworfen wie faule Fische. Schnellen wir einmal auf im Zorn, so haut man uns über den Kopf, gerade wie euch armen Tiere da drinnen! — Er lüftete den Deckel des Gefäßes ein wenig und sah wortlos sinnend einige Augenblicke dem ängstlichen Treiben der totgeweihten Tiere zu. Dann sah Sextus, wie Tropfen um Tropfen heißer Tränen dem Quintus übers Gesicht und den struppigen, grauenden Kinnbart liefen und zu den Fischen im Eimer hinabrannen. Er sah auf und schämte sich nicht im geringsten seiner Tränen. Mit nassen Augen sah er Sextus an und fragte: „Was?“ — Jener: „Ich liebe dich, Quintus!“ — „Du warst immer gut zu mir, Sextus!“ — „Ich möchte dir helfen, Quintus!“ — „Zu was denn?“ — „Zur wahren Freiheit, und zum wahren und bleibenden Glück!“ — „Mir kann niemand helfen! Kannst du mich loskaufen? Kannst du mich heimbringen nach Armenien? Wollen wir fliehen? Endlich, jetzt, wagst du's endlich?“ — Ganz erregt, mit großen, forschenden Augen fragte Quintus und hielt sein Gesicht ganz an das des Sextus heran. Dieser sagte schlicht: „Ein jeder bleibe im Stande, darinnen er berufen ist! Das ist unsre Losung, Quintus! Ich leide was du, habe den gleichen Herrn und werde wohl mit dir Sklave bleiben bis zum Tod. Aber — Quintus, ich bin doch frei. Ich weiß, ich bin doch mehr als diese armen Tiere da drinnen. Die irdische Heimat hat man mir geraubt, den Himmel kann mir niemand rauben. Man kann mich hungern lassen, schlagen, töten, ich kann satt sein oder Hunger haben, kann schweigen und tragen, kann fröhlich sein in Trübsal — ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!“ — „Pst! —“ warnte Quintus und schaute prüfend umher. „Du bist ein Christ!“ — „Ich bin's!“ bekannte Sextus, „ich weiß, uns droht wieder Verfolgung und Tod. Verrat mich nicht, Quintus! Aber mag's durch dich oder einen anderen geschehen: ich will ein Christ bleiben und koste es mich das irdische Leben!“ — „Kaiser Carus habt ihr weniger zu fürchten, der ist meistens im Osten und kümmert sich wohl um die

Religionen seiner Völker weniger als um ihre Denare*. Aber die Priester und die Offiziere, die Hofleute und Reichen, die wühlen und schüren, wie man weiß, die wollen wieder Christenverfolgungen. Und das Volk wird wieder aufgehetzt und der Ruf nach Zirkusspielen mit Christenmartern tönt wieder in den Städten. Die Christen vor die Löwen! Wenn's wieder käme wie vor vierzig Jahren, wie die Alten berichten im Ergastulum!" — „Kommt's so, kommt's anders — Quintus. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Wir leben oder wir sterben, wir sind des Herrn! Leiden müssen wir Christen in dieser Welt, leiden — dann Herrlichkeit!" — „Warum denn leiden, sterben für einen Glauben?" fragte Quintus starr vor Staunen. „Trenn dich doch von den Christen, gib doch diesen gefährlichen Glauben auf. Trenn dich von ihnen zur rechten Zeit!"

Mit weitgeöffneten Augen schaute Sextus seinen Gefährten an, dann fragte er im ruhigen Ton der Selbstverständlichkeit: „Quintus! Was geschieht, wenn ein Fisch da vom Wasser auf's Land fällt?"

Quintus antwortete mit einem verständnisvollen Blick voll Achtung und Verwunderung. Sie sahen sich lange schweigend an. Der breite Kahn wurde leise hin und her gewogen. Die See war bewegt. Die Fischer hatten ihre Netze eingezogen, die Ruder ergriffen, aber noch stockte die Fahrt. Denn die Pracht dieses Frühlingsabends auf dem ägäischen Meer draußen war heute derart, daß auch diese Menschen mit ihren schwieligen Händen und verbitterten und weltentrückten Seelen davon übernommen wurden. Fischer, Kahn, Netz, Ruder — alles war wie flammendes Gold, das flüssig geworden im Wasser aufglitzerte, in Tropfen von den Rudern fiel, oder beim Aufschlagen derselben in weitem Gefunkel aufspritzte. Der Horizont im Westen war ein Purpurmeer. In seinem Widerschein leuchtete die Akropolis und das Standbild der Pallas Athene wie im Feuer, während über der Stadt Athen mit ihrem weißen Häusermeer, den unzähligen Tempeln, Altären, Siegessäulen und Torbögen ein blauduftiger Schatten lag. Schon begann der Purpur am Himmel zu erbleichen und ging in letztes mattes Hellgrün und Hellgelb über; auf das ägäische Meer aber und die vielen zerstreuten Inseln schwebte die Dämmerung herab und hüllte nun alles um die Schiffer her in märchenhaftes duftiges Violett.

---

* Denar = 70 Pfennig.

Langsam entschwanden die Inseln den Augen der Schiffer und versanken in Nacht. Die See wurde bewegter, wurde schwarz und vom Ufer, weithinaus ins Meer den Schiffern entgegen, leuchteten die Lichter des Hafens Piräus und der dort vor Anker liegenden großen Zwei- und Dreimaster. Die Sklaven waren aus ihrem Staunen erwacht. Mächtig griffen die Ruder aus, gezwungen von starken Armen und klammernden Händen. Sie hatten sich verspätet. Die Furcht vor der Peitsche trieb sie zur äußersten Kraftentfaltung. Die See kam ihnen mit ihrem Wellengang zu Hilfe. Die Barke wurde von hinten mit starken Stößen getrieben. Quintus schaute einmal verwundert rückwärts. Da erblickte er in weiter Entfernung ein Schiff, das sich mit großer Geschwindigkeit dem Piräus näherte. Im letzten Dämmerlicht sah man deutlich die von der scharfen Brise geblähten Segel, es war rot beleuchtet von den bereits am Schiffsrand aufgesteckten Lichtern. Dann, als die Sklaven die Barke in der ihrem Herrn gehörenden Bucht zwischen den vielen schwankenden Kähnen und Jachten festgebunden und das Netz im Sand ausgebreitet hatten, war schon das fremde Schiff so nahe gekommen, daß die beiden Fischer deutlich Männerstimmen vernahmen, die ihnen zuriefen, sie möchten bleiben und das Schiff ans Land ziehen helfen. Nun war keine Furcht vor der Peitsche mehr nötig. Hilfeleistung für fremde, späte Seefahrer, die zu ihrem Herrn wollten, war jetzt ihre Pflicht. Sextus fürchtete nur aufs neue, die Fische könnten jetzt erst recht nicht ausreichen. Das Schiff fuhr heran. Seine Lichter warfen rings auf die See rötliche Schimmer, die auf den Wellen tanzten. Im Vordergrund stand der Hauptmann und rief seine Befehle an den Steuermann im Hintergrund, an die Ruderer zu beiden Seiten des Schiffes, an die Schiffsklaven, die ganz vorne an der Kielspitze bereit standen, die Taue in wurfbereiten Händen. Quintus und Sextus standen am Ufer, gefaßt darauf, im nächsten Augenblick die Seile aufzufangen. Es geschah. Und knarrend, von vorn gezogen, von mächtigen Ruderstößen getrieben, kehrte das Schiff. Seine rechte Seite ward dem Ufer zugewandt. Die Anker fielen. Das Schiff stand fest, ächzte aus allen Fugen, umspült von kleinen, schäumenden Wellen, die in regelmäßiger Wiederkehr, als wären sie zornig, daß sie vom Schlafe aufgestört, noch einmal ihre ewig gleiche Arbeit aufnehmen müßten, gegen Schiff und Gestade brandeten. Die Sklaven des Licinius hatten die Seile um die festen, baumdicken Pfosten gewickelt. Aus dem Schiffsinnern

traten einige Reisende hervor, die meisten in lange Mäntel gehüllt, und zerstreuten sich in verschiedenen Richtungen. Dann trat eine Frauengestalt aus dem Hintergrund hervor, sah noch einmal besorgt in den Hintergrund des Schiffes, schritt durch die respektvoll platzgebenden Schiffsleute zum Hauptmann und sprach mit ihm einige Worte. Er rief darauf in griechischer Sprache die Leute des Licinius also an: „Wessen Sklaven seid ihr?“ Quintus und Sextus neigten den Rücken, streckten den rechten Arm zum Gruß der Sklaven am Kopf vorbei und riefen, wie aus einem Munde: „Des Fürsten Licinius!“ Das Gesicht der Reisenden, vom Kopftuch freigelassen, vom spärlichen Licht der Schiffsfackeln beleuchtet, zeigte jetzt neben tiefem Ernst freudige Überraschung. Wieder sprach sie mit dem Hauptmann. „Tretet ins Schiff!“ rief er jetzt, „im Namen des Zeus, der die Fremdlinge schützt und Gastfreundschaft gebietet! Ich habe euch Auftrag für euren Herrn!“

Als sie vor ihm standen, sprach der Hauptmann zu ihnen: „Ihr geht zu euerm Herrn und sagt ihm: Reisende aus Armenien seien angekommen und suchen Schutz und Aufnahme am Hof des Licinius, des Vaters, der ein Freund gewesen sei des Königs von Armenien, Kosroes des Zweiten. Die hohen Reisenden lassen den Fürsten bitten, daß er hinabkomme ans Schiff, um eine Frau mit zwei Kindern in der Sänfte abzuholen. Vergesset nicht zu sagen, die Reisenden hätten bei sich die Hälfte der goldenen Schale, die einst der Vater Kosroes dem Fürsten Licinius zum Zeichen lebenslanger Freundschaft gegeben habe. Der Fürst Licinius möge seine Hälfte zur Prüfung der Wahrheit mitbringen!“

Wieder verneigten sich die Sklaven, hoben die Arme zum Gruß und verschwanden alsbald im Dunkel. Keiner sprach ein Wort. Sextus, der jüngere, hatte sich eilig das schwere Gefäß mit den Fischen über den Rücken gehenkt. Das Wasser darin platschte hörbar hin und her und troff aus den Luftlöchern des Deckels über den Rücken des Sklaven hinab. Er achtete es im Eilen nicht. Quintus war einige Schritte voraus. Beide in Neugier und Staunen versunken. Beider Gedanken waren übers Meer geflogen. An beider Augen zogen in heimwehvoller Erinnerung Bilder von Jahrzehnten vorüber: die Hütte aus Lehm, der fensterlose Würfel, der einzige, rauchschwarze Raum mit allem wimmelnden Leben drinnen: Vater, Mutter, Kind, Kind und wieder Kind, und allerlei friedlichem Haustier, alles durch spärliches Oberlicht und schmalen Seiteneingang vom Hof her

beleuchtet und mit Luft versehen, aber das — das war die Heimat. Dort lebten sie, bis Fürst Licinius kam und sie mit vielen andern Kriegsgefangenen nach Rom und von da als sein Eigentum nach Athen in seine Villa führte. Beide hatten vom Gespräch des Schiffshauptmanns mit der Fremden nichts vernommen, nur ein Wort des Hauptmanns war schuld, daß sie mit weitentrückten Gedanken und möglichster Eile der Villa zustrebten; ein Wort hatte ihre Seelen durchzittert: Armenia. Aus ihren Gedanken weckte sie eine barsche Stimme, die ihnen von weitem zurief: „Wo bleibt ihr denn, Quintus, Sextus, mit euren Fischen? Schon sind die Gäste des Herrn gekommen. Schon lang jammert der Koch nach den Fischen! Ich will euch heute nacht noch fischen lehren, faule Hunde!" — „Sind wir das", sagte Sextus mit Sanftmut, „so werden uns wohl auch deine Streiche kaum mehr fischen lehren, Präzeptor!" Quintus kam ihm zu Hilfe, denn vor Atemnot hatte Sextus nicht weiter reden können.

„Präzeptor!", rief Quintus, der Heide, „beim Zeus, wir haben getan, was wir konnten. — Kein Wort miteinander gesprochen — ins Wasser haben wir gesehen den ganzen Nachmittag — das Netz haben wir unaufhörlich ausgeworfen und wieder eingezogen — doch Neptun war uns nicht günstig. — Doch es wäre möglich, Präzeptor, daß heute abend nicht so viele Fische nötig sind, als befohlen wurden!"

Die drei Männer waren bereits am Parktor angekommen, als Quintus die Botschaft des Schiffshauptmanns ausgerichtet hatte. Sichtbar beglückt darüber, der Bote einer so geheimnisvollen Meldung sein zu dürfen, gab der Präzeptor den Sklaven Befehl, die Fische in die Küche zu bringen. Er selber stampfte den Sand von den Sandalen, ordnete die Falten der Toga, Bart und Haar, faßte sein Amtszeichen, den weißen, dünnen Elfenbeinstab fester in der Rechten, und stieg, im Gefühl der Götterbote selbst zu sein, die breite, vielstufige Steintreppe hinauf, eilte rasch an den sich vor ihm neigenden Haussklaven, am hellbeleuchteten Springbrunnen der breiten Terrasse, zwischen den weit voneinanderstehenden mächtigen korinthischen Säulen, an den Statuen und Kandelabern des Atriums vorüber und verschwand zur Rechten in einem Säulengang, der zum Speisesaal des Fürsten führte. Neugierig traten hinter ihm die Haussklaven zusammen und jeder vermutete, daß etwas Wichtiges müsse vorgefallen sein. Nach wenigen Augenblicken drang ein Schwall laut redender und

lachender Männer- und Frauenstimmen durch den weiten Flur und brach schnell wieder ab. Dafür erschienen in sichtbarer Erregung der alte Fürst Licinius, sein Sohn Licinianus und der Präzeptor. Die Fürsten waren im Festgewand, der Vater, ein Greis mit grauem, ehrfurchtgebietendem Haupt, von großer, noch aufrechter Gestalt, in purpurverbrämter, weißer Toga. Der Sohn, eine echte Römergestalt wie der Vater, nur etwas kleiner, von starker, gedrungener Postur, mit schwarzem, wirrem Lockenhaar, bloß in eine blauwollene Tunika gekleidet. Sie sprachen eifrig, blieben stehen, schritten weiter dem Atrium zu. Die Sklaven, alle im Festkleid, neigten sich tief zur Erde, den rechten Arm vorgestreckt, bis Vater Licinius seine Rechte gegen sie ausstreckte, dem Nächsten rief und befahl, sofort Quintus und Sextus zu rufen. Vor der Villa, auf der Terrasse, erzählten beide kurz darauf, was sie erlebt hatten und Sextus wiederholte, so gut wie möglich, die Botschaft des Hauptmanns. Jetzt offenbarte sich die alte, bekannte, klare Entschlossenheit des Römers Licinius. Kurz und schneidig klangen die Befehle des alten, gehorsamgewohnten Heerführers. Alles kam in Bewegung. Der Sohn eilte in seine Gemächer hinauf, die warme Toga und in des Vaters silberner Schmuckkassette die goldene Schalenhälfte zu holen. Der Präzeptor lief, die Träger zu rufen, die Sänfte bereit zu machen und mit warmen Decken zu versehen. Quintus und Sextus hatten Fackeln zu holen und als Lampidarii * mitzugehen. Schon trat der Sohn, die Toga über den Schultern, goldene Armspangen um die freien, starken Oberarme, mit unbedecktem Haupt zum Vater. Gedankenvoll stand der Greis allein auf der Terrasse vor dem mehrteiligen Springbrunnen und betrachtete prüfend den Wolkenhimmel, lauschte auf das Flüstern des kühlen Aprilwindes, der in den Bäumen des Parkes rauschte, horchte, ob irgend ein Vogel oder Tier vernehmlich sei. „Es ist kein böses Zeichen wahrzunehmen, Licinianus, weder an den Sternen, noch an den Wolken, noch im Winde! Kein Vogellaut — nirgends! Und doch, mein Sohn, ich ahne ein Unglück!“ Schweigend nahm er aus Licinianus Hand die halbe, vom Bruch scharfgezackte Schale und betrachtete sie ernst. Noch ernster gab er sie dem Sohn zurück. „Ein Unglück ist geschehen, sage ich dir, ein Leben ist jäh abgebrochen, wie dieser Schalenrand. Was gilt's?“ — „Warten wir ab, Vater, auch mir ist unheim-

* Fackelträger.

lich zu Mute. Doch, was geschehen ist, ist geschehen. Handeln wir!“

Licinianus setzte sich schweigend in die reichverzierte Sänfte, die von den Sklaven eben vor ihn gestellt worden war, und wurde die Marmortreppe hinabgetragen. Noch einige Augenblicke sah der Greis bekümmert dem von roter Glut beleuchteten Zug nach. Die Fackeln loderten hell empor, wirbelten Rauch auf und verbreiteten, bis hinaus zum Fürsten, den scharfen Pechgeruch. Jetzt kehrte Licinius zu seiner Gesellschaft zurück, um sie und vor allem seine Frau, die würdige Matrone Licinia, auf die bevorstehende Ankunft der armenischen Gäste vorzubereiten. Das immer sorgenvollere Gesicht des Fürsten verbreitete allmählich eine düstere Stimmung unter allen. Man sprach über Armenien, diese gefährliche Provinz des römischen Reiches, aus der in letzter Zeit allerhand Gerüchte vernommen worden waren. König Sapor von Persien sei es wieder zu wohl, der begehre noch einmal das römische Schwert zu spüren. Dann begann der Fürst wieder zu erzählen, wie er mit Kaiser Aurelian die Königin Zenobia von Palmyra bei Antiochia geschlagen. Man sah mit Freuden, wie die Stirne des Fürsten sich ein wenig erhellte, die Bewegungen der Glieder ruhiger wurden; die Worte kamen fließender, richtiger: „Zenobia! . . . . ja Zenobia.“ Wörtlich genau wie immer erzählte der Fürst den Triumphzug Aurelians in Rom und wie Zenobia, die kriegsgewaltige Königin, vor seinem Siegeswagen schritt. Rechts von ihr ritt Licinius. — — —

Unterdessen war Licinianus an den Strand gekommen. Die Sänfte wurde auf Befehl des Fürsten der Schiffswand am Ufer gegenübergestellt. Die Fackelträger traten zur Rechten und Linken der Sänfte. Die übrige Bedienung zog sich unter Leitung des Präzeptors ins Dunkel zurück. Im Vordergrund des hellbeleuchteten Schiffes stand der Hauptmann, in seinen Schiffsmantel gehüllt. Links und rechts hatten sich schon auf Kommando die Sklaven aufgestellt. Als Licinianus auf Griechisch seinen Gruß vom Strand ins Schiff rief und, die Verbindungsbrücke aus starken Brettern hinaufeilend, auf dem Schiff erschien, beugten sich alle Soldaten und Sklaven und streckten den rechten Arm, den Kopf berührend, in Halbbogen aus. Auch Licinianus war in einen Mantel gehüllt, der die prächtige, weißwollene Tunika mit dem feinen Goldgürtel schützte, Nacken und Arme bedeckte und nur die starken, von den Sandalenriemen kreuzweis umwundenen Unterschenkel von

den Knien an frei ließ. Den einen mächtigen Arm, oben von breiter Goldspange umschlossen, streckte er nun unter dem Mantel hervor dem Hauptmann zum Gruß entgegen, die andere Hand blieb, mit jener Schalenhälfte, unter dem Mantel verborgen. Die beiden Männer sprachen leise einige Worte zusammen, dann verstummten beide plötzlich, denn aus dem Hintergrund des Schiffes nahte jene Frau, in Mantel und Kopftuch verhüllt, das Gesicht bis zu den Augen hinter einem weißen, durchsichtigem Schleier verdeckt. Nur die Schnürstiefel von feinem, grünen Leder traten aus der gänzlichen Umhüllung der Gestalt hervor. Sie war hoch aufgerichtet. Auch Arme und Hände waren unter dem Mantel verborgen. Ihr Gang war wie ihre Haltung vornehm. Die nun dunklen, aber im Licht der Fackeln leuchtenden Augen unter der breiten, leichtgewölbten Stirne, und den starken Augenbrauen und langen Wimpern zeigten einen auffallenden Ernst und prüfende Vorsicht, zugleich etwas Bittendes, Suchendes, unendlich Trauriges. Dieser Ausdruck des Blickes, die Haltung des Kopfes, den sie im Reden leicht zurückbog, und das ganze geheimnisvolle Wesen, das über der Frau lag, nahmen Licinianus sofort gefangen und nötigten ihm augenblicklich die Achtung ab, die sie während der ganzen Reise dem Hauptmann und der ganzen Schiffsmannschaft abgewonnen hatte. Einige Schritte vor Licinianus verbeugte sie sich mit leichtem Senken des Kopfes, wobei ein liebliches Rot ihre blassen Wangen färbte. Licinianus erwiderte den Gruß in gleicher Weise schweigend und vornehm. Zum erstenmal vernahm er die etwas tiefe, von auffallendem Wohllaut erfüllte Stimme, die ihn in gebrochenem Griechisch anredete: „Du bist Fürst Licinius?“ — „Ich bin Licinianus, des Licinius Sohn.“ — „Du weißt bereits um unsre Herkunft und um unser Begehren?“ — „Ich weiß davon. Desgleichen der Vater.“ — „Hast du die Schale hergebracht?“ — „Hier ist sie!“ Licinianus zog im andern Augenblick den rechten Arm aus dem Überwurf hervor. In der ringbesetzten Rechten hielt er die Hälfte, deren zackigen Rand er, sichtbar bewegt, gegen die Fremde hielt, die ebenfalls ihren rechten Arm freigemacht und aus dem Mantel die andere Hälfte hervorgeholt hatte. Lautlose Stille herrschte auf dem Schiff. Wie Statuen standen die Schiffsleute. Die Fackeln beleuchteten mit rötlichem Schein ein kurzes, aber für alle unvergeßliches Erlebnis. Leise wiegte das Schiff im Nachtwind auf den Wellen hin und her. Unter dem Sternenhimmel Griechenlands, schweigend, beide

in voller Erwartung kommender neuer Ereignisse, hielten Licinianus und die Unbekannte die beiden durch Alter und Freundschaft der Väter geheiligten Schalenränder aneinander. Lückenlos griffen die Teile ineinander, Zacke auf Einschnitt, und bildeten wieder ein Ganzes, dessen Bruch nur noch die nahtartige Zickzacklinie verriet. Beim Zusammenstoßen der Hälften fiel Licinianus die Feinheit der wohlgepflegten Hand und Finger seiner Schutzbefohlenen auf. Doch er enthielt sich wie von Ehrfurcht gebannt auch der leisesten Berührung, worüber er aber noch im gleichen Augenblick vor sich selber erstaunte.

„Die Hälften passen!“ sagte Licinianus bewegt. „Auch bedürfte es euch gegenüber wahrlich dieses Ausweises nicht. Bei Zeus, dem Herrn des Gastrechts und dem Beschirmer der Fremdlinge und im Namen des Fürsten Licinius, meines Vaters, was für ein Geschick dich und deine Begleitung hierher zu uns führte, seid willkommen unter unserem Dache, seid gewiß unseres Schutzes, unserer Pflege und Hilfe!“

Bei diesen Worten hob Licinianus den rechten Arm empor und neigte die Hand wie schützend gegen das Haupt seines Gastes.

Sie schlug das kapuzenartig geschlungene Kopftuch von gelber Seide in den Nacken zurück, schob den Schleier hinauf in die pechschwarzen Haare, die in überreicher Fülle Stirne und Schläfen umkräuselten und am Hinterkopf durch einen schimmernden Silberschmuck in dichtem Geflechte zusammengefaßt waren. „Vernimm, Fürst Licinianus, das Geschick, das uns zu euch führt. Ich bin Harsa, die Priesterin der großen Göttin Anahita, die Kammerfrau der Königin Aschka, die Ratgeberin und Priesterin des Königspaares und die Erzieherin seiner beiden Kinder Tiridates und Koswita.“ Sie war ganz nahe an Licinianus herangetreten. Er konnte den Hauch ihres Mundes verspüren. Ihr Gesicht verlor jede Farbe. Die tiefliegenden, großen Augen nahmen den Ausdruck starren Entsetzens an und wurden feucht. Kinn und Mund begannen zu zittern, aber der Ausdruck des ganzen Gesichtes und die feste Haltung des Körpers verriet den schweren Entschluß unbedingter Fassung. Licinianus spürte, daß eine furchtbare Botschaft seiner warte. Die Spannung war groß. Harsa hatte eben noch einen besorgten Blick nach dem Hintergrund des Schiffes gerichtet. Langsam wandte sie das Gesicht wieder ihrem Beschützer zu und flüsterte hastig, nur für

Licinianus vernehmbar, immer wieder blitzschnell nach hinten blickend: „König Kosroes ist ermordet. An seiner Leiche tötete sich die Königin. Vor seinem letzten Hauch befahl der König durch einen Diener, ich solle mit den Kindern zu Fürst Licinius flüchten, diese Schale mitnehmen und euren Schutz anflehen. Hört, Fürst, die Kinder wissen nichts von allem. Es ist der letzte Wunsch des sterbenden Vaters, daß ihnen so lang als möglich das Schreckliche verborgen bleibe, bis sie alt und stark genug geworden seien, die Botschaft zu ertragen. Jetzt wär's ihr Tod. Ich weiß Rat. Doch — faß dich, Fürst: führ' uns in eure Wohnung. Die Kinder sind todmüde und schlafen ahnungslos. Willst du sie sehen?"

Sie wandte sich um und schritt voraus. Licinianus folgte mit verwirrten Sinnen. Doch war er Römer genug, sich nicht durch Mitleid vom Handeln abhalten zu lassen. Er begriff, daß jetzt das Wichtigste war, die erwachenden Kinder — zu täuschen. Schweigend folgte er der Priesterin. Hinter ihm der Hauptmann. Der hinterste Teil des Schiffes war von einem starken, regendichten Segeltuch überwölbt. Links und rechts am Schiffsrand waren Kammern für den Hauptmann und vornehme Reisende angebracht. An der Außenwand der letzten Kammer linker Seite stand eine hölzerne Bank mit Rückenlehne. Den ganzen Abend hatten hier die königlichen Geschwister zugebracht, bald auf der Bank, bald am hintersten Platz des Schiffes, von wo sie gerade aufs Steuerruder hinab sahen und lange betrachteten, wie es, von innen gelenkt, das Schiff regierte, und wie die Wellen sich schäumend an ihm brachen. Oder sie hatten die oberste der hier aufgestapelten Kisten erklettert und saßen lange Zeit beinepampelnd, lachend und singend, Hand in Hand hier oben, schauten weit ins Meer zurück, während die Brise ihre langen goldglänzenden Haare zerzauste und ihre Wangen rötete. Als es kühler geworden war, hatten sie in ihrer Kammer ihre Wollmäntel geholt und um sich geschlungen. Der Sonnenuntergang, den sie auf Vorverdeck mit Harsa in stummer Ergriffenheit betrachtet hatten, die unbeschreibliche Pracht des in allen Farben leuchtenden Meeres, die Entdeckung der nahenden Inseln mit dem ersten Grün, die Einfahrt ins ägäische Meer, in den Hafen von Piräus, der überwältigende Fernblick auf die aus der Dämmerung gespensterhaft aufragende Akropolis und das, Stadt und Meer beherrschende Riesenstandbild der Göttin Athene; die Erwartung der Ankunft, des Empfangs bei Fürst Licinius, in

dessen Pflege sie in Griechenlands Sprache, Kunst und Kultur nach Vaters Wunsch erzogen werden sollten — das alles hatte die Kinder ernst gestimmt. Sie hatten sich auf jene Holzbank zurückgezogen, schmiegten sich eng aneinander und gaben sich stumm die Hände. Noch hatten sie einige Zeit in das nachtbedeckte Meer hinausgesehen, dann lehnte Koswita den Kopf an die Brust ihres Bruders. Er schlang schützend den linken Arm um ihre Hüfte und zog sie ganz an sich heran. Ein Duft von feuchter Frische und von kostbarem Haarwasser strömte zu ihm auf. Mit besorgter Liebe drückte er die Schwester an sich und seinen Mund auf ihr Haar. Deutlich fühlten sie, daß sie sich einander zum Trost waren gegen die Empfindung von Fremde, Neuem, Ungewissem. Im festen Halt seines Armes, in dem sie ruhte, mußte er sie fühlen lassen, daß er sie, wenn und wo immer nötig, schützen werde. So hatte es ihm der königliche Vater befohlen. Seine Gedanken flogen übers Meer zurück und kehrten heim. Währenddem sank sein lockenumwallter Kopf langsam weiter hinab auf den der Schwester. So wurden sie von Licinianus zum erstenmal gesehen. Harsa, Licinianus und der Hauptmann standen einige Augenblicke vor den ruhig schlafenden Kindern. Ein schöneres Bild hatte keiner der drei Betrachter je gesehen. Ernst und ruhig war ihr Ausdruck. Koswitas Gesicht war vom Schein der nächsten Schiffslampe mit mattem Rot beleuchtet. Die langen Augenwimpern der geschlossenen Lider gaben dem vollen, ovalen Gesicht den Ausdruck tiefster Ruhe und süßen Friedens. Die roten, lieblich geschwungenen Lippen waren leicht geöffnet und zeigten ein leises, glückliches Lächeln. Ihr Kopf lag unter des Bruders Kinn. Sein Ausdruck war unmittelbar vor dem Erwachen auffallend ernst geworden. Sein Gesicht war beschattet. Die Lippen waren fest aufeinander gepreßt. Mit der rechten Hand hielt er Koswitas Kopf. Nie wieder konnte Licinianus dieses Bild vergessen. Nie wieder vergessen, wie Harsa sich endlich mächtig aufwarf, als schritte sie an etwas Ungeheures heran, wie sie in einem Augenblick den Ausdruck fast wilden Trotzes, und unmittelbar darauf den Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit und Freude annahm, und laut dann mehrmals die Namen der Kinder rief. Schlaftrunken hoben sie die Köpfe; rieben sich die Augen, und blickten fremd umher.

„Das ist der Fürst Licinianus, Kinder. Grüßt ihn freundlich! Er wird uns zu sich und seinem Vater führen, dem

Freunde eures Vaters. Auf, auf, wir sind in Athen! Wollt ihr ewig hier bei den Kisten bleiben?“

Schon waren beide aufgesprungen, hatten ihre Umhüllungen abgeworfen und verneigten sich allerliebst vor dem Fürsten, der ihnen die Hände reichte und sie herzlich willkommen hieß. Zu längerer Begrüßung reichte das Griechisch der Kinder noch nicht aus, und Licinianus verstand nicht armenisch. Auch drängten Hunger und Nachtfrost zum Aufbruch. Kommando erschallten. Sklaven des Hauptmanns erschienen und trugen Bündel und Kisten aus dem Schiff bis zur Brücke, von der Licinianus’ Sklaven sie auf den Strand beförderten. Manches Goldstück glitt aus Harsas Hand in die des treuen Hauptmanns, der um alles gewußt und ihr mit Rat und Tat während der Reise unvergeßliche Freundschaft erwiesen hatte. Auch Koswita schied mit tränennassen Augen von ihm, Tiridates, stolz und aufrecht, mit festem Druck der Hand. Er versprach dem Hauptmann, von Zeit zu Zeit im Hafen von Piräus nach seinem Schiff auszuschauen und ihn aufzusuchen. Ebenso kräftig umfaßte der Hauptmann des Knaben Hand und sagte mit bedeutsamem Ernste:

„Und du, königlicher Prinz, erfüll’ mir den Wunsch! Wenn du einmal zurückkehrst in deines Vaters Reich, dann laß mich und keinen anderen dich wieder übers Wasser fahren!“ — „So soll es sein!“ versprach Tiridates mit stolzer Würde. Mit freundlichen Grüßen zogen sie an den Sklaven vorüber, die sich verbeugten, die Hand über den Kopf hoben, und dann ihnen schweigend nachsahen, bis sie in der Dunkelheit verschwunden waren. — — — —

Eben stand Fürst Licinius wieder auf, ging hinaus, trat vor das Haus, sah in die Nacht hinaus, nach Piräus hinüber, sah wieder nach Zeichen und horchte nach Lauten, ob sie seine Unglücksahnungen bestärken würden, und kehrte endlich mit immer tieferer Bekümmernis zur Gesellschaft zurück. Seine Frau war die Ruhe selber. Auch sie erwartete etwas Außergewöhnliches. Doch an ihrem Geiste hatten Ahnungen und Vorzeichen, Aberglauben und unnütze Sorge ihre Macht verloren. Epiktet und Marc Aurel waren nicht vergebens ihre tägliche Lektüre, und unter den vielen Bekannten in und außer Athen hatte die würdige Matrone auch mehrere Christen kennen gelernt, die zu den besten Freunden des Licinischen Hauses gehörten und frei in Wort und Leben ihren Glauben bekannten. Von diesen christlichen Bekannten war auch heute

abend gerade die anwesend, die ihr innerlich am nächsten stand: Paula. Licinia spürte deutlich, daß Kraft und Ruhe von ihrer Freundin auf sie überging. Darum fühlte sie sich heute abend besonders zu ihr hingezogen. Paula saß in ungesuchter Würde auf einer marmorenen, reich verzierten, mit seidenen Kissen belegten Bank an der Wand, während alle anderen Gäste auf Polstern lagen oder standen und wandelten. Die Schwüle der Situation wurde immer drückender, und als der Fürst wieder von einer Ausschau zurückkehrte, trotz der Nachtkühle der griechischen Frühlingsabende perlenden Schweiß auf der schwer gerunzelten Stirne —, und er mit fast kindlicher Ratlosigkeit und sichtbarer Angst seine Frau lange wortlos ansah, endlich, hilflos vor ihr stehend nur ratlos „Licinia!“ zu rufen wußte, da kamen die Gäste wie in geheimer Übereinstimmung zum Entschluß, es dürfte besser sein, die Gatten sich selbst zu überlassen, die auf die Botschaft eines schweren Unglücks warteten. Die letzte, die schied, war Paula. Die mächtige Gestalt war im Mantel verhüllt. Ein weißer Schleier mit schwarzem Kreuz darauf wallte über Haupt und Rücken und bedeckte das schneeweiße Haar, das Gesicht und die vollen, runden Wangen. Ihr Gatte schritt voraus. Paula kehrte sich noch einmal auf der ersten Stufe der Marmortreppe um, blickte Licinia mit liebeleuchtenden Blicken an und sagte in bestimmter Ruhe: „Wir wissen —: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“ Dem Sinn dieser Worte nachzudenken, dazu hatte Licinia jetzt nicht Zeit. Ruhig gab sie ihre Befehle. Eilig wurden sie erfüllt, die Zimmer für die Gäste, die Bäder, die Ankleide- und Salbungsräume bereit gemacht, das Essen in die Wärme gestellt; die Dienerinnen für die hohen Gäste ausgewählt, frisiert und in Festgewänder gekleidet. Alle waren aufs äußerste auf die Ankunft der Gäste gespannt. Soviel war den Haussklaven anvertraut worden, daß Königskinder zu erwarten seien. Doch an der Unruhe des Fürsten, an seinen prüfenden, fragenden, wie trostsuchenden Blicken, die er bald auf diesem, bald auf jenem seiner Sklaven ruhen ließ, ahnten alle ein Unheil. Als Licinius gegen Mitternacht wieder auf die Terrasse hinausgetreten war, entfuhr dem angstgequälten Manne der unwillkürliche Ruf: „Sie kommen!“ Der Ruf schallte laut durchs Atrium, ins Haus hinein, gleich einem jener alarmierenden Befehle des Licinius früherer Tage gegen die Perser. Licinia war an die Seite des Gatten getreten. Er griff

nach ihrem Arm, sie bot ihm ihn schweigend. So standen sie über der Marmortreppe, gerade in der Mitte, in langen warmen rotwollenen Hausmänteln. Licinius hielt in der Linken seinen langen Ebenholzstab mit goldenem Knauf. Senator romanus Licinius! So tapfer und furchtlos gegen die Perser! So furchtsam und abergläubisch jetzt im Alter! Und gerade darin ein echter Römer jener Zeit! Furchtsam vor den unheilverkündenden Omen, furchtlos, wenn das Unglück aus Nacht und Ungewißheit heraustritt ans Licht. Licinius wurde ruhiger; mit ernstem Blick maß er den Himmel ab, der Mund blieb festgeschlossen. Hinter dem Fürstenpaar schweigend die schöngeschmückte Doppelreihe der Sklaven und Sklavinnen zu beiden Seiten des Atriums, dessen Springbrunnen im Licht der neugefüllten Wandlampen blutrot schienen. Sie kamen. Die Luft ward wieder voll Pechgeruch. Die Bäume des Parkes werden gespenstisch beleuchtet. Vögel flattern aufgeschreckt und geblendet davon. Die Hunde bellen. Die Fackelträger werden sichtbar. Die Sänfte folgt. Was birgt sie? Was kommt? Licinius und Licinia! Götter verbergen gnädig, was sie beschlossen! Schwere, große Zukunft wird mit der Sänfte unwissend vor Licinius' Hause abgestellt. Die Tage seiner Ruhe waren vorbei. Der Sohn sprang in drei, vier Sätzen die Stufen hinauf. In atemloser Hast, in einigen, fast nur gehauchten Worten stammelt er, den Kopf ganz zu den Häuptern der Eltern geneigt, was geschehen, und — daß bei allen Göttern — die Kinder nichts davon merken dürfen. So war das Unglück da. Vornehme Ruhe, würdevolle römische Gastfreundschaft empfing die Ankommenden. Unter der Leitung des Präzeptors und der Obersklavin taten die Sklaven ihre Arbeit. Still und schnell ging die Ankunft vorüber. Wie oft im Leben half auch hier das Komische über das Bange. Tiridates hatte nach Knabenart schon aus der Sänfte heraus mit Licinianus Freundschaft geschlossen und viel von der Heimat, von der Reise und dem Zweck der Reise erzählt und nach mancherlei neuem gefragt. Als er sich der gewaltigen Gestalt des Fürsten und der ehrwürdigen Matrone gegenüber sah, kam ihn auf der obersten Treppe das Bewußtsein seiner königlichen Herkunft und Würde an. Während Harsa und Koswita, tief in Mantel, Kopftuch und Schleier verhüllt, zuerst schwiegen und sich tief vor dem Fürstenpaar verneigten, tat das letzte auch der Prinz; dann aber richtete er sich hoch auf, schlug die blendendweiße Lydierkappe in den Nacken zurück, die Fülle goldigen Haares fiel nun ganz

auf beide Schultern herab. Errötend, stotternd, in schlechtem Griechisch, zierlich verlegen, redete er den Fürsten an und stellte sich und seine Begleiter vor. Das kam so überaus lieblich und komisch heraus; dazu wirkte die Tracht des Prinzen und seine verblüffende Größe und Schönheit so sehr auf das Fürstenpaar und die ganze Dienerschaft, daß in der Tat der furchtbare Grund der Reise einen Augenblick vergessen wurde, und auch Licinius vermochte, seine späten Gäste ruhig nach dem Empfangssaal zu führen. Die Mäntel wurden abgelegt. In weißen Stiefeln von feinem Hermelinpelz, in safrangelben weiten Beinkleidern, und tiefblauem Wollrock mit engen Ärmeln und umgürtet von einem breiten, mit Goldschnallen und einer doppelten Reihe von Edelsteinen besetzten Gurte, von dem eine prachtvolle, mit Elfenbein und Edelsteinen eingelegte hölzerne Scheide mit Dolch und vergoldetem Griff herabhing, so stand der Prinz von Armenien da, aufgelegt, unermüdet, redend, erzählend, fragend an einem fort, während ihm und Koswita aus silbernen Schalen Gesicht und Hände gewaschen wurden. Koswita trug gleichfalls weiße Stiefel, blauseidene strumpfähnliche Beinkleider und bis zu den Knien ein schimmerndes, weißseidenes, frei herabhängendes Gewand, mit engen Ärmeln. Die Handgelenke trugen goldene, feinziselierte Spangen, die lieblichen Ohren köstliche kleine Ringe. Am goldgewirkten Haarband, das wie ein Reif die Fülle des dunkelbraunen, über die Schulter fallenden Haares um den Kopf zusammenhielt, glitzerte es nach allen Seiten auf. Koswita war stiller und sichtbar müde. So schön an Gestalt und Gesicht die Geschwister waren, jetzt, neben Harsa, konnten sie nicht ganz zur Geltung kommen. In dunkelrotem Gewand, das vom Hals bis zu den Schuhen talarähnlich über die Brust herabfiel, stand Harsa da, eine priesterliche Gestalt von wunderbarer Schönheit. In ihrem Ernst, der in einen Zug nicht ganz verhaltener Traurigkeit überging, schien jetzt das reine Gesicht von etwas gelblichem Teint, mit den schwarzen, mildflammenden, großen, tiefliegenden Augen unter starken, einander berührenden Augenbrauen mit langen Wimpern noch schöner. Die scharfgeschnittene Nase war leicht gebogen, der Mund breit, aber die weichen roten vollen Lippen waren sanft geschwungen und umspielt von Geist, und jetzt von einem einnehmenden Zug von Hoheit und Wehmut. Im Speisesaal wurde ein spätes kurzes Mahl eingenommen. Die Erwachsenen waren froh, daß der Prinz immer noch munter genug war, alles, was er Neues sah, zu bewundern,

nach diesem und jenem zu fragen, und von seinen Plänen zu reden. Dann verstummte auch er allmählich. Man nahm Abschied und Licinia führte die müden Gäste zu ihren Bad- und Schlafzimmern.

Noch einmal trat unterdessen der Fürst hinaus auf die Terrasse. Tiefe Stille lag wieder über dem Park. Leises Rauschen der Fichten und Pinien in der Ferne war der einzige Laut draußen, neben dem ewiggleichen Geplätscher der Springbrunnen im Atrium hinter ihm. Tief erschüttert stand der Fürst allein. Nur wenige Lichter brannten noch in ihren Ölbehältern an den Wänden. Im matten Schein dieser Lichter glänzten in den Händen des Fürsten die beiden gebrochenen Schalenhälften. Licinianus trat leise von hinten neben den Vater. Sein graues Haupt senkte sich tiefer und tiefer. „Licinianus!“ — „Vater!“ — „Mein Freund Kosroes ist nicht mehr. Seine Kinder hat er sterbend mir anvertraut. Ich will ihr Vater sein. Sie sollen so lang als möglich glauben, daß ihr Vater lebe. Bei dir, Zeus, du Gott und Schirmer des Gastrechts, gelobt Licinius, die Schutzbefohlenen heilig zu halten an Seele und Leib.“ Licinius blickte schweigend, lange in den matt leuchtenden Sternenhimmel und streckte wie zum Gelübde seine Rechte empor. „Licinianus“, sagte er wieder leise, liebevoll. — „Vater?“ — „Licinianus! Die Pflicht, die mir Zeus auferlegt hat, ist schwer. Du mußt mir helfen. Gib deine Rechte. Du hast gesehen, wie schön die Kinder meines Freundes sind. Es sind eines Königs Kinder. Sie werden auch dir heilig und unverletzlich sein. Licinianus! Gelob mir das in meine Hand auch — für die schöne Priesterin! Gelob es bei Zeus!“

Mit furchtbarem Ernst blickte der für Licinianus nicht ohne Grund besorgte Vater den Sohn an.

Dieser vermochte des Vaters Bedenken nicht zu verargen. Ein ernster Wille kam über ihn und er gelobte in seines Vaters Hand: „Sie sollen mir alle drei heilig und unverletzlich sein!“

Zweites Kapitel.

Fürst Anag.

In der Villa „Licinia“ besorgten unter der Leitung des mürrischen Präzeptors so geräuschlos als möglich die Haussklaven die ersten Morgengeschäfte. Auch im Parke und Gar-

ten, im fernen Stall und Waschhaus, — überall Leben und Arbeit. Hatten alle die Sklaven erwartet, daß Herrschaft und Gäste noch länger als sonst schlafen würden, so wurden sie heute lieblich enttäuscht. Als die Sonne so weit am Himmel stand, daß ihre Strahlen die Villa erreichten und in die Schlafzimmer der armenischen Gäste drangen, da horchten plötzlich alle die weißen, gelben und schwarzen Sklaven auf. Von einem offenen Fenster der Villa, das gegen Osten und gegen die Akropolis gerichtet war, tönten die fremdartigen Klänge einer vielstimmigen Laute, feierlich, andachtsvoll; und dann setzte eine Frauenstimme von tiefem, vollem Wohllaut ein, dann eine klare, in alle Höhe dringende Mädchenstimme und endlich eine kräftige, schon etwas männlich klingende Knabenstimme, und in ergreifendem Hymnus, in unverständlichen fremden Worten hörte das Gesinde den ersten Lobgesang der Armenier, die, in wollene Mäntel gehüllt, die Gesichter der aufgehenden Sonne zugewandt, dem Gott des Lichtes ihre Verehrung darbrachten. Feierliche Stille herrschte ringsum. Jeder Sklave, jede Sklavin blieb stehen; dieser mit dem Staublappen, jener mit dem Besen in der Hand, der Gärtner mit dem Spaten, die Wäscherin am Waschtrog. Der Melker ließ das Melken. Und in ihren Betten lauschte, aus dem Schlaf aufgeweckt, die Herrschaft. Andacht und Ehrfurcht erfaßte alle. Wie Klänge aus einer andern Welt kamen den Unfreien da drunten die Töne vor, die auf sie niederrauschten. Die es wagten, näher zu treten und verstohlen zu jenem Fenster aufzublicken, sahen Harsa, ihr zur Rechten Tiridates, zur Linken Koswita, alle so verhüllt, daß nur Gesicht und Hände sichtbar waren. Um die Schläfen der Priesterin und Koswitas floß wie schimmernd Gold das offene Haar auf die Schultern. Die Silberteile der Laute und die Edelsteine daran warfen das Licht der Sonne wie zum Gegengruß zurück. Die Sklaven standen noch immer still und stumm. Vergessen war Pflicht und Arbeit. Da — ein kreischender Aufschrei, die Sklavinnen rannten davon, die Sklaven verzogen sich traurig oder mürrisch, und hinter ihnen drein fluchte und schalt der Präzeptor. Der Gesang brach ab. Noch einige volle, rauschende Akkorde. Die harte Arbeit hatte wieder eingesetzt. Die Herrschaft schlief wieder ein. Aber am Fenster droben standen noch lange Harsa und ihre Schutzbefohlenen und blickten mit stummem Entzücken auf die Tempel, auf die Marmorstatuen, auf die Riesenbilder des Zeus und der Pallas Athene, die sich gigantisch zum grünblauen

Morgenhimmel emporstreckten. Vom salzigen Meerwind hatten sie längst jene leichte, hellgoldgelbe Kruste erhalten, die nun im Glanz der Morgensonne zu den Flüchtlingen hinüberleuchtete, wie noch vor wenigen Tagen die Firnen des Ararats im Morgenglühen in den Palast ihres Vaters. Harsa vermochte keine Fragen der Kinder zu beantworten. Fremd war ihr Athen und seine Umgebung. Fremd! — Sie mochte ahnen, daß unwillkürlich auch der Kinder Gedanken heimwärts flogen. Auch sahen sie noch müde und verschlafen aus. Sie gehorchten willig. Der Knabe trat in das durchgehende Schlafgemach nebendran, und alle drei schliefen wieder, bis die Sonne hoch am Himmel stand.

Es blieb Koswita lebenslang das zweite Erwachen am ersten Morgen in Licinius Haus in Erinnerung. Sie hatte von der Heimat geträumt und im Traum die Mutter Königin wieder gesehen. Fest glaubte sie sich von ihr umschlungen und im Traum wollte sie erschreckt die Tränen abwischen, die aus den Augen der Mutter auf ihr Gesicht fielen und sie wie Feuer brannten. In der Bewegung der Hand stieß sie an Harsas Kopf und erwachte, aber so allmählich nur, daß Koswita nicht mehr Zeit hatte, Harsa zu erkennen, die völlig angekleidet, sich über das schlafende Mädchen gelegt, ihren Kopf in beide Hände genommen, ihren Mund leidenschaftlich geküßt und ihr Gesicht mit heißen Tränen genetzt hatte. Mit vollkommener Fassung hörte Harsa den Traum ihres Lieblings und sah, wie Koswitas große, braunen Augen sich mit Heimwehtränen füllten. Doch des Neuen war zu viel, das ihrer wartete, um länger heimdenken zu können. In den Badezimmern gab es so viel zu bewundern. Der Prinz wurde von seinem Bademeister in seinem Baderaum bedient, stieg entkleidet die Stufen des Marmorbades hinab und frug im wohligen Bade, soweit sein Griechisch es ihm erlaubte, nach der Bedeutung aller Einrichtungen und Verzierungen, nach der Herkunft und dem Alter des Sklaven, und gab Befehle zu seiner Bedienung, als wär er seit Jahren der Prinz im Hause. Im Raume daneben stand das niedrige kostbare Lager mit weichen Pelzen, darauf der Prinz zu seinem Ergötzen gerieben und gesalbt wurde, bis es ihm zu viel des Guten wurde. Mit großer Befriedigung vernahm er aber bereits von seinem Kammerdiener, eine solche Kraft und Schönheit des Leibes und der Glieder und eine solche natürliche Geschmeidigkeit seiner alabasterfarbigen Haut habe dieser noch nie behandelt. Koswita wollte sich vorerst von nie-

mand bedienen lassen als von Harsa. Gleich gekleidet wie gestern trafen die drei wieder im Speisesaal zusammen. Hier saßen schon Fürst und Fürstin, die in rührender Fürsorge sich um ihre Schutzbefohlenen zu schaffen machten. Dann befahl der Fürst das Essen und schickte nach Licinianus. Der Sklave kam zurück und meldete, der Fürst schlafe noch immer. Über das Gesicht des Senators zog eine dunkle Röte von Zorn und Verlegenheit. Sklaven in blauer Tunika brachten kleine dreifüßige Tischchen mit Silberplatten und stellten sie zu Häupten eines jeden. Die neuen Tischsitten brachten es wieder mit sich, daß die Großen von der Erinnerung an das Unglück und die Kinder vom Heimweh abgelenkt wurden. Die Kinder verglichen Saal, Geschirr, Gerichte, Diener, Sitten und Gebräuche von Athen mit denen von Armenien. Drollig wurde die Situation, als der Prinz mit weitgeöffneten Augen zusah, wie sich Fürst und Fürstin niederlegten, auf den linken Unterarm aufstützten und mit silbernem Löffel den Brei zu essen begannen. Laut auflachend ahmte er die Lage nach und gab sich ein fürstliches Aussehen. Noch lustiger kamen ihm im weitern Verlauf jene drei Finger aus feinem Leder vor, die an die drei ersten Finger der rechten Hand gesteckt werden sollten, um mit ihnen die Fleischstücke zu essen, die der Sklave, der die Speisen verteilte, mit Löffeln aus den silbernen Schüsseln auf die ebenfalls silbernen Tellerplatten legte, die um den Rand mit getriebener Arbeit verziert waren. Das Mahl war reichlich, aber einfach neben dem Hauptmahl, das gegen Abend, gewöhnlich mit Gästen, eingenommen wurde. Das Symposion* folgte, bei dem auch vom Fürsten die größte Mäßigkeit beobachtet wurde, und wobei Licinius dem Prinzen einen kostbaren Becher übergab, der fortan lebenslang sein Eigentum bleiben sollte. Jetzt wurde die Unterhaltung lebhafter, und Licinius mußte den Kindern die Bedeutung der vielen Statuen, Bilder und Schmucksachen erklären, die den weiten hohen Saal mit dem farbigen Mosaikboden, den Wänden von köstlichem Zedernholz, den bemalten Friesen und der in Felder abgeteilten Gipsdecke schmückten.

„Ist wohl mein Sohn endlich aufgestanden?“ frug zwischenhinein der Fürst seine Frau. Die Antwort brachte Licinianus selber, der eben frisch, ausgeruht, wohl frisiert, in weißer Tunika eintrat und sich nach edler Begrüßung der

* = Nachtisch mit Wein.

Gäste und Eltern am Symposion beteiligte, nachdem er sich in einem seiner Zimmer das Essen hatte servieren lassen.

„Ich denke“, unterbrach Licinius nach einiger Zeit die Unterhaltung, „wir werden heute mittag unsern Gästen unsere Villa von innen und außen, von unten bis oben, und was draußen zu ihr gehört, und vielleicht noch das Schönste von Athen zeigen?“ Der Prinz jubelte auf und faßte vertraut des Fürsten Hand. Die andern folgten und besahen in langsamem Vorübergehen Haus und Park, Garten, Pflanzland, den großen Kuh- und Pferdestall in der Nähe, und am Abend standen die Armenier zum erstenmal auf der Akropolis, schwiegen eine Weile, überwältigt vom Anblick der vollendeten Schönheit von Kunst und Natur, die dort, wie nirgends sonst auf Erden, sich zu einem unbeschreiblichen Eindruck vereinten. Jetzt rötete die Abendsonne die verwirrende Menge marmorener Tempel und Tempelchen, Statuen und Statuetten, unter denen sie standen. Drüben, durch ein Tälchen von ihnen getrennt, die stolze Felsenhöhe des Areopags. Eine Welt voll unbeschreiblicher Schönheit lag ihnen zu Füßen. In reizvoller Mannigfaltigkeit wechseln da droben Berg und Ebene, Land und Meer. Gerade unter ihnen, noch an die Burg angebaut, die Stadt mit ihrem weißleuchtenden Häusermeer, dort der Theseustempel mit dem rotgolden schimmernden Marmor, dort die Ebene von Attika mit ihren Gärten und Olivenwaldungen; die beiden aufblitzenden Flüsse Kephisos und Ilissos. Weiter zurück! In weitem Kranz, in zarten Abendblauduft gekleidet die Berge: der Hymettos, der Pentelikon, der kühn und jäh aufragende Kegel des Lykabettos, im Norden, den Kreis abschließend, der Parnaß. Im Westen glänzt gleich einem riesigen Spiegel das Meer auf, der weite herrliche Golf von Saron, dort die reizenden Buchten von Phaleron, von Piräus und Eleusis. Dort Salamis, felsig, stolz, ernst, mitten in der tiefblauen Flut. Und über Salamis weg dringt der Blick weit hinüber zu den Bergen von Megara, und über den Isthmus weg bis zu den Bergen von Argolis, und dort in duftiger Ferne das stolze Haupt von Akrokorinth!

Soviel die Zeit und das Verständnis der Kinder es erlaubten, erklärte ihnen der Fürst das Allerwichtigste. Unvergeßliche, erste, allgemeine Eindrücke von Griechenland senkten sich in die Seelen der drei Flüchtlinge. Die Priesterin war wie berauscht, wie in Andacht versunken, die Augen von tiefer Wehmut umflort. Koswita lehnte still an Licinia, den rechten

Arm um ihre Hüfte gelegt, Tiridates aber gab seiner Begeisterung bald in griechischen, bald in armenischen Worten Ausdruck und wollte heute abend schon alle Statuen, Berge, Dörfer kennen, und zog den jungen Licinianus mit kräftigem Zug bald dahin, bald dorthin, Licinianus war bereits sein „Freund“ geworden. Vater Licinius führte die Frauen mit väterlicher Sorgfalt die Marmorstufen der Prophyläen hinab und den Weg am Theseustempel, am Odeion, Dionysostheater und Stadion vorüber, durchs Ilissostal nach Hause. Licinianus aber führte den Prinzen allein mit sich den engen, steil abfallenden, schwindligen Weg von der Akropolis an den Säulen des olympischen Zeus vorüber, durchs Hadrianstor zur Südseite des Burgfelsens, dann durchs Dionysostheater nach der Stadt. Durch ein Gewoge von eilenden Menschen aller Sprachen und Trachten, an unzähligen Tempeln, Altären und Götterbildern, an wunderbaren Torbögen und Säulenhallen vorüber, gelangten auch sie wieder zur Villa „Licinia“. Die verwirrende Fülle der Eindrücke, die warme, weiche, einschläfernde Luft, hatten die Kinder so angegriffen, daß sie kaum mehr sich bis ans Ende des reichen Abendessens des Schlafes erwehren konnten. Licinia durfte die Kinder nicht verlassen. Koswita zog sie am Arm nach, Tird den Freund Licinianus und zuletzt folgte der Senator. Als Koswita zu Bette lag, rief sie gebieterisch auch nach Fürst und Sohn im Nebenzimmer bei Tird. Noch so willig und schnell erschien der Sohn, etwas zögernd der Fürst und sein kriegerisches Gesicht wurde weich und verlegen. Denn Harsa befahl eben dem Mädchen zu beten. Koswita setzte sich auf und betete in armenischer Sprache, was Harsa später den Gastgebern übersetzte:

„Mithras, deine Kinder, schreckt die dunkle Nacht.
Vor den bösen Geistern schütz' uns deine Macht.
Ist dein Licht erloschen, schläfst du dennoch nicht
Und durch Nacht und Wolken, doch dein Auge bricht.
Eines nach dem andern, bis zehntausend sind,
Nur um eins derselben, fleht zum Schutz dein Kind.
Was dein Licht betrübte, Wort, Gedanke, Tat,
Tilge, Einzigreiner, aus durch deine Gnad.
Deiner Ohren tausend, hören jedes Flehn.
Doch zu einem laß nur, mein Gebet eingehn!“

Die letzten Worte Koswitas wurden von starken Lauten von drüben verschlungen. Tird reklamierte gewaltig die Gäste in sein Schlafzimmer. Sie kamen nun alle. Mit großer Andacht betete sitzend, die Hände über den aufgestellten Knien

faltend, Tird, während seine großen Augen in der Runde die Gesellschaft abmaßen:

„O Tistra, holder Abendstern, du Hirt der goldenen Herden,
Erscheinst du mir auch himmelsfern, kann mir nicht bange werden,
Wenn auch die dunkle Nacht bricht ein, die bösen Geister schweben.
Bin ich von deinem sanften Schein, doch sicherlich umgeben,
Der erste bist du in der Nacht, der letzte im Entweichen,
Vor Mithras sonnenhellem Tag und Glanze ohnegleichen.
Von deiner Demut schenke mir, vor Mithras zu verschwinden,
Von deinem Mut, daß ich gleich dir, die Nacht mag überwinden.
Hab ich vollendet meine Bahn, die Masda mir bemessen,
So wollst du, hab ich recht getan, auch meiner nicht vergessen,
Und mich durch einen sanften Traum, aus dieser Welt entrücken,
Daß ich Ahuras Mantelsaum als Sternlein möge schmücken."

Während sie in tiefem Schlafe lagen, saß die Familie Licinius mit Harsa noch bis tief in der Nacht beisammen. Denn nun mußte ja zur Sprache kommen, was vor den Kindern mit peinlicher Vorsicht verhüllt werden sollte. Licinia und Harsa saßen auf einer der breiten Marmorbänke, die in die Wände hineingebaut waren. Dicke Seidenkissen mit kunstvollen Mustern lagen darauf. Die Füße der Frauen, von leichten Haussandalen bedeckt, ruhten auf zottigen Tierfellen. Vor ihnen stand ein kleiner Dreifuß mit schwarzmarmorener Tischplatte mit Einlagen von grünrot schimmerndem Perlmutter. Ein zierlicher Henkelkrug stand in der Nähe des Licinianus, der den Mundschenk machte und von Zeit zu Zeit die Kristallgläser füllen wollte. In silberner Schale lagen Datteln, getrocknete Weinbeeren, Feigen und allerlei Süßigkeiten. Licinius und Licinianus lagen auf Polsterbetten hinter dem Tischchen in grauen Tuniken. Über die Mitte des Tisches ragte von der Wand her ein bronzener Arm, der an der Wand befestigt, in natürlicher kräftiger Stellung in der feingebildeten Hand eine Schale voll Öl mit dem brennenden Docht trug. Das Licht war hell genug, die kleine Gesellschaft zu beleuchten, aber der weitere Saal lag in Dämmerung. Gegen die hohen Fensteröffnungen zu ward er wieder vom aufgehenden Mondlicht erhellt, so daß doch alle Gegenstände und die Marmorstatuen am Boden, an den Wänden oder in den Nischen deutlich erkennbar waren und mit ihrem kalten, weißrötlichen Schein heute abend nur noch den furchtbaren Eindruck vermehren mußten, den Harsas Erzählung auf ihre Gastgeber machte. Die Art ihres Erzählens, die freimütige Anwendung der ihr noch nicht sehr geläufigen griechischen Sprache, der an-

mutige Ton, die unwillkürliche Harmonie der Mienen und Gebärden beim Reden, die Fassung und Würde, die sie auch beim Bericht des furchtbarsten Momentes nicht verließ, das alles vermehrte heute abend in der Familie des Licinius den hohen Eindruck, den Harsa seit ihrem Erscheinen im ganzen Hause hervorgerufen hatte.

Vater Licinius hatte Vagharschabat und das königliche Schloß noch wohl in Erinnerung, und den Seinen hatte er seit Jahren allein und in Gesellschaft mehr als genug davon erzählt. Harsa hielt sich darum weislich mit keinen Schilderungen auf, sondern erzählte ohne weiteres den Hergang des Unglücks, soweit er ihr bis dahin bekannt war. Etwa zwei Jahre vor dem Tod des Königs kehrte der Fürst Anag aus Persien nach Armenien zurück. Er war Armenier. Überaus reich. Am Hofe Sapors, des Königs von Persien, stand er in jahrelanger hoher Gunst und bekleidete die höchste Vertrauensstellung. Kein Mensch wußte, warum er plötzlich seinen hohen und gewinnreichen Posten verließ und wieder nach Armenien zurückkam. Er brachte aber von Sapor Empfehlung an König Kosroes mit. Sapor versprach darin lebenslang mit Kosroes auf gutem Fuße zu leben, und empfahl ihm Anag als ausgezeichneten Ratgeber, der ebenso treu als klug sei. Kosroes, schweigsam wie er war, behielt diese Mitteilungen Sapors für sich, schenkte Anag Land und machte ihn zu seinem Freund und Ratgeber. Anag ließ sich ein prächtiges Schloß in der Nähe von Vagharschabat errichten. Täglich ging er ein und aus in unserm Palast, täglich erhielt er mehr Einfluß und Macht. — „Wie sah der Mensch aus?" unterbrach einmal der Fürst. — „Groß und schlank, hager. Ein gelbes Gesicht, der Mund war breit, und immer lächelte er ein wenig, pfiff auch viel vor sich hin. Seine kleinen, schwarzen Augen taten mir eigentlich weh, Koswita fürchtete sich gar vor ihm; auch die Königin hatte eine unbestimmte Angst ihm gegenüber. Er war aber wirklich sehr klug. Man mußte ihm zuhören, wenn er von Persien und König Sapor erzählte. Darum hing ihm der Prinz am meisten an. Nach und nach aber kamen ihm die andern Satrapen darauf, daß er log. Man warnte den König. Es half nichts. Kosroes war blind. Man bat die Königin, man flehte mich, den Oberpriester und andere an, den König zu warnen. Wir ließen schon längst den König heimlich bewachen. Nichts Auffälliges geschah. Anag hatte mehr Vertrauen beim König als je. An ein Verbrechen gegen den König

selber aber hätte niemand nur im geringsten gedacht. Sorglos ritt er in Begleitung des Kammerdieners und einiger Schützen zur Jagd, nicht weit vom Schloß weg. Der Prinz heulte und tobte bei uns, weil er nicht mit durfte. Koswita winkte und winkte, bis sie den Vater nicht mehr sah. Die Königin hatte sich gleich nach dem Abschied wieder in ihrem Schlafgemach niedergelegt; ihr war nicht wohl. Der Morgen war bereits vergangen und Mittag nahe. Es war ein heller strahlender Schneetag und sehr kalt. Die Königin war aufgestanden und zu uns in den Spielsaal der Kinder gekommen. Aber es war ihr so bange. Sie wisse nicht warum. Sie habe nichts Böses geträumt, keine bösen Zeichen wahrgenommen. Doch rang sie beständig nach Luft. Kam zu den Kindern und zu mir, schritt wieder an das Fenster, öffnete es und sah lang hinaus. So einige Male. Beim letzten Hinausschauen kehrte sie sich kreideweiß zurück, sah mich mit Geisteraugen an; mit einem Blick, den ich nie, nie wieder vergessen kann, eilte sie an mir vorüber, blickte mit jenem gleichen Blick noch auf die Kinder, die über ihr Spiel gebeugt am Boden saßen, und eilte hinaus. Die Kinder und ich haben sie nicht mehr gesehen. Ihr Blick sagte mir: ‚Bleib bei den Kindern. Es ist ein Unglück mit dem König geschehen!‘ Etwa nach einer Stunde ließ mich der Oberpriester vom Essen rufen. Bei Mithras! welch eine Meldung! Der Priester, keuchend vom Lauf, winkte mir zu folgen. Wir eilten in das nächste Zimmer. Der Magier ist immer ruhig und stark. Und als er mich ansah, nur einmal, fest, wie nur er es kann mit seinen hellgrünen, unbeschreiblichen Augen, da ward auch ich stark und hörte ihn ruhig an. Sie waren alle sorglos durch den Wald geritten, der König voran, da schwirrte ein Pfeil von rechts her aus dem Wald. Mit einem furchtbaren Aufschrei sank der König zu Boden. Die andern alle ab von den Pferden! Der Magier zog ihm den Pfeil aus. An den furchtbaren Schmerzen des Königs merkten sie alle, daß der Pfeil vergiftet war. Der König wußte gleich, daß er sterben werde, und befahl, die Königin zu rufen, doch so, daß die Kinder nichts merken könnten. So wie sie mich verlassen hat, ist sie mit dem Kammerdiener davongeeilt. Der König hat unterdessen mit vieler Mühe mit dem Magier die nötigsten Schritte beraten. Jetzt erkannte der König, daß er das Opfer einer geheimen Verschwörung geworden war. In seine erkaltende Hand mußten ihm Mobed, der Oberpriester, und Fürst Oda, der Kammerherr, geloben, die Blutrache auszuführen, sofort seinen

Leichnam nach dem Schloß zu bringen, dieses zu befestigen und mit Wachen auszufüllen. Die Schätze sollten sie an geheimem Ort im Schloß unter der Erde einmauern, Krone und Szepter dazu tun. Die Kinder soll ich so schnell als möglich zum Fürsten Licinius bringen und ihm den letzten Gruß des Königs ausrichten, mit der letzten Bitte, die Kinder an seiner Stelle zu erziehen und wenn möglich dem Prinzen einst wieder zu Thron und Reich verhelfen.“ Hier unterbrach Harsa die Erzählung, denn Licinia war blaß geworden und starrte voller Entsetzen mit tränennassen Augen die Erzählerin an. Der Fürst hatte die Augen mit der Hand bedeckt und lag in tiefem Schweigen da. Licinianus hatte den rechten Ellenbogen aufgestützt und den schwarzen Krauskopf in die ringgeschmückte Hand gelegt. Als müßte er für seine stoische Ruhe nach einem Hilfsmittel greifen, nahm er den Kristallbecher und tat, mehrmals den Kopf schüttelnd, einen tiefen, langen Zug.

Die Priesterin war einige Augenblicke wie geistesabwesend. Sie saß im Schatten des rötlichen Ampellichtes, bleich, die Augen überschattet von den langen Wimpern der fast geschlossenen Lider, da, wie es Licinianus vorkam, schöner als irgend ein Weib, das ihm je begegnet war.

Sie fuhr fort: „Es war die letzte Qual des sterbenden Königs, einen Weg zu finden, den Kindern seinen Tod so lang zu verbergen, daß sie die nächsten Jugendjahre in ungetrübtem Glück verleben könnten, bis sie an Alter und Kraft so weit erstarkt wären, daß sie nach schonender Vorbereitung das furchtbare Ende des Königs ertragen könnten. Er gab noch diesen Rat. Längst hätten er und die Königin — und das ist auch wahr — den Plan gehabt, die Kinder mit mir nach Athen zu schicken, um sie in griechischer Sprache und Bildung unterrichten zu lassen. Nun solle man den Kindern ausrichten lassen, der König habe von der Jagd weg so schnell als möglich das Heer aufbieten müssen. Er habe Botschaft erhalten, die Perser nahen, der Krieg breche aus. Die Kinder müßten nach seinem Willen flüchten und nun nach Griechenland reisen. ‚Und das ist ja keine Lüge‘, habe er schmerzlich lächelnd noch gesagt, ‚nicht wahr, meine Freunde, der Krieg bricht aus, die Perser kommen. Anag hat mich überlistet, die Rache kommt! Mithras!‘, habe er gebetet, ‚du fährst auf goldenem Wagen jetzt am Himmelsraum vorüber. Deine tausend Augen sehen deinen Diener in seinem Blute, deine tausend Ohren hören mein letztes Röcheln. Du Rächer alles Unrechts, räche mein Blut,

segne meinen Sohn und seine Rache. Hilf mir, mir schaudert vor der schmalen Brücke Tschinvat, vor der weiten Seelenreise! Hilf mir in dein ewig Reich des Lichtes! Saget meinen Kindern nicht, ich sei tot, sagt ihnen, ich lebe, ich lebe ewig!" Der König habe die Hand des Priesters gesucht und Mobed habe mit ihm geredet und gebetet, bis die Königin an der Brust des Königs niedergesunken sei. Alle seien ehrfurchtsvoll zur Seite getreten. Kein Laut wurde gehört. Keine Träne habe die Königin geweint. Nur das Röcheln des Königs haben die Männer des Gefolges in der Nähe schaudernd angehört. Auf einmal sei alles still geworden. Unbeweglich seien die beiden Körper dagelegen, die Königin habe das entfärbte Haupt des Königs im linken Arm gehalten, und habe mit ihrem Leib den des Königs gedeckt. Als kein Laut mehr hörbar wurde, und doch die Königin sich nicht rührte, sondern Minute um Minute in schauerlicher Stille des Waldes verrann, sei Mobed, der Oberpriester, hinzugeschritten, habe sich zu ihr niedergebeugt und sei auch einen Augenblick stumm und starr auf den Knien dagelegen, die Hände vors Gesicht gepreßt. Dann sei er aufgestanden, habe sich an der Brust der Königin etwas zu schaffen gemacht und dann den Herren des Gefolges den blutigen Dolch gebracht, mit dem die Königin lautlos sich das Herz durchbohrt hatte. Jetzt wankten alle zu den königlichen Leichen heran, warfen sich zu Boden und schluchzten wie verwaiste Kinder. Mobed aber ermahnte sie als Männer, und als Söhne des Mithras tapfer zu sein und ihn anzuhören. Er sagte ihnen das Vermächtnis des Königs. Dann traten alle nach seinem Willen im Kreis um die Toten. Er nahm vom warmen Blut des Königs, benetzte seine und eines jeden rechte Hand damit, und nun schwuren sie bei Ahura, bei Mithras und Anahita zu halten, was der König geboten und dem Prinzen zu helfen zu Thron und Reich. Die Leichen wurden bewacht, Soldaten geholt, und Mobed kam zu mir, mir alles zu berichten. Eine Stunde darauf waren die Kinder und ich im Wagen, das nötigste bei uns, auf der Flucht vor dem Feind. Eine starke Reiterschwadron folgte uns bis zum Meer und wartete, bis wir auf dem Schiff versorgt waren, das uns zu euch brachte." — „Und sie merkten nichts?" riefen die drei erschütterten Zuhörer wie aus einem Munde. — „Nichts. Sie glauben, daß die Königin auf Befehl des Königs ihm nachgereist ist, wichtige Verordnungen entgegenzunehmen. Sie glauben, daß ihr Vater wie immer siegen und dann sie wieder rufen werde, wenn sie

ihre griechische Bildung vollendet hätten. Götter des Lichtes, war das eine Reise! Ich mußte täuschen, aber gelogen habe ich nie und werde nicht lügen. Krieg tobt ja nun jahrelang, und mein König lebt, mein König lebt und meine Königin, so gewiß Mithras und Anahita leben!"

Die Gesellschaft war in unwillkürlicher Bewegung aufgestanden. „Von diesem Glauben aus darfst du wohl den Kindern das furchtbare Leid noch vorenthalten", sagte der Fürst. „Doch, wie werden wir es hier im Haus und in der Stadt geheimhalten können? Besonders dann, wenn die Kunde vom Mord des Königspaars durch Länder und Städte des römischen Reiches eilt?" — „Sehr einfach", bemerkte Licinianus, „wir lassen die Kinder nie allein, stets begleitet sie Harsa, oder jemand von uns. Die Hausfreunde werden davon unterrichtet und gleichfalls zum Schweigen vor den Kindern verpflichtet." — „Es muß gehen, es muß!" rief Harsa leidenschaftlich. „Der König wußte wohl, warum er es verlangte. Ich weiß, wie seine Seele an seinem Knaben hing und Tirds Herz am Vater. Er darf's nicht erfahren, auch Koswita nicht, sie gingen zugrunde, leidenschaftlich wie sie sind. Die königlichen Eltern waren ihnen alles. Solche Kindes- und Elternliebe sah man an Königshöfen nicht. Ihr werdet sehen, nach Monaten, nach Jahren noch wird sie die Entdeckung zu Boden schlagen!" — „Wir müssen sie langsam, weise, darauf vorbereiten", fiel Licinia mit mütterlicher Sorge ein. — „Die beste Vorbereitung wird deine Güte sein, Licinia!" sagte der Fürst. Mit dankbarem Blick reichte Licinia dem Gatten die Hand und erwiderte lächelnd: „Und deine, Licinius!" Mit unnatürlich tiefer Stimme, ein wenig verlegen, bemerkte Licinianus: „Der Junge muß in die stoische Philosophie eingeführt werden. Er muß lernen, Leid und Freud mit unveränderlicher Seelenruhe annehmen, sich über kein Ereignis mehr aufregen, sich mit Gleichmut ins Unabänderliche schicken. Ich will ihm dazu helfen, und wenn Harsa gestattet, ihn vor allem unter meinen Soldaten zum tüchtigen Imperator ausbilden, dessen Schwert die Mörder seines Vaters fühlen sollen." — „Wenn eure Philosophie hilft, umso besser", lachte Harsa. — „Wenn du ihm nur ein guter Freund und Meister sein willst. Denn einen Meister braucht er schon. Der Prinz ist aufrichtig und gut, läßt sich leicht zureden und lenken; er ist zutraulich und anhänglich, aber Leben hat er, Leben sag ich euch, und Willen und Kraft, daß mir jetzt schon graut vor der Zeit, wo ich schwaches Weib

ihm nicht mehr werde gewachsen sein. O, Götter des Lichtes, was habt ihr mir aufgelegt! Mich wird die Last erdrücken. Er ist des Königs Sohn. Und jetzt schon selber König, nach unserem Glauben. Der Glanz des Königs hat sich schon auf ihn gelegt im Mutterleib. Was vom König kommt ist königlich. Seine Seele muß rein und sein Leib unbefleckt bleiben, denn das H a v a r e n o , der Glanz des Himmels und des Himmelskönigs ruht auf ihm. Er ist nun das leibhaftig sichtbare Ebenbild der Gottheit Ahura Mazda. Dies Götterbild muß ich bewahren, ich muß es pflegen, von mir wird Ahura es fordern. Mithras, Anahita, ihr sieben heiligen Spenta — Amesa, ihr guten Geister Yazatas alle, helft mir, steht mir bei!" — Harsa war in heiliger Erregung. Wie zum Gebet hatte sie das Haupt in den Nacken geworfen, die Hände gegen das Mondlicht aufgehoben und ganz unwillkürlich einige feierliche Schritte gegen das offene Fenster getan. Dann blieb sie wieder stehen. Langsam sank jetzt ihr Kopf auf ihre Brust, als fühlte sie wieder mit doppelter Wucht die Größe ihrer Aufgabe.

„Koswita macht mir keine Sorge. Die Taube kennt keine Falschheit und wird euch allen lieb wie Tochter und Schwester werden. Aber er, er, mit dem heiligen Feuer des Himmels in der Seele. Kommt!" rief Harsa plötzlich wie aus tiefer Angst, „kommt, Fürst Licinius, edle Fürstin, kommt edler Sohn des Hauses, jetzt, im reinen Licht Ahuras, im Schweigen der Nacht, schließt einen Kreis, so! Gebt mir die Hand, Fürst, die eure, Licinianus, die Mutter zwischen Vater und Sohn!" — Alle taten wie willenlos, überrascht, neugierig, was Harsa rief. „Und nun, wie wir unsre Hände zusammenlegen, so sollen unsre Seelen sich verbinden zu einem Willen und zu einem Ziel: Wir wollen dafür wachen und beten, daß der Glanz des Himmels nie vom Prinzen weiche!" Tief ergriffen blieben alle einige Augenblicke ganz still. Dann sprach Licinius wie im Gebet: „Der Glanz des Himmels bleibe über ihm!" — Licinia rief laut, zum Himmel blickend: „Amen." Licinianus wußte nicht, was er sagen sollte. Er sah zu Boden. Und Licinia fühlte, daß ihr Sohn, seinem Denken und Fühlen gemäß, jetzt nicht mitgeloben durfte, dafür zu sorgen, daß des Himmels Glanz nie von dem Knaben weiche. Auch Licinianus mochte das wohl fühlen. Aber noch anders! Es gibt Frauen, deren erster Anblick und Nähe dem schwachen Manne die Ahnung, ja die Gewißheit gibt: bei der bliebe ich rein! War es das? War's das Reine, Gute,

Priesterliche, diese leidende Treue und Sorge um anvertrautes, heiliges Gut, war's das, was Licinianus jetzt drängte, statt Unwahres zu geloben, fest und treugesinnt ebenfalls die Hand Harsas zu drücken? Sollte sie ihm helfen aus der Tiefe zur Höhe, aus unseligen, ehrgeizigen Zielen, und sumpfigen Wegen bereits verblühter Jugend, langsam, langsam wieder aufsteigen zu des Himmels Glanz? Sollte sie ihm verlorenes Feuer wieder geben? Hatte sie für ihn — wer weiß es — reine Freude — reine Liebe?

Auch Harsa drückte ihm fest die Hand. So, wie ein großes, starkes Mädchen dem Knaben, den es führt. Licinianus war tief bewegt. Er fühlte: — Vater und Mutter fühlten es mit: — eine große Entscheidung, wer weiß, die letzte, war an ihn herangetreten. Deutlich sah er jetzt zwei Wege vor seinem Geiste: Ein Tor, durch das des Himmels Glanz leuchtete. Ein Tor, dahinter schwarze Nacht! Hatte übrigens nicht Paula, die Christin, die Freundin der Mutter, ihm in seinen Knabenjahren, damals, als der Vater General in Armenien war, und er hier mit Licinia allein war, einmal erzählt, wie jener Christus in der Wüste den Teufel dreimal überwunden hat. Und am Ende hieß es: „Da verließ ihn der Teufel, und die Engel Gottes traten zu ihm und dienten ihm!“ Daß ihm jetzt diese Worte gerade einfallen mußten! Vergessen konnte er sie nie seither! Jetzt sah er Harsa an! War sie ein Engel des Zeus, Jehovas, Ahuras, Mithras, Anahitas? Was fragte Licinianus nach Göttern. Die Gottheit selber und ihr Engel dazu war ihm von Stunde an: Harsa.

Die Lichter brannten trübe. Licinianus war die Gelegenheit willkommen, aus der schweigenden, ihm gar zu feierlichen Situation herauszukommen. Er schritt auf einen dreistufigen Schemel und goß aus einem zierlichen Henkeltöpfchen von durchsichtigem grünen Glas mit Silberschnabel frisches Öl in die Schale des Leuchters oben. Dabei sah er mehrmals verstohlen auf das wellige, Schultern und Rücken überströmende Haar Harsas herab, deren Kopf sich gerade unter dem Leuchter befand, am Tischchen, wohin man sich wieder zurückgezogen hatte. Ein Tröpfchen dieses Öls, mit wohlriechenden Essenzen vermischt, nach Rosen riechend, nur ein ganz kleines, winziges, wie es gerade am äußersten Schnabelende perlte, wenn das auf ihr kohlschwarz glänzendes Haar fiele, so wie eine Weihe, wie Tröpfchen Himmelsglanz? War das nun schon wieder der Satan und sein böses Geflüster? Ach, nur ein klei-

nes, winziges Tröpfchen! Schon war es weg und glitzerte wie ein Perlchen aus der Tiefe aus schwarzem Grund zu ihm hinauf. Sie hatte nichts bemerkt und sich mit den Eltern niedergesetzt. Nun noch schnell riechen an der Hand, die ihre Hand gefaßt hatte, schnell, im Niedersteigen, von der Handwurzel bis zum letzten Ende des langen Mittelfingers! Nun wußte der geübte Frauenkenner: Harsa stammte aus vornehmem Hause. Die Anmut der Bewegungen und Gebärden, die leichte Anpassung an neue Haus- und Tischsitten, die stolze Haltung, der fürstliche Gang, das sichere Auftreten, der brillante Schmuck der Ringe, der reine, schimmernde Teint der leicht geschminkten Haut, die weiße Hand und die gepflegten Fingerenden und Nägel — und nun das edle, unaufdringliche Aroma der Hände, das eine ihm noch unbekannte Narde oder köstliches Wasser verriet — genug! Licinianus wußte, daß wenigstens der Stand seiner Schutzbefohlenen kein Hindernis für jene wahre und reine Liebe sein könne, die ihm nach eigenem Empfinden bitter nottat. Aber gar zu gerne hätte er heute abend noch erfahren, welcher Herkunft und Standes sie sich rühme, und womöglich noch einiges mehr.

„Ich dachte, wir wollten zur Ruhe gehen, mein Sohn, und du gibst dem Lichte neue Nahrung“, bemerkte der Vater. — Licinianus: „Ich denke, es würde uns allen gut sein, wenn wir uns noch ein wenig von dem furchtbaren Eindruck entladen, den uns das Ende des Königspaares machte. So kann ja niemand schlafen. Reden wir noch ein wenig von andern, heiteren Dingen. Hier ist noch Stärkung.“ Mit Verbeugung reichte er Harsa und den Eltern die Dattelschale hin und füllte die Becher auf. Doch nur der Vater tat ihm Bescheid. Das Gespräch war bald wieder im Gang. Licinius erwog, ob wohl Kaiser Carus schon die schreckliche Kunde erfahren habe. Harsa glaubte, daß bereits die Blutrache eingesetzt habe, und zwischen den großen Geschlechtern der Kosroes und Anag der Krieg wüte. Licinius hielt es für das beste, sein Sohn fahre am andern Morgen nach Rom, um dem Senat die Ankunft der Schützlinge zu melden. Sichtbare Verlegenheit und Unruhe kam über Licinianus. Doch erklärte er sich bereit. „Dann aber“, sagte der Vater mit ironischem Lächeln zu seinem Sohn gewendet, „wird es doch gut sein, wir brechen auf.“

Drittes Kapitel.

Hellas.

Licinianus war wirklich aufgestanden. Wie erstaunt war er, den Prinzen und Koswita in aller Frühe gestiefelt und gespornt drunten vor dem Hause zu finden. Wieder hatten zum Aufgang der Sonne die Silberklänge der Balaleika erklungen und die drei Anbeter der Sonne hatten mit ihrem Hymnus den Mithras begrüßt zum strahlenden Aufstieg seiner goldenen Quadriga mit den schäumenden Sonnenrossen. Dann hatte Harsa den Kindern ganz beiläufig gesagt, Licinianus reise in der Frühe nach Rom. Sie hatte sich wieder hingelegt und schlief ein. Koswita blieb wach. An der Türe seines Gemaches stand aber nach einigen Augenblicken plötzlich der Prinz und winkte mit lebhaften Gebärden die Schwester heran. Einige Zeit nachher stiegen die Geschwister die Marmortreppe der Villa hinab und baten den Fürsten, ihn begleiten zu dürfen. Er lachte laut auf, machte ihnen so gut es gehen mochte die Unmöglichkeit klar. Ihnen die Freude ganz zu nehmen, brachte er nicht übers Herz. Nach Piräus, zum Hafen, sollten sie ihn begleiten und dann mit den Sklaven zurückreiten, die dem Fürsten seine Reisenotwendigkeiten nachführten. Der erstaunten Harsa berichtete später der Präzeptor mit vielen Umständen und Komplimenten, wie die Königskinder hoch zu Roß neben dem Fürsten vor dem Gefolge mit wallenden Haaren davongeritten seien. Harsa entfärbte sich. Ihre Unruhe wich den ganzen Morgen nicht von ihr. Fürst und Fürstin trösteten sie mit der Versicherung der Treue ihrer Sklaven, und wegen der Reitkunst der Kinder brauchte sich Harsa keine Sorge zu machen. Sie war froh, von Licinius in sein Bibliothekzimmer eingeladen zu werden. Da wollten sie in Stille und Ruhe weiter über die Zukunft, besonders über die Erziehung der Kinder reden. Die Morgensonne beleuchtete den weiten Raum, dessen Fenster auf der einen Seite nach der Stadt und der Akropolis offen standen, während die andere Seite von zierlichen Säulchen durchbrochen war, die auf hohem Gesims standen und das Licht hereinließen, das vom Atrium kam, über dem der Saal lag. Sanfter, warmer Wind säuselte durch den Raum. Erquickende Kühle drang vom Springbrunnen des Atriums hinauf und im Morgenlicht glitzerte der Strahl des pausbackigen Tritons in

der Mitte des Saales, wo ein kreisrundes Beet herrlich duftender Blumen lag, in dessen Mittelpunkt auf bronzenem Kandelaber, von getriebenem Lilienwerk umschlungen, die weite, gleichfalls bronzene Schale lag, die der zusammengekniffene Mund des fein modellierten Triton füllte. Da und dort im weiten Saal zerstreut oder an den Wänden entlang standen Sitz- oder Liegestühle, alles Kunstwerke von schimmerndem, verschiedenfarbigem Gestein oder herrlichem Holzschnitzwerk mit Pflanzen- und Tierornamenten. Die eine Seite war ganz von einem Schrank mit offenen Schäften ausgefüllt, auf denen in Rollen oder Buchform eine Unmenge Schriften in Pergament und Papyrus standen.

Der Senator und seine Frau hatten sich beim Fenster niedergesetzt, Harsa saß vor ihnen, den Rücken in die weiche goldgestickte Lehne geborgen. Ernst schaute von weitem das neun Meter hohe, von Gold und Elfenbein strahlende Standbild der Pallas Athene zu ihnen hinüber, und der weißschimmernde Marmorglanz der Götterwelt der Akropolis blendete die Augen der Priesterin, die, von neuem überwältigt, wie traumverloren in die Wunder griechischer Kunst starrte. Dann wandte sie die müdgewordenen Augen ab, und der Fürst zog besorgt die safrangelben Seidenvorhänge vor die breiten, von schlanken, zarten Säulchen mit einem Kapitälchen von feinem Rosenschmuck geteilten Fenster. Erst als der Fürst zu reden begann und die Namen der Kinder ihr Ohr berührten, kehrte Harsas Geist aus Armenien und von der Todesstätte des Königspaares zurück. Nun erzählte sie, wie oft König Kosroes über die Erziehung der Kinder gesprochen habe. Die Bildung in Armenien sei gering. Wieviel hatte König Kosroes vor! Wie wollte er, einmal zu Frieden und Ruhe im Reiche gekommen, auch für Kunst und Bildung im Land und vor allem für die Götter und ihre Verehrung tun! — Wieder das schwere Schweigen. Die leuchtenden Augen füllten sich langsam mit Tränen. Teilnehmend schwiegen Fürst und Fürstin, bis sich Harsa gefaßt hatte und dann mit ausharrender Energie das Programm des Königs entwarf. „Im ersten Jahre Lesen, Schreiben, Rechnen, alles in griechischer Sprache. Musik: Laute, Harfe, nach Wunsch der Kinder. Ich soll ihnen die Geschichte ihres Volkes und Landes, ein athenischer Lehrer die Geschichte Griechenlands erzählen."

„Wobei auch ich gerne mit meinen bescheidenen Kenntnissen, aber mit meiner reichen Literatur mithelfen würde." —

Mit diesen Worten war der Fürst aufgestanden, trat an die Bibliothek, und — stand der Senator in heimeliger grauer Haustunika einmal da, so ließ er seine Besucher nicht so bald wieder los. Nun hatte er, der frühere General und jetzige stillglückliche Privatgelehrte, das Wort. Er entwarf den Plan der humanistischen Bildung der Kinder und zeigte der erstaunten Priesterin Rolle um Rolle, die Geschichtschreiber, die Dichter, die Philosophen. Dieselbe Ordnung und Fülle bei den lateinischen Autoren, vom bekanntesten bis zum unbekanntesten. Ein eigentümlicher Geruch von Alter, Leder, Pergament, Papyrus strömte auf Harsa über und mit diesem Geruch eine unbestimmte Vorahnung von Neuem, Großem, dem ihr hoher Geist sich öffnen werde.

In übersprudelnder Frische redete und redete der Fürst. Harsa wurde der Kopf wirr von Namen und Schriften, Bildern und Zeichnungen und bange wurde ihr geradezu, als der Fürst ihr mit freundlicher Bestimmtheit erklärte, es werde seine größte Freude sein, nun mit ihr diese reichen Schätze des Wissens und der Kunst zu genießen. „Denn", setzte er etwas gedämpft hinzu, „meine Frau liest nun seit einiger Zeit lieber die abgeschmackten Wundergeschichtchen jenes Jesus von Nazareth, und mein Sohn — ach mein Sohn — der schläft am Morgen, und ißt und trinkt am Abend und — und will noch Imperator werden." Der Senator war unversehens auf das zweite seiner Themata gekommen, von dem er, einmal darauf gekommen, nicht wieder abzubringen war. Unbemerkt hatte darum die ehrwürdige Matrone den Saal verlassen. Am Bibliothekraum hatte sich Licinius seufzend niedergelassen. Harsa stand vor ihm, an eine Zedernsäule des Schaftes gelehnt, deren Akanthusschnitzwerk gerade ihr Haupt bekränzte. Die Blässe des Gesichtes machte sich um so bemerkbarer im einfachen, schmucklosen, gelbseidenen Gewand, das in langen Falten, um die Hüften von golddurchwirktem Gürtel zusammengehalten, Leib und Arme völlig verdeckte und bis zu den weißledernen Halbschuhen hinabwallte. Der Wohlgeruch des Haares und des gesalbten Leibes erfüllte das Gemach. Mit väterlichem Wohlgefallen ruhten des Fürsten Augen auf der herrlichen Gestalt. „Kennst du den Namen Iphigenie, Harsa?" fragte bewegt der Fürst. Sie wiegte verneinend das Haupt. „Wie schön! So darf ich dir zuerst von Iphigenie erzählen. Das wird ein schöner Abend werden. Du begreifst dann, daß ich jetzt an Iphigenie denken muß. Harsa, du bist durch schweres

Unglück in mein Haus gekommen. O, wenn die Götter mir euer Unglück zum Glück wenden würden? — Schaut meinen Reichtum! Mein Freund Kosroes mag noch reicher gewesen und sein Palast wohl viel schöner; aber ich wäre glücklich und zufrieden mit meinem Besitz, glücklich mit dem besten Weibe, das einer haben kann, aber Licinianus, mein Sohn, Licinianus!" Beim tiefen lauten Seufzer, mit dem der Fürst diesen Namen rief, trat eben Licinia wieder ein. Sie nahm unter der Türe einer Sklavin eine Silberplatte mit allerlei Feingebäck und Früchten, Wein- und Milchgefäßen ab, stellte es auf ein Tischchen, das sie zuschob auf dem weichen, mit fremden Landschaften, Bäumen, Pflanzen, Tieren, Jagdszenen gestickten, den ganzen Boden bedeckenden Perserteppich, und setzte sich mit einem bekümmerten Blick auf den Gatten zu ihm. Er ergriff liebend ihre rechte Hand, streichelte sie mehrmals wortlos, dann fuhr er fort: „Er ist im Grund seines Wesens gut, das heißt, er will das Gute, möchte gut sein, aber er ist schwach, schwachen Willens und Charakters. Griechenland hat ihn verweichlicht. Hellas hat ihm geschadet. Als Offizier ist er Römer durch und durch, tapfer, verwegen, von gewaltiger Kraft. Die Soldaten fürchten und lieben ihn zugleich. Er ist sehr gut mit ihnen. Aber außer Dienst ist er träg und launisch. Er mag seinen Geist nicht weiter anstrengen. Die Denker und Dichter verspottet er, über die Götter lacht er. Nur bei seinen Freunden, und" — — der Fürst stockte und errötete — „desgleichen die Frauen verachtet er, nur bei Wein und Spiel geht er auf und aus sich, dann reißt er alle mit durch Witz und Geist. Dann entwirft er seine tollkühnen Pläne, von Macht und Herrschaft, von Imperium und Purpur, und verspricht seinen Freunden Stellen und Ämter. Sein Freund Galerius, der Neffe des Generals Diocles, der höchste Befehlshaber unter dem Kaiser, nährt beständig seinen furchtbaren Ehrgeiz, verspricht ihm, sich beim Kaiser für ihn zu verwenden und weiß ich was. Und sein Ehrgeiz wird noch sein Unglück. Ich seh es langsam kommen. Eine Ahnung sagt es mir: ein Unglück wird über uns kommen. Ach, keine der gewünschten Vorbedeutungen ist ja bei der Geburt unseres Sohnes vorgekommen, nicht wahr, Licinia? Seine Geburt war leicht und ungehindert. Keine Krone von Schwielen um das Köpflein brachte er zur Welt. Kein Purpurzeug wurde zufällig zuerst zu seiner Bedeckung verwendet. Es wurden keine Schildkröten oder jungen Adler zufällig ins Haus gebracht vor, wäh-

rend oder nach der Geburt. Kein Lorbeerschößling wurde plötzlich in jener Zeit im Garten entdeckt. Und Verse!“ — Der Fürst lachte schmerzlich laut auf — „Verse hat er als Knabe so wenig gesprochen, als er sie jetzt lesen mag. O, wie soll Licinianus Kaiser werden! Gaben und Geld fehlen ihm nicht. Aber alle Zeichen, alle Zeichen! Und doch glaubt er daran, glaubt andern trügerischen Zeichen und Wahrsagern, und — — und er geht zugrunde und reißt uns alle mit ins Verderben. O Licinianus, mein Sohn, mein einziger Sohn!“ Mit einem gewürgten Aufschrei bedeckte der Fürst das Gesicht mit beiden narbenbedeckten Händen.

Licinias Augen füllten sich mit Tränen. „Ich erwarte diesen Morgen Paula!“ sagte sie, aufstehend, und spähte wie hilfesuchend durchs Atrium und die weite Hausflur.

Harsa blickte unverwandt mit Teilnahme auf den Fürsten. Er hatte sich gefaßt und richtete sich auf. Jetzt sagte Harsa gelassen, tröstend: „Ahura und Ariman, Licht und Finsternis, kämpfen in uns allen. Dein Sohn, Fürst Licinius, muß kämpfen für Ahuras Reich. Das Reich der Finsternis muß er überwinden. Mithras, der Gott des Lichtes, der allen Söhnen des Lichtes beisteht, wird ihm helfen!“

„Er glaubt ja nicht an Zeus, wie sollte er an Mithras glauben! Ich erinnere mich wohl eurer geheimnisvollen, schönen Religion. Gerne höre ich wieder und mehr davon aus eurem Munde. Hilft sie meinem Sohn nicht, so tröstet sie vielleicht mich.“ — „Er wird glauben! Er wird siegen!“ rief die Priesterin begeistert aus. „Hast du, edler Fürst, nicht eben gesagt, Licinianus sei im Grund seines Wesens gut, er wolle das Gute?“ Der Fürst nickte. „Das Gute ist das Licht im Menschen, Licinius. Das Licht muß siegen, siegen wie Mithras Sonne siegt. Ich will ihm helfen!“

Dankbar schaute der Fürst Harsa lange an. Dann rief er mit brechender Stimme: „O, wenn du das vermöchtest! Wenn du meinen Sohn bewahren könntest! — Alles, alles müßte dein Eigentum werden: mein Haus, mein Geld und Gold, mein Gesinde, mein — — mein —“

„Stärke dich, Vater, komm, iß etwas!“ rief mit dunkelrotem Kopf die Fürstin, heftig aufspringend.

„Aber wir vergaßen ja ganz unser Programm zu besprechen, nach welchem unsere Kinder erzogen werden sollen“, rief Harsa ruhig, doch sanft errötend. Wie erlöst atmete der Fürst auf, ganz verwirrt und verlegen.

„Ach ja, verzeih, gewiß! Doch wolle auch du dich, liebe Harsa, erquicken!“ Mit liebenswürdiger, nervöser Hast machte der Senator den Wirt und setzte während des Zwischenmahls die Unterredung fort. „Also im ersten Jahr was? — Richtig! Schreiben, Lesen, Rechnen, Musik. Im zweiten Jahr Geschichte und Literatur der Griechen und Römer, Länder- und Völkerkunde, daneben Zeichnen, Malen, Bildhauerei, wenn er Lust hat, der Prinz; allerhand Frauenkünste für Koswita! Doch mein Sohn — fällt mir eben ein — wird seinen Anteil an der Erziehung nicht daran geben wollen der Wissenschaft und Künste wegen; also dazwischen Reiten, Jagen, Fischen, Gymnastik, Reisen, Soldatenschule, Strategie —“. — „Ach, der arme Knabe!“ seufzte Licinia mit wahrer Muttersorge, wann soll nur auch der Junge zu sich selber kommen? Wann soll er Geist und Seele bilden, Religion und Gebet pflegen?“ — „Ach ja“, beschwichtigte der Fürst, „alles zu seiner Zeit! Jetzt also kommt die Religion! Ja, die Religion!“ Eine gewisse Unruhe und Verlegenheit kam über den Fürsten. Er stand auf, tat einige Schritte, blieb stehen: „Ach ja, eben die Religion . . . Welche von den hunderten von Religionen? Welche von allen tausenden von Gottheiten?“ Ratlos stand er wieder still. Einer der Unzähligen jener Zeit, die vor Göttern Gott nicht sahen, deren Glaube der Aberglaube war, weil sie einen Glauben haben mußten im großen Zusammenbruch der alten Welt, der nach allen Zeichen der Zeit im Anzug war.

Harsa hatte unwillkürlich einige Schritte in den Saal hinein getan. Dann blieb sie mit sieghaft leuchtendem Gesicht vor Fürst und Fürstin stehen und fragte befremdet in langgezogenen Worten: „Welche Religion? Welcher unter den Göttern? Seltsame Frage, edles Paar! Solang ich lebe und meine Augen Mithras goldenen Wagen schauen, solang Anahitas Priesterin lebt, wird Mithras Tiridates' Gott, und Anahita seine und Koswitas Göttin sein. Eher strömt mein Blut aus dieser Ader, als daß ich des letzten Befehles des sterbenden Königs vergesse, und meine Schutzbefohlenen den Glauben ihrer Eltern und ihres Reiches verleugnen.“ Heilige Glut rötete das grimmig-ernste Gesicht Harsas. Sie eilte in zwei großen Schritten mit gerade ausgestreckten Armen auf den Fürsten zu, kniete, das Gewand vorne leise hebend, vor ihn hin, ihr Busen wogte keuchend auf und nieder, sie rang nach Fassung, nach Luft, hob beide Arme mit leidenschaftlicher Gewalt hoch zum Senator auf, warf den Kopf zurück und

schrie, wie eine Mutter um des Kindes Leben schreit,
Herzen beider Gatten erschütternd:

„Edler Senator, edle Frau, gebt mir die Hände, gelobt es
bei unsern und bei euren Göttern, daß hier niemand den Gl
ben meiner Kinder rauben darf, daß ich, ich allein ihre P
sterin sein, und ihren Glauben pflegen darf, so wie ich es
im Dienst des Königs zu Vagharschabat. Laßt mich
eurem Park ein Heiligtum des Mithras bauen! Laßt uns be
opfern, singen, spielen, wie wir's gewohnt sind. Des Himm
Glanz wird über euch und eurem Hause bleiben, die Dämo
werden fliehen, euer Sohn wird die Finsternis besiegen, e
Äcker werden doppelte, dreifache, zehnfache Frucht tra
eure Sklaven werden euch Treue halten, alle guten Gei
Ahuras werden euch dienen, Mithras und Anahita werden e
schützen vor Krankheit, Unglück, Tod! Ich sage, ich verh
es euch, ich, Anahitas Priesterin!"

Harsa hatte während der letzten, laut gerufenen W
ihre Hände losgemacht und, noch immer knieend, die A
hochgehalten und die Hände ausgebreitet wie zum Segen i
die Gatten und ihr Haus. In jedem Glauben liegt Macht,
wahrhaftig von Herzen erlebt und empfunden wird. Der F
hatte noch keine feierlichere Stunde in seinem Leben erl
Tief bewegt beugte er sich nieder, gab der Priesterin die H
zog sie sanft empor, sah ihr treu und gütig lang in
Augen und sagte:

„Euer Gott, Harsa, ist ein Gott des Lichtes. Das L
ist rein und gut. Ob Zeus, ob Ahura, ob Mithras, ob Jupiter
Vischnu, ob Jehova, ob Christus, alle bedeuten Licht und
sind gut. Es soll bei allen Göttern und dem höchsten Gott
niemand hindern, in meinem Haus und Park so deines Pries
amts für dich und deine Gläubigen zu sorgen, wie du es im
pflegtest. Gerne höre ich bald mehr von deinem schö
Glauben." — „Auch ich", fiel Licinia eifrig ein. „Das wer
schöne Abende werden! Licinianus wird ganz gewiß n
fehlen. Und Paula und Judith, meine Freundinnen, sie wer
dich, Harsa, noch viel besser verstehen als wir. Sie den
und glauben ja anders als wir drei, aber mir kam bei dei
schönen Worten von Licht und guten Geistern immer wiede
den Sinn, wie Paula und Judith, die ja beide wieder versc
denen Glaubens sind, doch immer wieder von Licht, von G
redeten, von einem heiligen Geist. Es muß etwas Gem
sames, Großes, Göttliches um dieses Licht in allen Religio

sein! Edle Harsa, erziehe nur die Königskinder in deinem Glauben, in diesem Licht, das dich selbst so rein, so schön gemacht.“ Mit ausgebreiteten Armen, wie mit unwiderstehlicher Gewalt getrieben, schritt bei diesen Worten Harsa auf Licinia zu und umschlang sie leidenschaftlich. Licinia legte mütterlich die bloßen, vollen, weißen Arme um Harsa und küßte sie mehrmals auf die Stirne. Der Fürst war vor Bewegung wieder nervös geworden, ging eilends zum Vorhang, zog ihn zurück, als wollte er dem olympischen Zeus und seiner Tochter Athene dort droben auf dem Pantheon den Anteil an diesem feierlichen Augenblick nicht versagen. „Nennt mir noch einmal die Namen eurer Freundinnen, Mutter Licinia!“ — Sie sah freudig überrascht auf und wiederholte: „Paula und Judith.“ — „Paula, Judith!“ prägte sich Harsa sinnend ein. „Schöne Namen! Ihr sagtet, sie seien verschiedenen Glaubens! Wie heißt die Religion einer jeden?“ — „Paula bekennt das Christentum und ist eine Christin, Judith ist eine Jüdin. Beide verstehen sich so gut. Wir drei zusammen, ich, die Heidin dabei, sind dreierlei Glaubens, aber einer Liebe. Und du, liebe Heidin“, fragte Licinia lieblich lächelnd, „wirst mir helfen: zwei gegen zwei, und alle vier wieder eins in der Liebe!“

Harsa war ängstlich geworden. Sie nickte zwar zustimmend. Aber in ihrem, fest auf Licinia gerichteten Blicke lag neue Sorge. Hatte sie nicht schon von diesen Christen vernommen, gehörten sie nicht zu den verhaßten Juden? Hatte sie nicht noch im Getümmel des Königsmordes und auf der Flucht gehört, Juden und Christen seien mitverschworen gewesen gegen Kosroes, weil er sie früher hatte verfolgen lassen? Jetzt erinnerte sich die Priesterin dessen. Bang fragte sie: „Sind das nicht böse Menschen, Kinder der Finsternis, die Christen und Juden? Ist nicht der Christus als Verbrecher gekreuzigt worden?“ — „Bewahre“, lachte Licinia auf. „Paula muß dir das erzählen. Sie weiß das so wunderbar zu berichten. Lerne sie kennen, beide, du wirst sie lieben, wie ich sie liebe und dich!“

Es kam aber über Harsa wie eine geheime Furcht. Ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, fühlte sie eine ihr fremde, starke Macht an sie herankommen, wie von ferne, weit her erst; aber wie der Anfang eines kommenden Sturmes, vor dem ihr bange wird. Und doch war dies Gefühl nicht Angst allein, was noch? Sie wußte es nicht. Etwas von Neugierde,

Wissens- und Bildungstrieb, von Kampfbegierde, und wieder — wenn denn auch dort, in jenem Unbekannten, von Licht d Rede war — neue Sehnsucht, heißes, gewaltiges Verlangen na Licht, nach vollem, reinem, ewigem Licht!

Unsicher klang ihre Frage an Licinia: „Und beide red von Licht, und beide verehren einen Gott des Lichtes?" — Licinia nickte lebhaft. — „So müssen denn alle die drei Re gionen vom Licht des Himmels, von Ahuras Licht stamm und Gemeinschaft zusammen haben?" — „So sollte es wo sein!" warf der Senator dazwischen. — „Bei uns ist es so!" ri Licinia. — „Weißt du, Mutter Licinia, gerade welche Worte v jenem Licht der Juden und der Christen?" — „Ich kann s nicht alle behalten, die herrlichen Worte, die sie mir sagen, s werden sie dir gewiß wiederholen, so oft du willst. Zwei ha ich immer im Gedächtnis." — „Nenne sie!" drängte Harsa. — „Das Lieblingswort der Judith heißt: ‚Die Weisen werd leuchten wie des Himmels Glanz, und die, welche viele zur G rechtigkeit geführt haben, wie die Sterne immer und ewig.'" — Harsa sah mit verstaunten, weitgeöffneten Augen auf. I Blick war wie in die Ferne gerichtet, der Kopf leicht na links geneigt, als horche sie auf Melodien, die weither, aus d Heimat, aus dem Reich des Lichtes kamen. Wie kommen s hieher, diese Klänge, dieses süße Weh, in dies Land, zu d Juden, den gehaßten, überall verfolgten, zur Judith? „Woh hat sie dies Wort vom Licht?" — „Aus einem Buche", sag Licinia. — „Aus dem da", rief der Fürst, und eilte in froh Schritten auf seine abermals nützliche Bibliothek zu. — „U das Wort der Paula, der Christin?" drängte Harsa weiter. — „Das ist kurz und gut zu behalten. Es sei ein Wort d getöteten Christus selber: ‚Ich bin das Licht d Welt!'" — Harsa erbleichte. Ihr Blick und Gesicht wurd umwölkt von Zorn, Furcht, Sorge. Trotzig klang ihr B kenntnis: „Judiths Wort ist Wahrheit und sehr schön. Pa las Wort verstehe ich nicht. Wie darf Christus sich das Lic der Welt nennen? Seinen Tod hat er wahrlich verdient. W anders ist das Licht der Welt als Mithras?" — Deutlicher a vorher fühlte Harsa wieder im Unterton ihres Bewußtseins je unbestimmte Furcht vor etwas Fremdem, Unbekanntem. D Name Christus aber haftete und ließ sie nicht wieder los. D ist der Feind! Gib acht, Harsa! Das ist der Adler, der d Kinder von ferne umkreist. Judith ist Licht, Paula ist Fi sternis. Harsa gib acht! Hilf Mithras!" Hilf Anahita! D

waren Harsas Gedanken. Ernst und schweigend ging sie auf und nieder.

Der Fürst, höflich wie immer, anerbot sich, sie noch ein wenig in den Park zu begleiten. Bald mußten auch die Kinder angeritten kommen. Ziemlich weit, wohl eine Viertelstunde Weges, da, wo der wohlgepflegte Kunstpark mit seinen in Rondellen oder großen Quadraten voll herrlicher Gewächse, Blumen, Brunnen, Statuen, Nixen, Nymphen, Grotten und Hainen in Naturwald überging; dort wo ein Weg sanft durch Fichtenwaldung hinauf zu einer Anhöhe führte, mit ihrem geheimnisvollen Dunkel, ihrer stillen Abgeschlossenheit, ihren Steinblöcken, von sanftem, feuchtem Moos überzogen, und einer darüber hinab rieselnden Quelle, da war nach Harsas Meinung eine wohlgeeignete Stätte, wo man Mithras und Anahita ein Heiligtum bauen könnte. In Gedanken versunken stand sie da, dann überströmte ihr Mund von dem, was ihr Geist vorausschaute, was da werden sollte: ein stilles, kleines, einfaches Mithraceum, mit dem heiligen Bilde in der Mitte. Nur für sie vorerst mit den Kindern. Dann Zuschauer, Bekehrte, Getaufte, Geweihte in Scharen, das kleine Heiligtum — ein Riesentempel für ganz Athen und Griechenland, der Magier, der heilige Vater, der Oberpriester Mobed, sie, Harsa, die Priesterin Anahitas, hier wieder ihre Priesterin wie dort in Vagharschabat beim stillen Tempel im Schloßgarten bei den Zypressen und Pinien, beim stillen See mit den schneeweißen Rosen, und in der Tiefe die glitzernden Gold- und Silberfische, die großen heiligen Fische Anahitas.

Harsa hatte keine Ahnung davon, wie schön sie war in diesem Halblicht, das Antlitz glühend vor Begeisterung, die Augen funkelnd vor innerem Feuer. Der Fürst hatte Mühe, den vollen Ernst zu bewahren. Diese Ziele gingen ihm doch etwas zu weit auf seinem Grund und Boden. Auch hatte er deutlich gespürt, daß ihn die Erwähnung des Magiers abermals, und schon etwas mehr unangenehm, ja mit gewisser Reizbarkeit berührt hatte. Dieser Mobed mußte eine große Macht über Harsa haben. Das stand ihm fest. Davon wollte er noch mehr erfahren. Von der Villa her vernahm man Rufe, Lachen, Pferdewiehern. Schweißtriefend, naß bis auf die Haut, sprangen Tird und Koswita Licinius und Harsa entgegen. Nach Bad und Salbung wurde das Mahl gehalten, und die Kinder erzählten in erregter Begeisterung den Verlauf des Morgens: die Abfahrt des Licinianus und alles bis ins Kleinste. Dann

stockte auf einmal das Gespräch, besonders auf die Frage
Fürsten, was sie denn nach der Abfahrt des Schiffes noch
tan hätten, denn zu Pferde hätten sie ja viel früher da
können. Koswita wurde rot, der Prinz verlegen, Harsa bli
mit durchbohrendem Blick von einem zum andern. „Es
schrecklich heiß“, seufzte Koswita auf. — „In Hellas is
viel heißer als in Armenien“, konstatierte der Prinz energ
naseweise, „diese Kleider passen hier nicht. Ich will an
haben.“ — „Was habt ihr getan, Kinder?“ fragte mit
reichem Ernst Harsa wieder. Jetzt richtete sich der P
hoch empor auf seinem Liegepolster und erzählte in köstli
Offenheit, deren Wirkung durch die Unrichtigkeiten der
sprache und Unbeholfenheit des Ausdrucks noch erhöht wu
wie schön eine Bucht am Hafen von Piräus gewesen sei,
habe die Segel und Maste der vielen Schiffe im tiefblauen W
ser gesehen und die Bäume vom Ufer darin. Am ganzen St
haben Leute gebadet, auch Kinder, von denen viele ganz n
waren, — und — „Und —“ schrie die Priesterin entsetzt
— „Und da“, fuhr der Prinz ruhig fort, „haben auch wir
badet. O wie schön, wie schön, Harsa, du ahnst nicht,
schön! Wir schwammen hinaus, weit, weit, die Wellen tru
uns hoch hinauf, dann fielen wir wieder tief hinab. Vom
schrie uns der Präzeptor beständig etwas zu und fuchtelte
den Armen und Händen — a—i, a—i, a—i“, lachte der P
wild auf und hatte längst die helle Freude des Fürsten
merkt. „Dann schwammen noch andere Knaben und Mäd
an uns heran, wir verstanden sie nicht, aber wir spritzten
ander — a—i, a—i — wir waren die größten und stärks
Dann kam ein Floß gefahren, mit Fischern darauf, und wi
schwammen nach, setzten uns auf den hintersten Balken
fuhren schön ans Land.“ — „Und dann?“ fragte Harsa,
Scham und Zorn bleich geworden, mit heftigem Ton.
„Dann“, erzählte ruhig der Prinz zu Ende, „gab uns der
zeptor unsere Kleider, die er gehütet hatte —“ — „Natür
der Präzeptor“, lachte der Fürst kopfschüttelnd auf. —
wäre ja besser gewesen, es wäre von uns Frauen ich oder H
dabei gewesen“, sagte ernster Licinia, „doch, es sind
Kinder!“

Harsa sprach kein Wort mehr. Nach dem Sympo
aber stand sie auf und befahl mit solcher Majestät: „F
mir!“ — daß die Geschwister stumm und willenlos gehorch
und die Pflegeeltern kein Wort dawider sagen wollten. W

Harsa noch eines der Kinder erschien wieder diesen Tag im Tablinum. Als Licinia die Obersklavin vor die Türe schickte, ob man sie zum Essen erwarten dürfe, da sprach die Priesterin mit mildem Ernst und trauriger Stimme durch die ungeöffnete Türe: „Meldet der Fürstin: wir tuen alle drei nach Erlaubnis des Fürsten, wie unser Glaube es fordert.“

Die Zimmermädchen und Kämmerinnen liefen müßig in den obern Säulengängen herum, fragten, vermuteten zusammen oder lauschten in der Nähe, bis die Oberin erschien. Sie winkte nach empfangener Meldung die Mädchen zu sich heran und erfuhr aus ihrem Geflüster, daß man Harsa habe schelten und beten hören. Dann hätten alle drei geweint. Als am andern Morgen im Salberaum der Sklave den Leib des Prinzen rieb und salbte, konnte er seine Verwunderung nicht genügend verbergen, ebensowenig der Prinz gänzlich die Empfindung der Schmerzen bei der Berührung der blutunterlaufenen Striemen, die seinen Rücken bedeckten und brannten. Es war rührend, wie der Sklave geradezu ergriffen war bei dieser Entdeckung. Fragen durfte er nicht. Aber schweigend tat er seine Arbeit, behutsam zart, nahm vom weichsten, kühlsten Balsam, und mehrmals hielt er kopfschüttelnd inne, traurig den prächtigen Leib seines ihm liebgewordenen Pfleglings betrachtend. Der Prinz hatte es längst bemerkt. Kein Genieren benahm seine angeborene Würde und Sicherheit. Stolz wies er mit fürstlicher Gebärde auf seine Schwielen und sprach: „Ein Mithras- und Königssohn züchtigt sich selbst, wenn er die Augen seines Gottes beleidigt hat!“

Der junge, liebliche Sklave wiegte wieder den Kopf hin und her: „Es diene ein jeder seinem Gott. Aber ich möchte nicht an einen Gott glauben, der mich hieße schädigen und zerstören, was er selber so schön und wunderbar schuf. Wir in Hellas glauben und tun das nicht. Ein solcher Leib wie euer Leib, o Prinz, ist mir mehr als der Tempel des Zeus.“ Staunend hörte Tird den Sklaven an, die großen hellbraunen durchdringenden Augen waren stolz und dankbar zugleich auf seinen Diener gerichtet. „Du denkst ganz anders als ich. — Und alles ist hier ganz anders.“

Unter den Augen der Priesterin verlebten die Kinder die weiteren, anhaltend schönen, immer wärmeren Frühlingstage. Der Park entfaltete unter den Händen der Gärtner eine Paradiesespracht, und um die Villa spann sich grünes Blätterwerk. Ein fast sinnbetäubender Wohlgeruch erfüllte die Luft. Tage-

lang währte das Suchen und Entdecken von Neuigkeiten a
Pflanzen und Tieren; das Hinsitzen an allerliebste Ruh
plätze mit idyllischen Felspartien, von Hainen überschatte
in Grün gekleidet, von kühlenden Quellen übergossen. Wa
der Prinz zugleich stundenlang mit Pferdeschau, Dressiere
und Reiten auf der langen, jenseits des Parks gelegenen Renn
bahn beschäftigt, oder am Fischen, oder im Stall, so war Ko
wita ganze Morgen bei den Gärtnern oder im Spinn- und Web
raum und sah mit Staunen den geschickten Händen der Skla
vinnen zu, die aus Wolle und Linnen oder andern feinen Stoffe
die Kleidungen der Herrschaft herstellten.

Es folgten Ausflüge in die Stadt, die ersten Entdeckunge
in der Umgebung Athens. Kaum ein Tag verging, daß sie nich
zum Sonnenuntergang auf der Akropolis droben standen un
mit Aug und Seele die unbeschreibliche Herrlichkeit genosse
die sich ihnen um sie her, in der Tiefe und in der weiten blaue
Ferne, darbot. Götternamen und -tempel prägten sich ihre
Gedächtnis ein. Aus Volks- und Kunstgeschichte Athens un
Griechenlands nahm der hochgebildete Fürst dem künftige
Geschichtslehrer der Kinder manches interessante Stück vo
aus. Geist und Gemüt der Kinder öffneten sich von selbst de
neuen großen Eindrücken. Mit wachsender Unsicherheit b
obachtete Harsa die werdende Veränderung der Kinder und s
fühlte sich glücklich, wenn es sich ungezwungen ergab, daß s
in den folgenden Tagen etwa einmal allein mit den Kinder
dem kühlen Kephisostal entlang auf der „heiligen Straße" i
Olivenwald wandeln, dort an einer schattigen Halde über d
Stadt sitzen durfte. Dann waren die Kinder wieder ihr eige
Dann zogen ihre Blicke über die Türme, Tempel, Bögen, Tor
über die blauduftigen Bergketten übers weite, tiefblaue Mee
über die blühenden Inseln, über den Mastenwald des Piräu
über die von fern wie Möwenflügelchen weißblendenden Seg
in der Luft oder nur wenig über den aufblitzenden We
len, über alles hinweg nach Armenien. Dann kamen die bi
teren Fragen der Kinder nach Vater und Mutter. Das unb
schreibliche Bild von Unschuld und Frieden, wo Himmel un
Erde vor blauer Wonne und süßer Harmonie ineinander überz
strömen schienen, verwandelte sich urplötzlich in ein Bild vo
wildempörter See, mit blutgefärbten Wellen die Ufer, grü
sanft, fruchtbar, von Bergen umsäumt wie hier, widerhallen vo
Kampfrufen, Flüchen, Gebeten, Todesschreien versinkend
Männer. Über die so ähnlichen Gefilde tobt der Krieg hinwe

zerstampft die Saat, verbrennt die Frucht, es lodern die Hütten, die Dörfer, es sieden die Trauben, die gewaltigen, schweren an den Wallnußbäumen, es brennt das Schloß und krachend stürzt Vagharschabat zusammen. Nur ein Trost: König und Königin — sie leben, der Vater siegt, Könige sind Diener des Lichtes, Kämpfer Mithras und Ahuras. Mithras kämpft unsichtbar dem Vater zur Seite, der Gott des Rechtes und des Sieges. Der Vater kann nicht fallen, nicht sterben. Der Vater lebt und wartet, bis ich bei Licinianus zum Imperator geschult und griechisch gebildet bin. Dann fährt mich der Hauptmann wieder hinüber, wir reisen heim. Ich kämpfe neben dem Vater und siege mit ihm. Dann mag er ruhen und ich werde herrschen. So schwärmt Tird. Harsa aber rang währenddem um Fassung, gelobte neue Treue dem Gott des Lichtes, der in ihr Herz solche Gewißheit eines ewigen Lebens legte, daß sie, die Priesterin des Lichtes, nicht log, wenn sie den Kindern immer wieder sagte: „Der König kann nicht sterben! Der König lebt! Die Königin mit ihm!“ Solche Stunden endigten gewöhnlich damit, daß Harsa auf das Drängen der Kinder hin ihnen aus Armeniens alten Tagen oder irgend eine Geschichte erzählte. Ach, was war es denn auch nur, was hier inmitten aller Schönheit der Natur, aller Liebe und Ehre, die sie genoß im Hause des Fürsten, was war's denn auch, das sie doch nie zur Ruhe kommen ließ, das wie ein Schatten am Tag, wie ein Gespenst in der Nacht sie verfolgte? König und Königin leben. Den Trost hatte sie und war getrost. Licinius war ein Vater zu ihnen allen. Nur zu gütig, zu besorgt. Licinia? — O Mutter Licinia! Und Licinianus? Ein wenig Beklemmung spürt Harsa bei diesem Namen. Sie erbebt leise beim Gedanken daran, daß sie ja ihn retten solle. Das ist ihre Aufgabe: ihn aus Finsternis zum Licht führen! Sie ist Priesterin, Anahita geweiht, und nur noch dem König, dem fleischgewordenen Abbild des Himmelskönigs Ahura. Das weiß Licinius wohl. Meines Glaubens leben zu dürfen, ist sein Fürstenwort. Er ist sehr väterlich! Sehr! Sein Sohn mehr als nötig um mich besorgt. Mehr als nötig! Sein Handdruck warm, heftig sogar! Aber — wie könnte ich ihn zum Licht führen ohne seine Sympathie zu mir? Das ist Anahitas Werk. Ihr sei die Ehre! Paula, die Christin, Judith, die Jüdin, und die andern Gäste alle. Hand aufs Herz, gib als Dienerin des ewigen Lichtes der Wahrheit die Ehre! — waren sie unfreundlich? finster? Können Dämonen, können die Dewas Arimans hinter Paulas reinem

Blicke lauern? Nein, sie mag glauben wie sie mag: auch de
Christus muß ein Yazata sein, wenn auch er solchen Glanz z
geben vermag. Und was die Judith von Jehova sagt, wie da
so ähnlich — so gleich ist — und was für Worte von Licht un
Sieg sie sprechen! — Ach — nun wieder die Unsicherheit! d
Unruhe! Wieder dieser leuchtende Unbekannte, dieser feurig
Name: Christus. War's das? Doch — sie durfte ja ihre
Glaubens leben und die Kinder darin erziehen. Aber sie wi
mehr! sie will mehr!! „Mithras ist das Licht der Welt
Wie willig und aufmerksam haben sie doch in der letzte
Gesellschaft aufgehorcht auf meine Rede, wie waren s
hingerissen vom Sonnenhymnus meiner Laute — — -
O wenn er bald käme! Bald, bald komme, Magier, heilige
Mobed!!

Harsa träumte vor sich hin. Die Balaleika ruhte a
ihrem Schoß. Besonders dringend und schmeichelnd mußte
heute die Kinder die Priesterin bitten, ihnen zu spielen und z
singen. Endlich überkam sie die Sonnenfreude und sie fiel e
mit tiefer voller Stimme:

„Preist Menschen alle Masda, auf! erwacht!
Steht auf, den Schlaf vertreibt,
Legt ab die bangen Sorgen und die Schrecken,
Weil Mithras alle Dewas schlägt,
Weil Mithras Glanz die Finsternis verjagt,
Weil Mithras sie vertreibt, die Dewas, alle,
Dämonen, Peri und die Druys,
Weil er die Bösen aufschreckt, blendet, schlägt.
Seht seine Pfeile funkeln in dem Köcher,
Seht seiner Lanze Schaft im Gold der Sonne schimmern!
Heil, Macht und Kraft und Sieg ist dein, o Held!
Seht seiner Locken Fülle wehn im Wind,
Seht seiner Stirne Glanz wie feurig Erz,
Und seine tausend Augen funkeln!
Sie sehen Gut und Böse auf der weiten Welt,
Sie sehen auf der Hölle tiefsten Grund,
Sie sehen des Bösen Spur von fern,
Sie folgen rächend seinen Wegen,
Und auf dem Silberbogen ruht der Pfeil.
Ha, fliehe Sohn der Nacht, du Kind des Bösen,
Mithras erschaut dich, denn in seinem Glanz ist alles hell. —
Mithras! Sende deiner Augen Licht und Segen,
Heute auch auf uns hernieder!
Nur eines deiner Augen wend uns zu, Allwissender!
Nur eines deiner Ohren, du Allgegenwärtiger!
Dein ist die Welt, dein ist die Stadt!
Fahr wohl, fahr wohl, du Held, und sei uns gnädig! —

Die Begleitung quoll in herrlichen Akkorden weiter und klang endlich in kaum noch hörbaren Tönen aus. Ergriffen saßen die Kinder da und betrachteten stolz ihre Erzieherin.

Viertes Kapitel.

Schwankender Grund.

Mit immer größerer Spannung erwartete man die Rückkehr des Licinianus von Rom. Bereits manchen Abend war der Fürst vor das Haus auf die Terrasse getreten und hatte nach den Zeichen ausgeschaut. Er wußte ja wohl, sein Sohn hatte in Rom außer seinen politischen und militärischen Missionen immer noch viel „Persönliches" zu besorgen. Was näheres darunter zu verstehen sei, das hatte der Vater ja nie erfahren dürfen. Aber daß das Leben seines Sohnes auf schwankendem Grund stehe, wurde ihm jedesmal gewisser, wenn er von Rom zurückkehrte, wenn Licinianus von den römischen Intriguen und Verschwörungen, von der allgemeinen Unzufriedenheit des Senates und der Bürger und überhaupt von Zuständen und Sitten Roms erzählte, und seine unruhigen Blicke und die blaugrünen Ringe um die Augen, die bald rote, bald gelbe Gesichtsfarbe ihm mehr verrieten, als er wissen wollte.

Eine glänzende Festversammlung vereinigte sich bald nach Licinianus' Rückkehr im Prunksaal der Villa. Es war die erste große solcher Feiern, welche die Armenier mitmachten, und sie gestanden nachher dem erfreuten Fürsten, daß das Gastmahl an Pracht des Saales, seiner Beleuchtung, seines Pflanzen- und Blumenschmuckes, an Feinheit und Mannigfaltigkeit der Speisen, an Exaktheit und Lieblichkeit der Bedienung, an Würde und Geist der Gäste in ihren Festgewändern dem herrlichsten Fest zu Vagharschabat um nichts nachgestanden habe. Die höchsten Kreise Athens waren vertreten. Paula und Judith mit ihren Gatten fehlten nicht. Philosophen und Künstler, der berühmte Bildhauer Apelles und der Maler Vigilius, der vielbegehrte junge Arzt Valerius waren da. Zur eigentlichen Unterhaltung kam es erst beim Symposion, bei dem eine verschwenderische Pracht von Licht und Blumen, von Silber- und Goldgefäßen herrschte. Doch bei dem Reichtum von Genüssen aller Art — der Geist der Versammlung blieb

edel, ja ernst. Licinianus zeigte sich in niegesehener Wür
der Stolz seiner Eltern! Er hatte zunächst das Wort. Al
wie ernst war seine Botschaft von den politischen Zuständ
des weiten römischen Reiches! Kaiser Carus hatte in kürzest
Zeit von der Ermordung des armenischen Königs Bericht
halten, war sofort aufgebrochen, die Offiziere Aper, Diocl
Maximian und auch Galerius mit ihm. Weitere Nachricht
sind noch keine eingetroffen. Von der Flucht der Königskind
zu Licinius weiß man noch nichts in Rom. Er habe die B
schaft davon am Hof hinterlassen. In Rom gärt es wie in ein
Trotte. Der Senat ist unzufrieden, weil er abermals nach
Ermordung des Kaisers Probus in der Kaiserwahl ganz auf
Seite geschoben wurde, und Carus wieder nur vom Heer all
ausgerufen worden sei. Die Prätorianer in Rom sind im A
stand begriffen. Ihr Zorn ist groß darüber, daß die Illyri
überhaupt die Germanen der Donaugebiete, das Übergewic
über sie erhalten. Wieder herrscht ein Germane, dieser al
furchtbare Carus, der Illyrier! Seinen bessern Sohn Numer
nus hat er mit sich nach Persien genommen, den Wüstling, d
Carinus, hat er zum Mitregenten gemacht und gegen die G
manen geschickt. Doch soll er ihm nicht getraut und ihm d
Constantius Chlorus an die Seite gegeben haben.

„Wer ist dieser Constantius Chlorus?" riefen einige. D
Fürst gab Auskunft: „Flavius Valerius Constantius, Sohn d
Eutropius, eines vornehmen Dardaniers und einer Nichte d
Imperators Claudius Gothicus." Licinianus fuhr fo
„Die Illyrier verdrängen allmählich die römischen Soldaten a
ihrer alten Ehre, die Leibgarde des Kaisers zu sein. Die g
manischen Kaiser wohnen ja nie in Rom. Auf den Krieg
zügen nehmen sie die Einheimischen um sich. Es soll eine ne
Prätorianergarde geben, nur aus Illyriern und andern Germ
nen. Rom verliert jede Bedeutung. Ihr werdet es erleb
Alle Tage Mord und Totschlag in den Straßen! Die Getreid
zufuhr aus Alexandrien funktioniert nicht mehr richtig. D
Volk hungert. Der Kaiser verteilt kein Brot, kein Fleis
keinen Wein mehr. Die Soldaten bekommen den rückständig
Sold nicht. Tempel, Bäder, Triumphbögen, großartige Baut
entstehen an allen Ecken und Enden — ich sage euch, was g
baut wird in Rom. Aber ich begreif die letzten Kaiser; w
möchte unter dem Pack leben, keine Stunde seines Lebe
sicher! Die Patrizier und Senatoren sollen wieder aufs neue
größeren Steuern in unerhörtem Maß herangezogen werde

Die meisten wollen wegziehen.“ — „Als ob man sie nicht überall fände im römischen Weltreich“, seufzte der Fürst. „Nicht besser scheint es an den Grenzen zu stehen, besonders am Rhein.“ — „Was ist's?“ riefen viele bestürzt. — „Immer neue Völkerschübe an Rhein und Donau. Wie eine Welle die andre treibt! Unheimlich. Wie ein Wetterleuchten sei's dort drüben. Eine wahre Völkerwanderung. Riesige Menschen, voll neuer unverbrauchter Kraft, drängen vorwärts und werden immer wieder von andern Stämmen vorgeschoben. Alemannen, Burgunder, Heruler, Chaibonen, Goten, Vandalen, Gepiden! Es sei, als hätte die Welt nicht mehr Platz und die Erde nicht mehr Brot genug für alle die Massen, die aus Norden und Osten gegen Rhein und Donau drängen. Was will das werden? Wenn nur bei allen Göttern die Legionen am Rhein standhalten, sonst weh uns allen!“ Die Stimmung war ernst geworden. „Weiß man nichts von den Franken und Sachsen gegenwärtig?“ fragte der Fürst. Licinianus wußte nur, daß Carausius gegen sie geschickt worden war. Der Fürst und einige der Gäste runzelten die Stirne und verzogen mißtrauisch den Mund. „Carausius!“ wiederholte der Fürst mit langgezogenen Silben. „Ich zweifle, ob das der richtige Mann ist gegen die listigen Franken.“ — „Ganz gut, wenn sich der Kaiser an ihm verrechnet und den Schaden hat“, rief einer der Offiziere. „Dieser Feldzug wäre nun wieder einmal eine Mission gewesen, die unserem Freund Licinianus gehört hätte. Daß er mit Schmugglern und Räubern hier zu Lande fertig wird, hat er nun lang genug bewiesen!“ Andre Freunde stimmten lebhaft bei. Dankbar lächelte Licinianus und trank ihnen zu. „Auch Britannien soll wieder unruhig sein“, fuhr er fort. „In Gallien — bald hätt' ich das vergessen, — das neueste, gefährlichste!“ Nach langer Kunstpause kam es heraus: „Ein unheimliches Tun der untersten ärmsten Volksklassen. In großen Banden rotten sie sich zusammen, daher sollen sie den Namen Bagauden erhalten haben. Sie haben Anführer gewählt und ziehen plündernd und raubend umher. Und das merkwürdigste: diese Banden berufen sich dabei auf den Christus, der sei ein Gott und Helfer der Armen und Elenden gewesen, sie beten zu ihm und treten massenweise zu der christlichen Lehre über.“ — „Da habt ihr's wieder!“ riefen einige Offiziere. „Wo Empörung und Unruhe herrscht, da sind die Christen.“ — „Sehr merkwürdig!“ rief Paula. „Die Lehre der Christen ist eine frohe Botschaft für die Armen und Elenden, aber Empörung gegen Kaiser und Obrigkeit gebietet

sie nicht." —„Doch wenn der Hunger die armen Leute treib
bemerkte mitleidig Licinia. „Es ist keine Ordnung mehr
Reich. Das Volk, wie die Soldaten, werden ausgesogen von
Händlern. Unsereiner kann bald nicht mehr zahlen, was
den Markt kommt. Jeder Händler verlangt, was er will. V
Geld hat, kauft. Wer keins hat, stiehlt. Kleider und Lebe
mittel werden nur so weggestohlen. Fremdes Geld kommt
Kurs, kein Kaiser und Gott weiß woher, plötzlich hat man
von im Sack und behält's, bis es gelingt, einen zu übertölp
Massenweise ziehen die Senatoren fort von Rom, und die I
chen überhaupt. Ihre Häuser stehen leer, kein Mensch ka
sie mehr, und das Volk lauert darauf, um einst darin ein
ziehen. Immer größere Strecken Landes sollen brach lieg
Keiner, der nicht täglich Talente auszugeben vermag, kann di
Latifundienwirtschaft mit allen Sklaven und Hörigen m
übernehmen. 30, 40 Prozente werden gefordert. Ein fü
terlicher Wucher wird getrieben. Ein Luxus bei den Reic
— — — ihr macht euch keinen Begriff. Sklaven und Handw
ker werden über Nacht zum Krösus, und frühere, a
beherrschende Kapitalisten packen ihre Bündel und zie
fort. Zölle auf Zölle! Steuern auf Steuern! Und
das unheimlichste — die Überhandnahme des Gesind
der Räuber, der Aufrührer und der Christen." —
Gesellschaft war bewegt und empfand es unter sich
einen geistigen Niederschlag der allgemeinen schwülen Unr
im weiten Reich draußen. Man hatte sich erhoben, ging
und nieder, zu zweien, dreien, in Gruppen, schritt, zwisc
schlanken, kannelierten Säulen und weiten Türflügeln, hindu
die Treppe hinab, die vom Festsaal auf der Hinterseite
Villa direkt in den schönsten Teil des Parkes führte, der sc
durch hohe Kandelaber beleuchtet war, heute nacht fast tag
vom Licht des Vollmonds übergossen dalag. Die Sklaven
Sklavinnen, als Grazien gekleidet, in ihren weißen oder himr
blauen, lila, rosaroten, grünen, gelben Gewändern, die den r
ten Arm von der Achsel an frei ließen, huschten lau
über den kräftig duftenden, nachtfeuchten Rasen, zwisc
Rosengehängen, blühenden Oleandern und Magnolien
durch, boten Becher an, hielten herrliche Früchte, Süßigkei
in zierlichen Körbchen oder in Gold- und Silberschalen dar.
der Ferne gedämpftes, feinstes, bald frohes, bald ernstes S
der Musikanten. So hatte es wie immer der Fürst gewüns
An seiner Tafel sollten, wie er zu sagen pflegte, die erns

Genien und die heitren Musen, Kunst und Wissen und Philosophie sich vereinigen, zu welcher letztern er auch das Streben nach Religion rechnete. Demgemäß wurden die Gäste eingeladen. Und in Athen galt es für hohe Ehre, in der Villa Licinia verkehren zu dürfen. Für unwissende und ungebildete Gäste war hier kein Raum. Wer eingeladen wurde, hatte sich in Politik oder irgend einer Kunst ausgezeichnet, oder war fähig, zu verstehen, zu würdigen, zu loben, was an solchem Abend von den trefflichsten Männern und Frauen in Rede, Dichtung oder Musik geboten wurde. Wäre Licinianus nicht ein gewiegter Politiker, ein sehr talentvoller und anerkannter Offizier gewesen, der von politischen und strategischen Gesichtspunkten aus interessant zu reden vermochte; wäre ihm im Freundeskreis und seiner oft hochgehenden Diskussion nicht seine angeborene, scharfe, kritische Verstandesbegabung zu Hilfe gekommen, so wäre selbst der Sohn des Hauses einer derer gewesen, die sich gern freiwillig von diesem auserwählten Kreise fernhielten, wo für selbstverständlich galt, daß man wußte, worin die Hauptunterschiede der plastischen Kunst des Phidias und eines Praxiteles bestand; ob ein Zitat nach Form und Inhalt von Sophokles oder Euripides stamme, was der Unterschied der Philosophie Platos und Aristoteles' sei, und daß Paulus von Tarsus den Römerbrief geschrieben habe. Daß auch die Religion ohne jedes Genieren zur Sprache kommen konnte, dafür sorgte in geistvoller, schlagfertiger, oft witziger, überlegener Weise Paula, die im ganzen Kreise ungeteilte Verehrung fand, und neben der die schöne, mehr gebildete als geistvolle Judith selbst demütig zurücktrat. Aber an Gestalt und Schönheit überragte alle weit die Priesterin von Vagharschabat. Es konnte ihr nicht entgehen, welchen Eindruck ihre Persönlichkeit den ganzen Abend auf alle, besonders auf den Maler Vigilius und auf den Bildhauer Apelles machte. Mehr als einmal hatte sie errötend bemerkt, wie manche Blicke der Künstler prüfend, wohlgefällig auf ihr und ihrer Gestalt ruhten; wie alle mit schweigendem Interesse ihrer gewünschten Auskunft über Land und Leute von Armenien lauschten, und hatte die tiefe, unausgesprochene Teilnahme an ihrem und der Kinder Schicksal beobachtet. Niemand wurde von Männern und Frauen der Gesellschaft mehr Aufmerksamkeit in der Unterhaltung, Bewirtung oder Begleitung durch den Park gewidmet, als ihr, die im einfachsten, ganz geschlossenen, faltenreich wallenden Festkleid von hellgrünem plüschartigen Stoff, in silberhel-

len Sandalen, blitzende Juwelen im offenen Haar, und Dian
ten, goldne Sonnenscheibchen, Möndchen und anderen blitzen
Schmuck am goldgewirkten Gürtel, wie eine Königin da
ging. Unaufhörlich mußte sie von der Heimat, von ihrer I
gion und ihrem Tempeldienst erzählen und war glücklich
über, umsomehr, weil sie den ganzen Abend darüber inne
tief unglücklich gewesen war, daß sie, die Barbarin, so n
chem, was heute abend geredet worden war, nicht hatte zu
gen vermögen. Eine neue, weite, schöne Welt des Geistes
ihr aufgegangen. Wieder kam über sie jenes leise, schwinde
Gefühl von Unsicherheit, als sehe sie wieder jene Woge kom
an dem Ufer, auf dem sie stand, züngeln und lecken, und wi
rieselten kleine Teilchen vom Ufer ab, und bange tat sie
Geiste wieder einen kleinen Schritt zurück. Der Name, de
seit Wochen nicht wieder losgelassen hatte, der bereits nac
wachend oder im Traum wie in feurigen Buchstaben sie a
schauen schien, war heute abend noch nie genannt wor
Anderes war's, was diese Nacht, in dieser, ihr weit überleg
Gesellschaft, wie die Welle an ihrem geistigen Eiland sp
Harsa war abwechselnd bald mit diesen, bald mit jenen ge
delt. Auch Licinianus war nicht zu kurz gekommen, der h
abend geradezu brüderlich um sie besorgt war. Bald holte
der Fürst, bald die Fürstin und ihre Freundinnen ein. Län
Zeit war sie dort in einer der Gruppen gestanden, an einer
korinthischen Säulen, die auf großblättrigen Kapitälen
langen, mächtigen, dunklen Marmorbalken trugen, auf de
die Decke der langen Säulenhalle ruhte, mit ihren Re
bildern auf den Friesen und auf den herrlichen Giebelfeld
Hier sprachen die Künstler Apelles und Vigilius über ihre ne
Arbeiten und das Gespräch ging über auf die Kunst selber,
Formen und Linien, auf Harmonie der Stellung und Beweg
auf die Schönheit des nackten, regelmäßigen Menschenle
So rein, so gottbegeistert, so offen und natürlich sprachen
Künstler, daß in Harsa ganz von selbst der Gedanken aufst
„warum verhülle ich mich vom Kopf bis zu den Füßen?“
mit mehr als einem Blicke hatte Apelles verraten, wie treff
gerade ihre Gestalt zum Modell einer seiner gegenwärt
Schöpfungen geeignet wäre. Ihr Blick suchte den Boden.
sie aufblickte, sah sie des Vigilius und des Apelles Augen
reinem, ruhigem Glanz auf sich gerichtet. Sie fühlte, wie
das Blut zu Kopfe stieg, meinte, der Boden wanke unter ihr
schritt wehmütig ihnen zulächelnd weg auf eine andre Gr

zu, die sich bei einem plätschernden Brunnen auf Stühlen, Ruhebetten oder Steinbänken, oder stehend um das Fürstenpaar, Paula und Judith, vereinigt hatten.

Sie hatten das Gespräch am Symposion wieder aufgenommen. Nachdem einer der Gelehrten allerhand Interessantes über Herkunft, Leben, Sitten, Religion der Germanen nach den Schilderungen des Tacitus berichtet hatte, gab Licinianus in ziemlich heftiger Weise seinem Unmut darüber Ausdruck, daß, nach der Meinung mancher neuern Gelehrten diese Germanen und Goten und das ganze barbarische Gesindel die Erben des zerfallenden römischen Reiches werden sollten. Soweit sei man mit Rom noch nicht. Bis dieses zottige Pack nur einmal lesen und schreiben könne, von höherer Bildung, von Kunst und Wissenschaft nicht zu reden, mag Rom noch ruhig schlafen. „Mich wundert, mein Sohn“, fiel Licinius ein, „daß gerade du auf d i e s e n Mangel bei den Barbaren zu reden kommst. Als Offizier solltest du doch, wie ich seinerzeit, wissen, daß im Krieg weniger Wissen und Kunst, als Kraft und Gesundheit, Mut und Treue den Ausschlag geben. Von Tacitus weiß ich, daß die Germanen vor allem auf diese Tugenden das Hauptgewicht legen. Und diese Tugenden, Licinianus, haben Rom Varro und seine Legionen gekostet. Kraft und Treue ist den Römern verloren gegangen. Das ist unser Unglück!“ — „Den Germanen ist die Frau heilig“, nahm Paula das Wort, den reinen, ruhigen Blick fest auf Licinianus gerichtet, — „aber Römer und Griechen entweihen sie. Wo ist der pater familias? Licinius ausgenommen?“ — Dieser verneigte sich lieblich lächelnd — „und mein Alter, gewiß!“ — sie streichelte dem Gatten die Hand, der hinter ihrem Liegestuhl stand — „wo ist Keuschheit, die eheliche Treue, die Gatten-, die Eltern-, Kindesliebe unter uns? Wißt ihr von einer E m p o n a im ganzen Römerreiche, die mit dem geschlagenen Sabinus neun Jahre in Wäldern und Höhlen lebt, — jenes gallische Fürstenpaar, — die mit selbstgesuchten Beeren und erbettelten Speisen den Gatten erhält, nach neun Jahren mit ihm nach Rom pilgert, Kaiser Vitellius auf den Knien ums Leben des Gatten fleht und endlich glücklich ist, neben ihm enthauptet zu werden!“ — „Prächtig! Schön!“ riefen mehrere, wie aus einem Munde! Licinianus schwieg. Harsa hatte sich ganz an Paula herangemacht und auf dem freien Platz des Liegestuhls in malerisch schöner Haltung, auf den linken Arm gestützt, zu Paulas Füßen niedergelassen. Ein Gefühl von Reinheit und

Heiligkeit, von wahrer Frauenwürde kam jetzt über sie, wie sie es noch nie gespürt hatte. Griechen und Römer entweihen es, das Weib! Was heißt wohl das? Was geschieht denn da? Wenn Paula nur noch mehr davon spräche! Und diese zarte, innige Liebe zu ihrem Gatten, diese Blicke, die eine unsägliche Liebe und ein gegenseitiges Verständnis in allem zu verraten schienen, so was hatte sie an Kosroes nie gesehen der Königin gegenüber. Sie, ja sie liebte den König, liebte ihn leidenschaftlich und starb mit ihm; sie tat wie Empona. Aber der König! . . . Nun, sie hatte es gut bei ihm, das ist wahr. Sie war oft traurig . . . Das fällt mir eben jetzt mehr als früher auf. Eheliche Treue, sagte Paula. Der König liebte auch andre Frauen. Auch mich. Ja. Doch ich — war die Priesterin! Heiliger Dienst am stillen See, im Heiligtum bei den heiligen Tauben, die dann girrten und schwirrten und sich liebten und zudeckten mit ihren goldfunkelnden Gefiedern, und die heiligen Fische sprangen übers Wasser, als wollten sie des Königs Liebe zu Anahita sehen, wie war das alles rein und schön und — und — doch gut? —

Harsas Gedanken kehrten wieder nach Griechenland zurück. Schade! Manche feinen Worte der Menschen um sie herum waren ihr verloren gegangen. Als Harsa wieder mit wachem Bewußtsein dem Gespräch zuhörte, war Paula in wuchtigem Kampfe mit den anwesenden Männern. Nur Judith war auf ihrer Seite. Paula hatte mit viel Geist und Ironie alle die Einwände der Männer niedergeschlagen, mit denen sie suchten, die Behauptung Paulas zu widerlegen: das Weib sei berufen, die ebenbürtige Gefährtin des Mannes im häuslichen wie im öffentlichen Leben zu werden. Keine Rechte und keine Freiheit, kein Beruf und keine Stellung im Leben sei ihr vorzuenthalten. Zu ungelehrt, zu unerfahren — ungebildet — sei das Weib? Paula lachte laut auf. „Soeben wurde von euch Männern behauptet, das ganze heilige römische Reich sei dem Verfall nahe. Allgemeine Unordnung herrsche. Die Sitten und Tugenden seien verfallen. Ihr guten Männer — da seht ihr die Früchte eurer Regierung! Kriegen und töten könnt ihr! Frauen verderben und entwürdigen, das könnt ihr! — Genießen und müßig sein, das könnt ihr! — Gesetze schaffen, die niemand hält; reden und nichts tun, Kunstwerke schaffen und das Volk verhungern lassen, ja das könnt ihr! Ich bitt' euch, was haben die Männer je seit der Welt Anfang Großes geschaffen außer Krieg und Mord. Nennt Solon, Lykury, Numa, Drako, Augu-

stus, — ich nenne euch hunderttausend mal tausend edle Mütter, die eurem herrlichen Staat die Männer für Krieg, Tändelei und Unzucht gebaren. Zehntausend Jahre oder mehr hat euer Geschlecht Zeit gehabt, die Welt zu verderben. Gebt dem Weib Anteil an euren Gymnasien, an Turnen, Schwimmen, Jagen, an der Stärkung des Leibes, an euren olympischen Spielen, gebt ihm Anteil an eurer Wissenschaft und Kunst, am Rat und Gesetz, öffnet ihm die Türen der Kinderstuben, der Webe- und Waschräume, gebt uns hundert Jahre Zeit und wir werden euch Männern nicht ebenbürtig, sondern überlegen sein, wenn ihr bleibt, was ihr seid: Sklaven eurer Lüste, Sklaven des Fleisches und des Weins —!"

Erschrocken hatte längst der Gatte Paulas ihr von oben herab die Hand gedrückt und leise sie zur Mäßigung gemahnt. Umsonst. Paula hatte sich immer mehr ereifert und hatte es erreicht, daß ihr zuletzt widerspruchslos zugehört wurde. Die Stimmung wurde ernst. Paulas Wort gestaltete sich zu einer Predigt von Frauenwürde und Mannespflicht, vom Wesen der wahren Liebe. Es war, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, einer der Männer, Senator Longinus, persönlich geworden. In unglücklicher Ehe gefangen, begann er über die Ehe und Frau zu schimpfen und vor allem die Untugenden seiner Frau zu schildern. Nun wußten wohl alle, daß viel Wahres daran sei und ohne die Anwesenheit Paulas wäre Longinus wieder als der Sokrates seiner Xantippe reichlich mit Spott bedacht worden. Doch jetzt war Paulas Einfluß herrschend. Als sie nun von der Liebe zu reden begann und nachwies, wie ja das, was man gewöhnlich Liebe nenne, nichts als Sinnlichkeit und vorübergehende, wandelbare Gefühle, Selbstsucht und Genußsucht sei, da gaben ihr alle recht. Auch Paula gab zu, daß in der Regel für eine junge, gesunde glückliche Ehe diese natürliche gegenseitige Gefälligkeit und Anziehung vorhanden sein müsse. Aber Liebe sei das nicht, sondern natürliche, von Gott gegebene Triebe. Die müßten erst Liebe werden. Das erst sei Liebe, wenn der feste, treue Wille diese Triebe beherrsche; sie halte, wenn sie entweichen, sie schüre, wenn sie erlöschen wollen. Das sei Liebe, wenn man nicht sein Glück, sondern das des andern suche; wenn eines des andern Last trage, täglich Geduld und Nachsicht übe. — „Immer wieder von neuem tragen, überwinden und vergeben und aneinander glauben unter allen Umständen noch über das Leben hinaus — das ist Liebe, das allein! — Hast du dein Weib so geliebt, Longinus?" — Dieser,

verlegen, kleinlaut: „Wer liebt so? Welcher Römer oder Grieche? Das kann nur die Christin Paula —". — „Nein, das können alle Christen, wenn sie wahre Jünger und Jüngerinnen Jesu sind. Wir wissen überhaupt erst durch Jesus, was Liebe ist. Ihr Heiden, auch die besten unter euch, tut alles euch zu lieb. In allem euerem Denken, Reden, Tun und Lassen seid ihr selbst der Mittelpunkt, euer Glück, eure Ehre, euer Genuß, euer Besitz, euer Wohlsein in allen Dingen! Wer euch darin Recht gibt und euch alles zu Füßen legt, den liebet ihr. Liebt ihr ihn? — Nein, ihr Heuchler, ihr verachtet ihn, darum verachtet ihr auch das Weib, nachdem ihr es betrogen und seine Würde gekauft habt. Und dann meint ihr Glück und Befriedigung zu finden, wenn andere an Leib und Seele durch euch gebrochen sind. — Und eure Gewissen stimmen in der Tiefe bei: ‚Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren!'"

Gäste kamen. Die Diskussion brach ab. „Longinus", flüsterte Paula dem Senator zu, „fang heute noch an, dein Weib so zu lieben, wie ich dir's gesagt, sieh dann zu, ob du nicht Wunder erlebst in deinem Hause!" —

Es war Zeit, daß der Prinz allmählich an eine regelmäßige Lebensweise und an ernste Arbeit gewöhnt wurde. Längst hatte man nach dem passenden Lehrer gesucht und nur mit Mühe einen zu gewinnen vermocht, der den Mut hatte, die beiden Königskinder zu unterrichten. Doch schon die erste Stunde, ja schon die erste Begegnung von Lehrer und Kindern in Anwesenheit des Fürstenpaars und Harsas hatte den Mißgriff in der Wahl des Lehrers offenbart. Etwas Jugendliches, Freundliches, Zuvorkommendes hatte dem Fürsten vorgeschwebt, und bei seiner Vorstellung hatte ihm der jugendliche Magister gerade um seines bescheidenen Auftretens, um seiner vielen Knixe und seines verwunderten Wesens willen gefallen. Als endlich das neugierige Warten der Kinder ein Ende hatte, und sie zu ihrem ersten Lehrer hineingeführt wurden, da stand in roten, langen Halbschuhen, in grauer Toga ein hagerer, schlanker, junger Mann, glatten, bleichen Angesichts, gekräuselte Locken um die Schläfen, hob schwanenartig den Kopf auf langem, dünnem Hals empor, senkte ihn dann so tief, bis Leib und Beine einen rechten Winkel ergaben, schnellte wieder empor, blickte mit verlegenen, wassergrünen Augen und purpurenen Wangen seine hohen Zöglinge an, denn der Prinz hatte mit seinen hellen Pflugsräderaugen und mit verzogenem Mund

so forschend und kritisch, und Koswita so liebreich duldend ihn angestarrt, daß ihm keine Anrede einfallen, keine passende Begrüßung gelingen wollte. Ein abermaliger rechtwinkliger Bückling galt dem Fürsten aus Dankbarkeit. Aber erst, als der junge Lehrer aus Schonung mit den königlichen Schülern allein gelassen wurde, vermochte er sich zu fassen und begann den Unterricht. Auf leichten, schwarzen Holztafeln, von weißem Wachs überzogen, wurden die ersten griechischen Buchstaben mit einem Horngriffel eingeritzt, der vorne scharf zugespitzt, hinten mit einer kleinen Holzkugel versehen war. War ein Buchstabe mißraten oder ein Zug davon, so wurde mit der Kugel das Wachs an der betreffenden Stelle wieder zusammengedrückt und ausgeglättet. Das gefiel besonders dem Prinzen ausgezeichnet, und mehr als nötig mißrieten die einzelnen Böglein und Striche. Aber der Lehrer war so geduldig, so höflich. So oft der Prinz fragte, ob er das wieder zusammendrücken solle, wurde ihm die doppelte Freude zuteil: die rechtwinklige Verbeugung des Lehrers mit dem regelmäßigen, mit hohem, feinem Stimmlein geflüsterten: „Gewiß, o Sohn des Königs!" — und die zweite Ergötzung: die mit listigem Gekicher eifrig wiederholte Ausglättung des Wachses. Durch den geweihten Raum klangen von nun an täglich in den Morgenstunden zur Freude des nebenan befindlichen Fürsten die griechischen Sprachlaute. Bald der Prinz, bald Koswita, bald beiden zusammen rezitierten: Alpha, Betha, Gamma bis Omega und begannen wieder, von vielem Lachen unterbrochen: Alpha, Betha usw., bis der rotbeschuhte Pädagoge mit rechtwinkliger Verbeugung das Zeichen des Schlusses und seiner Befriedigung gab. Es währte nicht lange, so mußte sich abwechselnd eines der Erwachsenen wohl oder übel bequemen, die Rolle des Hüters der Ordnung zu übernehmen. Das Zusammendrücken des Wachses hatte dem Prinzen immer besser gefallen. Warum war das Wachs so weich und biegsam, und wenn man lang darauf haucht, noch weicher und bildsamer für Figuren aller Art? Bald war auf der Tafel nur noch die eine Hälfte mit Wachs bedeckt, die andere Hälfte klebte zu Kügelchen verwendet an der weißen Decke oder im Gesicht einer Büste oder lagen im Grund des ovalen Brunnenbeckens unter dem pausbackigen Triton, das von der Schulbank aus zu treffen, den Prinzen viel List und Mühe gekostet hatte. Auch waren die nun bereits entblößt getragenen rundlichen seidenweichen Arme der Prinzessin dem spitzen Griffel des Bruders gar zu nahe, und es gelüstete ihn

allzu stark darnach, zu erfahren, wie lang und tief er in diesen lieblichen Arm stechen könne, ohne daß ein Schmerzensruf der treuen Schwester ihn beim Lehrer verriete. War aber das geschehen, so vergaß der Pädagoge das Moralische an der Sache ganz hinter der hygienischen Fürsorge, in der er in ratloser Bestürzung mehrere rechtwinklige Verbeugungen gegen die Verwundete machte und sie in den höchsten Tönen immer wieder fragte: „Hat euch der Sohn des Königs abermal mit gespitztem Griffel wehgetan, o Tochter des Königs? Schon fließt Blut. Soll ich um Hilfe rufen?“ — bis daß die Geschwister beide, treu vereint wie immer, mit fröhlichem Gelächter ihn beschworen, nichts zu sagen. Als aber auch des Lehrers Haut auf weiche Nachgiebigkeit hin vom Prinzen geprüft wurde, da wurde die Ratlosigkeit des Lehrers Koswita doch zu viel, und sie sorgte insgeheim für die künftige Anwesenheit eines Schutzes für sich und den Lehrer. Trotzdem aber blieben Wissen und Können vor allem beim Prinzen, sehr in den Anfangsgründen stecken, und als eines Morgens der Prinz wieder einmal, vom Durst gequält, auf einem Stuhl stehend mit schadenfrohen, listigen Grimassen gegen Koswita den Nacken und Kopf des wasserspendenden Tritons mit dem einen Arm umschlang, mit den Fingern der andern Hand der Figur den Mund verschloß und durch die Finger in pfeifenden, feinen Strahlen das Wasser nach dem Rücken des Lehrers richtete, ihn durch stärkern Fingerdruck mit dem Wasserbogen in wilder Flucht durch die ganze Bibliothek verfolgte, Koswita, Möbel, Decke, Teppiche, des Fürsten Bibliothek bewässernd, da mußte wohl oder übel der hilflose Magister in Liebe entlassen und ein strengerer gesucht werden.

Harsa hatte den Prinzen in scharfen Worten wieder an sein Havareno erinnert und ihm zur Buße für seine Selbsterniedrigung wieder eine Selbstpeinigung empfohlen. Dann war es Harsa wieder schwer ums Herz und es zog sie wieder hinaus ins freie Land, wieder allein zu sein mit den Kindern und sie mit ihrem Geist und Glauben zu erfüllen. Jedesmal noch gelang es ihr hier, den Prinzen weich und ernst zu stimmen, daß er wieder klar das Ziel seiner gottähnlichen Königswürde und seines hohen Berufes erkannte. Dazu genügte nur die Erinnerung an den Vater, den Helden des Mithras. Oder sie erzählte, was sie wußte von Königen und Helden der alten Zeiten Armeniens, von Haig, dem Helden, der mit seinem nie fehlenden Pfeil den furchtbaren Belus, den Tyrannen, erlegte und sein

Volk und alle Völker ringsum am Ararat von ihm befreite. Dann sangen Harsa und die Kinder das Haigheldenlied zum hellen Klang der Balaleika. Von Aram, dem Helden, der die Nachkommen Haigs nach dem Land am Ararat führte und ihm den Namen Armenien gab; der Nioukar, seinen Feind, zu Armavir auf den Turm hinaufnagelte; der große Besieger Ninives, Assyriens, Kappadociens, der vier Reiche Armeniens schuf und dem Volk eine eigene Sprache gab. Ergriffen lauschten die Kinder der Priesterin, wenn sie mit eindrücklichem Ernst von der schönen, bösen Semiramis erzählte, von ihren wunderbaren Palästen und hängenden Gärten; wie sie gegen Arams Sohn, Aras, den schönen, guten König Armeniens, in heißer Liebe entbrannt sei, ihn eingeladen habe, und er wollte ihre Liebe nicht. Da kam es zu furchtbarem Krieg in den Gefilden am Ararat. Aras fiel und starb. Aber mit Hilfe der Götter konnte Semiramis ihn wieder lebendig machen und liebte ihn unsäglich in ihrem Palast. Alle Leute aber glaubten, er sei tot. Es war eine böse, böse Frau. Ihr eigener Mann Ninus floh vor ihr nach Kreta. Die eigenen Kinder ließ sie töten. Aber ein Knabe namens Ninyas wurde gerettet, und als Zoroaster später eine Empörung gegen Semiramis erregte, da ermordete Ninyas seine eigene Mutter. Aber ihre berühmten kostbarsten Perlen hat sie ins Meer versenkt. — „Und die liegen noch dort?" riefen die Kinder. — „Noch dort!" — „Die werde ich suchen lassen, wenn ich König bin. Koswita muß sie haben, wenn sie heiratet." — „Was du sagst, Prinz! Was weißt du von Heiraten!" spottete Harsa. — „Erzähl' noch von Tigranes, vom neunten gekrönten König von Armenien. Von dem hör' ich am liebsten. Dem will ich gleichen", rief der Prinz begeistert.

„O, dann magst du lernen deine Würde besser wahren, du Taugenichts!" lachte Harsa und gab dem Prinzen einen leichten Schlag auf den starken, breiten Nacken. „Äußerlich könntest du ihm schon einmal gleichen. Blond und lockig war er wie du, bräunlich, stark und mächtig die Brust, große Glieder, breite Schultern; der Blick weit, mächtig, aber mild und edel. Rasch und flink in allen Bewegungen, nicht so träg und langsam wie du manchmal." — „Das bin ich erst in Griechenland geworden", warf der Prinz eifrig dazwischen. „Die warme Luft macht mich träge, ich habe immer Schlaf, Koswita auch! Und ich habe dir oft gesagt, unsere Kleider sind zu warm und zu eng hier". — „Also Tigranes!" fiel Harsa so schnell ein,

daß die Kinder lachten. „Höre, was du von deinem großen Vorbild lernen kannst: in Essen, Trinken und allen Vergnügen hatte er seine festen Grundsätze. Diesen gehorchte er selber.“ Das betonte die Priesterin besonders stark. „Seine Weisheit war groß.“ — „Was ist das, Weisheit?“ wollte der Prinz wissen. Nach einigem stillen Besinnen gab Harsa die schöne Antwort: „Mein Tird! Wenn du immer und überall daran denkst, daß du berufen bist durch Ahuras und Mithras Willen, einst ein König deinem Land und Volk zu sein wie Tigranes der Große, dessen Lebenswunsch war: dem Menschengeschlecht nützlich zu sein, stets überlegen, jedes Wort, jeden Befehl; nicht eifersüchtig sein gegen die Großen, gerecht und gütig gegen die Geringen — dann, lieber, guter Tird, dann wirst auch du ein weiser, großer König genannt werden. Tiridates der Große, wie dein Vorfahr vor zweihundert Jahren.“ — „Tiridates der Große!“ spöttelte lieblich Koswita. „Und ich?“ — „Koswita, die Priesterin Anahitas!“ Harsa umschloß beide Kinder mit ihren Armen, drückte sie fest an ihren Busen und sah mit heißer Liebe lange schweigend in ihre strahlenden Augen. Tird aber lag wie ein junger Löwe an Harsa gelehnt. Die Füße übereinander gekreuzt weit nach hinten ausgestreckt, den Oberkörper hoch aufgestützt auf den rechtwinklig zueinander gelegten Unterarmen, die starken, auffallend großen Hände übereinander getan; die linke Wange ruhte an Harsas Herzen, die Schultern des Knaben, vom feinen Blondhaar übergossen, mähnenumwallt, und die hellbraunen Augen schauten jetzt so ernst, gut, weit und erwartungsvoll über Stadt und Land weg, als sähe er von ferne das große, schöne Reich, das seiner wartet. Wartet auf seinen König. Ja! er wollte sein wie Tigranes. Er wollte werden: Tiridates der Große!

„Höre, Prinz! Ich will dir noch etwas erzählen, daran mußt du immer denken, wenn du wieder einmal dein großes Ziel und deine Würde vergessen willst. Tigranes der Große war ein Freund des Königs der Perser, Cyrus. Der wollte die Meder unterwerfen. Astyages war ihr König. Dem träumte in einer Nacht, und am Morgen erzählte er seinen Freunden bleich und zitternd diesen Traum: ‚Ich stand in dieser Nacht auf einem unbekannten, fremden Land, nahe bei einem hohen Berge, dessen Gipfel von Eis und Schnee bedeckt schien. Es war das Land der Nachkommen Haigs. Ich blickte von fern nach jenem Berghaupt. Dort saß eine Frau ganz oben auf dem Gipfel, in Purpur gekleidet und umhüllt mit einem himmelblauen Schleier.

Schön waren ihre Augen. Hoch aufgerichtet war ihre Gestalt. Die Farbe des Gesichts war wie rote Rosen. Die Frau hatte furchtbare Schmerzen und wand sich wie im Kampf hin und her, rückwärts und vorwärts, und auf einmal lagen neben ihr drei große, starke Helden. Der erste ritt auf einem Löwen nach dem Osten davon, der zweite jagte auf einem Leoparden nach Norden, der dritte auf einem Adler stürzte sich gerade auf unser Königreich. Mir, sagte der König, war's, ich stehe auf der Terrasse meines Palastes. Alle unsere Götter waren da in ihrer Majestät und ich opfere ihnen Weihrauch. Plötzlich seh' ich den Helden auf dem Adler gegen mich herabstürzen, er wollte unsere Götter vernichten, aber ich, Astyages, stürze mich auf ihn, halte den furchtbaren Anprall auf und schlage mich mit dem wunderlichen Helden. Zuerst zerbrechen unsere Lanzen aneinander, Ströme von Blut fließen über die Terrasse, über die Mauer herab, wir kämpfen mit andern Waffen weiter in endlosem Kampf, bis ich erschöpft, schweißgebadet aufwache.' So erzählte Astyages. Da rief einer seiner Magier: Das ist Tigranes der Große und sein Einfall." Ernst schaute der Prinz wieder hinaus ins Weite und dachte dem schaurigen Traum nach. Dann fragte er Harsa, warum sie ihm diesen Traum erzählt habe.

„Prinz Tird! Dem Adler mußt du gleichen, wenn du ein Großer werden willst. Im Reich des Lichtes mußt du leben, hoch soll dein reiner Geist über allem Unreinen und Finstern im Lichte schweben. Und von der Höhe der Macht, die dir Ahura einst geben wird, stürzest du einmal herab auf deine Feinde und auf ihre Götter. Mir ist oft, ich sähe im wachen Traum auch einen Adler daherfahren gegen dein künftiges Reich und unsere Götter, auch einen gewaltigen Helden auf Adlersflügeln. Der droht deinem Reich, o Tird, er droht aller Welt. Dann kämpfe wie Astyages, Tird, kämpfe und glaube: Mithras wird das Licht der Welt!"

Ängstlich, leidenschaftlich hatte Harsa die letzten Worte ausgestoßen. Beklommen fragten die Kinder miteinander: „Welchen Helden meinst du?" — „Den Dämon Christus meine ich!" knirschte die Priesterin und erhob sich eilends zum Heimgang. Bestürzt folgten die Kinder.

Die Priesterin des Mithras war aber edel genug, um noch auf dem Weg nach der Villa Licinia deutlich zu empfinden, daß Haß immer ein Zeichen von Schwäche, vom Gefühl des nahen Unterliegens ist. Mehr und mehr fühlte sie den Grund ihres

geistigen Lebens wanken. Überall, wo sie ging und stand, begegnete sie den Spuren des Geistes, den sie fürchtete und den sie doch nicht zu hassen vermochte, weil sie reines Herzens und aus der Wahrheit war. Körnlein um Körnlein fiel vom eigenen Land. Schritt um Schritt mußte sie dem Einfluß griechischen und christlichen Denkens weichen. Langsam, aber fühlbar genug, verlor sie die Macht über den Prinzen.

In dem Maß, als Harsa Einfluß auf den Prinzen verlor, gewann ihn, ohne es eigentlich zu wollen, Licinianus mehr und mehr für sich. Nein, niemals, nicht im geringsten wollte er dem angehenden König schaden, dessen schwankenden Charakter er wohl erkannt hatte. Mit den Ideen Harsas war Licinianus nicht einverstanden. Mehr als einmal hatte er ihr auf den abendlichen Wandelgängen in der gedeckten Säulenhalle oder im offenen Park zu erklären versucht, was für wesentliche Unterschiede zwischen griechischem und armenischem Denken und Leben vorhanden seien. Immer schien es ihm dabei, sie werde traurig und unruhig. Aber das hatte sie eben doch einsehen müssen, daß ein jugendlicher Ringkämpfer, Wettläufer, Diskuswerfer und Fechter auf der Arena des Gymnasiums, wo der Prinz seit Wochen sich übte und alle Jugendgenossen an Kraft und Gewandtheit weit hinter sich ließ, Leib und Glieder frei mußte zeigen und bewegen dürfen, weil dort nach Befehl der Schule überhaupt nicht von Kleidung, weder kurzer noch langer, die Rede sein konnte. So kam es, daß Tird eines Tages trotz allem Widerstreben in luftiger, lieblicher Knabentunika von weißem, rotverbrämtem Wolltuch, mit nackten Armen und Beinen vor die Priesterin trat, die alsbald der Wahrheit die Ehre gab und offensichtlich nach und nach freudigen Stolz über Tird zeigte. Durfte sie Koswita verweigern, was Tird gestattet war? „Mög' uns Anahita gnädig sein und Mithras nicht zürnen!“ sagte sie, als nach einiger Zeit zum freudigen Erstaunen aller Bekannten Koswita in hellblauem, leichtem Gewand, vom Perlenband gegürtet, mit freien Armen und Beinen, in anmutigen freien Schritten herumlief. Sollte es unrecht sein? Sollte es Mithras mißfallen? Doch nein, unmöglich. Nur das Reine und Schöne sahen ja seine heiligen Augen. Was würde Mobed sagen? Doch tragen nicht Paula und Judith auch die Arme frei, und Hals und Nacken, selbst die Füße, und die beiden reden doch auch von Licht, und glauben an einen Gott des Lichts! Doch sie selber, die Priesterin, sie will eher verschmachten unter dieser Sonne Griechenlands, als Anahita

beleidigen, Mithras Augen schänden und nur das kleinste Teilchen ihres Fleisches enthüllen! Das wäre Finsternis!

Bald darauf stand Harsa mit den Kindern an einem regnerischen, kühlen Morgen im Atelier des Apelles. Endlich war's dazu gekommen. Ihr Plan zum Heiligtum im Park des Fürsten war in ihrem Geiste ausgereift. Sie konnte fließend dem Künstler ihren Vorwurf darlegen und selbst auf Pergament in flüchtigen Umrissen zeigen. Wie herzlich hatte sie doch Apelles wiederholt seit jenem Abend im Park eingeladen. Nun hatte sie Gelegenheit, und diese nahm ihr eine, ihr unangnehme Unsicherheit weg. Staunend standen die Kinder da und sprachen kein Wort. An den Wänden des weiten Raumes, der das Licht von hohen Seitenfenstern und von oben durch einen weiten Lichthof in der Mitte der Decke empfing, standen fertige und unfertige Gestalten aus weißschimmerndem oder gelblichem oder geflecktem Marmor, bronzene Figuren, Köpfe, Tiergestalten. Eine Unmenge Werkzeug lag herum und hing an den Wänden. Die Kinder schlichen stumm von einem Werk zum andern. Währenddem entwarf Harsa dem Meister den Plan des Heiligtums, das mit Bildern von Mithras und Anahita geschmückt werden sollte. Sie beschrieb begeistert die Örtlichkeit, die Apelles noch genau zu besehen versprach, und kam auf die Gestalten und Stellungen der Götterbilder zu sprechen. Da war es ihr, als wolle der Strom frommer Begeisterung in ihr langsam versiegen, und als müßte sie sich eigentlich plötzlich, ohne noch zu wissen warum, genieren für das, wofür sie zu Apelles kam. Harsa beschrieb noch mit viel Liebe und Mühe die Gestalt der Ardvi Sura Anahita, so wie sie dort im heiligen Hain im Waldende des Königsparks von Vagharschabad im porphyrenen Tempel, im innersten Heiligtum stand. Hoch aufgerichtet, das schöne, gütige, mütterliche Antlitz stets dem Bruder Mithras, dem Licht seines Sonnenwagens, und Ahura, dem Vater des Lichtes, dem azurenen Blau des Himmels zugewandt. Nun stockte ihre Rede und leise röteten sich ihre Wangen. Wie Hilfe suchend schweiften ihre unsicher gewordenen Blicke zu den Kindern hinüber, die eben aufs tiefste ergriffen vor einem großen, vollendeten Werk standen.

Apelles merkte ihre ihm unerklärliche Verlegenheit und kam ihr mit der Frage zu Hilfe: „Was tut deine Göttin? Erkenne gütig, daß wir Künstler Wesen, Gestalt, Gesicht und Ausdruck unserer Gestalten am besten nach ihrer Arbeit und Tätigkeit im Leben schaffen können. Die T a t von Menschen

oder Göttern bedingt die Stellung, den Ausdruck und alles!“ Glücklich darüber, durch Apelles präzise Frage den Fortgang des Gesprächs gefunden zu haben, schilderte Harsa: „Anahita ist die Göttin der Fruchtbarkeit. Sie läßt regnen und Bäche und Ströme schwellen und über alle Welten fließen. Darum heißt sie auch der große Strom. Ihr wogt die grüne Saat entgegen. Ihr beugt sich das Ährenfeld, wenn Anahitas Hauch über sie streift.“ Wieder stockte ihr Wort in verlegener Unruhe. „Das ist sehr schön, voll Poesie, was du sagst von deiner Göttin! Ist sie n u r das Symbol der Fruchtbarkeit der Natur oder —?“ — „Nein!“ rief Harsa eifrig, „auch der Menschen!“ — „Um so schöner“, kam der edle Künstler der Priesterin entgegen, „also auch die Göttin der Liebe, der Ehe, der Geburt, des Kindersegens. Darum würde ich dir vorschlagen, das Bild der Göttin so menschlich —, so frauenhaft und mutterähnlich zu gestalten, als mir möglich. Was einer guten Mutter gleicht, das ist ja göttlich. Hoch und stark, mit breiten Schultern, mit weißen Armen, mit vollen satten Brüsten, die den Reichtum ihrer Nahrung zeigen — das Haupt stolz aufgerichtet über ihrem Kind am Busen, glücklich übers Land hinschauend, ja, so soll sie werden, deine Göttin, ein herrliches Werk, ich gelob’ es dir.“ Mit strahlenden, blauen Augen schaute der Künstler an Harsa vorbei ins Weite. Er sah sein neues Werk und vergaß einen Augenblick die lebende Priesterin seines Bildes vor ihm. Harsa hatte ihn längst mit befangenem Staunen und doch bewundernd zugleich angesehen. Dann sagte sie, tief aufatmend, mit lieblichem Erröten: „Wie du das alles so frei, so schön sagen kannst! Ja, so schaffe das Bild, Meister Apelles, so, ganz so steht es zu Vagharschabad.“ — „Aber nach welchem Vorbild soll ich die Göttin schaffen, daß sie recht lebensvoll, ganz mütterlich werde? Wir nennen hier Demeter die Göttin der Fruchtbarkeit, auch ihre Gestalt habe ich schon oft dargestellt. Doch zu dem Bild, das mir jetzt von deiner Anahita vorschwebt, paßt mir kein gezeichnetes Modell. Ein lebendiges will ich.“ Des Künstlers Blicke glitten langsam prüfend an Harsas Gestalt vom Scheitel bis zu den Füßen auf und nieder. Es war derselbe ruhige, reine Blick des wahren griechischen Künstlers, der im vollendet schönen Gleichmaß von Leib und Gliedern das Bild der schaffenden, sich selbst offenbarenden Gottheit schaut; derselbe Blick war es, mit dem er Harsa dort in der Villa Licinia an der korinthischen Säule während seiner Erörterungen über Formen und Linien gemessen

hatte, bis ihr der Boden unter den Füßen zu schwanken schien. Dasselbe Gefühl kam jetzt wieder über sie, nur viel stärker. Die Kinder waren längst durch einen dunkelroten, breiten Vorhang hindurchgeschlüpft und befanden sich im Arbeits- und Studiensaal der Schüler des Apelles. Harsa setzte sich bleich, verwirrt, von keuscher Schönheit wie überhaucht, auf den Rand des breiten, viereckigen, ganz niedern Arbeitstisches, dessen Mitte ein grauer Sandsteinblock einnahm, der eben in der Arbeit des Meisters stand. Apelles stand in seiner schlichten, braunwollenen Tunika vor ihr, an einen Schrank gelehnt, der mit vielen Instrumenten besteckt, und mit Zeichnungen, Bildern, über und über bedeckt war. Immer noch ruhten die Augen des Künstlers prüfend, bittend auf ihr. Ihr schwindelte. Die Gestalten an den Wänden, die Masken und Fresken schienen lebendig werden und um sie her tanzen zu wollen. Ein weißes, nacktes, ernstes und lachendes Volk. Sie blickte angstvoll auf, sah gerade in die Augen des Künstlers, und der Anblick seiner edlen Ruhe gab auch ihr die Ruhe zurück. Sie hörte deutlich die Frage: „Willst du die Göttin darstellen?“ Sie schwieg und senkte wieder langsam den Kopf und bewegte ihn verneinend hin und her. Gelassen sagte Apelles: „Die Götter mögen mich bewahren, daß ich verlange, was dir, der reinen Priesterin, unrein scheint. Doch sage, Harsa, du glaubst an diese Göttin, glaubst, daß sie lebt und ist?“ Harsa sah staunend zu ihm auf — „und du kommst zu mir, ein Bild der Göttin selber zu bestellen, das eine wahre Mutter mit Mutterarmen und Mutterbrust darstellen soll und liebend den Säugling am Busen hält. Und du, die Priesterin dieser Göttin, würdest dich schämen, würdest es für unrein halten, um deiner Herrin willen dem Künstler zum Vorbild zu dienen, der sie nach deinem Willen verherrlichen soll. Wie darfst du, die Dienerin der Gottheit, unrein achten, was deine Gottheit selber heiligt? Wie darfst du verbergen, was sie frei und offen dem reinen Licht des Himmels zeigt? Juden und Perser sind darin gleich. Sie glauben an Gott und Götter, die Himmel und Erde, Menschen und Tiere und alles Lebendige erschaffen haben, und dann erklären sie dennoch unrein gerade das, worauf doch alles Leben ruht, woraus es quillt nach dem Willen der Gottheit. Ich glaube weder an Zeus noch an Ahura, nicht an Demeter und nicht an Anahita, Apollos und Mithras und die Götter alle, wie sie heißen, wo sie verehrt werden mögen; mir ist ein jeder nur ein Name, ein Sinnbild für ein Stück des unend-

lichen Lebens, der Name eines Lichtes, einer Kraft, und all das Leben in seiner Fülle und Macht, in seinen Farben und Formen, in seiner Liebe und in seinem Haß, das Leben, so wie es ist, und wirkt und schafft im Weltall und im Menschen, so lieb ich es, so verehre ich es als Gottheit selber. Und selbst der Tod ist mein Freund, auch er ist nichts Unreines und Finsteres, wie deine und alle Religionen fabeln. Schaut, wir Griechen, wir können leben, darum können wir sterben. Wir sitzen am Gastmahl und freuen uns, das ist unser Leben; wir stehen auf und gehen schlafen, das ist unser Sterben. Wir wissen: Geburt, Leben, Sterben bilden einen Ring, eine Einheit mit dem Unendlichen. Darum sind mir auch alle Religionen und jeder Glaube gleich wert. Wenn nur ein Mensch in seinem Innern dem gleicht, was er glaubt und anbetet. Man verlangt von mir Bilder für heidnische und christliche Tempel und Häuser. Heute meißle ich an Venus, morgen mit demselben Ernst an dem Gottesbild der Christen. Komm! Ich will dir noch meine Werke zeigen, Harsa!" Willenlos, wie berauscht, folgte sie. Die Klarheit und Richtigkeit der Gedanken, die strömende Freude in Wort und Blick des Künstlers hatten sie ganz übernommen. Ihr klarer Blick hatte mit einemmal im Geist den Riß gesehen, der durch ihr Denken und Glauben ging, den widernatürlichen Gegensatz, den ihr Glaube zwischen Leben und Leben aufrichtete. Aber ein Gefühl von Haß und Verachtung war über sie gekommen, als Apelles ihr so offen bekannte, weder an ihre, noch an andre Götter zu glauben. Und nun sprach er ebenso gelassen den Namen aus, vor dem sie zitterte. Die Hände, die das Bild Anahitas schaffen werden, arbeiten zugleich am Bild des Christengottes! Sie soll ihn sehen, gleich jetzt, den Gott der Christen —!! Ihr Herz bebte. Sie wollte nicht schwach scheinen. Es ist ja nur sein Bild. Es gibt ja keinen Christengott, auch Apelles glaubt ja nicht an ihn. Willenlos folgte Harsa ihrem Führer. Die größten Werke nannte und erklärte er, freudig erstaunt über ihre feine angeborene Empfindung; über ihr natürliches Verständnis für das Eigenartige, Beste an jedem Werk. Sie waren durch den Vorhang getreten. Als wär eine Göttin eingetreten, so sprangen die Arbeiter und Schüler auf, beugten sich nieder, hoben die Arme zum Gruß und standen still, ein jeder mit seinem Werkzeug in der Hand.

Stumm, mit tränennassen, weitgeöffneten Augen kehrte sich Koswita mit ausgestrecktem Arm gegen die eintretende

Harsa und zog sie gegen die gegenüberliegende Wand. Doch schon war ihr Blick auf ein menschengroßes Haupt gefallen, das in herrlichem Relief auf schwarzem ovalem Grund in gelblichem Alabaster das Antlitz eines Menschen trug, der in den letzten Zügen mit namenloser Sehnsucht den Tod herbeisehnt. Die Lider hingen schwer über den Augen und erweckten den Eindruck erdrückender Qual und Lebensmüdigkeit. Über das eingefallene Gesicht breitete sich ein Schatten des Todes, und die einzelnen Züge um Augen, Mund, Lippen offenbarten in vielen kleinen Falten und Fältlein einen Kampf, ein Ringen mit Schmerz und Tod. Und doch wieder, über dem Ganzen, ein Ausdruck von Hoheit, Geduld, Ergebung, von Kraft und Siegesahnung — wie es alles nur der große Meister in einem Bild zu vereinigen vermochte.

Und jetzt? Was geschah?

Die Stille eines Sterbezimmers herrschte. Koswitas Augen schwammen in Tränen. Mit der einen Hand faßte sie Harsa, die mit einem leisen Schreckensruf um einen Schritt zurückwich, mit aufgerissenen Augen, mit Schreckensmienen das Bild anstarrte und, unwissend, wie vor Furcht den rechten Arm mit abwehrender Hand gegen das Bild emporhob. Um der Kinder willen fragte sie nicht nach der Bedeutung des Bildes. Ihr stand es fest: —der sterbende Kosroes! Tief und tiefer, unwiderstehlich prägte sich das furchtbarschöne Bild in die Seele. Sie wußte: nie mehr würde sie wieder diesen Eindruck los. Auch Koswita nicht. Wenn sie ahnte, wer auf sie blickt in Todesqualen. Götter, die Stunde, wenn sie dies Bild einst erkennen!

„Ich glaube, du bist auf einer falschen Spur“, flüsterte ihr der Künstler zu. „Der sterbende Christus!“

Noch einmal malte sich auf HarsasGesicht mitleidigesEntsetzen, dann aber huschte etwas von Beruhigung, ja wie von versteckter Schadenfreude über ihr Antlitz. In ihrem Innern frohlockte es: „Ein sterbender Christus kann nicht das Licht der Welt werden.“ Der Prinz hatte während alledem nicht aufgesehen. Mit einem feinen Bohrer hatte er geräuschlos in den prächtig modellierten Unterschenkel einer werdenden Mädchengestalt ein Loch hindurch gebohrt, durch das er eben mit blinzelndem Auge, das andere zudeckend, hindurchzusehen versuchte. Wohl hatten die nächsten Schüler ihn beobachtet, doch hatte ihn keiner zu stören gewagt.

Fünftes Kapitel.

Wenn sie ihren Tird allein hätte erziehen und immer um sich haben können! Sie könnte ihn bilden wie Wachs, leiten wie ein Kind! Wie oft sagte sich das Harsa. Aber Licinianus! — Es entging ihr nicht, was für einen übermächtigen Eindruck er auf den Knaben machte. Am Fürsten hing er wie an Vater Kosroes. An Licinianus mehr als an einem Bruder. Stolz nannte er ihn seinen Freund. Das Gewaltige an ihm suchte der Prinz unbewußt wie eine notwendige Ergänzung neben dem Einfluß Harsas. Weit entfernt davon, den Prinzen ihrem Einfluß zu entziehen, sprach er viel mit ihm über Harsa, fragte ihn aus über ihr Wesen, über ihre Gespräche mit ihm und Koswita, ja gar oft wollte er wissen, ob Harsa nicht auch von ihm schon zu ihnen geredet habe, daß es dem Knaben auffallen mußte, und er sich vornahm, Harsa darüber zu befragen. Keine glücklicheren Stunden verlebte Tird, als wenn er im Lager oder auf dem Exerzierfeld Licinianus begleiten, ihm zur Seite stehen oder reiten durfte. Das waren die ersten Eindrücke römischer Feldherrnkunst im Anschauungsunterricht. Hoch schlug sein Herz in der Erwartung, einst im schimmernden Kupferpanzer, den Helm mit dem wehenden Federbusch auf dem Kopf, hoch zu Roß, dieselben Befehle mit donnernder Stimme geben und denselben Gehorsam finden zu dürfen. Wenn die Legionäre wie eine eherne Mauer daher kamen, daß die Erde bebte, im Marsch geschlossene Vierecke bildeten oder sich blitzschnell in eine Phalanx auflösten oder beim Schall der schmetternden, in der Sonne aufblitzenden Tuben sich um einen festen Mittelpunkt im Kreise drehten, sich unter die Rundschilde duckten und Schild an Schild zum lückenlosen Dach zusammenschlossen — dann lachte der Prinz laut auf vom Roß herab und im Herzen schmetterte es zum Tuben- und Hörnerklang: Tiridates der Große!

Er hatte von Licinianus einen feurigen jungen „Armenier" zum Geschenk erhalten. Neben den Arabern waren die armenischen Pferde die beliebtesten im Handel. Gemeinsame Heimat und leidenschaftliche Lust am Reiten verbanden fortan den jungen Reiter und sein Roß zu rührender Freundschaft. Sklaven und Soldaten hatten ihre helle Freude, so nahe um den Prinzen sein, mit ihm reden, ihm raten und helfen zu dürfen in

der Pferdepflege. Füttern, Tränken, zur Schwemme am Kephisos reiten ohne Sattel mitten unter den Sklaven des Fürsten, das war fast täglich des Prinzen Arbeit. Wenn er aber mit flatternden Haaren die Rennbahn hinter dem Park oder mit Licinianus und seinen Freunden oder mit Reitern seiner Legion dahersauste und über Hindernisse setzte, nicht selten der erste, nie der letzte war, so waren das bereits Vorübungen zum einstigen Sieg in den olympischen oder antiochenischen Spielen, für die jetzt schon der junge Fürst den Knaben zu begeistern versuchte. War einmal der Prinz im Lager unter seinen „Kommilitonen“, so blieben Prinz und Königswürde vergessen. Die Soldaten gehorchten ihm freundschaftlich, vollführten freiwillig mit wohlgespieltem Ernst seine versuchsweisen Befehle, besonders, wenn er gar hinter dem Rücken des Licinianus in dessen, ihm über Stirn und Nase hängenden Helm kommandierte, aber mit auffallender Kraft schon dessen Schild und Speer zu halten vermochte. Seine sprudelnden Schilderungen vom Soldatenleben, die Berichte von ihren Spässen und Witzen rissen auch die friedliche Koswita mit, und beide wurden die Lieblinge des Lagers. Dahin gingen oder ritten sie meistens mit Licinianus allein. Eines Abends aber war er in dringenden Pflichten im Lager beschäftigt, die Soldaten lagen umher, spielten Würfel oder sangen, und die königlichen Geschwister gingen von Gruppe zu Gruppe, von Mann zu Mann. „Wollt ihr das Sagittarium sehen?“ riefen plötzlich einige Soldaten aus der Nähe, mit verschmitzten Gesichtern und heimtückischem Lachen. Die Geschwister zögerten, hielten zurück und fragten neugierig nach diesem neuen Spiel. Die Soldaten riefen einige von den immer anwesenden kleinen Brockensammlern heran, die sich vor Prinz und Prinzessin scheu zurückhielten. Bald hob ein munteres Spiel an, begleitet von unbändigem, rohem Gelächter der Soldaten und dem Kreischen der Buben und Mädchen, die auf den, von vier Soldaten an den vier Zipfeln gehaltenen und plötzlich angezogenen Soldatenmänteln oder Pferdedecken in die Luft geschleudert und wieder aufgefangen wurden. Während der Prinz, kaum daß er den ersten Buben hatte aufwirbeln sehen, vor Lust zappelte und sich nicht mehr halten konnte, wogte es in Koswitas Herzen auf und nieder, und ihr innerer Kampf zwischen Lust- und Schamgefühl spiegelte sich allerliebst in Gesicht und Bewegungen des ganzen Leibes wider. Unter den Zurufen und immer drängenderen Lockungen der Soldaten, der

Kinder und des Prinzen wurde sie bald bleich, bald rot, lachte hell auf, sann vor sich hin, tat einen Schritt vorwärts, wieder zwei zurück. Jetzt gellte ein helles Kreischen. Unter dröhnendem Gelächter der Soldaten hatte der starke Prinz die zappelnde, sich verzweifelt wehrende Schwester gefaßt, hoch auf beiden Armen vor sich hingetragen und in das breite Tuch der nächsten Soldaten gelegt. Koswita flog in die Luft, sauste nieder, flog auf, nieder, auf, nieder! zum Taktrufen der Soldaten. Und jetzt war auch die Prinzessin im Element und begleitete die Szene mit silberhellem Lachen. Bald stimmte zum allgemeinen Gaudium und zur frohen Erleichterung der zuerst erschrockenen Soldatenherzen auch der unbemerkt hinzugekommene Licinianus ein. Ja, seine Erheiterung schien die der übrigen zu übertreffen und verursachte den Übergang des anfangs unschuldigen Spiels in eine wüste Ausgelassenheit von schlechten Witzen und absichtlichen Verlegenheiten für Koswita, die zum Glück sie selber und die Kinder umher nicht bemerkten. Licinianus hatte sich wieder einmal vergessen. Zu spät fiel ihm eben ein, was er dem Fürsten in jener Nacht nach Ankunft der Flüchtlinge in die Hand gelobt, was er Harsa versprochen. Seine Füße waren wieder in den Sumpf geraten. Er besaß Überlegung genug, den Kindern auf dem Heimweg nicht zu wehren, daheim von dem zweifelhaften Vergnügen zu erzählen. Aber er wußte, daß er einer scharfen Abrechnung mit Harsa entgegenging. Doch gerade jetzt wurde er sich klar darüber, wie tief die Liebe zu Harsa schon in ihm wurzle, weil er neben ängstlichen und beschämenden Gefühlen deutlich empfand, daß er sich auf diese Begegnung freue. Es kam, wie er es erwartet hatte. Mit roten Gesichtern, unter unendlichem Gelächter erzählten die Geschwister beim Mittagessen das Spiel bis ins Kleinste. Der Fürst lachte sich herzlich aus, und seine lebhafte Phantasie stellte ihm die Szene mit Koswita so lebhaft vor Augen, daß man immer wieder das fröhliche Gemecker des alten Soldaten vernahm, der fand, einen guten Spaß habe auch er seinerzeit seinen Soldaten immer gern gegönnt. Mit sinnlichem Behagen betrachtete der Sohn die immer stiller werdende Harsa. Mit bekümmertem Blick ruhten ihre Augen forschend auf Koswita. Licinianum würdigte sie nicht eines Blickes. Oder war es das tiefverletzte, weibliche Schamgefühl, das sie und Licinia sofort dies scheinbar harmlose Spiel ganz anders betrachten und an Möglichkeiten denken ließ, vor denen auch des Fürsten fröhliches Lachen sicher verstummt

wäre. Diese Möglichkeiten machten den beiden edlen Frauen die Situation zur Qual, besonders weil Licinianus so dalag und so merkwürdig verlegen und doch wieder so sinnlich und schelmisch dreinsah, als wüßte er etwas, was die andern, selbst die Kinder nicht wissen. Licinia brach mit Gewalt das Gespräch ab, mahnte die Kinder so energisch zum Weiteressen und anständig hinzuliegen, daß sie ganz erschrocken gehorchten. Als Licinianus vorschlug, nach dem Essen nach dem Piräus zu fahren und den Nachmittag auf dem Meer zuzubringen, gab es von seiten der Priesterin ein glattes: „Nein! Die Kinder kommen mit mir!“

* * *

Niemand wußte, wohin Harsa mit den Schützlingen gehen wollte. Niemand wagte sie zu fragen. In ihrem grimmigen Ernst glich sie der Löwin, die ihre Jungen in Sicherheit bringen will. Ängstlich folgten zur Rechten und Linken die Kinder Sie wanderten einige Zeit auf der von herrlichen Monumenten und Bildsäulen zu beiden Seiten geschmückten heiligen Straße, überschritten schweigend die Brücke des still fließenden Kephisos, zogen weit nach Westen und hatten Stadt und Menschen bald hinter sich. Die Gegend wurde bergig. Eine kühle Waldschlucht nahm sie auf. Kein Wort wurde gesprochen. Den Kindern klopfte das Herz. Koswita litt unsägliche Angst. So oft der Prinz nach dem Ziel, nach der Gegend, nach Bäumen oder Tieren fragte, so oft erhielt er keine Antwort. Auf Befehl Harsas hatten sie willenlos die warmen armenischen Kleider angezogen, die außer Gesicht und Händen nicht die geringste Stelle des Leibes bloß ließen. Der Schweiß lief den ungewohnten Bergsteigern in hellen Bächlein über das Gesicht. Die Haare klebten am Kopf und Hals. Die Schlucht führte auf den kahlen, rauhen, felsigen Ägaleusberg, dessen Namen Harsa nicht kannte. Wohl zwei Stunden waren sie gestiegen. Von Furcht gebannt, dachte selbst Koswita an kein Zurückbleiben, an kein Absitzen. Wohin führt uns Harsa? so fragten sich nur von Zeit zu Zeit die verstohlen gewechselten, erschrockenen Blicke der Kinder. Findet sie den Rückweg? Was hat sie vor? Töten kann sie uns nicht! so tröstete sich Koswita im Innern, mit einem jeweiligen zuversichtlichen Blick auf des Bruders entschlossenes, fast trotziges Gesicht und seine Kraftgestalt. Jetzt mußte die Höhe erreicht sein. Nur noch eine kurze Strecke innerhalb der tiefen, sonnigen, steinigen Schlucht

nd sie standen droben. Ein Jubelschrei entrang sich der Brust des Prinzen. Koswita stand sprachlos da, selbst die odesernsten Züge der Priesterin erhellten sich ein klein wenig. Ein Tempel stand da oben und ragte auf mächtigen Säulen nit seinem hohen Giebel in den azurblauen Himmel. Weiße Tauben umflogen ihn. Tief unten ruhte das blaue Meer. Eine nsel blickte ernst, felsig, baumlos, mit glänzenden Klippen us dem Wasser, dessen Wellen sich von ferne wie flüssiges, chäumendes Silber am Felsenufer brachen. Links davon tauchen viele kleine Inselchen auf; rechts eine große, weite, grüne Ebene. Dahinter, am Horizont, wie von blauem Duft gebildet, ohe Berge mit sanftern Konturen, und dort einer, gegen Westen, mit wilden, himmelragenden Zacken. Überwältigt ank Harsa langsam zu Boden und zog, immer noch schweigend, mmer gleichen Ernstes, die Kinder neben sich nieder. Mit eidenschaftlicher Empfindung drückte sie beide an sich. Das genügte, den Kindern alle Furcht zu nehmen. Zu fragen getrauten sie sich nichts. Harsas Augen verfolgten bald nur noch die weißen Tauben. Sie kreisten um den Tempel und chwebten dann wieder in sanftem Flug in die Tiefe hinab. Dort rblickte Harsa eine hohe, senkrechte Felsenwand, und die Tauben schienen dort aus- und einzuschlüpfen. Da sahen die Kinder Harsas Augen größer und größer werden. Ihr Gesicht vard von Freude übergossen. Sie stammelte abgebrochene Worte vor sich hin und zeigte mit ausgestrecktem Arm hinab gegen die sonnenbeleuchtete Felswand. Im nächsten Augenblick var sie aufgesprungen und den Weg hinabgeeilt. Die Kinder hr nach. Keine Viertelstunde — und die Priesterin lag aufschluchzend am Fuß der Felswand, abseits von der Straße, bedeckte mit dem Leib den Boden, begoß ihn mit Tränen, küßte lie Erde, stammelte, schrie laut, immer und immer wieder: „O Ardvi Sura Anahita! o Anahita! Anahita! Meine Göttin. Meine Herrin. Bist du da, und deine Tauben! Dein See! Deine Fische! O Anahita!“ Jetzt warf sich die Priesterin auf lie Knie, rang die Arme, verwarf die Hände, während ihr das chwarze Haar über Schultern und Schläfen, vorn über die Brust loß. Jetzt sprang sie auf, taumelte, weinte, lachte in ekstatischer Freude. Wilde Angst packte Koswita zuerst. Dann kam auch über sie unversehens die Erinnerung an den Tempel und See von Vagharschabad, und sie heulte und lachte mit, daß das stille Gebirge widerhallte. Der Prinz aber hatte sich ruhig niedergesetzt am Rand des kleinen Salzsees. Sein schräg auf-

gerichteter Oberkörper ruhte auf dem hinterwärts aufgestellten rechten Arm. So blickte er ruhig den Fischen zu.

Harsa hatte sich langsam beruhigt. Und nun kam eine Feierlichkeit über sie, in der die Kinder sie noch nie sahen. Jetzt war sie Priesterin. Sie trat an das Ufer des Sees. Ein Ruf! Und Koswita stand zur Linken, der Prinz zur Rechten. Auf der leise sich kräuselnden Oberfläche zeichneten sich die drei Gestalten ab. Ein Gebet, erst ruhig, dann feurig, leidenschaftlich, dann in einen lodernden Hymnus übergehend, der an der Felswand widerhallte, entströmte dem Herzen Harsas. Mit verketteten Händen stunden die drei vor der Felswand. Über ihren Häuptern flogen verschüchtert die Tauben hin und her. Vom Gebet hatten die Kinder so viel verstanden, daß Anahita und Mithras ihnen ihre Finsternis vergeben möge. Sie seien wieder Arimans bösen Geistern anheimgefallen. Nur ahnungsweise dämmerte es im Herzen Koswitas, daß sie sich heute morgen schwer vergessen habe. Auch der Prinz verstand, daß er abermals sein Ziel außer acht und seine Königswürde preisgegeben habe. An der Glut und Inbrunst dieses Gebetes aber spürten beide, daß sie sich heute besonders schwer versündigt und die Gottheit beleidigt hätten. Das Gebet Harsas um die Reinheit der Seele der Kinder gestaltete sich zum Ringen mit Arimans Geistern, zu einem Beschwören aller guten Geister Ahuras. Dann schickte sie den Prinzen weg, um große Steine und dürres Gestrüpp zu holen. Dort, wo mannshohes, dichtes Schilf vom Ufer bis in die Mitte des Sees hinauswuchs, dahinter sollte er baden und betend untertauchen, dreimal beim Namen Ahuras und Mithras, nachdem er sich mit Dornen gegeißelt habe. Ohne Widerrede verschwand Tird. Als er mit einigen Steinplatten auf den Armen und dürrem Holz darauf wieder am Ufer unter der Felswand ankam, ließen ihn Blutstropfen, zerbrochene und zerfetzte Dornzweige und Ruten am Boden, wie Koswitas bleiches Gesicht mit den ruhigen, unschuldsvollen Augen erkennen, was sie und die Priesterin unterdessen gelitten hatten. Der Prinz legte schweigend, tief erschüttert Steine und Holz vor die Priesterin nieder. In schneeweiß schimmerndem Linnenkleid, im wirklichen Ornat der Priesterin, das sie unter dem Obergewand getragen, stand sie mit lodernden Blicken vor ihm. Der Knabe meinte die Nähe der Gottheit zu fühlen und zitterte am ganzen Leibe.

„Hast du gebüßt, Knabe?“ — Der Prinz legte sich vor der Priesterin auf die Erde und bedeckte ihre heiligen Schuhe mit

seinem schamerglühten Gesicht. Mit der Rechten hob er, ohne aufzublicken, einen blutgefärbten Dornzweig zu ihr empor. — „Hat Anahitas Wasser dich gereinigt?“ — Er drückte zur Antwort seinen Mund fest auf den rechten Fuß der Priesterin. — „Steh auf! und baue Anahitas Altar, lege das Holz bereit, wie du es weißt.“ — Es geschah. Aus ihrer Tasche nahm Harsa drei weißseidene Tücher und verband sich und den Kindern damit das Gesicht bis zu den Augen, damit kein Hauch das heilige Feuer entweihe, in dessen Glanz Anahita ihnen unsichtbar nahen und ihre Unreinheit verzehren wird. Die Geräte lagen bereit. Die Königskinder auf den Knien. Die verhüllten Gesichter zur Erde niedergelegt. Ihre Glieder bebten, als an der Felswand der heilige Stahl erklang. Das Feuer knisterte im kleinen Steinaltar, der auf einem Felsvorsprung stand. Die Priesterin warf sich mit Blitzesschnelle nieder. Bei lautloser Stille zog sich der blaue Rauch über den See, dann in senkrechtem Aufstieg langsam die Felswand hinauf und zerrann in der reinen Luft wie ein Gebet.

Wie oft hatten die Kosroeskinder das schon unter Harsas Leitung mitgemacht. Aber hier lernten sie zittern vor der ernsten Heiligkeit ihrer Priesterin.

Sie stand auf und goß ins abgehende Feuer aus einem goldenen Gefäße das heilige Haoma aus. Ein süßlicher, betäubender Geruch wie von Weihrauch erfüllte und verschleierte die Luft. Eine blauduftige Wolke schwebte sonndurchwirkt über den See, löste sich in mancherlei Windungen in Bänder, Spiralen, Bögen, Linien auf, die sich gegenseitig verschlangen und durchdrangen und zuletzt über dem Wasser vergingen. Die erste Erquickung der Büßer heute mittag war der heilige Trank, der nun in geweihter Goldschale von Haoma und Seewasser gemischt, die drei Gläubigen erquickte. Nun war Harsa wie umgewandelt. Sie wußte ihre Kinder gereinigt, ihre Schuld gebüßt und vergeben. Sie drückte beide an sich, küßte sie, nannte sie wieder bei Namen, und brach auf mit ihnen. Aber keine Geschichte wurde erzählt. Der Sonnenuntergang drüben über dem Saum der violettblauen Berge; drunten im Meer, das in allen Farben wogt und leuchtet, droben beim Apollotempel, nun ohne Tauben — all die unbeschreibliche, goldfunkelnde, stille Pracht eines griechischen Spätsommerabends auf der Höhe über Meer und Land wirkte zu majestätisch auf die drei Wanderer ein. Neue heiße Liebe verband sie. Dazu eine gewisse Furcht vor dem Heimweg, die Schlucht hinab. Tief-

schwarz glänzte der See noch einmal herauf. Harsa stieg mit den Kindern hinab. Schneller als sie erwartet hatte, brach die kühle Nacht herein. Die körperlichen Strapazen der ungewohnten Bergbesteigung, die Leiden der Sühne und die seelische Erregung machten ihre Wirkungen geltend. Koswita stolperte fortwährend und klagte über Schmerzen in Rücken und Füßen. Die Kinder waren gläubig genug, auch das Abenteuer eines nächtlichen Abstiegs in wilder Schlucht nach Harsas tröstlicher Erklärung als weitere Sühne auf sich zu nehmen. Doch als Koswita zwei-, dreimal schauerlich aufschrie und behauptete, auf ein glattes Tier getreten zu sein, umsank und nicht mehr weiter wollte, da merkten beide Kinder, daß auch die Stimme Harsas zitterte. Da raffte sich Koswita auf und versuchte weiterzugehen. Kein Stein war mehr fühlbar. Der Fichtenwald begann. Am Eingang brach Koswita zusammen und blieb ohnmächtig liegen. Mit gemarterter Seele blieb Harsa äußerlich vollkommen ruhig. Sie hob Koswita auf und trug sie vor sich hin, den Kopf leicht gegen ihre Brust drückend. Der Prinz folgte ihr wortlos auf den Fersen. Was mag er denken? Grollt er? Begreift er überhaupt alles? Waren sie schuldig? Wie viel? War die Sühne zu schwer? Wie kommen nur diese Gedanken in mein Herz? dachte sie im Gehen vor sich hin, beständig Mithras Schutz gegen die Dämonen Arimans und alle Geister der Nacht erflehend, ruhig nur darüber, daß sie das Beste für die Seelen der Kinder gewollt hatte. Die Last drückte. Auch Harsas Kraft schwand, denn trotz aller Gebete zu Mithras und Anahita vermochte sie die Angst nicht mehr zu bemeistern. Auch fehlte ihr jede Ortskenntnis in der Nacht. Sie wußte nicht mehr, war sie bei dieser Baumgruppe, bei jenem überragenden Felsen vorbeigekommen. In welcher Richtung mochte Athen liegen? Nirgends in der Tiefe ein Licht. Eine wahnsinnige Angst vor den Dewas und Dämonen der Nacht, vor den Fledermäusen, Käuzen, Schlangen und Kröten, packte sie. Die Beine versagten, die Hände sanken, langsam glitt ihr Koswita aus den Armen, eben da sie ihr Bewußtsein wieder erhalten hatte. Sie krallte sich unter wahnsinnigem Geschrei mit den Fingern in die Brust Harsas und sank mit ihr zu Boden. Tird entfuhr ein leiser Schreckensruf. Im andern Augenblick hatte er den blitzenden Dolch aus der Scheide gezogen und stellte sich fest vor Harsa und Schwester.

„Ruht beide aus“, sagte er in befehlendem Tone, „dann trage ich Koswita“. Sie schwiegen beide. Er beugte sich eben

nieder, um nach ihnen zu fühlen, da schrie Koswita wieder wie rasend auf und zeigte nach einer Gestalt, die langsam, in einen Mantel gehüllt, auf sie zukam. Eine neue Ohnmacht schloß Koswita den Mund. Aber mit dem Sprung einer Löwin war Harsa aufgefahren und mit geballten Fäusten vorgetreten. Um ihre rechte Hüfte fühlte sie den starken Druck des Knaben, der mit seinem rechten Arm sie an sich zog und mit dem blitzenden Dolch in der andern Hand sie bis in den Tod zu verteidigen bereit war.

„Sei ruhig, mein Tird!“ gebot sie ihm. „Sei ganz still!“ Dann rief sie mit bebender Stimme der herankommenden Gestalt auf Griechisch zu: „Bei Zeus, dem Schützer der Fremdlinge und Schwachen. Wir sind wehrlos, verirrt und suchen den Weg nach Athen zur Villa des Fürsten Licinius.“ Der Unbekannte gab keine Antwort. Langsam schritt er näher. Harsa wankte, mit gewürgter Stimme rief sie wieder: „Mann oder Geist, was sinnst du?“ — „Gutes!“ rief eine Stimme, deren wohlbekannter Klang sie mit aufwallender Freude, doch alsbald mit eisigem Schrecken erfüllte. Der Prinz hatte die Stimme nicht mehr erkennen können. Denn zugleich mit dem Ruf des Fremden war er auf dessen Brust losgesprungen, um ihn umzurennen und zugleich mit dem Dolch zu durchbohren. Aber der Dolch prallte an einer erzenen Brust ab, und der Knabe wurde an beiden Armen von übermächtiger Kraft hoch in die Luft gehoben und wieder auf den Boden gesetzt. „Tird ruhig!“ keuchte Harsa. Im andern Augenblick sank Licinianus, der große, starke Mann, zu Harsas Füßen nieder, drückte sein Gesicht auf ihr Kleid, bebte am ganzen Leib und rief: „Harsa, vergib mir! Harsa, erlöse mich!“ Der Prinz hatte nicht Zeit, dieser seltsamen Begrüßung nachzudenken, er sprang herum, riß bald an Harsa, bald an Koswita am Boden und rief taumelnd vor Freude in einem fort: „Licinianus, Licinianus!“

* * *

Koswita lag fiebernd zu Bette. Der Fürst hatte die Aufregung schon wieder vergessen, die sich seiner und durch ihn des ganzen Hauses bemächtigt hatte, als auch Licinianus so lange nicht von seiner Aufsuchung der Verirrten zurückkam. Kein Tadel kam über des Fürsten Lippen, kein unmutiger Blick fiel auf Harsa. Licinia war mütterlich besorgt und vor

ihren Augen im Schlafzimmer Koswitas duldete Harsa schweigend, aber mit einem Ausdruck fester Entschlossenheit, kein Geheimnis ihrer Religion zu verraten, noch den geringsten Vorwurf anzunehmen, die Untersuchung Koswitas durch den jungen Arzt Valerius, den Freund des Hauses. Doch leichter atmete auch Harsa auf, als auch er schweigend die blutrünstigen Striemen auf Koswitas Rücken mit einer kühlenden Salbe bestrich, sie mit rührender Zartheit auf weiche Decken legte, und nach allerhand Verordnungen unter der Türe absichtlich laut sagte, während er stark ihre Hand drückte: „Harsa, deine Religion ist für dieses Mädchen zu hart!“ Dankbar drückte auch sie dem Arzt die Hand. Aber ihr Blick behielt etwas Triumphierendes, etwas vom überlegenen Stolz der Märtyrerin.

Es traf sich aber an diesem Abend, daß sich nach dem Essen Harsa noch im Garten erging. Denn Koswita schlief. Ein grauseidener Schal verhüllte Harsa vom Kopf bis zu den Füßen und streichelte noch sanft die welken Rosenblätter, die den Weg nach dem künftigen Heiligtum Anahitas bedeckten, naß vom abendlichen Herbstnebel, der den verblichenen Park mit wehwohligen Stimmungen erfüllte. Lautlose Stille. Da und dort, von leisem Windhauch abgeweht, fällt ein goldgelbes Blatt lebensmüd von Baum oder Strauch; dort, mit dumpfem Fall, die Träumerin erschreckend, ein Pinienzapfen.

Harsa stand auf dem sanft ansteigenden Hügel im Fichtenhain. Die Sklaven des Fürsten hatten nach ihrer Anleitung die Erde aufgetragen, die Bäume gepflanzt, den plätschernden Quell in ein Bett gefaßt und in einen, von ernsten Weiden und Zypressen umpflanzten Weiher unter der Kapelle geleitet. Schneeweiße Schwäne glitten über das kräuselnde, schwarze Wasser. Der feierlich-einfachen, still-ernsten Umgebung angepaßt, hatte Apelles den schlichten Bau über dem Weiher und der mit Moos, allerlei Wasserpflanzen und Blumen geschmückten Grotte aufgeführt. Eine Steintreppe führte auf eine Terrasse. Auf Postamenten ruhten schlanke, runde Säulen und auf deren Deckplatten die Marmorbalken, die das Dach mit der auf den Weiher herabblickenden Giebelwand mit dem weißen Marmorfries trugen. Die Säulen standen in gewissen Abständen, zwischen denen man von allen Seiten in den Gang gelangen konnte, der das eigentliche Heiligtum umgab: ein viereckiger, turmartiger Raum, der sein spärliches Licht durch zwei kleine Öffnungen empfing.

Harsa schrak zusammen und errötete. „Du da, Lici-

nianus?“ — „Verzeihe!“ — „Nein!“ wehrte sie kopfschüttelnd ab, „hab’ du Dank für deine Hilfe gestern nacht.“ — „Ihr waret in großer Angst!“ Sie nickte stumm und fragte: „Wie kam es, daß du uns dort trafst, abseits vom Wege?“ — „Ich?“ — „Nun ja, du!“ — „Ich —“ begann er zögernd, stockte, sann vor sich hin, in deutlicher Verlegenheit, „ich war geschlagen, voll Angst und Unruhe wegen der Kinder. Du bist so streng, so — rein“, verbesserte er, „du blicktest so fremd und entschlossen auf die Kinder beim Essen. Auch die Eltern fürchteten für sie. Darein reden, etwas gegen deine Erziehung tun, das werden wir ja nie. Ich aber fürchtete, die armen Kinder müßten leiden — um meiner Torheit wegen. Beim Zeus, es war doch nichts Böses bei diesem Spiel. Ich konnte nicht mehr Ruhe finden. Vom Prätorium herab sah ich euch die heilige Straße entlang gehen und über den Kephisos schreiten, dem Ägaleusberg zu. Ich folgte euch von ferne, weil ich fürchtete, ihr verirrtet euch.“ — „Und hast bis nachts in der Schlucht auf uns gewartet?“ Ein unsicheres, verlegenes Ja kam von Licinianus’ Lippen. Harsa überkam plötzlich eine furchtbare Ahnung, die ihr den Atem rauben wollte. Die Felswand — der See — die heilige Sühne! — und hoch droben — wer weiß, in den Felsenlöchern der Wildtauben droben, zwei unreine Augen — die Augen dieses Menschen da —? Ein Schwindel ergriff sie. Sie tat einen Schritt zurück. Das letzte Fünklein von Besinnung verbot ihr alles weitere Fragen, und Licinianus selber half ihr über die entsetzlichen Augenblicke hinweg, indem er im Ton und Ausdruck zweifelloser Aufrichtigkeit die Bitte von gestern nacht jetzt vor ihr wiederholte: „Harsa, vergib mir! Erlöse mich!“ — „Wie soll ich dir helfen? Nimm meinen Glauben an. Tauche deine Seele in Ahuras Licht, rufe Mithras an gegen die bösen Geister, ehre Anahita, sie begehrt der Männer Ehre und Dienst — andere Hilfe weiß ich dir keine!“ — „Harsa! Ich bin so unglücklich. Ich habe alle Genüsse und bin so leer, so elend dabei. Ich glaube ja im Grunde auch, was du glaubst. Auch Paula sagt ungefähr dasselbe, nur daß sie Christus statt Mithras sagt. Ich glaube, daß es ein inneres Licht gibt, das das Gemüt hell und glücklich machen kann. Es gibt ein Licht, das gibt Ruhe und Frieden, das macht rein. Aber sieh’, wenn ich mir deinen Gott, Ahura oder Mithras oder deine Herrin Anahita vorstellen will, dann — dann sehe ich nur Menschen, immer wieder Menschen vor mir. Ahura oder Zeus ist mir immer mein edler

Vater, nur gewaltiger. Mithras ist mir nach euren Berichten ein olympischer Wagenlenker oder Stierkämpfer. Und Anahita! — Anahita — das bist eben immer — du!“ — „Lästerlicher Mensch!“ rief die Priesterin und zog sich zürnend in den Gang hinter den Säulen zurück. Aber Licinianus folgte. Ihre Augen funkelten ihm aus der in Nacht übergehenden Dämmerung entgegen. Aber eine namenlose Leere, ein übermächtiges Glücksverlangen trieb ihn weiter, zu einem Geständnis seiner Liebe, einer Entscheidung: zur Forderung Harsas und ihrer erlösenden Reinheit. Nur Reinheit wollte jetzt Licinianus. Selbst ihr Zorn reinigte seine Seele und verzehrte die leiseste Unreinheit seines heißen, augenblicklichen Begehrens. Er drängte nach. Er verfolgte die erschreckte Priesterin durch die schmale Türe des Turmes ins Heiligtum. An der Wand blieb sie stehen, lehnte den Rücken fest wie zum Halt daran, hob wie Schutz flehend die Arme gegen ihn auf und stieß einen leisen Schrei der Angst aus. Licinianus keuchte. „Fürchte dich nicht, heilige, reine Priesterin! Reinstes, schönstes, bestes Weib, das ich je getroffen! Ich k a n n dich nicht beleidigen. Noch einmal hör' doch (er war vor ihr auf die Knie gesunken) mein Elend. Ich bin nicht schlecht, bin noch besser geblieben als manche meiner Freunde. Aber ich sinke. O Harsa, ich sinke. Der Sumpf steigt mir ans Herz, ich versinke — und — will, und will doch nicht!“

Sie war ruhiger geworden. Wie eine Göttin stand sie vor dem schluchzenden Mann. Tief erschüttert. Ein mattes, grünliches Licht von einigen Sternen fiel durch die Öffnungen und beleuchtete den Raum ein wenig. „Wie kann ich dir helfen, armer Licinianus? Du solltest gute Freunde haben!“ Er lachte spöttisch auf. Dann sagte er, als spräche er ruhig sein Schicksal aus: „Deine Liebe muß ich haben.“ — „Meine Liebe hast du längst, Licinianus. Die sucht deine Seele, dein Glück — deine ewige Seligkeit.“ — „Dich selber, dich!“ stöhnte er. — „Niemals!“ — „Warum nicht?“ frug er, leidenschaftlich aufspringend, daß Harsa zurückwich. — „Ich bin gebunden!“ — „Wie? Von wem? Womit? An was?“ — „An Anahita. Durch heiliges Gelübde. Ans Heiligtum zu Vagharschabad!“ — „Das liegt zerstört!“ — Harsa schrie laut dreimal auf. „Du weißt es? Von wem?“ — „Von Galerius, meinem Freund. Du hast ja hier ein neues. Ist's nicht auch schön? Ich will es niederreißen, größer, schöner bauen lassen, alle Edelsteine, alles Gold daran wenden. Es soll zum Mithra-

kanum erweitert werden; tief, Hunderte von Stufen sollen in die Erde hinabführen und dort soll Mithras ein Bild und Allerheiligstes erhalten, wie nirgends in Persien, Armenien, in Spanien, Britannien, am Rhein, an der Donau. Ein Bild Anahitas soll Apelles hier errichten, wie sie noch keines hat, und dein Bild, Harsa, dein Bild soll es tragen.“ — „Weg! Was sprichst du hier. Unseliger. Du entweihst den Boden, bevor das Bild der Göttin steht. Ich — das Bild der Göttin? Ich schaudere! Niemals.“ Doch eine plötzliche Erinnerung trug ihren Geist in Apelles’ Werkstätte, und sie hörte wieder seine Stimme: „Und wenn es die Göttin selber begehrte?“ — „Und?“ frug Licinianus zögernd, mit brennender Erwartung. — „Es kann nicht sein!“ — „Warum nicht. Was hindert dich?“ — „Du!“ rief sie stolz. „Eine Priesterin Anahitas darf nur Könige lieben!“ — „Ich werde Imperator! Nicht nur König. Darfst du Kaiser lieben?“ — „Kaiser oder Könige, da ist kein Unterschied. Doch er muß schon Kaiser oder König sein. Aber Diener Ahuras und Mithras.“ — „Warum darfst du nur Könige und Kaiser lieben?“ — „Ich gebe ihnen Gottheit!“ — „Wie? Wie? Gottheit?“ Erstaunt, als zweifle er an ihrem Verstand, trat Licinianus zurück und wiederholte wie betäubt: „Gottheit, Gottheit! Wie hast du König Kosroes Gottheit gegeben?“ Und sie, glutrot geworden: „Licinianus! Laß es gut sein. Ich schwöre dir: eher bricht mein Herz unter deinem Dolch da, als daß meine Lippen dir das heilige Geheimnis sagen können, sagen werden. Laß uns heimgehen. Mich schaudert hier.“ Sie gingen durch den nachtkalten, nebelerfüllten Park der Villa zu.

Was die Kraft dieses Weibes vermochte! — Licinianus schritt satt neben ihr. Sie küssen, ihre Hand erfassen, den Arm um sie legen, mit den äußersten Fingerspitzen ihren Schal berühren — o, das alles, und viel mehr wäre dem alten Licinianus möglich gewesen. Jetzt — nicht ein Gedanke daran!

Nahe der Villa, schon vom rötlichen Schein der Hauslampen beleuchtet, nötigte er durch sein Stillstehen Harsa zur Frage: „Was noch?“ — „Wirst du mein Weib sein, wenn ich König oder Kaiser bin?“ — „Heiraten werde ich nie. Geburt ist unrein für die Priesterin. Ihr Amt ist Opfer und Gebet. Arbeit der Hände entweiht sie der Göttin. Ich — heiraten!! O Licinianus! Dem Imperator schenke ich Gottheit!“ Ihr furchtbarer Stolz packte Licinianus mit wilder Leidenschaft. Wie heißer Glutwind fuhr ihr Wort in seine

Seele. Wie vom Sturm aufgejagt drängten die Triebe und Ziele seines nur zurückgedrängten Ehrgeizes hervor. Goldene Kronenzacken, Stirnbänder mit flammenden Edelsteinen, Zepter, funkelten vor seinen Augen und im Innern wirbelten durcheinander die Namen Imperator, Gottheit, Ahura, Anahita.

Die Frage Harsas weckte ihn aus seinen Träumen, unten an der Marmortreppe der Villa: „Woher weißt du eigentlich, daß du Imperator werden wirst? Dein Vater erzählte mir, daß keines jener Zeichen bei deiner Geburt geschehen sei." Schelmisch blitzten dabei ihre Augen auf, und der breite, schöngeformte Mund verzog sich zu neckischem Lachen. Schadenfroh lachte Licinianus laut auf: „Woher ich's weiß? Das ist mein Geheimnis. Das sag ich dir am Tag meiner Gottheit." — „Weißt du es aber sicher, Licinianus?" Er zögerte, hob die Augenbrauen und sprach gelassener: „Was ist sicher? Wer kennt die Zukunft ganz gewiß?" Harsa erwiderte: „Ich kenne einen Mann, der weiß die Zukunft ganz gewiß." — „Ganz gewiß?" forschte mit großen Augen Licinianus. „Ganz gewiß! Er könnte dir Tag und Stunde nennen, wann und wo du es wirst, wenn es wirklich der Götter Wille ist." — „Wie heißt der Mann?" — „Der heilige Mobed!" — „Wo ist er wohl?" Harsa ließ, wie übernommen von schwerer Traurigkeit, den Kopf auf die Brust sinken, und sagte mit tonloser Stimme: „Mobed, der heilige Vater, der König der Priester, der Freund Mithras — gefangen? Zu Tode gemartert? Verhungert? Erfroren im Schneegestöber der Berge? O heiliger Vater Mobed! Oder, wer weiß? Unversehens tritt er unter uns, gesund, gerettet. Ich sinke vor ihm nieder. Er legt seine schönen, großen Hände auf mich und dann, dann hör ich wieder seine einzige Stimme — er spricht so, wie niemand anders sprechen kann — ‚Ahura segne dich, mein Kind. Der Himmel segne dich, du Priesterin des Höchsten!' ". Damit waren sie am Atrium angelangt. Wie verzückt, mit schmachtenden Blicken und sanfter Stimme hatte Harsa vor sich hin geschwärmt. Deutlich empfand Licinianus neben brennender Liebe zu Harsa einen stechenden Neid, ja Haß gegen den Unbekannten. „Sie verehrt ihn sehr. Liebt sie ihn gar?" dachte Licinianus, als Harsa lautlos die marmorne, mit kostbarem, weichem Teppich bedeckte Wendeltreppe hinaufstieg. „Königlich, priesterlich! Eine herrliche Erscheinung von hinten, — auch wenn sie nicht zurückschaut. Nicht die Dienerin der Göttin, nein, die Göttin selber! Anahita! Pallas Athene! Aphrodite, Venus — was du

willst, o Pulcherrima, o Allerschönste!“ Auf der breiten Treppe, zwischen einer bronzenen, lieblichen Mädchenstatuette in einer schmalen Wandnische und der ersten Wendung der Treppe blieb sie stehen und blickte, ein wenig den Kopf zurückwendend, hinunter. Sie sah Licinianus mit nassen Augen unten stehen. Nun war jedoch auch ihre Liebe verraten. Noch mehr wandte sie das langsam errötende Gesicht ihm zu, jetzt das ganze. Über ihrem schwarzen Haar funkelte das Stirnband. Gerade darüber stand die Hand des Mädchens, das mit ausgestrecktem Arm einen Zweig voll alabastergelben Rosen über Harsa hielt. Ein Feuer funkelte aus ihren Augen zu Licinianus hinüber. Dann senkte sie wie segnend den rechten Arm mit ausgebreiteter Hand hinab und rief leise: „Ave, Caesar, Imperator Licinianus!“ Ihm fiel im Augenblick glückseliger Überraschung nicht ein, was er ihr sagen wollte. Aber eben, als der Saum ihres Gewandes um die Treppenwende verschwand, hörte sie ihn laut nachrufen: „Ahura segne dich. Der Himmel segne dich!“

Als er sich umwandte, verschwand eben zwischen zwei Säulen des Atriums der Präzeptor. Licianus rief ihn. Er kam mit süßem, verlegenem Lächeln und verbeugte sich noch viel tiefer als sonst. „Wo warst du? Was hast du gemacht hier?“ — „Mein Herr! Ich habe treu, wie immer um diese Zeit, Nachschau gehalten, ob alles in Ordnung ist!“ — Licinianus maß ihn von Kopf bis Fuß. Mit ruhigem Blick hielt der Präzeptor die Musterung aus. „Geh!“ befahl Licinianus, „es ist alles in Ordnung!“

* * *

Licinianus war ein Anderer geworden. Heiter, lebenswarm, hoffnungsvoll der Blick. Aufgeräumt in Reden und Benehmen. Freundlicher im Ton, ehrfürchtig gegen die Eltern. Früh auf. Zur Zeit daheim. Und die alten, guten Freunde kehrten wieder zu ihm zurück. An feinen Neckereien und Witzen fehlte es nun nicht, aber niemand war glücklicher darüber als er. Der Fürst strahlte und machte bei einem trauten Zusammensein eines Abends Harsa das Kompliment, sein Sohn hätte nun seine Ariadne gefunden und den Faden, der ihn aus dem Labyrinth führe. Und die Veränderung des Sohnes war um so verheißungsvoller, weil Harsa in keiner Weise sich anders gegen ihn gab, als vorher. Zwar empfand Licinianus deutlich, daß sie fortan sein ganzes Wesen scheinbar unmerklich beobachtete.

Weniger Glück hatte mit seiner Lebenserneuerung der Prinz.

Während Koswita stiller und stiller geworden war und sich zum geheimen Schmerz Harsas immer zärtlicher an Licinia und Paula anschloß, wurde der Prinz immer wilder und ungestümer. Seine Kraft wuchs für sein Alter ins Unglaubliche. Schon mehrmals hatte Apelles gebeten, die Pracht dieses Knabenkörpers mit seiner gedrungenen Kraft in Stein darstellen zu dürfen. Harsa bewilligte es nicht. Menschlich begreiflich war es wohl, daß dieser Leib nicht stundenlang im Unterricht auf einen Stuhl gebunden, diese Kraft nicht gebändigt, dieses Blut nicht in seinem Lauf gehemmt, dieser Geist nicht gesammelt, dieser Mund nicht zum Schweigen gebracht werden konnte. — „Nur einige Minuten wenigstens, Prinz!" — Der zweite Pädagoge ging doch an, nahm doch so viel Rücksicht als möglich auf die auffallend vielen, wechselnden, leiblichen und geistigen Bedürfnisse Tirds. Zehn, fünfzehn Minuten wartete der Lehrer mit dem Buch in der Hand, kopfschüttelnd auf- und niedergehend, bald mit dem linken, bald mit dem rechten Vorderteil der Sandale den Boden bearbeitend in geduldiger Ungeduld, bis daß der Prinz endlich von gewissem Orte zu Pythagoras Lehrsatz zurückkehre. Wartete so geduldig, bis er wieder an irgendwelcher Frucht, oder welchem Leckerbissen abgebissen, gekaut und geschluckt hatte, um nach vielleicht zwanzigmaliger Erklärung des Lehrers zu fragen: „Was willst du wissen, Pädagoge?"

O, das wäre ja alles hingegangen. Tird war ihm ja so lieb. Er lernte ja spielend doch alles. Aber sein Lebensdrang war doch oft zu überschäumend. Der Prinz hatte, vom Glanz der Herbstsonne übernommen, den Lehrer öfters zu überreden vermocht, ihm Unterricht im Freien zu erteilen. Und da war er verloren. Der Prinz bestimmte jedesmal Ziel und Weg. Jetzt hätte der Lehrer der allwissende Zeus und der geflügelte Merkur sein sollen, um dem Prinzen über alles Auskunft geben, ihm über Stock und Stein, auf Bäume und Felsen folgen oder im Kephisos ihm nachschwimmen zu können. Bald sah ihn nach langem Verschwundensein der entsetzte Lehrer hoch oben im Wipfel einer schlanken Fichte. Dort schaukelte er sich, bis der Ast unter seinen Füßen weithin hörbar krachte, aber der Prinz, einem behenden Affen gleich, schwang sich jauchzend in der freien Luft, zog sich auf den Ast hinauf, an dem er sich hielt, trat auf diesen und faßte mit den Armen den letzten Wipfel, brachte den mit gewaltigem Vor- und Zurückwerfen des Körpers in solche Schwankung, daß er plötzlich den Wipfel

der nächsten Fichte umklammern konnte und mit flatterndem Lockenhaar, mit leuchtendem Gesicht, im roten Wams aus dem dunkelgrünen Baum in die Luft hinausragte und hin- und herwiegend sang, jauchzte, auflachte. Und nun war der Sohn des Königs müde. Buccephalus, sein eigenes Pferd, wäre ihm willkommen, um durch den goldgelben Olivenwald, über rauschendes, dürres Herbstlaub am Boden, oder über weiche, glatte Nadeldünen heimzureiten. Was tun? Buccephalus scharrt mit seinen gelbweißen, schlanken Vorderbeinen am Stallboden, wedelt mit dem herrlichen Buschschwanz sich die Fliegen ab, wiehert sehnsüchtig nach seinem jungen Herrn, daß er endlich komme und wieder seine königliche Stirne an die seine drücke, und so lieb, so freundschaftlich flüstere: „Buccephalus!“ Also Buccephalus nicht hier. Wozu hat man einen Lehrer, so hoch wie ein stattliches Reiterroß, mit einem Kopf, an dem die hohe, flache Stirne, die großen, schwarzen Augen — so zwingend an ein Roß erinnern. Er geht eben ahnungslos voraus. Den Kopf senkt er eben gerade so nachdenklich. Denken, Tun — sind eins. Der Lehrer hört noch ein dumpfes Getrampel hinter sich, spürt einen gewaltigen Luftdruck im Genicke und im andern Augenblick stürzt er vornüber, der ganzen Länge nach zu Boden, schlägt Stirn und Nase auf und rötet die Erde mit dem Blut des leidenden Gerechten. Doch das war zu viel. Unbändige Wut erfaßt den Pädagogen. Das mochte Tird erwartet haben. Auf Buccephalus' Rücken hatte er gelernt, dem Fall vom stolpernden Pferd durch schnelles Zurückwerfen des Rückens und festes Anziehen der Beine um den Leib des Tieres vorzubeugen. Diese Methode bewährte sich auch jetzt auf dem Rücken des fallenden Lehrers. Tird blieb oben. Die Furcht vor der Wut und Strafe des Lehrers trieb Tird weiter, als er wollte. Mit entsetzlicher Kraft drückte er ihm die Kniee in die Seiten, daß ihm der Atem ausging. Mit den Händen drückte Tird ihm das Gesicht in den Boden. Still leidend sah der Lehrer seine Ohnmacht ein, stand mühsam auf und trug den Prinzen durch den Wald, mit dem Ärmelende der Toga das Blut stillend. Auf dem Rücken des Lehrers wurde der Fall diskutiert, bereut, der Friede geschlossen, vor der Villa im Weiher der Ärmel gewaschen. Das ehrenvolle Schweigen des Pädagogen verlängerte seine Anstellung und sicherte ihm des Prinzen dankbare Freundschaft. Auch das blieb zum Glück für Harsa geheim, daß am selben Abend, als Tird nicht zum Abendessen erschien, ihn Licinius in der Stadt auffand, wie er,

zerzaust, zerrissen, blutig gekratzt, keuchend vor Wut und Atemnot zu unterst in einem Knäuel von Athener Buben lag und mit Fäusten und Füßen um sich stieß.

Harsa, Tird und Koswita kamen eines Abends im Spätherbst von einem Ausflug heim. Unabsehbar weit gegen den Piräus hinab dehnten sich die Felder und Olivenwälder aus. Großenteils Besitzungen des Fürsten. Von den obstbeladenen Bäumen sah man allenthalben die „Hörigen“ des Fürsten, die armseligen, griechischen Bauern, die Früchte abnehmen. Da und dort standen elende Hütten, weithin zerstreut, fensterlose Stein- oder Holzwürfel. Aus manchen kräuselte der Rauch in die blaue Luft empor. Überall rege Arbeit. Heimeliges Gegacker großer Hühner. Herdenglockenklang. In den Lüften jubeln Lerchen. Abendsonnengold auf aller Natur und drinnen auf dem, Berg und Tal bildenden Stein- oder Lehmboden der Hütte, auf den rohen Tischen, Bänken, den Eisen- und Zinkkesseln, die an Ketten über dem Feuerherd hängen; auf den Strohlagern, den Betten für Mensch und Tier. Vor einer der Hütten blieben die drei Wandernden stehen und hofften, Milch für ihren Durst und etwas Brot bekommen zu können. Sie staunten über die Reinlichkeit, Ordnung und Freundlichkeit im Innern dieses Raumes. Die Mutter, eine hagere Frau in den besten Jahren, mit einem Gesicht, aus dem wohl Arbeit und Mühe sprach, aber auch eine wohltuende Güte, Friede und Ruhe. Ihre Tochter, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, war mit Teigkneten beschäftigt, beide in ein grobes, dunkles Gewand gekleidet, gegürtet um die Lenden, die Arme von den Achseln an frei; die bloßen, reinlichen Füße durch Holzsandalen geschützt. Mutter und Tochter waren zuerst, trotz freundlichem Gruß, gegenüber den drei Besuchern sehr zurückhaltend. Gerne wollten sie ihnen Erquickung darbieten. Sie ließen sich auf einer Bank vor dem Haus nieder. Ein Tisch wurde gebracht, reinlich bedeckt. Milch, Käse, Honig, Butter wurden aufgestellt. Es fiel Harsa auf, daß die Frau trotz aller Dienstfertigkeit doch ein freies, fast vornehmes Wesen ihnen gegenüber behielt, auch dann noch, als sie wußte, wer ihre Besucher seien. Auf einer Leiter unweit vom Haus pflückte ihr einziger Sohn die letzten Äpfel. Ein großer, schlanker Bursche, den Sack um die Hüften. Die rauhe Tunika ließ von den Knieen an Beine und Füße frei. Der Prinz würgte eben, mit den Augen nach einem neuen Stück Brot zielend, die Hälfte des angebissenen mit tränenden Augen hinunter. Die Bäuerin war

eingetreten, wieder Milch zu holen — da hörte man das Krachen eines brechenden Astes, den furchtbaren Schreckruf einer männlichen Stimme, das dumpfe Aufschlagen eines schweren Körpers am Boden, einige tiefe, nach Atem ringende schwere Seufzer. Bis Harsa und die Kinder aufgesehen, aufgesprungen, ins Haus gerufen, vorangeeilt waren und nun alle erschüttert, mit wankenden Knieen, wortlos, bleich dastanden, war der Jüngling eine Leiche. Koswita sprang wie ein entsetztes Reh davon und schrie laut armenische Wehlaute in die Luft. Harsa blieb wie gebannt stehen. Ein heiliger Grimm lag über ihrem weißgewordenen Gesicht. Der Prinz stand neben ihr, schaute mit großen, verwunderten Augen auf den Toten, der der Länge nach ausgestreckt unter dem Baum lag. Die muskulösen Arme lagen weit vom Leibe ausgestreckt im Grase. Die eine Hand umklammerte noch den abgebrochenen Astteil, die andere hatte sich im Schwinden der Sinne in ein Büschel Gras gekrampft. Große runde, rotleuchtende Äpfel lagen um ihn her. Der Sack ruhte neben dem Leibe auf dem Boden. Die Züge des Gesichts waren unverstellt, ernst und feierlich. Die Mutter sank neben seinem Kopf nieder, lauschte, ob er noch atmete, legte sich lautlos über seine Brust und blieb also einige Augenblicke liegen. Von nah und fern, aus Feldern und Hütten strömten die Leute herzu. Es begann ein ohrenbetäubendes Fragen, Antworten, Klagen, Weinen. Man rieb und schüttelte den Toten, rief seinen Namen. Weiber öffneten ihre Brust und schlugen sie, sangen, weinten durcheinander. Flöten hoben traurige Weisen an. Still und gefaßt standen die Eltern, die Braut und Schwestern da und trockneten ab und zu die rinnenden Tränen. Da sprach Harsa zu der Mutter mit ernster Besorgnis: „Frau! Sorgt gleich dafür, daß der Tote von der Erde gehoben wird! Er verunreinigt sie. Ich will mit Opfer und Gebet die bösen Geister bannen, daß sie nicht die Seele deines Sohnes rauben. Seht, schon nahen die Fliegen, es sind die Druys, die Geister Arimans." Die Mutter wandte das tränennasse Gesicht der Priesterin zu, blickte sie lange fremd an und sagte endlich freundlich: „Laß ihn ruhig liegen!"

Auf einmal wurde es ganz still. Ein Gefährt ward sichtbar. „Der Arzt!" riefen viele in hoffnungslosem Ton. Und dann, als hinter dem Wagenlenker noch eine hohe Gestalt sichtbar wurde: „Der Bischof! Der Bischof!" Die einen traten auf die Seite, andere verzogen sich ganz. Wieder einige

traten zu einer geschlossenen Gruppe zusammen, in der Mitte der Leichnam, um ihn die Seinen. Harsa sah, wie über das totenbleiche Gesicht der Mutter ein Strahl von Freude blitzte, wie sie sich aufrichtete beim Ruf: „Der Bischof!“ Das Gefährt hielt. Wie erstaunte Harsa und die Kinder, als Valerius vom Wagen sprang. Ein unabweisbares Gefühl von Ehrfurcht zwang Harsa, auf dem Platz zu bleiben, auf die Gefahr hin, unrein zu werden. Sie meinte, es sei der griechische oder der jüdische Priester, und erwartete feierliche Zeremonien der Reinigung und Beschwörung der Totengeister. Der Arzt grüßte die Armenier mit einem überraschten, ernsten Blick, sprach einige Worte zum Bischof, untersuchte den Jüngling und sagte tief ergriffen: „Euer Sohn bleibt tot!“ Allgemeines Weinen und lautes Klagen im Hintergrund hob an. Da sah man die hohe, vornehme Gestalt des Bischofs in eine Toga gekleidet auf die Angehörigen zuschreiten. Die untergehende Sonne färbte mit leisem Rot sein silberweißes Haupt- und Barthaar. Zwei Arme streckten sich aus vor der Mutter, zwei tiefblaue, liebeleuchtende Augen riefen: „Komm!“ Die Mutter schrie einmal auf, daß alle ringsum erbebten, ein unwillkürlicher einziger Schrei erhob sich ringsum, dann lag die Mutter still in den Armen ihres Hirten. Er streichelte ihr mehrmals sanft den Kopf und rief mit weithin tönender, allen Jammer dämpfenden Stimme: „Mutter! Dein Sohn lebet!“ Und nach einigen Augenblicken einer Totenstille: „Leben wir, so leben wir dem Herrn! Sterben wir, so sterben wir dem Herrn! Darum, wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn!“ Und abermals nach einigen Augenblicken tiefer, tröstlicher Stille, mit erhöhter Stimme und einer niederzwingenden Gewalt des Geistes, das vornehme Gesicht verklärt von Sonne: „Unser Herr Jesus Christus sagt: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nie mehr sterben!‘ Glaubst du das?“ Die Mutter hob langsam den Kopf von der Brust des Bischofs empor, sah ihn aus tränenüberströmtem Gesicht mit leuchtenden Augen an. Die Hoffnung stieg sichtbar in ihrem Blick und Gesicht auf, und deutlich vernahm man ein glaubensfestes, freudiges „Ja!“.

Koswita hatte keinen Blick vom Bischof gewandt. Harsa stand wie angegossen und rührte sich nicht. Der Prinz saß längst wieder auf der verwetterten Bank vor der Hütte und verschlang den letzten Teil von dem so jäh abgebrochenen

Mahl. Aber nun mußte er fliehen, denn man brachte den Toten. Mit vollem Mund ging er zur Seite. Hinter den Trägern mit dem Leichnam folgte die Mutter am Arm des Bischofs, dann die Schwester, die Braut; hinter diesen so ernst, als gehörte sie zu ihnen, Harsa und die von Neugierde und Schauer ergriffene Koswita. Viel Volk drängte nach. Rings um die Hütte stellte es sich auf. Der Tote wurde auf ein Strohlager an der Wand niedergelegt. Die Mutter setzte sich auf einen kleinen Holzstuhl. Alles stand, der Bischof in der Mitte der Stube; Harsa und Koswita eingekeilt in die Menge unter der Tür zwischen Stube und Küche, mit aufgesperrten Augen, von allen Seiten beobachtet. Sie merkten es nicht. Sie taten die Blicke nicht ab von der hohen und breiten Gestalt des Bischofs, der mit dem Scheitel die Decke berührte und, wenn er im Reden den rechten Arm in der weiten, violetten Toga ausstreckte, die weinende Frau wie unter seine Flügel zu nehmen schien. Immer wieder fielen die Worte: „Leben, Licht, ewige Freude, ewiger Friede". Und e i n Gedanke war Harsa neu, der senkte sich tief in ihr Gemüt und Gedächtnis: „D i e Liebe ist die größte, die das Liebste willig gibt. Sie suchet nicht das ihre. Sie will ihr Kind nicht halten, dessen Los gefallen ist aufs liebliche; dem geworden ist ein schön Erbteil."

Doch jetzt, was tun sie nun? Der Bischof kniet. Die Mutter — alle ringsum knien. Was zieht die Priesterin nieder, und Koswita? Sie wissen es nicht. In heiligem Schauer ruht das Haupt der Priesterin tief auf ihrer Brust. Das ist ein Priester! Ein Priester des Lichtes! Das fühlt sie. Was sie fühlt ist Licht, ist Wahrheit. Wie er betet! Wie sanfte, unsichtbare Wellen strömen Trost, Friede, Ruhe von ihm aus. O heiliger Vater Mobed! Ganz wie du! „Amen! Amen!" sagte er. Was das wohl heißt? „Amen! Amen!", alle rufen es laut. Harsa und Koswita rufen es mit, und im Aufstehen fällt Koswitas Blick auf eine einfache, kunstlose Gipsfigur in der linken Ecke oben. Koswita zuckt zusammen, schaut Harsa an und deutet mit fragenden Augen schüchtern mit der Hand dorthin: „Der sterbende Christus!" flüstert das erregte Mädchen. Im Hinausgehen durch die raumgebende Menge hob der Bischof segnend seine Rechte über alle links und rechts. Alle verneigten sich voll Ehrfurcht. Überrascht fiel jetzt sein durchdringender Blick auf Harsa und Koswita. Das Mädchen zitterte wie in heiligem Schauer. Da legte der Hirte der Christen die große Hand auf den Kopf Koswitas und sagte väterlich: „Der Herr segne dich,

mein Kind!“ Gegen Harsa verneigte er sich. Draußen, unweit von der Hütte stand der Wagen. Der junge Arzt hatte auf den Bischof gewartet. Sie fuhren schweigend davon. Nach ihrem fast zärtlichen Abschied von den Trauernden fragte Harsa noch die Mutter: „Ist auch der Arzt ein Christ?“ Die Mutter antwortete mit einem Ausdruck voll Dank und Liebe: „Mit dem Bekenntnis noch nicht. Aber mit der Tat!“

Wo war nur der Prinz? „Tird, Tird!“ riefen Harsa und Koswita. Gröhlendes Gelächter in der Nähe führte sie auf die Spur. Im Ziegenstall hinter der Hütte lag Tird im Kampf mit dem alten mächtigen Bock, der angebunden, gleichwohl seinem königlichen Gegner schwer zu schaffen machte, ihn einigemale in den üppigen Mist gesetzt hatte, aber doch nicht mit seinen Hörnern loskam, sondern unter dem Ächzen und Stöhnen des Prinzen im Takt sein altes Haupt auf und nieder schnellen mußte. Aus gewissen Gründen mußte der Prinz die Knabentoga am Arm tragen und in der bloßen Tunika hinter seinen Begleiterinnen heimkehren.

Jauchzer schallten aus Olivenhainen und Weingärten ringsum. Wagen mit mächtigen Kufen voll großer, blauer und grüner Trauben kamen daher gefahren. Zwischen den Kufen und Zübern standen die Winzer, saßen die Winzerinnen und ließen die nackten Füße vom Wagen herunterhängen. Sie sangen, jodelten, jauchzten. Der Prinz jauchzte mit, grüßte, rief, lachte nach allen Seiten und konnte die Menge der Trauben kaum mehr halten, die ihm von allen Seiten gegeben wurden. Während er im Gehen mit dem Mund die Trauben wie Äpfel aß und die Kamm- und Kernteile ausspie, wunderte er sich, warum wohl Harsa und Koswita trotz allem seinem Rufen und Anbieten der Früchte Arm in Arm still ihres Weges gingen. Während des Essens und noch den ganzen Abend war das ernste Erlebnis der Gegenstand der Unterhaltung. Der Fürst meinte gelassen, solche Fälle kämen eben vor im Leben. Wer von seinen vielen Hörigen vom Unglück betroffen wurde, davon hatte er keine Ahnung, so ausführlich ihm Harsa auch die Lage der Hütte, die Personen und Verhältnisse der Familie schilderte. Licinianus fand, das sei nur eine Gelegenheit, die unerschütterliche Seelenruhe der Stoa zu beweisen. Licinia war tief bewegt und sagte mit einem Seitenblick auf Harsa: „Licinius! Du siehst, der Bischof hat es Harsa angetan. Ich habe dir schon um Paulas willen oft geraten, zu unsern Gastmählern auch den Bischof einzuladen. Wir sehen doch darauf, alle wirklich vornehmen,

gebildeten, einflußreichen Männer der Stadt bei uns zu sehen. Er muß das nächstemal erscheinen.“ — „Er wird nicht kommen, Carissima! Wir sind Heiden, vergiß das nicht!“ antwortete der Fürst.

Sechstes Kapitel.

Der Winter war da. An den langen Abenden las der Fürst vor. Man sprach darüber. Immer enger wurden die Herzen dieser Menschen miteinander verbunden. So sehr auch Harsa sich bemühen mochte, ihre wachsende Neigung zu Licinianus zu verbergen — jetzt ein Erröten, da ein verstohlener Seitenblick, ein scheinbar unbefangenes Fragen nach dem Abwesenden, ein niedliches Necken, wenn er sich verschlafen, ein kokettes Spötteln, wenn er allzuviel zu Hause blieb, ein anzügliches Anekdötchen oder Liedchen zur Balaleika — es genügte, um die Eltern immer mehr in ihrer glücklichen Hoffnung zu bestärken, Harsa würde die Frau ihres Sohnes. Sie hüteten sich ängstlich, auch nur im geringsten das Werden und Wachsen der reinen Liebe zu berühren, die ihnen um so heiliger vorkam, als sie für Licinianus das Werden eines neuen glücklichen Menschen zu bedeuten schien.

Wieviel menschlicher, weicher, vertraulicher auch Harsa geworden war! So schwermütig und sorgenvoll ihr Blick oft auch sein mochte, sie nahm doch während der Winterabende an den vielen Gesellschaften des Hauses teil, spielte mit das Würfel-, das Brettspiel, das lustige Riemenstechen und das noch lustigere Wasserspiel im Bibliotheksraum des Fürsten. Im ovalen Becken des Tritonen in der Mitte des Raumes ward eine Wage aufgestellt. Der bronzene Fuß ruhte auf dem Grund des Beckens und ragte über das Wasser hinaus. Quer über dem Fußgestell lag, in der Mitte bewegbar befestigt, ein zierliches, silbernes Querbälkchen, das an beiden Enden zwei kleine Silberschalen an leichtem Kettchen trug, die frei über dem Wasser schwebten. Diese gålt es, aus möglichst weiter Entfernung mit Wasser zu füllen und zum Sinken zu bringen, bis sie im Wasser des Beckens verschwanden. Man nahm den Mund voll Wasser und versuchte in feinem Bogenstrahl die eine Schale

zu treffen. Wer von zweien die seine zuerst füllte und versenkte, hatte unter dem Jubel der andern gewonnen.

Bei solchen Spielen pflegt der Spaß dann am größten zu werden, wenn, von den Jungen gedrängt, von der allgemeinen heitern Laune angesteckt, auch die Erwachsenen, und gar die ehrwürdige Paula und Licinia sich beteiligten. Es setzte eines Nachmittags ein solches unaufhörliches, durchs ganze Atrium schallendes Gelächter von Alt und Jung ein, daß selbst drunten im Peristyll und Atrium die zusammengelaufenen Sklaven mit neugierig verzogenen Gesichtern zusammenstanden, nach den Bogenfenstern des Bibliothekraumes hinaufsahen und mit dem Präzeptor im Chor mitlachten, ohne zu wissen warum.

Der zweite Lehrer, das „Roß“, wie Tird ihn zu nennen pflegte, hatte sich in aller Liebe und außer reichem Lohn mit schönen, bleibenden Andenken in Büchern, Ringen und anderem Schmuck beschenkt, anfangs Winter empfohlen. Nachdem der Prinz begonnen hatte, vor seiner errötenden Schwester an das Roß kitzlige, das sexuelle Geheimnis streifende Fragen aus dem Tierleben zu stellen, und im Zeichnen beanspruchte, wie die Maler und Bildhauer nach Natur und Leben zeichnen zu dürfen, hielt das „Roß“ den Zeitpunkt für gekommen, sich zu verabschieden, wiederum, ohne dabei seinen ihm unvergeßlichen königlichen Schüler zu verraten. Darum versprach ihm auch der Prinz feierlich zum Abschied, auch ihn niemals zu vergessen, ihn oft zu besuchen und einst als König zum Erzieher seiner Kinder nach Vagharschabad zu berufen.

Es hielt schwer, einen weitern Erzieher zu gewinnen. Denn nun mußte der Prinz wirklich mehr einen Erzieher, als nur einen Lehrer haben. Schon diese klare Unterscheidung bei der Unterredung mit den verschiedenen Kandidaten schreckte manchen zurück. Der endlich Gewonnene war so behaart an Gesicht und Händen und von solcher Häßlichkeit, daß Tiridates schon in der ersten Viertelstunde des neuen Unterrichts seiner Schwester auf einem Pergamentstreifen mit Tinte schriftlich die fortan geltende Benennung des neuen Lehrers mitzuteilen vermochte: „Affe!“

Der neue Lehrer aber sah es, nahm schweigend das Blatt aus Tirds Hand, zerriß es, blickte unter den buschigen, roten Augenbrauen so tief und liebreich, so unendlich überlegen und verständnisvoll dem Prinzen in die Augen und begann mit ihm über die Affen ein so peinliches zoologisches Verhör, daß Tird verblüfft, beschämt über seine Unwissenheit, erstaunt über des

„Affen" reiches Wissen und interessantes Erklären, wohl eine Stunde ohne die geringste Störung zuhörte. Wie der Lehrer von den Affen aber zu Sokrates überleitete, das wußte später Tird nicht mehr. Wohl aber erinnerte er sich noch in den spätesten Lebensjahren, daß er und Koswita am Ende der zweiten Stunde nach noch größerer Spannung und Stille die Köpfe auf den Tisch legten und vor Rührung schluchzten. Der Lehrer hatte ihnen die Häßlichkeit des Sokrates, sein Leben mit Xantippe, sein Lehren und Wirken und sein Sterben mit dem Giftbecher in der Hand und mit dem Lächeln des Weisen im schön-häßlichen Antlitz inmitten seiner weinenden Freunde, geschildert. Vor dem Zu-Bette-Gehen machte Tird, noch tief bewegt, mit seiner Schwester ab, sie wollten den neuen Lehrer lieben und ihn nur noch „Silen" heißen.

Silen behielt seine Macht auch über den Prinzen, der ihm bald mit schwärmerischer Verehrung willenlos gehorchte. Silen wurde von allen aus der Familie wie ein Wunder von Weisheit, Wissen und Einfluß angestaunt. Er war das lebendige Lexikon des Fürsten, das Orakel, der Ratgeber des ganzen Hauses. Und die Kinder ruhten nicht, bis daß Silen — welchen Namen er sich ausdrücklich von ihnen gefallen ließ — in zwei prächtigen Gemächern der Villa Wohnung nahm. Bald folgte die ehrenvolle Berufung des Fürsten zur Tafel und die Einführung Silens zum ersten Mahl an den Händen seiner begeisterten Zöglinge. Der spätere König Armeniens bekannte noch oft im Leben, daß er die reichste Erfahrung, die meisten Erkenntnisse, die beste Förderung im Denken, den Tischreden seines „Sokrates" verdankte. Seine immerwährende Freundlichkeit, sein herzliches Grüßen und Lächeln gegen den niedrigsten Sklaven machten ihn allen lieb, während sein tiefer, fragender Blick Ehrfurcht und sein sarkastischer, schlagender Witz eine gewisse Scheu vor ihm erweckte. Dem einfachen Gelehrten in seinen roten, pantoffelartigen Schuhen in der langen zimmtfarbenen Toga, mit dem struppigen, roten Bart und rotbraunen Kraushaar, war der Präzeptor mit seinem geschniegelten Wesen, frisierten Bart und Haar und weithin duftenden Parfüm; mit seinem Katzenblick und schleichenden Gang, mit seinem kriechenden Wesen gegenüber der Herrschaft und dem gönnerhaften Benehmen gegen ihn, und der stolzen, herrschsüchtigen Art gegen seine Untergebenen bald zuwider. Seine spöttischen Blicke verfolgten ihn überall. Seine spitzigen Fragen vermochte er nicht zu beantworten, worauf Silenus gewöhnlich einen Sklaven fragte und die Ant-

wort bekam. Die Autorität des Präzeptors sank dahin und ging unmerklich auf Silen über, den die Sklaven bald wie einen Vater verehrten.

Mit solcher Überlegenheit behandelte Silen rücksichtslos auch seinen Zögling. Er hatte verstanden, das Ehrgefühl in ihm zu wecken, Wissen und Erkenntnis ihm als überlegene Macht über Menschen nachzuweisen, und, als Silen durch Harsa noch den Glauben an das Havareno ihres Königs erfuhr, da wußte er ihrem Prinzen diesen von ihm selber nicht geteilten Glauben aber so hoch und groß auszulegen, daß er zuletzt in diesen Namen alle Ziele seiner Erziehung zu legen verstand. Havareno wurde für den Prinzen der Inbegriff aller königlichen Tugenden, das künftige Herrscherideal des Prinzen, der Ruf, auf den er unbedingt hörte. Wenn Harsa dem Erzieher ihre Befürchtungen wegen Tirds Charakter und künftigem Leben aussprach, tröstete sie Silen mit der Weisheit des Sokrates, dessen Schüler und Jünger er sei: „Alle Tugend ist lehrbar. Denn: alle Tugend beruht auf Einsicht. Je klarer die Einsicht in die Erkenntnis einer Sache, desto geneigter der Wille, sie auszuführen. Alles kommt auf Erkennen und Wissen an. Der Prinz macht außerordentliche Fortschritte im Erkennen. Im Frühjahr werde ich ihm bereits die Erkenntnis der Philosophie und der höhern Mathematik beibringen. Solang der Prinz unter meiner Leitung steht, Harsa, fürchtet für seine Zukunft nicht!“ Das glaubte Harsa und war wieder getrost. Das glaubte der Fürst und pries Sokrates und Plato und Seneca. Judith empfahl gelegentlich, dem Prinzen auch die Erkenntnis des jüdischen Gesetzes und der Sprüche Salomos beizubringen, was Silen wieder mit lächelnder Ruhe unter der Begründung abwies, daß die jüdischen Schriften nichts enthielten, was nicht schon in seiner Erkenntnis eingeschlossen sei. Und doch, wenn es sich etwa traf, daß Judith bei ihren vielen Besuchen in Licinius' Hause mit den Kindern allein sein konnte, dann wußte die kleine, zierliche Jüdin mit dem kohlschwarzen Krauskopf und den schwarzen, glänzenden Augen und dem feinen Gesichtchen mit dem gebogenen Näschen drin, den Kindern so anschaulich und lebhaft von den Ahnen und Helden und Königen ihres Volkes und vom kommenden Messias zu erzählen, daß, nur infolge der Wiedererzählung der Kinder im Unterricht Silens, dieser nach und nach zugab, die jüdischen Schriften müßten doch einiges enthalten, das der Erkenntnis wert sei. Schweigend lauschten eines Winterabends im warmen Bibliothekraum des

Fürsten eine ganze Abendgesellschaft der begeisterten Jüdin, die in einem Zug, zum Stolz ihres Mannes, mit großer Anschaulichkeit und in knapper Kürze das Leben D a v i d s erzählte. Nun gehörte auch D a v i d zu den Helden des Prinzen, die er verehrte, deren Charakterzügen er nachstrebte, und deren Taten er in diesen Wintertagen bald im Speise-, bald im Bibliothekssaal, bald im Atrium, wenn die Szene Meer oder See verlangte, mit Hilfe Silens, Harsas, Koswitas, ja oft in großmütiger Herablassung der Großen, mit Fürst und Fürstin, selbst mit Paula und Judith, und, wenn nötig mit dem Präzeptor und einem ganzen Troß von Sklaven, aufführte. Silen merkte bei seiner angeborenen Erziehungsgabe wohl, wie sich die neue Leidenschaft des Prinzen für Studium und Charakter nutzbar machen ließe. Nun kamen für beide und fürs ganze Haus köstliche, unvergeßliche Tage. Der Fürst war im Element. Jetzt war seine Zeit gekommen, sein reiches Wissen von griechisch-römischer Geschichte, Literatur und Kunst anzubringen. Und Silen staunte darüber. Er staunte aber auch über die ungeheure Leichtigkeit, mit der sein Zögling die homerischen Verse sich aneignete, in die Gedanken und Stimmungen seiner Helden sich hineinversetzte und sie in einer auffallenden Natürlichkeit und Kraft wiederzugeben verstand. Silen erstaunte aber auch nicht weniger darüber, daß eine, ihm unerklärliche Neigung des Prinzen ihn immer gerade zu den Helden hinzog und ihn die Züge ihres Charakters am nachahmungswürdigsten erscheinen ließ, wo die Macht, die gewaltige Kraft, der ungebändigte Wille und die schäumende, unmittelbare Lebenslust zur Erscheinung kam, die einfach ihrem Drang und Willen freien Lauf lassen will, und nichts nach Erkenntnis, Weisheit, Maß, Einsicht, Rücksicht, Scheu und Scham fragt — das reine, schäumende, sinnliche Leben selber. Und doch wollte der gute, weise Silen ja gerade darin seinen Triumph als königlicher Erzieher erleben, daß er zum Trost Harsas und zu seiner Ehre in Tird eine schöne Harmonie zwischen Leben und Erkenntnis, Kraft und Einsicht zustande brächte. Darin lag für ihn das Ideal des Helden. Aber er mochte noch so fein die Gestalten der griechischen Geschichte ihm in dieses Licht stellen, er sah mit wachsender Besorgnis, wie Tirds Augen aufleuchteten, sein Löwenblick und seine Haltung etwas Königliches, Majestätisches annahmen, wenn er ihm doch eben Alexander des Großen ungeheuren Ehrgeiz, die Ländergier, die launenhafte Willkür, die Eß- und Trunksucht, zuletzt den Mord

des Jugendfreundes im Rausch und das frühe Ende Alexanders in Wahnsinn und Reue zur Abschreckung hinstellen wollte. Silen merkte, gerade der Cäsarenwahnsinn Alexanders zog Tiridates an. Die rücksichtslose Macht dünkte ihn schön. „Herrscher dürfen und sollen tun, was sie wollen“, meinte Tird. Über alles aber verehrte er Achilles. Mithras verschwand langsam in der Vorstellungswelt des Knaben und Achilles trat für lange Zeit zum Schmerz und neuer Sorge Harsas die Herrschaft über ihn an. Zu Achilles betete er nun. Was Achilles tat, ist recht, ist Tirds Vorbild. Weil Achilles unbändig aß und trank, wollte auch er es tun, und jede besonnene Verweigerung am Tisch führte zur Szene des „grollenden Achilles“, die der Prinz wirklich damit durchführte, daß er tagelang mit zusammengezogenen Stirnfalten, mit finsterm Gesicht herumlief, aus seinen drohenden, hellbraunen Augen Blitze schoß und kein Wort mehr sprach. Dann ließ sogar Silen etwas von seinem Sarkasmus nach, und die Haussklaven schlichen scheu davon. Immer und immer wieder mußte die Szene aufgeführt werden, wo Achilles als Mädchen verkleidet unter andern Wolle spinnt. Dann kommen die Griechen, die ohne Achilles Troja nicht erobern können, der listige Odysseus an der Spitze. Die Trompeten blasen im Hof der Burg (im Atrium). Achilles springt auf, wirft das Spinnrad weg und eilt mit feurigen Schritten zu den Griechen zur Fahrt nach Troja.

Troja! Keine Feder beschreibt, was dieser Name für den Prinzen bedeutete. Unter dem Kopfkissen lag Homer. Der erste Strahl der Sonne fiel darauf und nachts durften in seinem Schlafzimmer auf Befehl Harsas die Lampen nicht mehr gefüllt werden wegen Homer. Die Zerstörung Trojas nahm ihn innerlich so mit, daß er oft mit verweinten Augen und verstörtem Gesicht zum Frühstück kam. Wenn er selber sich der Stelle erinnerte, oder er sie von Koswita oder vom Fürsten zitieren hörte: „Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt . . .“, so sah die erregte Phantasie des Prinzen wie in Wirklichkeit die rauchende Burg und Stadt, und er fing laut zu weinen an.

Hatte nicht Achilles der lieblichen Brisëis wegen Agamemnon so furchtbar gegrollt? Was Wunder, wenn auch der Tird-Achilles seine Brisëis haben wollte. Lange Zeit genügte ihm Koswita, um so mehr, als die gemeinsame Schwärmerei für Achilles sie noch inniger als je verband. Aber das Verhältnis war doch nicht „geschichtlich“. Der Fürst mochte noch so

sehr Tird nachweisen, daß Briseïs eine geraubte Priestertochter gewesen sei — nachdem einmal Tird-Achill die lieblichste der Sklavinnen mit sicherm Geschmack für seine Briseïs erklärt hatte, durfte niemand wagen, sie ihm abzusprechen. Unter den Großen aber entstand ein eigentlicher Kampf darüber, auf welche Weise der Prinz am schnellsten wieder von seiner ersten Liebe geheilt werden könne. Fürst und Licinianus waren für freies Gewährenlassen. Silen versprach, dahin zu wirken, daß Tird mit edlem Maß Liebe und Erkenntnis miteinander verbinden werde, Licinia und Harsa gelobten sich in aller Stille, die jungen Liebenden auf Schritt und Tritt zu beobachten. Das Mädchen schien übrigens als Tirds Briseïs vorerst nicht sehr geeignet. Sie war so fremd und verlegen als möglich, weinte oft wegen des Spottes der andern, saß neben Tird, die geschenkten Blumen in der Hand, ein schönes Band im Haar, so stumm und dumm, daß des Prinzen erste Liebe bald verkühlte und sich wieder mit Koswita begnügte, die ihre Rolle ganz nach der Geschichte spielte und des Achilles Liebe doch auch in heißen Küssen und Umarmungen erwidern durfte. Es war also ganz unnötig, daß Harsa eines Abends vor dem Ergastulum der Sklavinnen der unschuldigen Briseïs aufpaßte, sie einige Schritte in die Dunkelheit abseits führte, sie im Genick faßte, sich zu ihr hinabbeugte, einen Dolch vor den Augen des zitternden, aufschreienden Mädchens aufblitzen ließ und mit heißem Atem ihr in die Ohren flüsterte: „Mit diesem Dolch durchbohre ich dich, wenn du den Prinzen verführst!“ Da stotterte das liebliche Mädchen: „Der Prinz hat mich oft zum Schlimmsten verführt. Ich verführe niemand und lasse mich nicht verführen. Ich liebe Jesum!“ Wie vom Blitz getroffen ließ Harsa das Mädchen los. Sie wollte ihm etwas Liebes nachrufen aus Dank, aus Achtung, aber ein Gefühl grenzenloser Beschämung und Angst würgte ihr die Kehle. Der Dolch glühte ihr in der Hand. Wut und Verachtung wollten sie gegen Tird ergreifen. Was hatte ihr Kosroes aufgeladen? Und was für eine entsetzliche Erlaubnis ihr dabei hinterlassen! Das war Kosroes Dolch. Wenn's sein mußte —! Wenn Tird für Mithras Reich verloren ginge!! Wär's an der Zeit? Jetzt schon? Mit zitternden Knien schritt sie zur Villa. Auf den Stufen der Marmortreppe sah sie Silen und den Prinzen im Atrium auf- und niedergehen. Deutlich hörte sie die väterlichen Worte Silens: „Alles ist Erkenntnis, mein Sohn! Erkenntnis ist alles.“ Die Priesterin schlug sich wütend mit der

Hand an die Stirne, daß es klatschte, und sprach halblaut vor sich hin: „Erkenntnis! Erkenntnis! Erkenntnis! Dummer Affe! Welche denn? Sokrates? Mithras? Christus?“

Wie im Flug waren die Winterwochen vorübergegangen. Die „Heiden“ rüsteten sich allenthalben zu ihren mehrtägigen Fasten, die zu Ehren des „unbesiegten“ Sonnengottes gefeiert wurden. Der einundzwanzigste Dezember, der Tag der Wintersonnenwende, kam. Die Königskinder wurden, wie überall die Kinder, mit Kuchen und Spielzeug beschenkt. Koswita schloß mit wahrer Mutterfreude die große, ungemein menschenähnliche Gliederpuppe mit feinem Porzellankopf und beweglichen Augen an ihr Herz. Tird jagte den ganzen Tag die farbenleuchtenden Kreisel auf dem glatten Atriumboden herum. Während in Athen Umzüge und Bälle abgehalten, und aller Unfug in den Straßen getrieben wurde, fand in der Villa Licinia wieder eine der stillen, vornehmen Festlichkeiten statt. Wie erstaunte Harsa, bei ihrem Eintritt in den, zum grünen, blumenduftenden Festsaal umgewandelten Speiseraum unter all den bekannten Gästen den Mann zu finden, dessen hohe Erscheinung sie seit dem Tod jenes Jünglings nicht mehr gesehen hatte: Bischof Athenagoras! Er hatte die demütig-ergebene Einladung des Fürsten ohne weitere Bedenken angenommen und dem Sklaven die Antwort an den Senator mitgegeben: es gereiche ihm und seiner Frau zur hohen Ehre, am Gastmahl teilzunehmen. Beide waren unterrichtet vom Schicksal der Armenier. Daß der Bischof und seine Frau allen Sitten und Zeremonien des griechischen Gastmahls gewachsen waren, fiel nicht auf, denn alle wußten, von welcher hohen Herkunft beide waren, und welches vornehme Haus sie selber führten. Aber alle staunten über seinem Wissen und sichern, freien Urteil auf allen Gebieten, die zur Sprache kamen. Mit großer Klarheit und zweifelloser Sachkenntnis ergänzte oder korrigierte er des Fürsten oder Licinianus politische Anschauungen, wußte die neuesten Bewegungen der germanischen Völker am Rhein und Donau, den Stand des armenischen Krieges, wußte über Land und Leute von Armenien zu berichten, daß Harsa und die Kinder mit heimwehvollen Blicken an seinem Munde hingen. Und nach dem Essen, als man in Gruppen zusammenstand und -ging, wie er sich frei, in ungezwungener Würde und doch so vertraulich bald da, bald dort anschloß und sofort sich am Gespräch durch ein geistvolles Wort zu beteiligen verstand! Da war er mit Apelles im eifrigen Gespräch über eines seiner neuesten Werke,

und mit ernstem Sinnen horchte der Künstler auf die Auffassung des Bischofs; dort sprach er mit Vigilius über seine neuen Bilder, dort mit Valerius, dem Arzt, über gewisse Kranke in der Stadt — überall, bald da bald dort ragte die hohe, fürstliche Erscheinung auf. Und — merkwürdig — wo er ging und stand, da war, oft mitten im Kreis der disputierenden Männer, Koswita und schaute oft lang, unverwandt dem Bischof ins Gesicht. Mit Rührung sahen es die Frauen, und Licinia flüsterte einmal leise zur Frau des Bischofs: „Das arme Mädchen — es hat Heimweh nach dem Vater. Euer Mann mahnt es an den König!“ Doch der Bischof hatte es längst gemerkt, gab Koswita plötzlich die Hand und machte mit ihr allein den längsten Rundgang durch den Garten. Eine unerklärliche Furcht bemächtigte sich Harsas. Es war ihr, als wandle Koswita an der Hand des Christus von ihr weg, weit, weit, und kehre nicht wieder.

Doch traulich wie immer, mit ihren fernschauenden, immer fragenden, immer heimwehvollen Augen kehrte Koswita bald zu ihr zurück. Es war Nacht geworden. Man brachte den Abend im hellerleuchteten Bibliothekraum des Fürsten zu. Man lag, saß, stand, wandelte, genoß ungezwungen von Speise und Trank, die wieder in den feinsten Gold- und Silberschalen oder Porzellan- und Elfenbeingefäßen, in Kristall-, Gold- und Silberbechern auf anmutigste Weise von den „Grazien des Hauses“ dargeboten wurden. Der Prinz hatte mit allen die munterste Unterhaltung geführt. Ja, einige der Künstler und Gelehrten hatten sogar es gewagt, den angebotenen Zweikampf mit ihm aufzunehmen, und im Speisesaal und im Garten schon war es zum gewaltigen Ringen gekommen, bei dem die Kraft des mehrfach siegenden Knaben alle lachenden Zuschauer in Erstaunen setzte. In Essen und Trinken hatte er, so viel Silen es duldete, Achilles treu gedient. Mit dem Bischof wußte er nicht viel anzufangen. Auch Tird empfand zuerst einen hohen Eindruck von ihm; dessen war er sich klar bewußt. Oft umschlich er ihn, wenn er gerade in regem Gespräch mit andern Gästen zusammenstand, wie ein Hund, blickte von allen Seiten verwundert an ihm hinauf, und verzog sich wieder in einem, ihm selbst nicht klaren Gefühl von Scheu und Furcht. Eine weniger glückliche Stellung nahm heute abend der gute Silen ein. Seine Erkenntnis und sokratisch-cynische Lebensweise, deren Jünger er auch im Hause des Licinius zu bleiben sich gelobt hatte, hatten ihm trotz liebreichem Zuspruch Licinias

und Harsas nicht erlaubt, anders als gewöhnlich am Gastmahl zu erscheinen, wenn anders die Familie die Ehre haben wolle, ihn dabei zu haben. Der Fürst hatte ihm nichts von der Einladung des Bischofs gesagt und — etwas heimtückisch, schadenfreudig — auf ein interessantes Zusammenstoßen dieser beiden Geister gerechnet. Schon bei der Begrüßung der Gäste drunten im Speisesaale war Licinius aufgefallen, wie Silen ängstlich das Gesicht verzog, die roten Augenbrauen büschelte und etwas in den Bart brummelte, wie zu seiner eigenen Beruhigung. Dann aber trat er in seinen roten, abgenutzten Pantoffeln und der, mehr ziegelrot gewordenen Haustoga so frech und spöttisch auf, daß er vor allem beim Bischof den Eindruck erweckte, als wolle er damit innere Unsicherheit und Verlegenheit verbergen. Mit überlegener Ruhe und einigem Erstaunen hatte ihn der Bischof gegrüßt. Schon hatte sich Silen wieder abgewendet, um einen der nächsten Gäste zu begrüßen, da kehrte er noch einmal zur Hälfte sein häßliches Gesicht dem Bischof zu, verzog es zu hämischem Lächeln und spöttelte: „Ich glaubte, Christen seien nach der Lehre ihres Meisters arm und demütig wie wir Cyniker." — „Du irrst! Freund. Christus hat die Demut in unsere Herzen verlegt, damit sie nicht am Rock rot zu werden braucht, wie deine!" Silen verzog sich und hielt sich auch während des Mahls auffallend still. Immerhin gelang es ihm, bei seinem Wissen und seiner Schlagfertigkeit noch genügend, sich diesen Abend vor Gelehrten und Künstlern, ja selbst vor dem Bischof zur Geltung zu bringen, besonders, als er sein spöttisches Wesen ablegte und ein ernstes, bescheidenes Wesen annahm. Er geriet droben im Bibliothekzimmer mit dem Bischof in ein so ernst und ruhig geführtes Zwiegespräch, daß es zuletzt im ganzen Raum stille ward, und alle gespannt der Diskussion zuhörten. Sie waren auf die Bedeutung des gegenwärtigen Festes zu reden gekommen. Beide waren darin einig, daß dieser ganze mehrtägige Tumult mit seinen Maskeraden, Umzügen, Schmausereien und Trinkgelegenheiten für das Volk ein Verderben sei, weil ja doch kein verständiger Mensch an einen besondern Sonnengott mehr glaube, sondern wisse, daß die Wintersonnenwende bloß eine astronomische Erscheinung sei. Beide waren der Meinung, es sollte dem Volke in diesen Festtagen dafür in öffentlichen Vorträgen zum Bewußtsein gebracht werden, was die Menschheit dem Licht überhaupt verdanke. Auch darin stimmte Silen sofort eifrig dem Bischof bei, daß der Menschheit mit dem

natürlichen Licht allein nicht geholfen sei, sondern daß sie auch eines innern Lichtes bedürfe. Aber nun gingen ihre Ansichten auseinander. Der Bischof gab kopfnickend und weise lächelnd dem eifrig werdenden Philosophen zu, daß Geist, Verstand und Vernunft dieses innere Licht des Menschen bedeuten; auch die andern anwesenden Gelehrten, Licinius vor allem, stimmten ihm von allen Seiten bei. Aber als Silen dieses innere Licht, die Vernunft, als die einzige Quelle aller Erkenntnis und alles Guten pries, da schüttelte der Bischof verneinend den Kopf und stellte die Behauptung auf: wenn die Vernunft die einzige Quelle der Erkenntnis sei, dann müßten auch Erkenntnis und Gewissen einzig und allgemeingültig sein. Silen gab das nach einigem Nachsinnen zu. „Aber“, fuhr der Bischof ruhig fort, „du wirst doch nicht behaupten wollen, daß eine einzige, gleiche Erkenntnis unter den Menschen vorhanden sei. Ich will nicht reden von den unvernünftigen Vorstellungen, nach denen die Welt und Menschen, selbst die Götter entstanden sein sollen; auch nicht davon, daß die Vernunft des gemeinen Mannes gar nicht ausreicht, die Gesetze und Einrichtungen der Natur zu erkennen. Aber auch die großen Denker und Lehrer der Menschen — ich bitt' euch, wo ist die eine gemeinsame Erkenntnis nur auch der äußern Welt und Natur? Was ist vernünftiger, alles aus Wasser oder aus Luft — oder aus Feuer — oder aus dem geheimnisvollen ‚Unbegrenzten‘ zu erklären? Oder haben Tales, Anaximander, Anaximenes, Heraklit alle gleich recht.“ — „Nein doch! Nicht möglich!“ wurde gerufen. „Nehmt den herrlichen Plato, hat dieser recht oder Aristoteles? Hier gilt im Prinzip wenigstens gewiß nur das eine o d e r das andere! Und vernunftlos ist keiner von beiden. Demokrit erklärt die Welt ohne Geist: Atome genügen — Anastagoras wie Sokrates müssen das Vernünftige in der Welt auf die göttliche Weltvernunft, auf den Nus, auf einen Gottesgeist zurückführen.“ — — „Das ist auch wahr!“ bestätigte Silen verlegen lächelnd. „Und nun die Erkenntnis des Rechten, des Guten! Ist diese allen Menschen gemeinsam? Ist's vernünftiger, als Stoiker Freud und Leid und alle Welt gleich zu verachten oder als Cyniker so einfach und anspruchslos wie Diogenes, wie ein Hund zu leben, was doch unsern Frauen besonders sehr viel Mühe bei Festmählern ersparte, also sehr vernünftig wäre; oder hat Epikur recht, und ist es vernünftig, wie der Prinz dort möglichst viel und gut zu essen und zu trinken?“ Alle

schauten auf den Prinzen, der unbemerkt im Hintergrund eben eine Silberschale voll feiner Süßigkeiten bis aufs letzte Stück geleert hatte. Ein allgemeines Gelächter unterbrach für einen Augenblick die ernste Unterhaltung. Der Bischof fuhr fort: „Die gelehrten Philosophen und Geschichtskenner unter uns kennen vielleicht noch besser als ich Herodot. Ihr wißt, welche Unmenge der verschiedensten Völker er beschreibt. Und jedes dieser Völker hat verschiedene Rechte, verschiedene Gesetze, die, wenn man durchaus will, alle vernünftig sind. Erinnert euch der Padäer in Indien! Ist das nicht auch vernünftig, wenn ein Mensch krank oder alt wird, ihn abzuschlachten und aufzuessen?“ Die Frauen schauderten auf und ließen Rufe des Entsetzens hören. „Ist es nicht vernünftig, wenn der Starke nur an seinen Genuß und Vorteil denkt und nimmt und genießt, so viel er kann? Oder, wenn der Schwache sich mit List und Trug und Meuchelmord hilft gegen den Starken? Das ist doch alles vernünftig und, wenn es der Mensch eben will und vermag, auch sein Recht! So denkt doch jeder echte Römer.“ — „Da ist schon wahr“, bestätigte Silen, „aber nach Sokrates hat jeder Mensch einen guten Dämon, so eine Art göttlicher Stimme in sich, das ist die wahre, richtige Vernunft, die muß er erkennen, der muß er folgen!“ — „Du glaubst also“, entgegnete der Bischof mit verstecktem Lächeln, „daß Sokrates, wie immer seiner innern Stimme folgend, ihr auch getreulich folgte, als er zu Xantippe ging?“ Jetzt glich Silen wirklich mit seinem herzlich grinsenden Gesicht und breitgezogenen Mund einem Affen. Er erwiderte: „Ehrwürdiger! Du wirst aber zugeben, daß, wenn die Menschen alle zur Erkenntnis der Tugenden eines Plato, Sokrates, Seneca, Plotin, oder, wie gegenwärtig, eines Porphyrius und Jamblichos gelangten und diese Tugenden gemäß ihrer Erkenntnis ausübten, solche Verirrung und Laster unter den Völkern nicht möglich wären.“ — „Lieber Magister! Du vergissest, daß kein rechter Denker mit Wenn und Aber ficht. Wenn! — Eben wenn die Völker, alle, so weit Menschen wohnen, zur Erkenntnis Platos oder Sokrates gelangten? Aber, was tut denn ihr Philosophen für die Erkenntnis in der Welt? Und wißt ihr nicht, daß gerade eurem Plato an der Ausbreitung seiner hohen Erkenntnis unter dem gemeinen Volk, oder gar allen Menschen, gar nichts gelegen ist. Seine Erkenntnis ist ja nur für die Vornehmen, für die Reichen, Gebildeten. Was kümmert euren Plato die weite Welt? Was kümmern ihn die Sklaven? Die armen Frauen?“ — „Das ist

wahr! So ist's!“ riefen die Platoniker unter den Gästen. „Und das andre Wenn“, fuhr der Bischof fort, „wenn sie die Tugenden gemäß ihrer Erkenntnis ausübten!“ Der Bischof hielt inne. Er wurde auffallend ernst und fragte mit jenen durchdringenden Blicken aus seinen leuchtenden, liebewarmen Augen laut in die Versammlung hinein: „O, wer — wer darf sagen, er handle nach seiner Erkenntnis? Täglich kommen zu mir Menschen, ach wie oft athenische Studenten, Rhetoren *, Offiziere, Soldaten, Gebildete, mit viel Wissen und Erkenntnis. Vernunft ist da; sie kennen die Gesetze der Welt, der Vernunft und Harmonie der Seele, sie fühlen jenen göttlichen Dämon und das, was Heiden und Christen gemeinsam anerkennen: das Gewissen. Sie vermögen genau die Folgen ihrer Handlungen zu berechnen — und sie fallen in Versuchung und Laster und rufen wie verzweifelt, wie Gefangene aus Kerkern, wie Ertrinkende vor dem Versinken — zu mir, dem armen, selber schwachen, sündigen Menschen: ‚Bischof, erlöse mich!‘ “

Harsa fuhr sichtbar zusammen. Sie dachte an Licinianus. So lag er vor ihr. So rief er zu ihr. Woher weiß es der Bischof? War Licinianus auch schon bei ihm? In diesem Augenblick sah sie, wie des Bischofs forschende Augen mit Sorge auf Licinianus ruhten, während er weiter sprach. Licinianus hatte den Kopf tief gesenkt, und Licinia wischte verstohlen die Augen.

„Plato“ — sprach der Bischof weiter, „hat selbst gefühlt, daß er den Menschen das wahre Licht nicht geben könne. Kennst du, Magister, dieses Bekenntnis Platos auch?: ‚Wir wollen warten auf einen — sei es ein Gott, oder ein gottbegeisterter Mensch — der uns unsre religiösen Pflichten lehrt und die Dunkelheit von unsern Augen wegnimmt.‘ “ — „Das Wort Platos kenn' ich nicht!“ bekannte Silen. Und der Bischof weiter: „Ich glaube — soweit wir Nachkommen urteilen können nach der ungewissen Überlieferung: Plato war und blieb rein. Sokrates und Seneca vermochten nicht gleich den Lüsten des Fleisches noch des Geizes zu widerstehen. Und von unsern Tagen — unserer Gesellschaft von oben bis unten laßt mich schweigen. Erkenntnis, lieber Magister, so viel ihr wollt! aber keine Kraft!“ Nun erklang die volle, reine Stimme Harsas aus der Mitte der um den Bischof stehenden, liegenden und sitzenden Gesellschaft. Klar und ruhig sprach sie, aber in ihrer Stimme zitterte die tiefe Bewegung ihres Gemütes mit: „Er-

---

* Redner.

laube mir, daß ich dir erwidere, Bischof! Ich stimme allem bei, was du sagtest. Ich weiß, menschliche Vernunft und Erkenntnis genügen nicht. Der Mensch braucht Erleuchtung von oben. Licht des Himmels muß in seine Seele kommen, sonst wandelt er in Irrtum und Finsternis, und alle bösen Geister Arimans lauern auf ihn. Aber Ahura ist Licht und bei ihm ist keine Finsternis. Durch Mithras und Anahita gibt er allen, die das Licht lieben, Erkenntnis, und er gibt den Schwachen Kraft zum Guten, wenn die bösen Dewas ihn versuchen. Er ist ihr Friede, ihr Schutz und Schirm, und führt sie wie ein Hirte und wie ein Held durch alle Gefahren in sein ewiges Reich. Vor Mithras zittern die Dämonen und fliehen. Heil, Heil ist bei Mithras! Jetzt siegt er wieder mit seinem Licht über alle Finsternis. Sein Sonnenwagen steigt. Die Finsternis, der böse Winter weicht und Licht und Leben kehren wieder."

Wie ein freudiges Bekenntnis waren Harsas Worte verklungen. Alle hatten es schweigend angehört, und mit liebendem Verständnis ruhten noch des Bischofs Blicke auf ihr. Es herrschte tiefes Schweigen. Nur das Plätschern des Tritonen war vernehmbar. Dann begann Athenagoras mit einer edlen Verbeugung gegen Harsa:

„Wenn neben unserem christlichen Glauben noch ein Glaube das Licht der Welt genannt werden könnte, so wäre es euer Glaube, edle Priesterin! Hätten alle Menschen euren Glauben und das reine Licht deiner Seele — wieviel Dunkelheit müßte schwinden! Ich bekenne gerne: wär' ich nicht Christ, so wär' ich Mithras Jünger. Mithras und Christus ringen um die Herrschaft. Einer muß siegen, einer muß weichen. Mithras scheint siegen zu wollen. Die Weisen fallen ihm zu. Die Krieger beten ihn an im Heere, Kaiser bauen ihm Tempel und Altäre. Und doch, edle Priesterin, laß dich nicht blenden — nicht möchte ich dir weh tun, nicht deinen Glauben wankend machen vor der Zeit — Auch Mithras ist nicht das Licht, das alle Menschen erleuchtet. Auch Mithras kann nicht wahrhaft erlösen — Mithras und sein Licht ist Menschenwahn, ist Priesterweisheit, Mithras ist ein Gedanke, ein lichter Traum, und wer nur ihn kennt, bleibt in Furcht und Finsternis." — „Schweig! Du lügst! Du bist ein Dewas, ein Dämon Arimans im Gewande des Lichtes. Ahura! Mithras! Anahita! — Geister des Lichts wider die Dämonen der Finsternis!" — Alles war vor Schrecken und Erregung aufgesprungen bei

Harsas Ausbruch rasender Wut und Leidenschaft. Ihre Lippen zitterten, die Augen funkelten, die Hände ballten sich. Eben wollte sie zu neuem Widerspruch ausholen, da unterbrach sie Athenagoras: „Edle Frau! Vergiß nicht, daß Mithras nach deinem Glauben groß und stark ist. Dann aber wird es ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn du mit Zorn und Haß für ihn streitest. Bei uns Christen gehören Zorn und Haß zur Finsternis. Unser Herr des Lichtes, Christus, lehrt uns: ‚Glückselig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Glückselig sind die Friedfertigen, sie werden Kinder Gottes genannt werden.‘ Ich denke, ist Mithras ein lebendiger Gott des Lichtes, so ist er auch ein Gott der Wahrheit und wird noch über uns alle herrschen. Zum Licht die Wahrheit! Ist es nicht also? Edle Frau!“ Ruhiger, aber verlegen, und gerade damit in auffallender Lieblichkeit mit ihren flammendroten Wangen und unsichern Blicken gab Harsa zu:

„Auch bei uns ist Haß Finsternis und Wahrheit ist Licht. Aber die Feinde Mithras hassen, ist nicht Finsternis, sondern Licht und Gutes. Auch Mithras haßt seine Feinde und verfolgt sie mit dem Schwert und Feuer. Ihre Felder versengt er, ihre Hütten verbrennt er, alle Martern und Qualen sendet er ihnen im Leben und von der haarschmalen Schinvatbrücke stürzt er sie nieder ins Reich ewiger Finsternis und Qual!“ Wieder flammten ihre Augen auf, und man fühlte zur allgemeinen Mißstimmung, daß Athenagoras in Harsas Augen der Feind Mithras’ sei. „So ist Licht wider Licht. Wahrheit wider Wahrheit!“ — sagte der Bischof in gleichbleibender Ruhe — „Unser Herr kennt keinen Haß, er verfolgt niemand mit dem Schwert. Er richtet niemand, aber sein Wort und Leben richtet, er kennt nur Liebe, nur Liebe bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Er segnete, die ihm fluchten, und betet für die, die ihn verfolgten und töteten. Das müssen auch die tun, die Jünger des Christus sind. — Edle Frau, Priesterin des Lichtes!“ — rief Athenagoras plötzlich laut und eindringlich, daß Harsa leicht zusammenzuckte: „Lehrt das euer Gott auch?“ — „Nein.“ — „Lehrt er seine Jünger, die Armen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, die Gefangenen besuchen, die Kranken pflegen? Sammelt ihr die Aussätzigen und pflegt sie im Spital mit eigenen Händen? Eilt ihr an die Sterbebette der Pestkranken und seid bereit, die nächste Stunde mit den Sterbenden zu sterben? Löst ihr mit heiß erworbenem Geld die Gefangenen aus den Räuberhöhlen frei, sucht ihr die Ver-

lorenen, helft ihr den Gefallenen auf? Begrabt ihr die Leichen fremder Menschen, die das Meer ans Land geworfen hat?" — „Wir helfen reichlich allen armen und kranken Glaubensgenossen." — „Wir" — rief Athenagoras — „helfen allen Menschen, die sich helfen lassen. Unser Licht ist die Liebe. Denn: ‚Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen „einzigartigen Sohn" gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.' " Feierlich, wie Weihnachtsglockentöne, fielen diese Worte in die lautlose Stille der Versammlung. Koswita hatte sich neben Harsa gestellt und den Arm um ihre linke Schulter gelegt. Da spürte das Mädchen, wie Harsa am ganzen Leibe zitterte und konnte doch nicht verstehen, warum. Der Hirte der Christen ward doch so freundlich und sanft. „Darf ich dir noch eine Frage stellen, edle Frau?" — „Fragt immerhin", trotzte, ein wenig spöttisch die vollen Lippen kräuselnd, Harsa. „Du selber sprachst so viel von Reinheit. Reinheit der Seele ist auch Licht, und alle Unreinheit ist Finsternis. Wenn Mithras rein ist, rein wie Ahuras blauer, weiter Himmel, wie mag er es dulden, daß ihm oder seiner göttlichen Schwester Anahita an ihren Tempeln mit unreiner Lust gedient wird. Unser Herr Christus spricht: ‚Glückselig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen'. Und ‚Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen'."

Harsa hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen. Unwissend hatte sie, während des Bischofs durchdringende Augen auf ihr ruhten und wie Feuer auf ihr Gewissen brannten, Koswitas Arm mit beiden Händen von ihrer Schulter auf die Brust hinabgezogen und umklammerte ihn immer fester mit beiden Händen. Koswita spürte am bloßen Arm die heftigen, raschen Herzstöße Harsas. Sie fühlte deutlich, daß Athenagoras sie anschaue und wagte nicht mehr aufzublicken. Sie merkte an seiner Stimme, daß er alles wisse — das Geheimnis von Vagharschabad! — Sie sah wie in Feuerglut den glückseligen Hain, von Liebe, Licht und Seligkeit umflossen, die Hingabe an den König — himmlischer Dienst, — Verbindung mit Ahura, Vermittlung der Gottheit. —

Jetzt aber: „Glückselig die reines Herzens sind — sie werden Gott schauen", aber ein Blick — Ehebruch! Der Opferhain wurde dunkel, das Licht erlosch in stockdunkler Nacht und vor Harsas Geist tauchte urplötzlich ein Bild auf, das sie schauern machte: Die Königin über dem Leichnam des Königs,

den Dolch im treuen Herzen! Harsa hörte für einige Augenblicke nur ein fernes, tiefes Summen, wie die Brandung am See aus der Ferne, durch die stille Nacht. Es waren die feierlichen Worte, die der Bischof eben sprach:

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott. Alles ward durch dasselbe, und ohne dasselbe ward nichts, was geworden ist. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen. Das wahrhaftige Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, war der, der da kommen sollte in die Welt. Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden.“ Die nächsten Worte aber weckten Harsa mit machtvoller, alle ergreifender Stimme: „Ja, das Wort ward Fleisch. Und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des einzigen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.“

Mit verhaltenem Atem lauschten alle. Die wenigsten wußten, woher die Worte stammten, noch was sie bedeuteten. Paula hatte laut und freudig das letzte Wort mitgesprochen — die andern waren wie gebannt unter dem Eindruck eines für sie schönen Geheimnisses. Jetzt vernahm man abermals Harsas Stimme. „Priester des Christus!“ redete sie Athenagoras an und ihre Stimme klang nun weich und bittend. „Ich kann dich nicht hassen. Ich weiß, du bist ein Diener des Lichtes. Auch Christus kann ich nicht hassen. Was du von ihm sagst, ist rein und gut. Auch ich will an ihn glauben. Aber sage nicht, ich bitte dich, sage nicht mehr: Mithras lebe nicht, er sei nicht — o Athenagoras, es kann nicht sein, sage, daß er lebe, daß er sei, daß Anahita meine Göttin, Ahura der Vater des Lichtes — daß sie leben — sage es! Du weißt es! O schweige nicht.“

Harsa war während dieser Worte aufgesprungen und mit leis geöffnetem Mund, mit wirren Blicken und vorgehaltenen Händen vor den Bischof getreten, als erwarte sie ein Urteil über Tod und Leben, als würde ihre ganze Vergangenheit im nächsten Augenblick aus Königsglanz und azurenem Himmelsblau hinabstürzen in einen Abgrund von Finsternis und Irrtum, von Sünde und Schande. Und Athenagoras sprach mit weiser Zurückhaltung und schonender Liebe eines viel erfahrenen Seelsorgers: „O Kind des Lichtes und der Wahrheit! Du liebst das Licht, und das Licht wird dich erhalten. Du liebst die Wahrheit, und die Wahrheit wird dich frei machen.

Unser Herr Jesus Christus spricht: ‚Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.‘ Wir können nicht zwei Göttern dienen. Wir haben einen Vater des Lichtes, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt und bei dem keine Veränderung noch Wechsel des Lichtes und der Finsternis ist. Auch Wahrheit und Erkenntnis kommt, und wir haben einen Herrn, Jesus Christus, der ist das Licht der Welt. Der allein!“ — „Ihr sagt, Mithras sei nur ein Gedanke, eine Idee! Aber Mithras ist doch geboren worden, er lebte doch!“ — „Du weißt von seiner Geburt wohl mehr als ich. Das hörten wir nun alle gerne aus deinem Munde. Willst du uns sagen, wie kam Mithras in diese Welt, was tat er denn?“

Von allen Seiten wurde Harsa zugerufen. Sie wurde gebeten, gedrängt. „Das muß ich aber singen, das kann ich nicht sagen in Worten. Die Laute her! Ich will dem Gott meines Lichtes singen! Koswita, hol’ die Laute.“ Stille ward im Saal. Die Priesterin wandelte auf und nieder, stolz wie eine Königin, trank ein wenig Wein aus ihrem Pokal, nahm die purpurene Schleppe zusammen, lüftete den funkelnden Gürtel ein wenig unter der Brust und nahm in entzückender Stellung und Schönheit die vielsaitige Balaleika aus Koswitas Hand. Silberhelle und wieder tiefe, volle Töne perlten durch den weiten Raum. Rauschende Akkorde folgten. Ruhig, erzählend setzte die herrliche Stimme ein:

„Am Ufer eines heiligen Stromes stand
Im Schatten eines Baums ein Fels.
Ein ganz geheimnisvoller Felsen war’s.
Kein Mensch war nahe. Da begann um Mitternacht
Der Fels zu kreißen, sich zu dehnen und zu strecken,
Zu winden sich, wie die in Kindesnöten.
Nun endlich öffnet er den festen Leib
Und aus dem Innern kriecht ein Jüngling, schön
Von Angesicht. Es leuchten Augen, Antlitz, alles,
Wie helles Sonnenlicht an ihm.
Wie fließend Gold strömt über seinen Nacken
Das Haar, bedeckt von einer Phrygiermütze.
Ein Kurzschwert trägt die eine, die andre Hand die Fackel,
Die neben Mithras eigenem Glanz mit feuerrotem Licht
Die Nacht hilft überwinden.
Da kamen von des Lichtes Helle angelockt
Von ihren Weiden her die frommen Hirten
Und bringen Opfer und Gebet ihm dar.
Den Neugeborenen friert. Zum Feigenbaum lenkt er die Schritte
Und schneidet seiner großen Blätter welche ab,
Ein Kleid sich zu bereiten.“ —

Die Begleitung Harsas auf der Balaleika hatte erst das geheimnisvolle Kreißen und Gebären des Felsens dargestellt und war dann in liebliche Hirtenmelodien übergegangen. Diese brachen nun jäh ab, und die Begleitung paßte sich in feurigen, taktgemäßen Schlägen dem folgenden Inhalt an:

„Nun tritt der Held den Weg des Kampfes und der Ehren an.
Der Sonnengott wird überwunden.
Die Strahlenkrone nimmt ihm Mithras ab,
Die Rechte muß er Mithras geben,
Die ewge Freundschaft und die Treue schwören,
Und auf sein Haupt setzt Mithras ihm die Krone wieder. —

Auf einer grünen Matte in den Bergen
Der Urstier weidete, der „eingeborene Gottes“,
Das heilige Tier. Zum Tod bestimmt, zum Besten aller Menschen.
Ihn faßt der Gott des Lichtes, Mithras, bei den Hörnern
Und wird von ihm dahingeschleift durch Mattengras,
Durch Steine, Sträucher, Dornen.
Doch er hält fest, sich klammernd an die Hörner,
Und läßt nicht los, bis daß der heilige Stier
Erschöpft zusammenbricht in einer Höhle.
Doch kaum, daß Mithras seine Hörner losgelassen,
Auf springt der Stier und rast davon.
Da krächzen Raben vor der Höhle, Boten Gottes,
Gesandt von Masdas blauem Himmel
Und bringen den Befehl: „Auf Mithras, Gottes Sohn,
Und jage den Stier und töt' ihn mit dem Schwerte.“
Da wird die Seele Mithras schwer von Trauer
Und seine sonnenhellen Augen werden trübe.
„Ich — töten? Deinen eingeborenen, heiligen Stier,
Sein reines, heil'ges Blut vergießen?“
Doch wiederum die Raben rufen, und schlagen mit den Flügeln auf:
„Gehorche Mithras! Gottes Wille ist's,
Daß aus des Urstiers heil'gem Sterben
Der ganzen Welt und aller Menschen Heil und Leben sprosse.
Tust du es nicht, — ist alle Welt verloren!“ —
Sieh da! Ein Hund erscheint, ein windesschneller Läufer,
Und bellt und springt in Sätzen auf an Mithras Seite,
Und wedelt, schlägt den Schwanz in Ungeduld
Und rast hinaus, des Stieres Spur zu suchen.
Mithras ihm nach. Nach stundenlangem Jagen
Rennt in dieselbe Höhle jetzt der Stier unwissend wieder.
Ihm nach der Held, der Hund, und sperren
Der Höhle Eingang ab. Mithras tritt ein.
Jetzt greift er seelenbebend in des Stieres Nüstern
Und stößt das Haupt ihm weit zurück in sein Genick,
Dieweil er ihm mit seiner Rechten
Das Schwert tief in den Hals bis in die Seele stößt.
Nun sinkt er hin, die müden Augen brechen,
Verdrehen sich und zeigen nur das Weiße.
Dieweil der weiche Boden rings sich sättigt von dem Blute.

Nun liegt das ungeheure Tier im Tode.
Doch sieh! Ein Wunder Gottes — aus dem Blute
Entsteht ein Weinstock, langsam, voller Trauben,
Der heil'ge Trank fortan, der Eingeweihten.
Und aus dem Leib des toten Tieres sprossen
Allüberall heilsame Kräuter, Pflanzen, Blumen,
Und aus dem Rücken drängt das goldene Korn.

Das sieht der Hölle Fürst, der bösen Geister Vater.
Schnell läßt er seine Kreaturen schwirren an:
Unreine Tiere, Fliegen, Käfer, Mücken,
Des Lebens Quellen wieder zu vergiften.
Ameisen, Skorpionen, Schlangen wimmeln
Ums allgewaltige Glied des toten Stieres,
Es zu verzehren und sein heil'ges Blut zu trinken.
Doch schwebt vom Himmel wieder Luna, Masdas Tochter,
Und sammelt, reiniget des Urstiers Samen
Und läßt daraus viel tausend guter Tiere werden,
Die töten und vertreiben Arimans Geschöpfe.
Die Seele aber nun des eingeborenen Stieres
Erhebt sich selig mit der Göttin auf zum Himmel.
Wo immer noch Silvanus jetzt mit Namen
Als guter Hirte er der Hirten Herden schützt.
Auf Erden aber wuchs fortan das Korn in Überfülle
Und alle Früchte reifen an den Bäumen.
Die Menschen werden, sie zu essen
Und leid- und mühlos zu genießen
Und aller Herrlichkeit Ahuras wie die Kinder sich zu freuen.
Ihr Wärter und Beschützer ist der Mithras,
Der Kämpfer gegen den Verderber Ariman.
Er will mit Dürre Mensch und Feld verderben,
Doch Mithras schießt den Pfeil an einen Felsen,
Und Ströme Wassers muß der Felsen geben.
Da läßt der Böse Wasserfluten rauschen
Von oben und von unten, tage-, wochenlang
Die ganze Welt und alle Menschen zu ertränken.
Doch einer von den Menschen wird vom guten Gotte
Des Lichts gewarnt, sich und sein Vieh in einem großen Schiff zu retten.
Und als der Böse mit des Feuers Nacht
Die Welt, die Menschen, Tiere, Häuser, Ställe
Verbrennen und in Asche legen will —
Läßt Mithras wiederum sein grimmig Feuer aus
Und seine großen Taten sind zu Ende.
Erfüllt ist seine Sendung auf der Erde.
Mit seinen Jüngern hält er noch ein Mahl der Liebe.
Wie wohl ist ihm auf seinem weichen Lager.
Der Schmerz des Abschieds liegt auf ihnen allen.
Er spendet ihnen Brot und Wein, das sollen
Sie ewig tun auf Erden, seiner zu gedenken.
Die Stunde naht. Der Augenblick ist da.
Stumm sehen ihn die Helden scheiden.
In golden funkelnder Quadriga fährt
Er auf mit sonnenlichten Rossen.

Von Gold die Hinterfüße, vorne silbern,
Er winkt — er grüßt, er segnet sie von oben.
Es braust der Ozean und möcht ihn gern verschlingen,
Ihn aber hören seine Jünger aus der Höhe singen:
„Getrost! Denn ich bin bei euch alle Tage
Und komme wieder wie ich aufgefahren bin."

Längst waren die ausklingenden Laute, kaum noch hörbar, verweht im Raum und noch regte sich niemand in der Gesellschaft. Apelles starrte die Sängerin an, den Ellenbogen aufs Knie und das Kinn in die Hand gestützt. Die Häupter der einen hingen tief zu Boden, die der andern waren hoch aufgerichtet, und die Augen träumten wie in weite Fernen hinein. Der Fürst hatte beide Hände Licinias gefaßt und hielt sie noch, unwissend. Koswita legte den Kopf an die noch heftig atmende Brust der Sängerin, die sich gesetzt hatte und schweigend auf den Bischof sah, der ihr gegenüber ausgestreckt auf einem niedern Ruhelager lag, das schneeweiße Haupt auf die rechte flache Hand gestützt.

Jetzt ward die fast drückende Wirkung des Hymnus und ihre lautlose Stille ausgelöst durch ein urkomisches Erlebnis. Der Prinz hatte sich längst unbemerkt nach Achilles-Art im Hintergrund des Saals so reichlich mit Obst, Gebäck und Wein von den willenlos gehorchenden Grazien bedienen lassen, daß er, in der Nähe des offenen Kaminfeuers auf einem Marmorstuhl sitzend, vom Schlaf übernommen worden war. Kein Laut wurde von ihm gehört. Niemand hatte mehr nach ihm gesehen. Jetzt, im tiefsten Schweigen der Gesellschaft, kamen sägeartige Töne aus dem dämmerigen Hintergrund. Leise löste sich die Spannung der Gesellschaft vorne in ein Flüstern, dann in heimliches, zuletzt lautes Lachen aus, das zum allgemeinen Gelächter wurde, als plötzlich ein dumpfer, schwerer Fall am Boden verkündete, daß der Prinz im Schlaf über den glatten Sitzrand hinabgerutscht war. Man sah aber aus dem hellerleuchteten Vorderraum nur noch eine rundliche, volle Masse mit auffallender Schnelligkeit sich erheben und durch den Vorhang verschwinden.

„Nun hast du uns einen großartigen Genuß bereitet, Edle! Nimm auch meinen Dank. Für diesmal ruhe auch der friedliche Streit. Dein Lied war wunderbar und Mithras kann nicht besser verherrlicht werden." — „Nicht doch!" fiel Harsa dem Bischof ins Wort. „Nun ist's an dir. Nun singe und spiele du deinem Christus zu Ehren und ich will hören und ge-

nießen!“ Eifrig drängte sie dem Greisen die Laute hin. Er wehrte nach allen Seiten ab; doch man ließ nicht nach und er mußte die Geburt seines Gottes besingen oder erzählen. Der Bischof stand auf und trat an die kunstvolle, um das Becken des Tritonenbrunnens angelegte Wasseruhr. Sie zeigte gegen Mitternacht. „Es eilt, mein Weib! Die heilige Nacht ist da. In der Frühe muß ich auf sein. Die Glocken rufen und die Gläubigen kommen vermummt in den Mänteln mit ihren Lichtern in der Hand, und ich muß ihnen mit Freude verkünden die große Freude, die allem Volk widerfahren ist. Kommt alle morgen früh, dort werdet ihr's hören und sehen.“ — „Das ist uns zu früh!“ riefen einige junge Gäste. Und andere: „Wir wollen keine Predigt! Nur die Erzählung von der Geburt des Christus!“ — „Euch zu lieb!“ Der Bischof trat zu den großen breiten Fenstern, schob zwei mit weißem, durchsichtigem Pergament versehene Rahmen auseinander und schaute in die Dunkelheit hinaus. Von innen drang das Licht hinaus, und in seinem Goldschein sahen sie drinnen erstaunt, wie in lautloser, feierlicher Stille weiche, glitzernde Flocken Schnees niederschwebten. Alles Heidentum war in den Straßen still geworden. Und ebenso still wurde es wieder drinnen im Saal. Es waren die meisten Heiden, aber alle strebten auf ihre Weise nach Licht. Der Bischof sang nicht. Und doch, als wär's ein Gesang, ein Hymnus wie der von Mithras, so lauschten wieder alle — ergriffen von der Ergriffenheit des leuchtenden Mannes, der erzählte:

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt wurde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war. Und jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, in seine Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa aus der Stadt Nazareth in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum, daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie, und sie fürchteten

sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen.'"

Nachdem die Engelsworte verklungen, herrschte dieselbe Stille wieder, wie nach Harsas Lied. Über das weiße, wie Schnee glänzende Haar des Bischofs hinweg blickten alle in die Nacht hinaus. Jetzt kehrte sich auch Athenagoras um. In schweren, dunklen Falten fiel ihm die violette Festtoga von den breiten, hohen Schultern bis zu den Füßen. Schweigend sahen sie alle hinaus. Die Flocken schwebten nieder. Das Wasser des Tritonen plätscherte drinnen. Kein Laut sonst. „Heilige Nacht!" sagte der Bischof. Still trennte man sich.

„Nun ist kein Grund mehr vorhanden, den Gott der Christen zu fürchten! Aus Felsen ist mein Gott geboren, mit Sonnenrossen fährt er zum Himmel auf goldenem Wagen! — Ein Kindlein! von einem armen Weib geboren, in — in —?? Wie heißt der Flecken? — ganz unbekannt! Im Stall — auf Stroh — das Licht der Welt im Stall." Harsa lachte auf ihrem herrlichen Lager von Pelzen und Seidendecken auf. „Koswita, wie heißt der Ort, wo der Christengott zur Welt kam?"

Vom Lager gegenüber klang durch den finstern Raum Koswitas reine Stimme. Nur ein Wort, aber so bewegt, so weihevoll, daß daraufhin auch Harsa verstummte und mit seltsamem Gefühl, ergriffen, erstaunt, besorgt, enttäuscht vernahm sie noch einmal, ganz leise nur, wie der entschwindende Ton einer reinen Glocke: „Bethlehem!"

* * *

Das Licht war wieder siegreich geworden. Kybele hatte Attis, Isis ihren Osiris wiedergefunden, ihn auferweckt, ins Leben zurückgeführt, und ihm zu Ehren leuchtete wieder Phöbus-Apollo-Mithras, der Gott des Lichtes, dessen Herrlichkeit mit drei Namen gleich wenig, als mit tausend genannt zu werden vermochte. Ihm zu Ehren öffnete die Mutter Erde ihren Schoß und ließ die Kräfte treiben, die Gräser und Blumen sprießen und die Knospen schwellen, Äolus öffnete die Kammer

und ließ die sanften Zephirwinde ausströmen, Neptun färbte das Meer wieder mit dem tiefsten vollen Blau und weckte die Najaden und Nereiden. Die Hirtenflöte Pans ertönt in den Wäldern und die Faunen und Satyrn beginnen ihre Tänze. Pallas Athene glänzt wieder weißgolden auf der Akropolis oben und blickt stolz auf das blendende Häusermeer von Athen hinab und auf das wiedererwachte Leben und Treiben der Menschen, die sich in flatternden Gewändern durch die Straßen, Plätze und Säulenhallen der Stadt bewegten. Der Frühling Griechenlands war wieder da. Die Ausflüge Harsas und der Kinder begannen wieder. Von Armenien wurde wieder geträumt auf den aussichtsweiten Anhöhen, oder in schattigen, einsamen Waldidyllen, und die Kinder glaubten weiter an die Siege des Königs, glaubten, daß er lebe, und die Königin, und zählten ab, wie lange sie nun noch warten mußten bis zur Vollendung ihrer hellenischen Ausbildung und bis zur Heimfahrt auf dem Schiff des Hauptmanns. Bei einer solchen Wanderung merkte Harsa im Verlauf der Unterhaltung deutlicher als je, wie stark Koswita von Paula im christlichen Denken beeinflußt worden war. Offen bekannte auch Koswita ihre Verehrung für den Christus, von dem sie bereits viel mehr als nur die Geburtsgeschichte kannte. Aber dem kindlichgläubigen Gemüte lag jede Versuchung ferne, deswegen an Mithras zu zweifeln. Nein, für Koswita wurde mehr und mehr Christus und Mithras ein und dasselbe, sie glaubte an beide, sie betete zu beiden. Christus war einfach auch ein Gott des Lichtes, ein guter Jazatas und Mithras über allen Göttern, der Gott des Lichtes. Koswita hörte ja bis dahin gleich gerne von Mithras Taten, trank das heilige Haoma, kniete am Heiligtum im Park, wo immer noch das Bild Anahitas fehlte, und war ja so sanft, so liebreich, nur zu leutselig für eine Prinzessin, denn unter den Sklavinnnen des Licinius hatte sie noch außer Briseïs eine Anzahl Freundinnen und gegen die geringsten und widerwärtigsten von ihnen war sie stets so gütig und nachsichtig. Nein, geschadet hat ihr bis dahin der Gott der Christen nicht! Darum ließ sich auch Harsa willig auf solchen Spaziergängen von Koswita erzählen, empfand es aber wie einen geheimen Trost, daß der Prinz sich gewöhnlich bei diesen Gesprächen empfahl und erst nach einiger Zeit zurückkehrte, gewöhnlich mit irgend einer Trophäe von einem bestandenen Abenteuer; bald mit einer noch zuckenden Kröte oder Schlange, mit Käfern, Würmern, Eidechsen und Ungeziefer am Dolche, mit dem er lachend auf Harsa und die

Schwester eindrang, bis sie mit Geschrei auf- und davonsprangen. Das wollte der treue Kämpfer Mithras aber nicht begreifen, wenn er doch diese Erde von den Gebilden Arimans erlöse, in denen die bösen Dämonen hausen. Gegen solche Roheit aber hatte Harsa keine genügenden Gründe zum Verweis aufzubringen. Die Zerstörung dieser gräßlichen, kalten Tiere, die in Finsternis und Schatten leben, war ja doch ein gutes Werk! Daß seine immer stärker hervortretende Neigung zu Herrschsucht, zu Gewalt und Sinnlichkeit eine Folge dieses Aberglaubens war, das bedachte Harsa nicht, so wenig als sie fürchtete, daß sich eines Tages diese Gesinnung des Prinzen in Wort oder Tat gegen sie selber richten könnte. Nein, zu dieser Befürchtung war wirklich noch kein Grund vorhanden. Noch ließ er sich ja von ihr so willig leiten. Wieder lag er ja da auf der Anhöhe über Stadt und Land, der junge Löwe, wiederum ein gut Teil größer und mächtiger, und ließ sich von ihr so gern die Mähne streicheln, das Kinn fassen und gab ihr doch zuweilen so tiefe, seltsame Blicke und auf die schönen, wohlriechenden Hände heiße Küsse! Und heute gar, an diesem würzigen, blauen Frühlingsmorgen — war der Tird denn toll? Aber — das war ja nichts Böses, daß der Tird nun diese Arme heute nicht in Ruhe lassen konnte, sie sanft streichelte, küßte, mit seinen langen, weichen Haaren deckte und wieder entblößte, sie kniff, bis sie aufschrie und vergebens den Arm loszumachen versuchte, oder endlich beide Arme wie Ketten um ihren Hals legte und ihr in „kindlicher“ Liebe mit feuchten Blicken lang und tief in ihre Augen blickte? Er war ja ein Kind, ihr Tird, im Grunde des Herzens bei allen seinen Fehlern rein und gut und wahr. Und er betete ja noch treu zu Mithras und Anahita, trank das Haoma, war still und ernst beim Gottesdienst und Feueropfer. Jetzt, gerade jetzt wollte sie ihn fragen, ob er Briseïs, wie er so fest gelobt, nicht mehr geküßt und ihr nicht mehr versprochen habe, sie einst als König zu heiraten. Im Aufstehen gab der errötende Prinz seiner Erzieherin die Antwort in einer Szene, die zum erstenmal Harsa ahnen ließ, Tird möchte doch weniger mehr Knabe sein, als sie glaubte. Er sprang auf, faßte ihre Oberarme mit klammernden Griffen, aus denen es kein Entrinnen mehr gab, preßte seine Stirne auf die Harsas, seinen Mund auf ihren und schüttelte sie wild hin und her. Fremde, blendende Augen mit sprühenden Blicken standen dicht vor ihren Augen und mit fremder, tiefer, wie gebrochener Stimme brach

der Prinz in unbändiges rohes Lachen aus, das Harsa geradezu erschreckte. Dann ließ er sie plötzlich los und begann mit der Schwester die gleiche Prozedur, die sie still-erstaunt, widerstandslos an sich geschehen ließ. Dann stürmte er voraus, riß da einen Strauch, dort eine junge Fichte, endlich einen Myrthenstock aus und trug ihn schwingend nach Hause. Still in Gedanken versunken folgten ihm Arm in Arm von weitem Harsa und Koswita.

* * *

Eine halbe Stunde von Athen entfernt, inmitten von Obst- und Weingärten liegt malerisch das Dörflein Alopeke, der Geburtsort des Aristides und Sokrates. Silen hatte am Mittagessen wieder einmal von Sokrates geschwärmt und die Anregung gemacht, den Nachmittag und Abend in Alopeke zuzubringen. Ein Bote brachte die Einladung an Paula und Judith, und in drei offenen, fröhlich klingelnden Zweigespannen fuhr die Gesellschaft hinaus. Silen war unbestritten der geistige Mittelpunkt der Unterhaltung und vermochte durch seine wohlvorbereiteten Gespräche vor allem die Großen an sich zu fesseln, und auch den Prinzen einigermaßen in Zaum zu halten. Auch Paula hatte mit ihrer Bewunderung des Aristides, dessen Leben Silen erzählte, nicht zurückgehalten. Der Name des Aristides: der Beste, der Gerechte, führte zu einer Diskussion, indem Paula, wie immer, so auch jetzt die günstige Gelegenheit ergriff und zum Bekenntnis für ihren christlichen Glauben äußerte, daß man damals wohl einem Menschen einen solchen Namen geben konnte, jetzt gebe es nur einen, dem dieser Name gebühre: Christus. Als Silen und der Fürst dem widersprachen, bemerkte Paula, ihr scheine, nur der dürfe noch heute der Beste heißen, der der Menschheit das Beste gebracht habe. Man sprach über das Beste in der Welt. Silen vertrat die Erkenntnis und Tugend; der Fürst das Wissen, die Kunst; Judith das Gesetz, Paula die Liebe. Nach einem Mahl im Freien wanderte die Gesellschaft durchs liebliche Dorf ins Land hinaus. Paula führte Koswita am Arm, Licinius bei heiterster Laune Harsa und verpaßte die liebliche Gelegenheit dieses wonnigen Frühlingsabends voll Blumenduft und Bienengesumm nicht, seine Hoffnungen fürs künftige Glück seines Sohnes in schönen, geistvollen Bildern, Versen und Anspielungen, etwa auch mit leisem, kurzem Händedruck anzubringen. Das dankbare, aber etwas verlegene Lächeln seiner schönen Begleiterin genügte

dem treubesorgten Vater, der offen gestand, mit seiner Brautwerbung auch für sich selbst und seine ästhetischen Bedürfnisse zu sorgen, zu denen er auch den platonischen Umgang mit solchen Frauen zählte. Und Licinianus habe sich doch seit langem unter ihrer Leitung so tadellos gehalten. Nur heute habe er wegen Unwohlsein das Bett hüten müssen und lasse sich entschuldigen. Da errötete Harsa und schritt schweigend weiter. War ihr doch seit einiger Zeit die Tadellosigkeit des gerühmten Sohnes aus einigen verdächtigen Zeichen fraglich geworden. Wenigstens beim Morgen- und Mittagessen hatte der Haussklave wieder oft dem Fürsten ausrichten müssen: „Der Fürst Licinianus schläft noch immer!“

Paula und Koswita waren vor einer ärmlichen, aus Erde und Holz gebauten Bauernhütte stehen geblieben. Die Umgebung derselben, wie die Hütte selber war auffallend reinlich. Im Garten, hinter dem Buschzaun, voll blühender Obstbäume und Blumen, mit Bienenstöcken voll geschäftigem Volk, arbeiteten da und dort, auf verschiedenen Plätzen verteilt, ein Mann, eine Frau und einige Kinder. Sie grüßten Paula überaus herzlich, blieben aber an ihren Plätzen. Vor der Hütte auf einer alten Holzbank saßen zwei kleine Mädchen und spielten mit einem Knaben, der nur mit einem dürftigen, rauhen Hemdchen bekleidet war. Daß es ein Mensch war, mußte man erraten, so sehr glich er einem tierähnlichem Wesen. Die Gesellschaft blieb stehen und umgab das Kind auf dem Schoß seiner Schwester. Ein Grauen erfaßte alle, außer Paula, die im Gegenteil es streichelte und ihm Süßigkeiten zusteckte. Der Knabe streckte den dicken, braunen, behaarten Arm mit der affenähnlichen Hand aus, nahm die Gabe lautlos aus Paulas Hand, und führte sie zum Munde. Er war breit und häßlich, voll starker, glänzender Zähne. Die Nase war wie breitgequetscht, fast mit der Oberlippe verwachsen. Unter buschigen, rotbraunen Augenbrauen quollen zwei glanzlose, große, ausdrucksleere Augen weit aus den Höhlen hervor und schauten in der furchtbaren Ruhe gänzlicher Gedankenlosigkeit die Gesellschaft, sich hin und her bewegend, an. Mit mechanischen Bewegungen kratzte er sich bald da, bald dort und und aß fortwährend. Außer auf Paula machte der Anblick dieser gräßlichen Mißgeburt auf alle einen wahrhaft erschütternden Eindruck. Koswita stand furchtsam, vom Arm Paulas gehalten, da, und bald füllten sich ihre Augen mit Tränen. Der Prinz stand mit gespreizten Beinen und vorgestrecktem Kopf dicht vor dem Kind

und betrachtete es mit ernster Neugier und geheimem Grauen. Licinia war voll Mitleid und äußerte es in wiederholten Ausrufen. Den Fürsten ekelte es, und er drängte längst zum Weitergehen. Silen rief ganz erschüttert: „Das ist furchtbar! Gar keiner Erkenntnis fähig!". Harsa aber rief empört: „Das ist Arimans Geschöpf. Warum blieb das am Leben?" Dem stimmte auch der Fürst in ruhiger Weise bei und erklärte auch, nach seiner Anschauung sollte, wie früher immer, eine solche Mißgestalt abgetan werden. Ein solcher Anblick störe die Harmonie des Weltbildes und wirke abstoßend auf gebildete Menschen. Wieder und wieder streichelte Paula bei diesen Äußerungen den Kopf des unglücklichen Knaben und rief nun mit lauter Stimme seinen Namen: „Johannes!". Da sahen alle, wie die blöden Augen sich zu beleben begannen. Die Blicke richteten sich fest auf Paula. „Du arme, gebundene Kreatur, warte nur, auch du sollst frei werden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes!" So sagte Paula mit liebewarmer Stimme und rief den Eltern. Die Mutter trat herzu, ein hageres, großes Weib mit einem knochigen, unschönen Gesicht, dem aber zwei ruhige Augen voll Güte und Klarheit einen offenen, gewinnenden Ausdruck verliehen.

„Der Friede sei mit dir, Julia!" grüßte Paula das Weib. „Und mit dir, Mutter Paula!" war die Erwiderung. „Zeigt den Herrschaften, was christliche Mutterliebe vermag!" wünschte Paula. Die Mutter des Kindes verstand Paula sofort, trat einen Schritt gegen den Knaben, sah ihn an und verzog den breiten Mund zu stillem Entgegenlachen. Des Knaben Augen bekamen leuchtenden Glanz. Unverwandt blickte er die Mutter an. Sie rief laut mit liebreichem Locken seinen Namen. Da stieß das Kind einige tierische, schrille Töne aus. Das gräßliche Gesicht verzog sich zu sichtbarem Lachen. Freude und Glück leuchteten in ihm auf. Die Arme streckten sich langsam nach der Mutter aus und im andern Augenblick drückte sie das Kind an ihre Brust, das nun von seiner Höhe herab, wie siegreich auf die Gesellschaft herabsah. Licinia und Koswita gaben laute Rufe des Erstaunens von sich. Harsa wich schaudernd zurück und rief den Kindern. Der Fürst drängte nervös zum Gehen. Silenus faßte des Prinzen Arm und sagte lehrhaft: „Siehst du, auch hier, wie beim Tier, ist doch auch eine gewisse Erkenntnis vorhanden." — „O Silenus!" rief Paula strahlend vor Güte, „mit deiner elenden Erkenntnis. ‚Weissagungen gehen dahin, Sprachen hören auf, Erkenntnis geht dahin. Nun

aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.' " — „Für welche Summe verkaufst du mir dein armes Kind?" Mit maßlosem Staunen blickte die Mutter Paula an, dann rief sie strahlend, und lachte dabei hohnvoll auf: „Mein Kind verkaufen? Nicht um Gottes Thron!" — „Warum habt ihr es Johannes getauft?" — „Weil's unser aller Glück und Segen ist." — „Euer Glück!" rief hohnlachend Harsa, „du scherzest und lügst. Wie kann dieses Werk der Finsternis dein Glück sein?" — „Pack' dich davon, Heidin", fuhr die Mutter des Kindes auf, und die schwarzen Augen loderten, die Fäuste der Mutter ballten sich. Harsa wich zurück, aber der Prinz stand schon kampfbereit zwischen beiden. Paula sagte leise ein Wort zu Julia und ihr Gesicht zeigte wieder ihre frühere Güte, die geballte Hand öffnete sich und streckte sich der heidnischen Priesterin entgegen. „Vergib mir den Zorn! Wir Christen sollen nicht zürnen." Mit bäuerlicher Kraft drückte sie die zögernd dargereichte Hand Harsas und sagte ihr ein unvergeßliches Wort: „Ich bitte meinen Gott, er möge dir in deinem Leben nur die Hälfte von der Liebe schenken, die das Kind täglich von uns allen erfährt!" Das Wort machte einen sichtbaren Eindruck auf Harsa. Auf der Heimfahrt und noch daheim beim Fürsten besprach man das Erlebnis. Der Fürst, Silen, Harsa waren noch immer der Meinung, solche Wesen gehörten nicht auf die Welt, und solcher Aufwand von Sorge und Arbeit sei Zeit- und Kraftverschwendung, ohne daß das unglückliche Wesen einen Nutzen davon habe. Judith und Paula stellten sich gemeinsam auf das alttestamentliche Gebot: „Du sollst nicht töten!" und ließen keine Ausnahme gelten. Judith aber war dazu der Meinung, daß dies Kind irgendwie leide, was seine Eltern verschuldet hätten. Denn ein solches Unglück sei, so gut wie Kinderlosigkeit, eine Strafe Gottes. Dem stimmte auch Harsa von ihrer Religion aus bei. Paula verteidigte eifrig die Eltern des armen Geschöpfes aus bester Kenntnis ihres Wandels und Vorlebens. Doch Judith blieb dabei, solches Unglück müsse verschuldet sein. Paula könne doch unmöglich das Vorleben des Vaters in sittlicher Beziehung kennen. Das wisse nur Gott. Valerius, der Arzt, ward eben eingelassen und betätigte sich gleich nach herzlicher kurzer Begrüßung am eifrig gewordenen Gespräch. Er gab zu, daß in vielen Fällen Judith Recht habe. Doch immer in solchen Fällen Verschuldung annehmen, sei unmöglich und ungerecht. Der Arzt führte für längere Zeit das Wort und erzählte aus

seiner Praxis beiderlei Fälle, die neues Entsetzen hervorriefen. Dann erklärte er den natürlichen Grund einer Mißgeburt und fesselte alle mit seinem lehrreichen Vortrag. Aber Paula war damit nicht zufrieden. Eine natürliche Erklärung allein genüge ihr nicht. Verschuldung oder Nichtverschuldung — die letzte Ursache bleibe doch immer Gottes unergründlicher Wille. „Gewiß: wo das Gewissen der Eltern redet, trägt ihr Kind ihre Sünde, und sein unschuldiges Leiden muß helfen, der Eltern Herzen zu Gott zu bekehren. An seinem unschuldigen Leiden wird die Sünde offenbar und die Gerechtigkeit des Herrn, der seiner nicht spotten läßt. Und selbst, wo keine Sünde vorliegt, so muß nach Gottes Willen das arme Kind mittragen die Sünde aller. Es ist wie die stumme Kreatur mit hinein verflochten in das Reich der Sünde, in Not und Tod. Es seufzt unbewußt mit nach der Erlösung aus dem Dienst der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Gott will, daß es leide. Es muß sagen mit seinem stummen Leiden: Seht, Menschen, ich wäre nicht so, wenn Gott bei euch wäre, ich wäre nicht blöde, wenn ihr weise wäret; ich wäre nicht gebunden, wenn ihr frei wäret und nur Gott gedient hättet vom Anfang an. Die Sünde aller liegt auf mir armen Kind. Wo Gott bei uns wäre, wäre lauter Heil und Gesundheit, keine Not und kein Tod. Ich will euch helfen, Gott suchen und finden, arme Eltern; ich will euch Liebe lehren und Sanftmut und Geduld; ich bin euer Kreuz, aber euer Kreuz wird euer höchstes Glück, ihr werdet dadurch dem Wesen Gottes gleich: Ihr werdet barmherzig! So spricht das Kind. Ich weiß es“, rief Paula begeistert, während die andern lächelten, „ich weiß es, das Kind muß helfen, die Welt erlösen, muß Frieden schaffen, Kriege vertreiben und Gottes Reich wirken. Darum darf man keines der Ärmsten töten, nicht einmal ungeduldig gegen sie sein, weil Gott sie will, und Christus sie segnet.“ — Spät in der Nacht noch mußte Harsa die Balaleika ergreifen. Um Mitternacht war's, als Harsa zum Entzücken aller wieder eines ihrer Mithraslieder sang:

„Ich frage dich, gib Antwort mir, Ahura!
Wer war der Vater der reinen Geschöpfe vom Anfang?
Wer hat der Sonne, den Sternen den Weg geschaffen?
Wer machte das Wachsen und Schwinden des Mondes?
Das, Masda wünscht' ich zu wissen und anderes!
Wer hält sie die Erde, die stützenlose, und läßt sie nicht fallen,
Wer die Gewässer, die Meere, die Berge und Bäume?
Wer hat vereinet die Eile mit Wolken und Winden?
Wer ist der Schöpfer der Menschen? Das möcht ich wissen,

Und anderes mehr!
Wer hat zur Wohltat der Menschen gemacht das Licht und das Finstere?
Wer den Schlaf und das Wachen?
Wer die Morgenröte, den Mittag, die Nächte?
Wer den Denker von Maß und Gesetzen? —
Durch den heiligen Geist und die beste Gesinnung
Die aus der Reinheit stammt in Worten und Werken
Hat uns gegeben Fülle, Unsterblichkeit,
Güter, Verstand, Masda, — Ahura!
Du also bist der Heil'ge des Himmels.“ —

„Noch eins! Noch eins, Harsa! . . . . Nur noch eines! — — Ein kurzes!“ — Harsa lachte lieblich auf und zeigte die herrlichen Zahnreihen, dann lehnte sie den Kopf zurück über den Polsterrand und sann, die Augen zur Decke erhoben, nach. Jetzt griff sie in die Saiten. Muntere, zierliche Töne und Täktchen erklangen und perlten davon, Harsa improvisierte:

„Laß tönen die Saiten, o Laute mein,
Die schönste Weise laß klingen;
Ein Liedlein gilt es wunderfein
Zum Lobe des Lichtes zu singen.
Die Töne, o Laute, findest du nicht,
Kein Lied kann würdig es malen
Und preisen das Licht, das göttliche Licht,
Der Sonne goldleuchtende Strahlen.
Du Glanz von Ahuras Angesicht
Gesandt auf die dunkele Erde!
Du lebenschaffendes, ewiges Licht,
Du Funken vom himmlischen Herde,
Du nährest und wärmest das Erdenrund
Mit deinem Glühen und Gleißen,
Verkündest den Menschen mit flammendem Mund,
Daß Kinder des Lichtes sie heißen.
Du webest der Erde buntes Kleid,
Füllst alles mit Leben und Wonne.
Du stillest der Herzen Weh und Leid,
Du leuchtende, mächtige Sonne.
Du weckest das Lied in des Vogels Brust,
Den Duft in der Rose, der schönen.
Was atmet, was lebet, das jauchzet voll Lust
Und preist dich in Farben und Tönen.
Zu Tausenden wirbeln in munterem Tanz,
Befreit von der Scholle der schweren,
Die Stäublein leuchtend in deinem Glanz
Ob lauteres Gold sie wären —
Verstumme, o Laute, ersterbe mein Sang,
Es wird euch nimmer gelingen,
Zu treffen den höchsten, reinsten Klang,
Ein Liedlein vom Lichte zu singen.“

Traurig, wie beschämt und in der Ferne verschwindend, verklangen in kaum mehr hörbarem Pianissimo die Lautentöne und Harsa lehnte wieder, selber wehmutsvoll geworden, den Kopf tief zurück. Beim Scheiden vermochte Paula aus lauter Ergriffenheit über Harsas Kunst nicht mit dem Dank zurückzuhalten. Sie umarmte Harsa und küßte sie. Harsa staunte und hielt zurück. Paula hatte heute abend wieder vor ihr und gegen sie den verhaßten Christennamen genannt. Noch auf dem Lager versuchte sie, Paula mit aller Macht zu hassen und konnte es doch nicht. Wahr wollte sie sein, wahr und klar, licht und rein bis in die Seele. Wollte sie wahr und licht sein, so mußte sie Paula lieben, denn auch sie suchte die Wahrheit, liebte das Licht. Ihre herrlichen Augen . . . o diese Paulaaugen voll unergründlicher Liebe . . . . So sprach Harsa vor sich her. Und eben damit klangen wie ein Echo vom Abend die Worte Paulas wieder in ihrem Herzen: „Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Sie schlief ein. Bald fuhr sie im Traum mit jähem Schrecken auf: der kleine, bleiche, schmale Dämon Bushyancta mit den langen Händen kam, legte den blödsinnigen Johannes neben sie und lachte teuflisch und rief im Weggehen: „Lieb' ihn, lieb' ihn, lieb' ihn, Harsa.“ — Da schwankte wieder der Grund.

Siebentes Kapitel.

Wardhawar.

„Wenn die Rosen wieder blühen, wieder blühen“ . . . . sang Harsa vor sich hin, während sie eines Abends im Park mit dem Fürsten allein, der übrigen Gesellschaft voraus, den Weg zum Fichtenhain empor wandelte. — „Wenn die Rosen wieder blühen, was dann, meine Tochter?“ — „Bin ich noch nicht!“ lachte Harsa. — „Warum auch nicht?“ grollte scherzend der Fürst. „Mein Sohn hat Glück gehabt in seinem Feldzug. Er hat ihm das Lob des Kaisers eingebracht, wie ihm Galerius aus Armenien schrieb. Seine weitere Beförderung steht in Aussicht. Aber wie ich von ihm weiß, genügt der stolzen Priesterin nur ein Imperator!“ — „O, wenn Licinianus nur erst Imperator über sich selbst geworden wäre“, entgeg-

nete Harsa ernst. „Das hoffe ich eben von deinem Einfluß, und wie wäre ihm dies besser möglich als in der Ehe mit Harsa?" — „Edler Fürst! Sonst soll der Mann dem Weib gebieten. Mir scheint, es müsse auf die Dauer einem Manne nicht wohl sein unter der Führung der Frau, und wär' ihm wohl dabei, so kann ein rechtes Weib damit nicht glücklich sein, einen Mann zu haben, der sich nicht selber gebieten und gehorchen kann. Und . . ." — „Und", mahnte der Fürst zum Weiterreden. „Ach, mein guter, väterlicher Freund, behaltet mich gleich wohl lieb, auch wenn ich mein Herz nicht zwingen kann. Ich bin ja selbst so schwach, so unsicher in Erkenntnis, so . . . . so klein an Liebe und so vieles, vieles steht im Wege." — „Was denn?" — „Ich kann's nicht sagen!" — „Auch mir nicht, meine Tochter?" Der Fürst legte den Arm um Harsa, sah ihr treu und gütig in die Augen und sprach: „Harsa! Ich gelobe dir hier vor deinem Heiligtum: Meine Vaterliebe soll dir bleiben, ob du Licinianus wählest oder nicht. Doch vertraue mir! Liebst du einen andern mehr?" Harsa schwieg und senkte errötend den Kopf. „Apelles?" — Sie wiegte verneinend das Haupt. „Vigilius, den Maler? — Valerius, den Arzt?" Harsa: „Vater Licinius, ich liebe deinen Sohn mehr als sie alle, liebe nur ihn, aber —" sie stockte. „Aber? Sprich dich aus! Hab' Vertrauen!" — „Ich — fürchte den heiligen Mobed!"

Die Gesellschaft war nachgekommen. „Nun wird bald dein großes Fest gefeiert werden, Harsa!" rief Licinia. „Wardhawar!" rief Harsa begeistert und lief ihr entgegen. „Wie kann ich euch danken, edle Gastgeber, wieviel Güte habt ihr uns erwiesen, und nun dieses Fest, das Fest meiner Göttin, ihr Rosenfest!" Paula, Judith, die Künstler, Dichter, der gewohnte Gesellschaftskreis und viele, vor allem junge Leute beider Geschlechter aus den vornehmen Ständen waren geladen. Man besprach das Fest, ein Vorschlag übertraf den andern an Geist und edlem Geschmack. Aber über das „Geheimnis", von dem alle wußten und sprachen, ließ Harsa trotz allem Drängen nichts verlauten.

Das Fest kam. Die Anordnung der einzelnen, sich folgenden Teile ward ganz der Anordnung Harsas überlassen. Es sollte ein Fest Anahitas sein, ganz nach armenischer Sitte, vom frühen Morgen bis in die kühle, sternfunkelnde Sommernacht. Ein wahres Rosenfest. Rote Rosen, in verschlungenen Girlanden um die weißen, marmornen Statuen im Park, weiße Rosen, um die roten Sandsteinsäulen der Tische und Altäre. Rosen,

Rosen, um die hohen Säulen der Villa, drinnen, draußen, um die Geländer, um die Brunnen. Riesige Rosenbögen wie Tore, wie Triumphbögen, unter denen die Gäste, von Kopf bis zu Fuß selber in Rosen gehüllt, lustwandelten und die schönsten, zierlichsten Sklavinnen in Rosenkränzen aufwarteten. Ein Meer von Rosen. Ein sinnverwirrendes Gewoge von Wohlgerüchen. Über allem der Sommerhimmel Griechenlands. Eine Gluthitze, die nur durch die vielen Springbrunnen etwas gemildert wurde. Kein Gastmahl mit Liegen und Essen. Kein regelrechtes Symposion. Man nahm wandelnd, stehend, liegend Speise und Trank nach Bedürfnis und Belieben, aus den köstlichsten Schalen und Gefäßen von Gold, Silber, Porzellan, Kristall; aus Trinkgläsern, Bechern, Trinkschalen und Hörnern, alle von Rosen umwunden. Alle Gäste waren weiß gekleidet: in schimmernden Togen, leicht, luftig, wallend, geschürzt das Gewand, frei Arme, Hals, Nacken; bloß die Füße oder weiße Sandalen daran, deren Riemen — wie die Gürtel und Stirnbänder — mit funkelnden Edelsteinen und Perlen besetzt waren. Die besten Sänger, Sängerinnen und Musikanten waren aufgeboten und weihten heute ihre Kunst einer ihnen fremden Gottheit. Die herrlichsten Klänge aber entströmten immer wieder vom Morgen bis in die Nacht der Kehle und der Laute der Priesterin, die heute, in ihrem atlasartigen, von Goldfäden durchzogenen, mit breiten Goldborten versehenen, wallenden Gewand, mit den langen, weiten, offenen Ärmeln, dem funkelnden Diadem und Brustgürtel, an dem viele goldene Sönnchen und Möndchen blitzten, mit ihrer Rosenfülle im wallenden Haar, auf Brust und Gewand, mit ihrem Gesicht von Freude übergossen, voll priesterlicher Weihe, von allen, außer Paula und einigen nüchternen Männern, vergöttert wurde. Der Fürst wich nicht von ihrer Seite und mußte sich seiner kleinen Zärtlichkeiten und Höflichkeiten, seiner strahlenden Freude wegen manchen Witz von da und dort im Vorübergehen gefallen lassen. Silen trug auf seinen altersroten Pantoffeln je eine weiße Rose, und im Stirnband um die roten Haare einen Kranz weißer Nelken. Der Hauslehrer hatte strenge Wochen hinter sich. War er doch der offizielle Festredner und Rezitator des Fürsten und hatte gelernt und rezitiert, so daß heute sein Gesicht so blaß war, wie die Rosen seiner Schuhe, und seine Erkenntnis im Glanz des Festes und dieser Gesellschaft ihn oft zu verlassen drohte. Wie glücklich wird er sein, wenn seine Rede vorüber und seine Rezitationen gelungen sein werden.

Koswita wandelte bald mit diesem Verehrer, bald mit jenem aus den allerersten Kreisen Athens wie eine Braut dahin. In die Arbeit der Überwachung des Prinzen teilten sich Silen, der Fürst, Licinia und einige Sklaven. Silen hatte ihm längst vor dem Fest mit viel Liebe und Eifer in Miene, Haltung, Rede vorgemacht, wie sich ein Weiser an solchem, nun einmal nicht zu umgehenden Anlaß benehme. Keine besondere Freude zeigen, nicht laut lachen und reden, jedes Wort wohl überlegen! Heute komme es nicht auf die Gymnastik des Leibes, sondern auf die des Geistes an: in rechtem Augenblick das Rechte sagen, seine Gedanken, sein Wissen offenbaren, und vor allem im Essen und Trinken das schöne Maß des Weisen einhalten! Der Prinz nahm alle Kraft zusammen und bemühte sich nun auch verzweifelt, die immer stärker erwachende Lebenslust niederzuhalten, die heute durch Rosenduft und Musik, durch den Verkehr mit all diesen Menschen voll Kraft und Schönheit unwiderstehlich über ihn kam, und mit bewunderungswürdiger Stärke vermochte er heute eine gute Zeit den holden Sklavinnen, selbst der reizenden Briseïs, zu widerstehen, die ihm mehr als nötig, in Haus und Park, da in einer Felsgrotte, dort in einem abgelegenen Plätzchen begegneten und mit grazienhaften Gebärden und verführerischen Blicken die blumenumwundenen Körbchen, die Becher, oder — was ihm am liebsten war — Hörner zum Trunk anboten.

Ein Festtag Anahitas! Anahita war in aller Mund. Anahita war die Losung des Tages. So feierlich war Harsa in Mienen, Blick, Haltung und Gang, daß niemand daran zweifeln konnte, daß sie an ihre Göttin glaubte und glückselig darüber war, daß Anahita heute so viel Pracht und Ehre in fremdem Lande zukam. Wenn sie gottbegeistert wieder ihre Laute nahm und wie eine Nachtigall den Hymnus zum wolkenlosen Himmelsblau emporschmetterte, die armenischen, eigenartigen wirbelnden Triller und jäh abgebrochenen Jauchzer erschallen ließ, und die silbernen Töne ihrer Balaleika in vollen Akkorden daherrauschten, da bemächtigte sich am Morgen schon der ganzen, da und dort in leuchtenden Gruppen im Park lagernden Gesellschaft eine gewisse Ehrfurcht, und alle die aufgeklärten, geistig so viel höher stehenden Menschen empfanden unwillkürlich auch über diesen fremden Glauben heilige Scheu. Wohl wußte Harsa, daß nicht alle, eigentlich niemand außer ihr, an ihre Göttin glaubte. Aber sie waren doch gekommen, das Fest zu ihrer Ehre mitzufeiern. Mochten doch

in ihren geistreichen Gesprächen dort am schattigen Weiher, oder dort in einer Grotte, oder stehend und wandelnd im Säulengang, die Künstler in Anahita heute die Kunst, die Philosophen die Weisheit und Vernunft; mochten andere in ihr die Liebe, die Ehe, die Fruchtbarkeit in aller Natur verehren; ob sie Minerva, Athene, Venus, Aphrodite sagten, ja, wenn sogar im Verlauf des Morgens schon einige der Künstler nach Apelles Vorbild bei Harsas Erscheinen Rosen über sie warfen, mit Rosenzweigen, in schönen Bewegungen der Arme ihr zuwinkten, sich verbeugten, vor ihr knieten und wie verzückt „Anahita“ riefen — war nicht auch das zu Ehren der Göttin? Harsa selbst war sich doch bewußt, daß sie keine dieser Ehren, auch nicht die herrlichen Lieder und Rezitationen der Künstler und Sänger, auf sich bezog, sondern in überströmender Dankbarkeit der Göttin zuwies. So traf sie einmal unversehens in einem kleinen, abgelegenen Seitenwege unter einem Bogendach blühender Myrtenbäume Paula und Koswita. In ihrer göttlichen Berauschung rannte sie auf Koswita zu, preßte sie an den keuchenden Busen und jauchzte laut: „O Kind, wir sind daheim! Das ist Anahitas Tag! Das ist Mithras' Licht und Seligkeit!“ Koswita hatte nicht Zeit, zu atmen, geschweige zu reden — schon war die Priesterin verschwunden. So stieß sie einmal gegen den Prinzen und wollte auch ihn an sich drücken und dasselbe rufen. Er aber faßte sie wieder mit seinen Löwentatzen an den bloßen Armen unter den weiten Ärmeln und drückte wieder sein Gesicht in ihres, und ließ zum Entsetzen Harsas zu Lob und Preis Anahitas nur ein wieherndes Gelächter los. Ein starker Weingeruch strömte aus seinem Mund gegen Harsas Gesicht. Zornig verließ sie ihn, um Silen, den Erzieher, aufzusuchen. Sie fand ihn endlich, nahe beim Heiligtum, das durch aufgespannte Tücher in weitem Bogen abgesperrt war. Da, fern von allem Fest, lernte und rezitierte Silen eifrig und kühlte eben mit großen Blättern die schweißbedeckte Stirne. Er war verlegen und wurde rot beim Erscheinen Harsas. Schnell faßte er sich und rezitierte: „Und es entquollen dem Garten die Menge der Rosen und Nelken. Doch unter den Blumen und Menschen in herrliche Peplon* gekleidet, ist nur die eine mit keiner vergleichbar: Eos selber ist da, die rosenfingrige Eos!** Ach! — von der Fülle des herrlichen Festes begehr' ich Eines allein: einen

* = Prachtgewand
** Göttin der Morgenröte.

Odem vom Hauch ihres rosigen Mundes.“ — „Sehr gut! Sehr schön, Silenus! Aber achtet auch auf den Prinzen. Mir scheint, er sei zu viel sich selbst überlassen und die Erkenntnis halte wieder einmal nicht Schritt hinter seinen vielen Bedürfnissen. Gebt acht, guter Silen, daß mir der Prinz nicht meine große Freude verderbe!“ — „Angebetete und schönste Göttin, so viel in meiner Kraft steht, soll geschehen. Ich hab’ ihn doch so wohl unterrichtet!“ Schon war Harsa verschwunden.

Der Mittag kam. Eine fürchterliche Hitze brütete über Palast und Park. Musik und Reden, Lachen und Plaudern verstummten. Nur die Springbrunnen plätscherten und bunte Schmetterlinge flatterten lebensfroh über dem Rosenmeer dahin. Wie ferne, leise Brandung tönte das Summen und Brummen der Insekten: Arimans Höllenchor! Alles schlief. Die Priesterin nicht. Eine unerklärliche Unruhe war über sie gekommen. Die Mittagstunde war gefährlich. Arimans Geister wachen. Wenn Licht und Freude am größten sind, sind die Dämonen am nächsten. Aus Rosen lauern sie. Sie wiegen die guten Geister im Schlaf und verderben im Traum ihre Seelen. Auch Paula schläft. Koswita schläft. Wo ist Licinius? Wo Apelles? Der Prinz? Nirgends zu finden. Allein im weiten, weiten Park, allein wachend unter all den Schlafenden. Wieder kommt sie gegen das Heiligtum. Da spürt sie deutlich, wie die Angst sich steigert. Eine fremde Bangigkeit will sie erdrücken. Dort hinter den Tüchern steht das Geheimnis, das niemand von den Gästen ahnt, das heute abend das Fest krönen soll, würdig, heilig, schön, und wer weiß? Die Göttin tut ein Zeichen! — offenbart sich — zeigt, daß sie nicht nur ein Symbol, ein Bild ist, sondern lebt! Und doch die Angst! Warum denn auch? Harsa preßt die Hände aufs pochende Herz, da wo sie steht, allein im Fichtenhain, am Fuß des Hügels. Ach, wenn die Gäste Anahitas sich unwürdig zeigen sollten? Wenn sie am Abend nicht ernst, nicht heilig genug wären? Bacchus! Dionysos! Ihr wilden Götter von Hellas, verderbt mir mein Fest, zertretet meine Rosen nicht! Und wieder die Angst. Was wird Paula sagen zum Geheimnis, und ihr Gott, der Christus? Judith und ihr Jehova? Was Licinius? Licinia? Licinianus? Koswita? Der Prinz? Bei jedem Namen sann sie nach, was jeder sagen werde. Licinianus? Vor ihm war ihr bange, ihn fürchtet sie, jetzt fühlt sie’s deutlich. Er war nicht mehr derselbe. Höflich wie immer. Zärtlich noch zuweilen, ja. Aber dann wieder so kurz, wie

mißtrauisch, wie lebensüberdrüssig, weil er doch nie, nie Imperator werde und nie, nie von ihr die Gottheit Ahuras erhalten werde! Er weiß das Geheimnis nicht. Wie wird er es aufnehmen? — Und wieder die Angst, noch größer als zuvor.

Eine Syrinx begann in der Nähe leise, wehmütige, heimwehweckende Hirtentöne zu spielen. Harsa schauderte zusammen. Die Griechen glauben an Waldgötter. Um diese Stunde wacht Pan, der aufdringliche Hirtengott. Doch, es glaubt ja niemand mehr an ihn! Da war er schon. Im zottigen Fell, mit den Bockbeinen, mit dem gräßlichen tiermenschlichen Gesicht, und den Hörnern statt der Ohren, mit den schelmischen, sinnlichen, verführerischen Augen, die Flöte am breiten Maul. Kein Entrinnen möglich. Kein Erkennen möglich. Harsa lag, zitternd an allen Gliedern, um Hilfe rufend, in den starken, zottigen Armen Pans und suchte sich vergebens gegen seine heißen Küsse zu wehren. Dann ließ er Harsa los, sprang wie ein Bock davon und durch den Hain klangen neckische, foppende, näselnde Töne der Syrinx. Sie drangen ins Herz der Priesterin, die, nahe bei ihrem Geheimnis, mit welkenden Rosen um und um behangen, am Fuß einer Fichte niedergesunken war und bitterlich weinte. Bald vernahm sie aus der Nähe der Villa lautes Gekreisch von erschreckten Mädchenstimmen, dann allgemeines Gelächter, das immer mehr zunahm. Harsa erhob sich neugierig, ordnete Kleid und Haar und schritt langsam der Villa zu, dem Lärm nach. Um den Weiher herum tanzten Pan und noch einige Silenen, Faune und Satyrn in komischen Sprüngen und weckten überall herumziehend und hinter Pans Pfeife tanzend die Schläfer, erschreckten und neckten die Mädchen und wurden wiederum von ihnen und den andern Gästen gefoppt, mit Wasser bespritzt oder Steinchen beworfen. Man riet und diskutierte, wer wohl Pan, wer die andern Gestalten sein möchten, suchte die Vermißten an allen Ecken und Enden durch den ganzen Park und kam endlich zur Erkenntnis, es müßten unter den Masken Licinianus, Apelles, der Prinz, und diese und jene der Gesellschaft stecken. Den Prinzen vermutete man längst, weil er doch noch der Kleinste war und die tollsten Sprünge vollzog, auf Statuen und Brunnenköpfe kletterte und den Mädchen am ärgsten zusetzte. Und das alles, während Silen seine wohlstudierte Rede halten wollte! Kaum hatte er durch seine Verse voll Geist in schöner Sprache vor dem Weiher zu rezitieren begonnen und eine ansehnliche Hörerschar um sich gesammelt, die ihm schon

mehrmals begeistert applaudiert hatte, so kam die wilde Panrotte dahergestürmt und riß alle in heiterem Humor mit. Aber als echter Philosoph ließ sich Silen nicht erregen, wartete ruhig ab, nahm auch die komischen Verbeugungen und Vortänze, selbst plötzliche Umarmungen und Küsse seines, in ein zottiges Waldtier verkleideten Zöglings gelassen und ernst wie immer an, wartete ab, begann wieder, wartete wieder und vollendete zuletzt zu seiner eigenen Befriedigung sein Werk, ganz allein gelassen, vor der Felsgrotte im Weiher, die er sich im Geist mit Plato, Sokrates und allen seinen alten und neuen geistigen Freunden bevölkert dachte. Das war die einzige Festgemeinde, die seiner wert war.

Das Blut der Priesterin wallte auf. Heiliger Zorn hatte sie erfaßt. Nicht viel hätte gefehlt und sie wäre unter die Masken gefahren, hätte ihnen die Larven abgerissen und die Laute am Felsen zerschellt. Nur Silen war ihr Retter und vermochte die hoch erregte Priesterin zu beruhigen. Lange waren sie allein zusammen, und Silen mußte hier zum erstenmal Harsa rechtgeben, daß das Tier im Menschen doch zuletzt bei den meisten stärker sei als Weisheit und Erkenntnis. Traurig blickte sie zuletzt über das erzene, jetzt mit Rosen ganz verkleidete Gitterwerk gebeugt, den Fischen und Schwänen zu, und die Erinnerung an Vagharschabad weckte im Augenblick solches Heimweh, ein solches Gefühl grenzenloser Fremdheit und Verlassenheit hier am Wardhawar Anahitas, daß sie abermals der Übermacht ihrer Gefühle erlag, und heiße Tränen fielen, glitzernd im Licht der schon nach Westen neigenden Sonne, in den Weiher.

Sie mußte sich fassen. Gesellschaft nahte. Paula, Judith, Koswita mit dem Arzt Valerius, Apelles, Vigilius und andere. Die Masken waren verschwunden. Statt Lärm und Geschrei vernahm man aus der Speisehalle der Villa herrliches Orchester und einige Stimmen von künstlerischer Schulung in bald leisem, bald mächtig anschwellendem Gesang. In wenigen Augenblicken war die erste, feierliche Stimmung des Festmorgens wieder hergestellt. Alles lauschte. Von nah und fern, aus dem Park kamen die Gäste in Gruppen, Paaren oder einzeln zum Weiher zurück. Alle waren ausgeruht, heiter, mit frischen Rosen bekränzt, aber wieder ernst und würdig. „Das war Anahitas Tun! Sie hat geredet, die Dämonen vertrieben, die guten Geister sind da!“ — So jauchzte es jubelnd auf in Harsas Seele und nach langem schmetterten voller, ergreifender als am Mor-

gen nun wieder ihre Töne durch den allmählich erkühlenden Park. Eine eigene, wartende Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft, die sich auf Bänken, Sesseln, Liegstühlen, auf dem Rasen in weitem Halbkreis um die Gruppe herum lagerte, die sich zuerst um Harsa und Silen gebildet hatte. Nun folgte das eigentliche Festmahl mit einem unbeschreiblichen Aufwand von Gerichten, Getränken, Prunkgeschirr; einer Kunst und Lieblichkeit der Bedienung durch die Rosenmädchen, die mit Gesang und Tanzreigen kamen und gingen. Nun kam Silen, aufgefordert von allen Seiten, doch noch zu voller Ehre, und sein rotes Kraushaar mußte nun doch noch statt des Lorbeers heute den Rosenkranz annehmen, der dem Widerstrebenden aufgedrückt wurde. Lobreden, Lieder, Gedichte auf den Gastgeber und seine Familie folgten einander unmittelbar, und dann die Rede des Apelles, die die Gemüter aufs letzte, aufs beste, aufs „Heilige“ dieses Festtags vorbereiten sollte. Mit der Erwähnung der durch die geheimnisvollen Tücher abgesperrten Kapelle hatte Apelles geschickt die schweigende Aufmerksamkeit aller gewonnen. Er lobte, der Sitte der Zeit gemäß, in kunstvollen, geistreichen Wendungen den Gastgeber, den Fürsten, die Fürstin, nach Stand, Besitz, Alter und Ehre, rühmte vor allem die Villa Licinia als erste Stätte griechisch-römischer Kunst und pries das gerade als erstes Zeichen der wahren Bildung des Senators und frühern Befehlshabers über ganz Hellas, daß weder Macht noch Besitz ihn habe verleiten dürfen, mit blinder Gewalt griechisches Denken und Leben zu unterdrücken, sondern Licinius sei selber ein Grieche geworden, habe griechischer Kunst und Bildung freien Weg und Lauf gelassen. Darum gerade sei es eben so vieler Freunde seines Hauses Wunsch, daß der einzige Sohn dieses Hauses, von gleicher Kraft, gleichem Geist, gleichem Glück Römer und Grieche zugleich — daß Licinius Licinianus, sobald die Götter wollen, den Purpur erhalte und der künftige Imperator werde. „Ave Caesar, imperator Licinius!“ rief Apelles begeistert, „Ave Caesar imperator!“ riefen alle ringsum außer Paula. Ein schicksalsreicher Augenblick für Harsa. Soll sie hinsehen? Mitrufen? Wird er hinblicken, ihren Ruf achten? Sie blickte hinüber, er schon längst zu ihr, und aus seinen großen, sonst mattschwarzen Augen loderten jetzt Blicke voll heißen Verlangens. Sie rief mit und streckte wie damals Arm und Hand in abwärtsgerichtetem Bogen gegen ihn aus, in der Hand den zartduftigen Rosenzweig. Licinianus

lächelte ihr errötend zu. Apelles hatte es nicht bemerkt und hatte längst in seiner Rede fortgefahren. „Auch darin zeigt sich die geistige Hoheit unseres geehrtesten Gastgebers, daß in seinem Hause nicht nur Bildung, Kunst und Gelehrsamkeit Schutz und Pflege finden, sondern auch die Religion. Und nicht nur die alte, offizielle Staatsreligion Roms, sondern alle Religionen, alle Götter und Göttinnen. Auch wer keine Götter mehr verehrt und nur die Religion der Vernunft, der Kunst kennt; auch wer nur das All in seiner Unendlichkeit anbetet, ist würdig und wird mißtrauenslos empfangen, wenn er nur Erkenntnis und Bildung liebt, und edel ist. Aber auch wer Zeus, wer Jupiter, wer Jehova, wer Ahura, wer Minerva und Athene oder Anahita verehrt, er ist mit seinem Gott willkommen. Christus darf genannt und Mithras mit ihm angebetet werden. So will's die Zeit. So ist's des Weisen würdig. Mancher Glaube und doch nur einer. Manche Götter und doch nur einer im Grunde, der Geist, der alles erfüllt, alles durchdringt, das All, der Urgeist und Urquell alles Lebens, von dem ein christlicher Autor mit Recht sagt, und damit auch die neueste Religion, die der Christen mit den andern allen verbindet zu einer einzigen Menschheitsreligion: „In ihm leben, weben und sind wir."

„Ich muß euch bitten, unsere Religion aus dieser Verbindung auszunehmen, Apelles", rief Paula dazwischen, „unser Bekenntnis lautet: Es ist in keinem andern das Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, als allein der Name Jesus Christus!"

Schweigend hatte Apelles innegehalten und schweigend hatten die Gäste mit den verschiedensten Gefühlen, aber doch voll Achtung vor Paula dieses kurze Bekenntnis angehört. Im Herzen Harsas aber regte sich wieder die Furcht und deutlich spürte sie wieder den Haß gegen den Christus mit seinem Anspruch, die einzige Gottheit über allen zu sein. Die Bangigkeit des Morgens kehrte wieder und mehrte sich, als Apelles den Übergang zum eigentlichen Zweck seiner Rede fand und mit der Erwähnung des „Geheimnisses" die größte Spannung hervorgerufen hatte. „In seiner edlen und weitherzigen Gastfreundschaft hat der Fürst der Priesterin Anahitas gnädig erlaubt, daß nach den Anleitungen Harsas dieses herrliche Fest Wardhawar heute gefeiert werde, ein Fest der Rosen, wie wir noch keines sahen. Licht- und freudetrunken sind wir alle und fühlen uns der Gottheit näher als je. In unsern Herzen

wallt dem Weihrauch gleich der Dank, die Andacht auf. Nu
eines fehlt! — und dies Eine begehren unsere Seelen jetzt! —
Begehren — ist zu wenig, sie dürsten, sie brennen — sie ver
zehren sich im Verlangen nach" — aller Augen waren au
Apelles gerichtet, einige Gäste waren aufgestanden —: „— di
Gottheit zu schauen!!" Wie in Verzückung hatte nach länge
rer Pause Apelles das letzte hauchend ausgerufen. In wohl
berechnetem Augenblick erklangen vom Heiligtum her sanfte
schmeichelnde, lockende, fremde Töne. Apelles hielt inne. Ein
unbeschreibliche Spannung bemächtigte sich aller bei lautlose
Stille. Leise, wie zum Echo der Lauten- und Flötenklänge von
Heiligtum ertönte jetzt in wunderbarer, silberner Zartheit di
Laute der Priesterin. Jetzt blickten alle auf sie. Sie stan
da in überirdischer Schönheit, Tränen rannen über ihre blasse
Wangen. Die Fülle des mit weiß-rot-gelben Rosen durchfloch
tenen Haares floß über ihr schneeweißes Gewand. Aus den
weitgeöffneten Mund mit den hervorschimmernden Zähne
kamen Töne, so innig, so weich und süß, so lockend und wer
bend. Jetzt ein Girren nach Taubenart, jetzt süß flötend wi
eine Nachtigall, jetzt rufend, bittend, schmerzlich verlangen
— ein Ausdruck herzergreifenden Heimwehs, verzehrende
Sehnsucht — dann wie aufjubelnd, die Stimme in Trillern un
Sprüngen überschlagend, daß man spürte, jetzt gibt sie Ant
wort, sie hat gefunden, was sie suchte, sie fühlt die Gottheit
sie hört ihre Stimme, sie jubelt ihr entgegen. Und siehe, d
rötet sich eben der Hain im feurigen Widerschein der unter
gehenden Sonne. Kupferrot stehen die Fichten. Weiße Taube
flattern plötzlich auf über den Wipfeln und schweben sanft un
friedlich in der Runde und bald über den Köpfen der erstaun
ten Gäste hin und her, zogen sich wieder zurück, als wollte
sie mahnen: „Kommt, kommt und sehet!"

Alle erhoben sich und folgten wie unter einem Bann de
Priesterin, die mit stark zurückgewandtem Kopf und verklär
tem Angesicht, laut singend, die von Gold und Edelsteine
funkelnde Laute spielend, feierlich, abgemessen den Weg zun
Heiligtum einschlug. Koswita folgte alsbald, der Prinz, Apel
les, die Familie des Fürsten und zögernd, neugierig nach un
nach alle. Zuletzt Paula und Judith, immer noch unschlüssig
ob sie gehen sollten, gehen dürften. Doch sie folgten. Di
Priesterin mochte bis auf einige Schritte an das Heiligtun
auf dem Hügel herangekommen sein. Paarweise, im enge
Weg des Fichtenhains folgten die Gäste, den Weg im Dunkel

astend. Eben wurden die weißen Tücher, die das ganze Heiligum absperrten, von innen gerötet. Heilige Feuer brannten ım die Kapelle her und ein starker Geruch verbreitete sich mit len Weihrauchwolken durch den Hain. Vor dem Eingang zur Kapelle hielt die Priesterin und ließ unter fortwährendem Geang und Spiel die Gäste herankommen und sich im Halbkreis ror ihr versammeln. Eben wollte Apelles zu reden beginnen, la schmetterten auf der Akropolis droben, im Prätorium die Tuben. Erschreckt fuhren alle auf. Allgemeine Unruhe. Liinius und sein Sohn verstanden das Zeichen wohl. Aufstand! Zusammenrottungen, Empörung in der Stadt! Truppenaufgeoot! Schon hatte sich Licinianus nach einem langen, traurigen Blick auf Harsa durch die Gäste Bahn gemacht und war bis zu den letzten gelangt, die noch im Waldweg standen: Paula ınd Judith, Silen, da kamen ihm schon zwei Unteroffiziere in roller Rüstung entgegengesprungen und brachten die Meldung: „Kaiser Carus in Persien ermordet!“ Da besann sich Liciianus einen Augenblick, ob er der Festversammlung nichts nitteilen wolle, oder ob am Ende die furchtbare Kunde die Festfreude der Priesterin noch erhöhen werde? Carus ernordet. Der Purpur frei. Ave Caesar Licinius! Das möchte r aus Harsas Augen eilends lesen und dann?? Heiße Liebe vallte in ihm auf. Auch käme er ja um das Geheimnis, das auch ihm völlig unbekannt war. Nur schnell, noch einen Augenblick! Vielleicht wird's eben enthüllt. Die Soldaten gehen nit dem nötigen Befehl ab. Licinianus werde in wenigen Minuten folgen. Auf Seitenwegen, den Hain hinauf, durch Gesträuch und Gestrüpp rennt er der Kapelle zu. Was ist das? Was spricht Apelles? Hört Licinianus recht?

„Es ist das Recht der Kunst, ja, ihre Pflicht, ihr höchster Dienst, das unsichtbare Göttliche in sichtbarer Gestalt auf Erden darzustellen. Was sagt dem einfachen Menschenkind, dem Volk, das Unsichtbare? Es kann das Unsichtbare nicht fassen, kann nicht beten zu etwas, was es nicht denken und sich vorstellen kann. Wir Gebildete und Künstler wissen wohl, daß die Werke unserer Hände nicht die wahre Gottheit sind, aber auch wir streben nach Gestalten und Formen, nach Körper und Bild, wir wollen und müssen uns alles Unsichtbare sichtbar machen, vor Augen stellen die Macht in Zeus, die Weisheit in Athene, die Schönheit in Venus. Wem seine Religion verbietet, von seinem Gotte sich ein Bild zu machen, und verehrt in seinem frommen Gemüte seinen Gott, auch den ehren

wir, Jehova ohne Bild ist die Idee der Ewigkeit und Macht. Doch auch die Christen begehren aus meiner Hand ein Bild des Christus, um sich ihren Gott vor Augen stellen zu können, und keiner meiner Verehrer wird sagen dürfen, daß ich den Heidengöttern mehr Fleiß und Kunst weihe als dem Christengotte. Dürft' ich Jehova darstellen, der Zeus des Phidias müßt' ihn beneiden um seine Größe und Herrlichkeit. Heut stell' ich euch ein viel bescheideneres Werk meiner Hände hin. Wir Griechen und Römer sind's gewohnt, unsere Gottheiten, das heißt, die Kräfte und Gaben der Natur und Menschen: Schönheit, Weisheit, Kraft, Fruchtbarkeit vor allem im Sinnbild des Weibes darzustellen. Im Weibe hat ja die Schönheit sich selber geoffenbart und sich ihren vollendeten Ausdruck in seinen Formen gegeben. So hab' ich es, Freunde, wagen dürfen, der Bitte, ja der glühenden Sehnsucht unserer armenischen Priesterin nachzugeben. Dies Heiligtum, von mir erbaut, sollte noch ein Bild Anahitas tragen. Heut steht es da, so wie sie steht und verehrt wird in Armenien." In diesem Augenblick fielen die Tücher. Und in schaurigem Zusammentreffen schmetterten hintereinander die Tuben der Akropolis, dringend, rufend, befehlend für Licinianus, der verborgen hinter einer Fichte zugehört hatte und nun, als erster in einigen Sätzen durch den Säulenrundgang in die Rundkapelle drang. Von rotem Lichte von oben übergossen stand eine Frauengestalt da, die, auf ziemlich niederem Sockel von schwarzem Marmor stehend, fast mit dem Kopf die Decke der Kapelle berührte. Mehr als Lebensgröße. Eine Gestalt voll Wucht und Stärke. Hals, Brust, Arme, der ganze Oberkörper nackt, das Gewand war herabgestreift und hing über den Gürtel herab, der den langen, faltenreichen, wie Neuschnee glitzernden Rock unter der Brust zusammenhielt. An den vollen Brüsten lag ein Kind — für sich allein bis ins letzte Gliedchen ein Wunderwerk des Meißels —, das eben, von den Händen der Mutter liebreich gehalten, aus der einen Brust zu trinken schien. In flockenweicher Fülle schien das Haar vom Scheitel über die breiten Schultern und über den Rücken zu fallen. Das Gesicht, voll priesterlicher Weihe, war so ausdrucksvoll, Stirne, Nase und Mund traten so deutlich in ihren Zügen hervor, daß Licinianus einen Augenblick wie festgebannt auf der Schwelle der schmalen Türe zum innersten Rundraum stehen blieb. Ein einziger Blick hatte genügt, ihn in der herrlichen Statue Harsa erkennen zu lassen. Neue Trompetenstöße von der Akropolis

/eckten ihn auf. „Apelles!“ knirschte er. Blaß wie die Statue elber war sein Gesicht. In einem Satz war er draußen und prang mit einem durchbohrenden Blick voll tödlichen Hasses egen Apelles, mit einem Blick kalter Verachtung gegen Harsa n beiden vorbei, auf den Fürsten zu und rief mit hoher, gewürger Stimme: „Wardhawar ist vorüber. Der römische Kaiser egt ermordet in Armenien. Soeben kam die Botschaft.“ — Vieder die Tubenstöße. — „Meine Offiziere folgen mir auf dem 'uße zur Aufrechterhaltung der Ordnung!“ — Schon war er erschwunden. Einige der Unteroffiziere waren schon nach den rsten Stößen weggeeilt und hatten ihn gesucht, dann waren sie ım vorausgeeilt ins Lager, wo sie ihn bald in voller Rüstung ıit wehendem Helmbusch mit fürchterlichem Grimm heraneiten sahen.

Schon die Trompetensignale hatten eine allgemeine Unuhe unter den Gästen hervorgerufen und die Stimmung für ie Enthüllung des Geheimnisses gerade im letzten Augenblick ast ganz zerstört. Die wiederholten Stöße mehrten die Aufegung. Neugierde und Furcht trieben manche davon, und als icinianus die Kunde von der Ermordung des Kaisers ausgegeen hatte, entstand eine allgemeine Verwirrung. Man fürchtete ei einem Volksaufruhr in den Straßen für Haus und Geschäft, der für den gefährdeten Heimweg; man stieß und drängte einnder, rief über die Köpfe hinweg dem Fürsten und der Fürstin)ank und Abschied zu. Umsonst suchte Licinius mit Apelles nd den Künstlern die Ängstlichen zum Bleiben zu bewegen. Jur die wenigsten entschlossen sich dazu. Paula und Judith varen zur Kapelle getreten. Harsa war wie geistesabwesend. Virr und angstvoll die suchenden Augen. Gesicht und Hände edeckte kalter Schweiß. Sie kämpfte mit einer Ohnmacht und uchte Halt. Auch Apelles war sichtbar aufgeregt. „Was mag icinianus gedacht haben?“ flüsterte er Harsa im Vorübergehen u. „Finsternis!“ sagte verächtlich Harsa. „Seid nur ruhig, h nehme alle Schuld auf mich.“ — „Er wird mich töten!“ — Dann mich zuerst! Faß dich, Apelles!“ Die kleine Gruppe er gebliebenen Gäste hatte sich vor dem Rundraum der Kapelle ufgestellt. Eines nach dem andern trat ein und stellte sich or das Bildnis, überwältigt von der erhabenen Kunst. Alle rkannten auf den ersten Blick, daß die Statue bis in die letzten üge des Gesichtes die lebensgetreue Darstellung Harsas war.)ie einen zeigten ihre ungemischte Freude und Bewunderung, riesen laut das Kunstwerk und wünschten dem Schöpfer Glück

zu seinem größten und schönsten Erfolg. Aber den spähenden Augen der Priesterin entging nicht, daß einige der feinsten Frauen und Mädchen aus den vornehmen Kreisen der Stadt mit enttäuschten Gesichtern und gesenkten Augenlidern tief errötend das Gemach verließen und, ohne einen Blick mehr auf Harsa oder Apelles zu richten, spurlos verschwanden. Der Fürst war nach dem ersten Stoß der Trompeten in höchster Aufregung zur Villa geeilt. Licinia hatte die ersten davoneilenden Gäste zur Verabschiedung bis zur Villa begleitet. Zuletzt war niemand mehr im Heiligtum als die Priesterin und Apelles, Koswita, Paula. Ringsum loderten die heiligen Feuer, die von Sklavinnen bedient wurden.

Harsa setzte sich traurig auf den Sockel ihrer Statue und stützte beide Hände auf die Balaleika. Paula trat zu ihr und begann wortlos, wie eine zärtliche Mutter, der Priesterin über das Haar zu streicheln. Nun blickte Harsa mit tränennassen Augen zu ihr auf. „Daß du da geblieben bist! — Du, die Christin! Hast du den Glauben an das Licht in uns erhalten und glaubst an keine Finsternis zwischen uns? Ich wollte die Göttin ehren. Ich gab für sie mein Bild, weil Apelles es verlangte, und nur damit das Bild der Göttin so herrlich werden konnte. Aber die andern haben mich verachtet, das hab' ich wohl gesehen. Die glauben Unreines, weil sie unrein sind. Diesen bin ich nur ein Modell, eine Prostituierte, eine Dirne! O Apelles, hättest du mir gehorcht, und nur aus deinem Geist ein Frauenbild geschaffen! Doch nun ist's geschehen; laßt uns zusammenhalten. Was hältst du davon, Paula?" — „Ich glaube an das reine Licht in dir. Deine Liebe, Harsa, zu Anahita ließ dich das größte Opfer bringen, das du der Göttin je gebracht. Und du, Apelles, bist gewohnt, mit reinen Augen alles rein zu schauen und darum ist auch deine Kunst, auch dieses Werk so rein und schön. Ich glaube nicht an Anahita, aber ich freue mich als Weib, daß du durch Gottes Gabe unser armes, niedergedrücktes Geschlecht so hoch geehrt hast. Du hast, ein Heide noch, so schön im Bilde dargestellt, was nach unserm Christenglauben das Weib sein soll: aufrecht, stark, gesund, stolz über seinen Beruf, den Kopf hoch gehalten, das Auge hinaufgerichtet ins weite Land als des Landes Mutter, und hinüber in eine ewige Welt und ihre Herrlichkeit, die auch dem ärmsten Weib von Gott beschieden wird." — „Du hast mein Werk verstanden, Paula. Dein Glaube ist groß und weit. — Doch wo ist dein Gatte? Darf ich dich heimgeleiten?" — „Mein Gatte wird

mich holen oder durch die Sklaven in der Sänfte holen lassen."

Ein Geräusch, wie beim Zertreten von Gesträuch und dürren Zweigen ward jetzt vernehmbar. Apelles zuckte zusammen, blickte zurück und sah mit aschfahlem Gesicht Licinianus in voller Offiziersuniform mit offenem Schwert hinter einer Fichte ihnen gegenüberstehen, nahe genug, um alles gehört haben zu können. Diesem Umstand verdankte Apelles sein Leben. Bleich vor Wut, mit rollenden Augen, nahte er. Koswita sprang aufschreiend davon. Licinianus trat vor Apelles: „Euer Gespräch hat mich wenigstens so weit unsicher gemacht, daß ich dich jetzt nicht durchbohren kann. Das Leben hast du, Elender! Deine Kunst ist wahrlich ein ausgezeichneter Schutzmantel für deine Lüsternheit, du Frauenschänder, du Ehrabschneider, du Herzensdieb, du falscher, listiger Hund, du Heuchler —". — „Du tust . . . ." — „Schweig!" donnerte der Rasende den zitternden Künstler an, „kein Wort mehr. Mein Schwert ist schärfer als dein Meißel, auch wenn's zu andern Taten bestimmt ist, als — nackte Weiber auszumeißeln —" — „Jetzt genug!!" raste Apelles auf, „leg' dein Schwert nieder, du Feigling, du Verrückter, du liederlichster, schamlosester Mensch von ganz Athen, vor dem die verrufenste Dirne und das reinste Weib nicht sicher ist. — Ja, rolle die Augen, heb' das Schwert, stoß, durchbohre mich, wenn du darfst! Ich habe für diesen Fall dafür gesorgt, daß dann in wenig Stunden ganz Athen weiß, warum Apelles sterben mußte. Gedenke deines Purpurs."

Einige furchtbare Augenblicke lang starrten sich beim matten, letzten Licht der langsam erlöschenden Lampen die beiden Männer in die zornfunkelnden Augen. Apelles' Blick erhielt durch das Bewußtsein seiner Unschuld und völligen Herzensreinheit eine Übermacht, der Licinianus langsam wich. Mechanisch ließ er Hand und Schwert sinken, langsam wich der Zorn und ein Ausdruck von spöttischem Ekel, Lebensüberdruß, Selbst- und Weltverachtung kam über sein Gesicht, daß Apelles schauderte. „Glaubst du noch immer an ein Unrecht von mir?" frug er. Licinianus sann mit spöttischen Mienen, verlegen und doch trotzig vor sich hin. Dann lachte er mit teuflischem Hohn laut, bitter, auf, indem er in den Wald hineinsprang: „Ein Narr, wer hier anderes glaubt!" — „Der Narr bist du!" wollte Apelles ihm wütend nachrufen, aber im selben Augenblick drang aus dem Innern des Heiligtums ein Schreien, wie es nur

aus einem Herzen kommen kann, dessen letzten Widerstand der Schmerz gebrochen hat. Apelles sprang in die Rundkapelle. Zu Füßen ihrer Göttin lag die Priesterin, gebrochen, nach Atem ringend. Die Rosen hatte sie aus den Haaren gerissen, und diese gerauft und zum Teil sich ausgerissen. Sie schlug wild mit den Fäusten die Brust, schlang bald die tränennassen Arme und Hände um die Füße oder Unterschenkel der Gestalt und blickte verzweifelt zur Göttin empor.

Paula war hinter sie getreten und ließ sie schweigend zur Besinnung kommen. Nun kam auch Apelles. Seine Erregung legte sich, als Harsa nun ganz still wurde, und nur leise, wie ein Kind weinte. Dann verstummte auch das. Paula und Apelles warteten eine Weile ganz stille. Dann beugte sich Paula zu ihr nieder, liebkoste sie, legte ihren Arm um Harsas Nacken und frug leise: „Harsa, betest du zu deiner Göttin?“ Da seufzte die Priesterin noch einmal auf, als wollte sie sterben; aus allen Tiefen der Seele, herzerschütternd: „O, ich kann nicht mehr!“

Das todesblasse Gesicht glitt den Sockel hinab. Paula hielt den Kopf Harsas und legte ihn sanft zu Boden. Apelles sprang davon, im Hause die Sänfte zu bestellen und Wasser und Wein zu holen. Fürst und Fürstin begegneten ihm in Park. Bis sie alle kamen, die Ohnmächtige zu holen, hatte sie die Augen schon wieder geöffnet. Paula hatte sich auf den Sockel gesetzt und das Haupt Harsas in ihren Schoß und ihre Arme gebettet. Aus der Ohnmacht erwachend, hatte Harsa starr um sich geblickt. „Wo bin ich?“ rief sie angstvoll. Sie sah in Paulas Augen voll Ruhe und Liebe. „Mutter Paula!“ — „Mein Kind!“ — „Das war kein schönes Wardhawar!“ — Paula: „Der Kaiser ermordet. Apelles fast ermordet. Der Prinz betrunken von Sklaven heimgeschafft. Koswita weint im Bette! Die Rosen sind verwelkt, zertreten. — O Harsa, ich weiß von einem bessern Wardhawar. — Die Sänfte kommt. Steh’ auf.“

Achtes Kapitel.
Neue Entdeckungen.

Ein Vierteljahr ist vergangen. Durch den Park weht wieder der Herbstwind und entkleidet Baum und Strauch. Immer grün und ernst stehen nur die Zypressen um die Felsgrotte am

Weiher und die Fichten und Pinien auf dem Hügel der Anahita. Am Standbild der Göttin kniete die Priesterin. Ein naßkalter Nebel erfüllte den Park, so daß es früh dunkelte. Drinnen in der Kapelle brannte das heilige Feuer in einem niedrigen steinernen Herde an der Rückwand, wohlige Wärme und den süßen Haomaduft verbreitend. Harsa war in ihren grauen Mantel gehüllt. Sie setzte sich nach dem Beten auf den Sockel und starrte mit dem blassen Gesicht in die knisternde Glut. Vor ihr am Boden lagen heilige Stäbe, die „Baresman". Immer wieder raffte sie dieselben zusammen, ließ sie aus der Hand fallen und blickte gespannt auf die neue Lage, die sie angenommen hatten. Anahita wird ihr Antwort geben. Der Glaube Harsas an ihre Göttin ist wieder fest geworden. Damals, nachdem Harsa zusammengebrochen war am Sockel der Statue am unseligen Ende des Rosenfestes, da war sie mehr als eine schlaflose Nacht dagelegen, und war allein oder mit den Kindern einsame Wege gegangen, und auch ihr Glaube kämpfte den Kampf der Gottverlassenheit aller Gottesmenschen und fragte: „Meine Göttin! Warum hast du mich verlassen? Du ließest mich vom wilden Pan ergreifen und entweihen? Du ließest den bösen Geistern der Finsternis den Sieg, sie durften gerade da die finstere Botschaft vom Mord des Imperators bringen, wo das Fest am größten geworden wäre; sie durften die finstern Geister des Licinianus aufwecken, daß er den bösen Dewas glaubte, die Argwohn, Mißtrauen und Haß in seine Seele strömen ließen. O Licinianus, wenn du wüßtest, wie rein Apelles ist, so rein sein Geist wie dieses heilige Feuer, rein wie dieser Marmor — Und mich, mich! — Wie hast du zweifeln können, daß mein Bild das reine Opfer war, das Bild der Gottheit zu schaffen. Ich vergebe dir, Licinianus. Apelles vergibt dir auch. Und deine Eltern weinen nach dir. Dein Haß war ja Liebe. Liebe zu mir, Neid und Eifersucht gegen den, dem die Gottheit die Gabe schenkte, mit meinem Leib ihr Bildnis herzustellen. Wie könnte ich dir das nicht vergeben, Licinianus? Deine Liebe? Und doch, wenn ich dich noch mehr liebte, als ich dich liebe, so darf es ja nicht mehr als diese Liebe sein!" — Sie setzte sich, traurig geworden, wieder gegen das Feuer und stützte den Kopf in die Hände. „Ihm ist der Purpur ja wieder entgangen. Und ich darf Gottheit nur dem König oder Kaiser geben." Sie warf die Stäbe abermals. „Wieder kein Kaiser. Du wirst es nie, Licinianus! Gib deine Hoffnung auf! Heirate und sei zufrieden mit deinem Glück. Du bist wohl geborgen.

— Was wird wohl noch aus dir in deinem Alter, Harsa? Kosroes tot. Tird mein Herr? Ihm Gottheit geben?“ Sie schüttelt den Kopf und starrt in die Glut. „Mein Alter, meine Zukunft!“ Sie umschlang ihr Bildnis: „Könnte ich so schön und jung bleiben wie du, Anahita! Doch du wirst für mich sorgen!“ — Harsa vernahm ein Geräusch und fuhr zusammen. Schritte nahten. Sie wollte auffahren und die Türe schließen. Schon stand Licinianus auf der Schwelle des Heiligtums in einem dunklen, nebelnassen Reisemantel mit Kapuze. Zum erstenmal sahen sie sich wieder seit Wardhawar. Wie angewurzelt stand Harsa da und wußte nicht, was sie tun, ob sie ihn ansehen sollte oder nicht. Sie senkte den Blick verlegen, über und über errötend.

„Harsa, darf ich eintreten?“ — „Nein! Du bist unrein! Der Boden ist heilig.“ — „Kommst du heraus zu mir?“ — „Warte!“ — Gehorsam verzog sich Licinianus und schloß die Türe. Es ging lange, bis sich Harsa gesammelt, um Licht und Kraft gefleht und im Schrecken die heiligen Geräte versorgt hatte. Er hatte sich auf die Brüstung des steinernen Ganges gesetzt und den Arm um eine Säule geschlungen. „Wo warst du, woher kommst du, Licinianus?“ — „Von Rom!“ — „Warst du in der Villa bei den Eltern?“ — „Nein, ich komme eben vom Hafen, ganz allein. Niemand hat mich erkannt. Und hier weiß ich Wege genug im Park, um unbemerkt hierher zu kommen. Du weißt, Harsa, die Wette ist verloren! Diocletian ist Kaiser und gegen ihn ist nicht aufzukommen.“ — „Wann hast du den Bericht erhalten?“ — „Vor zwei Tagen, dann bin ich sofort abgereist. Doch ich will alles drinnen erzählen. Sag' mir jetzt schnell, Harsa, hast du mir vergeben? — Glaubst du an meinen guten Willen, rein zu werden?“ — „Ich glaube daran und habe auch damals nicht daran gezweifelt, dich auch nicht beleidigt.“ — „Du bist zu gut, Harsa! und vertraust den Männern zu viel.“ — „Warum traust du Apelles nicht? Laß mich nicht daran denken, daß ich ihm nicht trauen dürfte! Um aller Götter willen, Licinianus, sprich — sprich nicht. Ich werde wahnsinnig.“ — „Ich schweige. Ich will nicht, daß du wieder leidest.“ — „Rede! Sprich! Ich will es hören. Aber — Licinianus, bei Ahuras Licht gelob mir, daß du die Wahrheit sprichst!“ Er hob die Hand gegen den Himmel, und sprach sehr ruhig und seiner Sache gewiß: „Wen hast du für Pan gehalten am Wardhawar?“ Langsam hob sich Harsas Gesicht und hob sich, bis der Hinterkopf im Nacken ruhte, und

über das ganze Antlitz verbreitete sich verzweifelte Scham und Schrecken. „Du meintest, ich hätte mich so weit vergessen! Nicht?“ Harsa schwieg und hielt sich am Geländer. „Nicht wahr, Harsa?“ Sie nickte. „Du ahnst, wer es war?“ Sie nickte erbleichend. „Glaubst du noch an seine Reinheit?“ Harsa schwieg. „Du glaubst noch jetzt, er habe dich nur um deiner Bitte willen abgebildet, das Bild der Anahita zu schaffen, aus reiner Kunst, aus Gottesdienst?“ — „Götter des Lichts! Die Finsternis möge mich verschlingen, wenn ich das nicht mehr glauben dürfte. O könnt' ich zum Stein erstarren, wie dieses Bild! Sprich, sag mir alles, Licinianus, Wahrheit ist Licht und Licht ist Wahrheit! Ich will sie tragen, sei's was es wolle. Ich weiß ja längst, daß ich zum Unglück geboren bin.“ — „Dann gehören wir zusammen. Auch mein Leben ist Unglück.“ Er zog gelassen einen versiegelten Brief aus dem Mantel und gab ihn Harsa mit der Bitte, ihn allein für sich zu lesen. Sie steckte den Brief unter die Tunika über den Gürtel und stand mit starrem Entsetzen da, unfähig, ein Wort zu sprechen. Fremd und irr blickte sie in den immer dichter gewordenen Nebel hinaus. „Es wird Zeit sein zum Abendessen. Deine Eltern werden sich sehr freuen über deine unerwartete Rückkehr. Dein Vater wird noch so froh sein, daß du nicht die Last des Imperiums zu tragen bekommst.“ — „Harsa!“, sagte jetzt Licinianus mit weichem, herzlichem Ton, indem er vom Geländer stieg und dicht an sie herantrat, „ich bin schwach, sehr schwach an Willen, aber falsch kann ich nicht sein. Dich muß ich immer lieben, dir müßte ich immer, immer treu sein, nur du, nur du kannst mich erlösen. Dir könnt' ich das größte Opfer bringen, Harsa. Dir zu lieb wollte ich mich binden, aller Freiheit entsagen, dem Purpur, aller Ehre und Herrschaft; deinen Glauben, deine Götter wollte ich annehmen — bring' auch du das große Opfer, werde mein Weib, mein rechtes, einziges, treues Weib. Ich weiß es jetzt, weiß es ganz bestimmt, das wäre meine Rettung, ein reines Weib, die Ehe, die Ordnung und der Friede eines häuslichen Glückes, das fehlt mir, das würde mich retten. Vater möchte ich werden und für die Meinen sorgen können, dich glücklich machen, dir Heimat und Ruhe, Ehre und Frieden geben. — Warum schüttelst du den Kopf? Glaubst du mir nicht? Kannst du mir nie vergeben, nie vertrauen, willst du mich denn im Sumpf verderben lassen? Denk auch an deine Herkunft! Was willst du tun, dein Herr ist tot. Der Prinz . . . . nun, du weißt, deine Macht über ihn ist dahin. Nimm die Heimat an,

die ich dir gebe, gedenke meines Vaters, meiner Mutter! — Harsa! Sprich! Sprich ein Wort! Sag noch nicht nein, bete, denke darüber und gib mir bald Bescheid. — Willst du?“ Ein unendlich trauriger, aber zärtlicher Blick senkte sich aus Harsas tränenvollen Augen in die des Licinianus. Lange sprach sie kein Wort. Nur um ihre Lippen zuckte es. Der weiche, leidende, ruhesuchende Ausdruck des so erst recht gewinnenden Gesichtes verriet dem, mit den Empfindungen der Frauen wohlerfahrenen Licinianus, daß er mit seiner neuen, ernsten Werbung keinen bessern Augenblick hätte finden können. Auch er sprach kein Wort mehr. Nur ihre Blicke sprachen. Und deutlich wie noch nie fühlte er, daß er dem Sieg näher war als je. Darum fühlte er sich nicht im geringsten enttäuscht, als Harsa in weicher Stimmung sagte: „Licinianus, deine Liebe tut mir wohl. Hab Dank, du meinst es gut mit mir und meiner Zukunft. Aber du schaffst mir nur neue Qual. Wisse: ich bin mit einem schauerlichen Eid gebunden. Meine fürstlichen Eltern haben mich Ahuras Dienst geweiht, ich bin der Göttin Eigentum, darf nur im reinen Lichte leben, nur Königen dienen. O Licinianus, wähle eine andere und werde doch wenigstens du glücklich.“ — „Nie ohne dich, Harsa! Und wie? Wenn dein ganzer Glaube an Anahita und Mithras ein Wahn wäre? Dein Gelübde ein Wahn. O, Harsa, bevor du mich und dich unglücklich machst, laß uns doch einmal ernst zusammen diesen Glauben prüfen. Siehe, Zeus ist gefallen. Der ganze Götterhimmel ist gestürzt. Mit Spott spricht jeder Gebildete heute von den Göttern, vor denen die früheren Geschlechter zitterten. Dichtung und Sage sind sie geworden. Und nur eine Religion wird noch unter ernsten Menschen ernst genommen: die des Christus.“ — „Und die des Mithras!“ warf Harsa eifrig dazwischen. „Das hat der Bischof der Christen selbst bezeugt. Von Mithras kann ich nie lassen, und von Anahita nicht. Ihr sagt immer, sie lebe nicht wirklich, sie sei nur ein Sinnbild, kann man das von Christus nicht ebenso gut sagen und von allen Göttern? Warum brauchen wir das Sinnbild, die Statue? Weil wir die Kraft, das Leben der Götter nicht sehen und begreifen können, aber ich f ü h l' es doch, daß Ahura ist, ich seh' doch sein Licht, es macht mich rein und glücklich, ich liebe Anahita, ich fühl' sie mir nahe. Sie ist mir mehr als Sinnbild, mehr als diese Statue. Ich habe ihr nur mein Bild geliehen, um besser an sie denken, sie lieben, mit ihr reden zu können. Nie, niemals, Licinianus, könnt' ich sie verlassen.“ — „Wer

sagt das? Wer darf dich hindern, Anahita zu verehren und ihr zu dienen, wenn du meine Frau wärest?“ — „Das Gelübde, Licinianus. Du ahnst nicht, was für Qualen meiner warten in der andern Welt, wenn ich es breche.“ — „Wer lehrte dich auch solches Zeug?“ frug Licinianus lachend. „Der heilige Mobed. Du weißt, auf ihn traue ich.“ — „Du traust zu viel, sage ich dir. Du kennst die Männer nicht, und auch die Priester. Ja, die besonders!“ — „Mobed ist rein wie der Himmel. Er ist ein Gottessohn, Licinianus.“ — „Mag sein. Ich bin begierig, ihn zu sehen. Die Heiligen sind mir immer die Verdächtigsten. Sie richten uns arme, schwache Sünder, und plötzlich fallen sie selber.“ — „Mobed nie!“ rief Harsa in heiliger Erregung und trat den Heimweg an. Licinianus ging schweigend hinter ihr, bis sie den schmalen, nebelfeuchten, felsigen Weg neben der Grotte hinabgestiegen waren. Am Ende des Weges glitt Harsa heftig aus, stieß einen lauten Schreckruf aus, kämpfte vergebens hin und her ums Gleichgewicht und mußte zuletzt, wollte sie nicht rücklings stürzen, in die offenen Arme des Licinianus fallen. Er stand wie ein Krieger im Kampf. Die Priesterin stemmte, an seine breite Brust gelehnt, die Füße gegen den glatten Weg. Mehrmals glitten sie wieder aus, und wieder mußte sie sich wider Willen stark gegen seine Brust stützen. Sie senkte den Kopf tief gegen die Brust. Nicht den leisesten Druck der Arme erlaubte sich Licinianus. Keinen Augenblick länger behielt er die teure Last an seiner Brust, als bis Harsa wieder Stand gewonnen hatte. Als sie aber auf dem breiten Waldweg den Hain hinab nebeneinander gehen konnten, da sagte er ernst: „Nun hab' ich dir Halt geben dürfen. Gib auch mir ihn für mein armes Leben!“ Sie antwortete nur: „Ich danke dir, mein Freund!“

Schweigend gingen sie durch den Nebel. Es tropfte von Baum und Strauch. Fahle Blätter schwebten zur Erde. Pinien- und Fichtenzapfen fielen. Eine tiefe Traurigkeit lag über dem Park. Sie nahten der Villa, in der schon Lichter brannten. Der Geruch feiner, warmer Speisen wehte ihnen entgegen. Bekannte Stimmen drangen an ihre Ohren und kamen näher. „Es ist Besuch da. Das ist Paulas, das Judiths Stimme! — ihre Männer“ — flüsterte Licinianus etwas ärgerlich. „Apelles ist nicht da. Komme ruhig. Wir können nicht ausweichen.“ Schon sprang ihnen der Prinz entgegen und schrie laut auf vor Freude: „Kommt, kommt, Licinianus ist da!“ — „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief Licinia und sprang die Treppe hinab. „Mein

Sohn und meine Tochter!“ meckerte der Fürst, weinerlich vor Rührung. Alle lachten auf, und über diese Ablenkung war niemand so froh als Licinianus, der sich auf einen verlegenen und frostigen Empfang gefaßt gemacht hatte.

Nach dem Essen ward der Bibliotheksraum bezogen, in dem schon längst ein heimeliges Kaminfeuer wohlige Wärme verbreitete. Mit äußerster Spannung vernahmen alle, besonders die Männer als alte Soldaten, und Judiths Mann als großer Kaufherr, den allerneuesten Bericht des Licinianus über die politischen Ereignisse des Tages. Nach der Botschaft von der Ermordung des Imperators Carus, des alten, strengen Illyriers, war man in Athen ohne jede Nachricht geblieben. Mit der größten Spannung sah man allenthalben der neuen Kaiserwahl entgegen. Viele Kreise Athens erwarteten die Wahl des alten oder jungen Licinius. In Rom hatte Licinianus viele Anhänger. Für sich hätte Licinius den Purpur sofort ausgeschlossen, für seinen Sohn erwartete er ihn gar nicht, und war über Licinianus unbeschreibliche Aufregung und lange nachrichtlose Abwesenheit in Angst und Sorge gewesen. Alle Opfer und Zeichenforschung hatten täglich, zuletzt stündlich nur immer wieder bestätigt, was er schon wußte vor Licinianus Geburt: er wird n i e Imperator werden. Auch für die großen Handelshäuser Athens waren die vergangenen Wochen eine qualvolle Wartezeit gewesen, und mit zappliger Ungeduld war Judiths Mann heute darum wieder gekommen, um zu erfahren, ob Licinius wohl etwas von der Kaiserwahl vernommen habe. Ob die ungeheuren Einnahmen seiner Lebensmittelfirma noch weiter bestehen würden oder nicht, das hing davon ab, ob der neue Kaiser die Wucherpreise der Gegenwart weiter dulden, ob er sich in die Handels- und Geschäftsinteressen einmischen werde oder nicht. Man saß, stand und lag um das wärmende Kamin. Kandelaber mit Ölbehältern waren aufgestellt und ihre brennenden Dochte gaben ein wohltuend gedämpftes Licht. Milch, Wein, Fruchtsäfte aller Art, Kuchen, Obst, Datteln wurden herumgeboten, oder nach Belieben von den Gästen selber genommen. „Nun genug von deiner Reise und deinen persönlichen Beziehungen, Licinianus!“ rief der gefolterte Jude, Judiths Gatte, „wer ist gewählt worden? Weißt du das Neueste? Wer ist Kaiser?“ — „Ratet!“ gab Licinianus auf. — „Ach was“, schrie der Kaufmann, „du setzest mich auf Kohlen.“ — „So sollte man eben nicht auf dem Geld sitzen, daß man darüber anbrennt“, rief ihm Paula zu. Der Kaufmann rief wieder trotz dem allgemei-

nen Gelächter: „Licinianus, die Sache ist ernst, sehr ernst. Du folterst mich. Wer ist Kaiser?“ — „Ratet denn!“ — „Numerianus!“, rief der Fürst. — „Den Sohn des Carus, meinst du?“ Der Fürst nickte. Der Sohn rief ernst: „Numerianus hat sein Leichentuch und braucht auf Erden keinen Purpur mehr!“ Entsetzt fuhren alle auf: „Was! Auch Numerianus tot. Wie? Auch ermordet? Sonst gestorben?“ Licinianus schüttelte den schwarzen Lockenkopf: „Das ist noch immer ein Geheimnis und wird vielleicht eines bleiben. Bei einem furchtbaren Gewitter wurde er in der Sänfte getragen. Sie war fest verschlossen gegen Blitz und Regen, weil sich Numerian so sehr vor dem Gewitter fürchtete. Als es nachgelassen hatte, und man öffnete, lag der Kaiser tot darinnen.“ — „Der Imperator an Angst vor Blitz und Donner gestorben“, bemerkte Paula sarkastisch. Alle sahen sie verwundert an. Licinianus schüttelte wieder geheimnisvoll den Kopf und erwiderte: „Man glaubt, er habe den Donner in der Sänfte nicht mehr lang gehört.“ — „Schrecklich! Entsetzlich! Mord auf Mord!“ wurde durcheinander gerufen. „Und wie Carus starb, weiß man auch noch nicht?“ frug der Fürst. — Der Sohn verneinte es. — „Ja aber endlich, wer ist jetzt Imperator?“ zappelte der schwarzhaarige Jude wieder. „Sag es doch endlich! Licinianus. Mein Mann stirbt noch vorher!“ rief Judith komisch flehend, mit erhobenen, zusammengepreßten Handflächen. Auch der Gatte Judiths lachte gutmütig mit. „Ratet weiter!“ — „Doch nicht sein anderer Sohn, das Scheusal Carinus?“ — „Nein. Der wurde ja vom Vater Carus gegen die Germanen geschickt, bevor er nach Persien fuhr mit Numerian.“ — „Richtig, und Konstantius Chlorus muß ihn hüten!“ lachte der ausgediente Offizier, Paulas Gatte. „Am Ende der? Constantius?“ rief Paula begeistert. Ihr ward von Harsa die etwas spitzige Bemerkung: „Aha, der christliche Kaiser!“ Schlagfertig Paula: „Der beste wär's für Christen, Juden und Heiden!“ Es bestätigten mehrere: „Sicher. Constantius ist jung, aber als Mensch und Feldherr gleich tüchtig.“ — „Auch unmenschlich, wenn es sein muß!“ rief Licinianus dazwischen. „In Trier wollten die Bestien die gefangenen Gallier nicht mehr auffressen, so hatten sie genug von Menschenfleisch.“ — „Gräßlich“, schrie Licinia darein. „Ist das wahr?“ frug Paula entsetzt. „So wahr, als Tante Paula in Rom kriegsgefangene Gallier sehen kann, denen er wie Zugtieren Riemen durch die durchlöcherten Schulterblätter ziehen ließ.“ — „Hat ihn das der Gott der Christen geheißen?“

höhnte Harsa. „Nein. Unser Herr Christus begehrt nicht einmal Stieropfer wie Mithras, er opferte sich selbst am Kreuz“, erwiderte Paula ernst. „Wir Christen rechnen Constantius noch nicht zu uns, auch wenn seine Politik oder Bildung ihn bewegten, uns zu schonen.“ — „Ist's Maximianus?“ rief der Fürst. „Fast erraten!“ — „Galerius?“ — „Näher.“ Einige stille Augenblicke allgemeinen Besinnens. Dann rief der alte General: „Der Gardepräfekt Aper?“ — Licinianus, wieder sehr ernst: „Auch der braucht keinen Purpur mehr!“ Helles Entsetzen bemächtigte sich aller. Der Fürst erbleichte und rief: „Rede, mein Sohn! Sprich! Ist auch Aper tot? Was geschehen denn dort drüben für Dinge um aller Götter willen! Es ist doch Wahrheit in den Zeichen! Sprich!“ Licinianus stand am Kamin, majestätisch in die Toga gehüllt, und rief bestätigend: „Aper ist tot. Der Eber * ist gefallen!“ Alle fuhren von ihren Sitzen auf und sammelten sich mit aufgesperrten Augen um den Sprecher am Feuer. Und Licinianus erzählte: „Aper ward von den Generälen verdächtigt, am Tode des Carus und Numerianus schuld zu sein.“ — „Aber er ist ja Numerianus Schwiegervater“, rief Paulas Gatte. „Gleichwohl!“ fuhr Licinianus fort. „Er soll an der Verschwörung und am geheimnisvollen Mord durch Vergiftung mitwissend gewesen sein.“ — „Nicht möglich!“ rief der Kaufmann. „Er war mein treuester Debitor. Aber ich kann nichts an ihm verlieren. Bin ganz gedeckt, mag kommen was will. Gepriesen sei Jehova. Judith! Preise Jehova!“ — „Schweig jetzt, Alter!“ befahl Judith. Und er: „Fahre fort, Licinianus. Du folterst mich! Aper tot. Aper tot! — Bin ganz gedeckt. Ganz gedeckt. Preise Jehova!“ Licinianus fuhr fort: „Die Generäle hielten sofort nach der Beerdigung Numerians ein geheimes Kriegsgericht. Aper stellte sich freiwillig. Er stand am Fuß des Tribunals, die Generäle alle im Halbkreis über ihm. Noch war das Verhör nicht beendet, keine Klage gegen Aper selber geführt, kein Beweis gegen ihn geleistet, da —“ — „Da, da . . .“ schrie der Kaufmann dazwischen. — „Da stürzte sich wie der Adler auf seine längst erspähte Beute einer der Generäle mit gezücktem Schwert auf den ahnungslosen Aper und durchbohrte ihn. Blutüberströmt lag er da und hauchte lautlos sein Leben aus. — Schuldig? Unschuldig? Wer will es sagen? Das ist der Bericht der Generäle an den Senat von vorgestern.“ —

---

* Aper = Eber.

„Bei allen Göttern!“ sagte zuerst der Fürst nach allgemeinem Schweigen. Und wieder folgte tiefes Schweigen. Dann tänzelte Judiths Gemahl verlegen hin und her. Mitleid und selbstsüchtige Getrostheit kämpften in ihm. Aber bald siegte in sichtbarem Ausdruck von Zufriedenheit die Getrostheit, und er vermochte damit nicht zurückzuhalten, obschon ihm Judith ärgerlich den Mund mit der Hand verschließen wollte. Er sprang davon und rief immer wieder: „Preis Jehova, Preis Jehova, alles gedeckt. Armer Aper! Alles gedeckt, alles gedeckt! Preis Jehova! Judith!“

Jetzt ertönte Paulas volle Stimme, aus der die tiefe Erschütterung ihrer Seele nachzitterte: „Schuldig? Unschuldig? Der Richter der Lebendigen und der Toten weiß es und wird es offenbaren. Gott sei seiner Seele gnädig!“ — „Auch Mithras weiß es. Seine tausend Augen sehen es. Möge er die Seele des Toten gnädig über die schmale Brücke führen!“ — „Aber jetzt, wer ist Kaiser, wer ist Kaiser?“ wispelte der Kaufmann und zog heftig an der Toga des Licinianus. Dieser richtete sich hoch auf und rief: „Der Mörder Apers.“ — „Nicht doch! Nicht doch. Jehova verhüt’ es!“ rief der Kaufmann. Licinianus wiederholte: „Der Mörder Apers: Diocles.“ — „Was, Diocles?“ riefen alle. „Der? Ist’s möglich? Der stille, brave Offizier, der fromme Diocles aus Dioclea, aus Probus Schule?“ — „Eben der!“ bestätigte der Erzähler. „Wie kommt der dazu?“ wurde gefragt. „Hört, was sie in Rom erzählten! Es geschehen doch wahrlich geheimnisvolle Dinge auf Erden! Zeichen und Weissagungen sind doch nicht zu verachten!“ Aufs äußerste gespannt lauschten alle stehend und sitzend um den Berichterstatter her. „Man erzählt: Unter Kaiser Probus sei Diocles Centurio gewesen und habe Dienste in Moesien* getan.“ — „Stimmt!“ bemerkten Licinius und Paulas Gatte miteinander. „Dort habe er eines Tages in der Wirtschaft eines Dorfes mit der Wirtin abgerechnet und habe sich geweigert, so viel zu zahlen, als sie forderte. Die habe ihn einen Geizhals gescholten. Er soll darauf gespottet haben: wenn er einmal Imperator sein werde, so werde er ihr mehr zahlen, als sie verlange. Darauf sie: ‚Spotte nicht, Diocles, du wirst noch Imperator werden!‘ Und als er ihr im Spaß eine Maulschelle gab und lachend rief: ‚Ich — Imperator werden?‘ — da wiederholte sie feierlich mit geisterhaften Blicken: ‚Dio-

* Belgien, bei Lüttich.

cles wird Imperator werden, wenn er einst einen Eber erlegt haben wird.‘ Schweigend soll Diocles seine Zeche bezahlt haben und weggegangen sein. Niemandem habe er davon ein Sterbenswörtlein gesagt. Nur sei es seinen Freunden aufgefallen, daß Diocles seither für keine andere Jagd mehr zu haben war als für die auf Eber. Und nie, auf keiner Jagd, alle die Jahre hindurch habe er einen erlegt —“ — „Bis er den Präfekten Aper fand und ihn unter unbewiesenem Verdacht ermorden konnte! O heiliger Wahnsinn!“ rief Paula tief erschüttert. — „Sage das nicht, Paula“, mahnte Licinius, der Fürst, bleich vor Erregung, „das kann der Wille der Götter sein. Das war ein Zeichen, eine Weissagung. Die ist wunderbar erfüllt!“ — „Wunderbare Zeichen, bei euch Heiden“, spottete Paula, „die durch Mord erfüllt werden müssen.“ — „Was willst du, Paula, geschehen ist geschehen! Also Diocles, der General ist Imperator?“ — „Ohne daß er den Generälen etwas von seiner Weissagung erzählte, riefen ihn alle wie aus einem Munde zum Imperator aus, warfen ihm den Purpur um, hoben ihn auf den Schild und ließen es durchs Lager verkünden. Die Soldaten haben ihm wie ein Mann zugejauchzt. Er ist der beliebteste General. Die Statuen des Carus wurden gestürzt und überall des Diocles Bild aufgestellt, mit Myrten oder Lorbeer bekränzt und unter allgemeinem Jubel in tagelangen Festen herumgetragen. Nun nennt er sich als Imperator Diocletian.“ — „Nun soll mir niemand mehr behaupten, die Zeichen seien nichts“, wiederholte der Fürst. „Das war gewiß eine gallische Seherin, eine Druidin. Das sind die besten. Die sehen scharf. Das hat man immer gesagt. Mein Sohn! Hätte dir eine solche den Purpur geweissagt, dann dürftest du noch heute darauf hoffen!“ — „Ist nicht mehr nötig, Vater! Purpur ist schwer und rot wie Blut. Mich gelüstet er nicht mehr. Eher trag’ ich noch die Kutte des christlichen Mönches oder Eremiten —“ — „Was sagst du da?“ fuhr der Vater auf. „Bist du noch Römer und Offizier oder was?“ — „Nur getrost, Vater. Aber den Purpurtraum gebe ich auf.“ — „Zu unser aller Heil und Glück!“ riefen Vater und Mutter. Licinia warf sich in stürmischer Freude an die Brust ihres Sohnes. Die furchtbare Spannung hatte damit eine rührende Auslösung gefunden. Man setzte sich, aß und trank, besprach noch, ruhiger geworden, die politischen Möglichkeiten, die sich aus dem neuen Imperium ergeben könnten. Komische Heiterkeit erregte sogar der rundliche, kleine Handelsmann, der nun wußte, wer

Imperator war und bereits für seine Handelsfreiheit ernste Befürchtungen äußerte, die er immer bei sich selbst beschwichtigte mit einem unaufhörlichen: „Verhüt's Jehova — Jehova verhüt's." Als aber nach einer geheimen Einflüsterung Licinias Harsa, ihre Balaleika holte und einige armenische Lieder sang, da wurde es allen wohl, wie nach einem schweren Gewitter. Harsa lehnte halb liegend auf dem Ruhebett mit dem Rücken gegen die Polsterwand. Sie war allerliebst in ihrem dunkelroten, langen, engen Wollkleid, mit den offenen Haaren, mit ihren heimwehvollen, wie von armenischen Sommernächten und im Nachtwind rauschenden Palmen träumenden Augen. Sie hatte den Kopf tief gesenkt und sann stumm vor sich hin. Alle warteten. Nun griffen die von Juwelen blitzenden Finger in die Saiten. Ein Heimweh quoll aus ihnen auf. Schwere, träumerische Weisen, Widerklänge eigenen Erlebens und Empfindens, die sich sofort auch den Hörern als solche nachzufühlen gaben. Wie zufällig richteten sich ihre Augen in festem, aber traurigem Blick auf Licinianus, und nun erst setzte die herrliche Stimme von weicher, süßer Melancholie umwoben ein. Sie sang:

Wind jagt mit Sausen
Laub durch die Luft,
Durch alles Brausen
Hör' ich, wie's ruft:
„Wind! ungestümer!
Was jagest du mich?
Weißt du denn nimmer?
Entsinnst du dich nicht?
Als ich noch jung und schön
Am Baume stand,
Konntest so lind du wehn,
So zart durchs Land.
Wie hast zur Sommerszeit
Umschmeichelt du mich:
‚Blättlein, in Ewigkeit
Liebe ich dich!'"

Höhnet und lacht der Wind,
Bläht seine Wangen:
„Merke dir liebes Kind,
Das ist vergangen!
Mit deiner Jugend Pracht
Starb auch mein Lieben!" —
Wind hat mit neuer Macht
Laub vor sich trieben,
Sachte fällt weicher Schnee,
Bringt es zur Ruh.
Decket all Leid und Weh
Erbarmend zu.
Wind jaget übers Feld,
Jauchzet und singt:
„Ich bin der starke Held,
Der alles zwingt."

Die Laute ahmte rauschend den Sturm nach und verklang in ersterbenden Tönen wie ein kaum noch fühlbares Lüftlein. Kein Widerstreben half. Harsa mußte noch einmal das Plektrum ergreifen. Traurige, schwermütige Weise begann und Harsa sang:

Ein Priester war im Morgenland.
Sein Weib war ihm gestorben.
Er wollt', es würd' der Tochter Hand
Von keinem Mann geworben.

Doch wurde dem Priester ein wilder Tartar,
Ein Prinz zur Erziehung gegeben.
Doch Assly der Priester erkennt die Gefahr
Und hütet sein Kind wie sein Leben.
Die Liebe ist mächtig, die Liebe ist heiß,
Kyaram in Minne entbrennet.
Doch Assly der Priester um Liebe wohl weiß,
Und die Kinder behutsam er trennet.
Die Liebe ist mächtig, die Liebe ist heiß,
Sie glüht in den Herzen der Kinder.
Doch Assly der Priester um Liebe wohl weiß,
„Ist Haß oder Liebe geschwinder?"
Als Aschig, ein Barde, die Laute zur Hand
Kyaram Mamiga nun suchet
Und wandert und wandert von Land zu Land,
Im Herzen dem Priester er fluchet.
Und er flehet zu Bäumen, zu Blumen und Seen
Zu Sonne, Mond, Sternen und Flüssen:
„O saget, habt ihr meine Liebe gesehn?
O weiset den Weg meinen Füßen!"
Und die Bäume rauschen, die Flüsse auch,
Und die Wellen, die Blumen sie flüstern
Mit dem Mondenglanz und dem Windeshauch
Die Worte, die traurigen, düstern:
„O armer Kyaram, voll Minne und Leid,
Wir sahen den Vater, wir sahen die Braut,
Wie sie fliehen, und fliehen, so weit, so weit —
Wir dürfen nicht sagen, was wir geschaut."
Doch Aschig, der Barde, er wandert und singt
In Bergen und Tälern und Gründen.
Da horch — eine silberne Stimme klingt! —
Kyaram, Mamiga sich finden.
Die Höhle wird Tempel, wird Himmel, wird Gold.
Ihr Glück ist nimmer zu sagen,
So sind Kyaram, Mamiga sich hold!
Der Vater ist gangen zu jagen. —
Die Liebe ist mächtig, die Liebe ist heiß,
Will herzen und küssen und schmiegen;
Doch Assly der Priester um Liebe wohl weiß,
Und niemand kann ihn betrügen.
Das Kleid, das der Vater der Tochter gemacht,
Es schnürt sich um Busen und Glieder,
So oft nun Mamiga zu lieben gedacht —
So schließt sich von selber das Mieder.
Die Liebe ist mächtig, die Liebe ist heiß,
Sie können ja nimmer sich trennen;
Doch Assly der Priester um Liebe wohl weiß —
„Die Liebe soll beide verbrennen!" —
Es lodert die Flamme verzehrend empor
Vom zauberdurchwirkten Kleide.
Heimkehrte vom Jagen der Vater und schwor:
„Im Tode noch trenne ich beide."
Aus dem Grabe zwei Sträucher von Rosen erstehn

Und neigen die Zweige zusammen.
O Priester, wie ist doch die Liebe so schön,
Wer kann solche Liebe verdammen?
Die Liebe ist mächtig, die Liebe ist heiß,
Die Rosen, sie möchten sich küssen;
Doch Assly der Priester um Liebe wohl weiß —
Den Dornstrauch pflanzt er dazwischen.

Das Lied verfehlte seine Wirkung nicht. Licinianus hatte sich matt und willenlos auf einen Liegestuhl gleiten lassen und starrte mit leeren Blicken in das Kaminfeuer. Licinias Augen ruhten tränenschimmernd auf ihm. Licinius ging schweigend hinaus. Eine gedrückte schwere Stimmung blieb über der Gesellschaft, bis sie sich auflöste, und die Gäste in ihren Wagen davonfuhren. „Vergiß nicht den Brief des Apelles!" — Das war das kurze Abschiedswort des Licinianus an Harsa, bevor auch sie sich trennten. Die vor der Türe des Schlafzimmers wachende Dienerin trug die brennende Lampe in das Gemach Harsas. Koswita schlief. Auf ihren Wangen lag es wie sardisches Rot. Um ihre Lippen spielte ein glückliches Lächeln. Was mochten Briseïs und die andern christlichen Sklavinnen und die Pflegtochter Paulas, die Katechumenin, ihr wieder alles von dem Christus, aus dem „Evangelium" und Gottesdienst der Christen erzählt haben. Sicher hat sie auch wieder neben Mithras und Anahita zum Christus gebetet. Mit heißer Angst betrachtete Harsa lange das schöne schlafende Gesicht voll Ruhe und Frieden. — — — Der Brief des Apelles!

Apelles an Harsa.

Geliebte Harsa. In Eile, vor meiner Abreise für längere Zeit. Ich muß fliehen. Nicht wegen Licinianus. Wir sind längst versöhnt. Aber deinet- und seinetwegen. Seine Liebe zu dir ist grenzenlos. Darum war auch sein Zorn so gewaltig. Ich will weichen, trotzdem meine Liebe zu dir nicht weniger groß sein kann als die des Licinianus. Er muß dich haben, um nicht unterzugehen im Sumpf. Er hat keine Rettung außer dir. Ich habe die Kunst. Aber auch diese vermag nicht ganz uns rein zu halten und zu bewahren vor der Finsternis. Auch ich durfte kein Anrecht auf deinen Leib und deine Seele haben. Darum weiche ich. Erlöse Licinianus, meinen Freund. Das Licht des Himmels leuchte über euch. Habe Dank für deine Liebe. Apelles.

Durch die Falten der Tunika sah sie die Schläge ihres Herzens. Das Blut drang ihr zu Kopfe. Schwindel wollte sie

erfassen. Sie schob leise den Pergamentrahmen des Fensters etwas voneinander. Der Nebel war vergangen. Eine wohltuende Kälte drang gegen sie. Schwarze gekräuselte Wolken fuhren ruhig am Himmel hin. Einige wenige Sterne schienen. Harsa wartete, bis ihr Herz ruhig wurde und ihr Gemüt stille. Dann entkleidete sie sich langsam. Der herrliche Leib trat aus seiner Umhüllung, rein, unbefleckt geblieben in einer Welt, wo in Wollust „Männer versinken wie Tiere im Morast“. Und dann begehren sie noch solches Leibes und der reinen Seele einer Priesterin, die nur einen lieben darf, Mithras, mein Bruder, mein Bräutigam, mein Freund, mein guter Hirte! Anahita, reine Himmelskönigin, dir, nur dir diesen Leib, diese Seele! Rein, rein, — nur einem unter Menschen geweiht, und der war König. —

Sie zerdrückte mit der heiligen Zange die Flamme des Dochtes. Schwarze Nacht umgab sie. Nur die Zypressenwipfel rauschten im Garten ihr gegenüber. Sie sah sie schwarz und ernst gen Himmel ragen. Der Schlaf will nicht kommen. Was die heute erzählten von Königen und Kaisern! — Auch Diocletian ist mithrasgläubig. Durch einen Mord ist er Imperator geworden. Mord, Mord, Mord bei den Königen. Carinus sei ein Lüstling. Und doch sind sie göttlich, Gottheit in ihnen? Ahuras Erscheinung? Und Kosroes! — War er rein? Suchte er bei mir Gottheit und Kraft und Weisheit Anahitas oder? Schaudernd enthüllte sich trotz dunkler Nacht in voller Klarheit vor ihrem Geiste die Möglichkeit, auch Kosroes könnte anderes gesucht haben. Auch von ihm getäuscht, Kosroes, Apelles, Licinianus! Ist der König am Ende doch nur ein Mensch? Können denn auch böse Menschen mit finsteren Seelen und Werken der Finsternis Könige sein und Ahuras Reich auf Erden vertreten? Und das Havareno? Ist es am Ende doch nicht über jedem König von Geburt an, vom Vater-König her? Kann ein König diesen Himmelsglanz doch verlieren durch böses Tun? — Der Prinz! Ach der Tird und sein Havareno? An ihm und seiner Königswürde hängt mein Schicksal, meine Zukunft! Versinkt auch er im Sumpf der Männer — dann —! Schaudernd barg Harsa das Gesicht in das Kissen. Bild auf Bild jagt an den geschlossenen Augen vorüber, aber um so deutlicher sieht sie immer wieder ein Bild ihrer eigenen Zukunft, vor dem ihre Seele zurückschauert und doch nicht fliehen kann: die arme, heimatlose, zerlumpte Bettlerin, von Wahrsagen und Zeichendeuten lebend; die Dirne,

vom Hunger gezwungen, den Leib zu verkaufen, dort am zerfallenen Heiligtum zu Vagharschabad! Aber du hast doch Anahita, mein Herz! Und Mithras ist immer bei mir, so lang meine Augen seine Strahlen sehen! Und dann, einst, o Wonne der Unsterblichkeit — ihn schauen, in seine tausend Augen schauen, in Ahuras Schoß sinken, in seinen blauen, wunderbaren, unendlichen Himmel eingehen. Ein Freudenschauer schüttelte sie. Im nächsten Augenblick aber setzte der Zweifel auch da ein. Sinnbild! Sinnbild! Symbol des Himmels — der Natur — der ewigen Kräfte und Gesetze, pflegt Apelles zu sagen. Zeus ist gefallen. In seinem Riesenbild auf der Akropolis droben springen Ratten und Mäuse herum, sagt Licinianus. Kein gebildeter Grieche oder Römer glaubt mehr an Götter. Wie? Wenn? — nein, nein, Ahura hilf! O Anahita! rief die Gequälte so laut, daß Koswita aus dem Schlaf auffuhr. Still doch! einfältiges Herz! herrschte sich Harsa selbst an und lauschte mit klopfendem Herzen und hochaufgerichtetem Kopf, ob Koswita wieder schlafe. Unruhig wälzt sich Harsa auf dem Lager herum. Sie kann nicht ruhig werden. Es kommt kein Schlaf. Dafür Zweifel auf Zweifel. Ach, dies Sinnbild! Diese klugen Griechen! Wenn Mobed käme! Der heilige Mobed! Auch das ist ein Mann! flüstert der Zweifel, und vor den erregten Blicken liegt schon wieder der Sumpf, in dem Männer versinken wie Tiere. — Fort, fort, schreit das Herz. Götter des Lichtes! Mithras, komm' bald mit deinem Sonnenwagen, komm' bald, lichter Morgen, und verscheuche die Dämonen! Dämonen sind da! Ahura! Ahura! Die Augen der Dämonen aus der Finsternis, die Geister Arimans. Wieder regte sich Koswita. Wieder schilt sich die Priesterin des Lichtes: Wo ist dein Glaube? Deine Vernunft? Sie sprang aus dem Bett und, mit kaltem Schweiß von Kopf bis Fuß bedeckt, ans Fenster, stand lange, nur von der wallenden Menge des Haares gedeckt, fröstelnd da und spähte gierig durch die schmale Rahmenspalte am Himmel entlang nach Sternen, nach einem Zeichen. Kein Stern weit und breit. Kein Zeichen. Nacht. Nacht, so weit sie blickte. Eine unendliche, unterschiedslose Masse schwerer Finsternis. Mit schnatterndem Mund kehrt sie zurück aufs Lager. Und die Dämonen kommen wieder und fragen und zischen und züngeln: „Wer ist Ahura? Wer ist Zeus? Wer ist Baal? Wer ist Jehova? Wer ist Gott? Wer ist Christus?"

Während sie wachte und litt, vernahm sie die sanften

Atemzüge Koswitas. Sie schlief wie in den Armen des guten Hirten. Aus dem Zimmer nebendran drang durch die geschlossene Tür in regelmäßigen Stößen der gewaltige Atem des schnarchenden Prinzen. Als Mithras auffuhr, schlief auch Harsa ein.

* * *

Silen, im ewig gleichen ziegelroten Gelehrtenrock und den immer farbloseren Pantoffeln, schien im Verlauf seiner pädagogischen Behandlung des Prinzen doch mit seiner Erkenntnislehre recht behalten zu wollen. Er behielt tatsächlich eine gewisse Macht über ihn. Täglich machte zwar der Tird seine Streiche, täglich zersplitterte Glas, Porzellan oder Kristall unter seinen Händen, täglich vernahm man irgendwo ein gellendes Gekreische von flüchtenden erschreckten Mädchen aus dem Waschhaus oder Park oder vom fernen Pflanzland her. Täglich erhielt Briseïs ihren Besuch und ihre Blumen oder Süßigkeiten. Aber Briseïs blieb standhaft, und hinter ihr stand der Bischof, ein Vater für sie voll Ernst und wachender Liebe. Sein Einfluß im Katechumenunterricht und die bangfreudige Erwartung, am kommenden Ostertag in der Kirche der Christen vor versammelter Gemeinde als mündiges Glied derselben aufgenommen zu werden, dienten ihr zur Bewahrung. Ohne Wissen des Prinzen hatte Koswita die tiefste Freundschaft mit Briseïs geschlossen, desgleichen mit einer Pflegtochter Paulas, in deren Villa Koswita längst nach Belieben aus- und einging. Das schon von Natur edle Wesen Koswitas war in der letzten Zeit zum stillen Staunen Harsas noch feiner geworden. Aufrichtig, wahr, mild und sanft war sie immer gewesen, dem wilden Bruder stets zu sanft, weil sie den Liebeseindrücken seiner Löwenpranken an den Armen oder Händen gerne rechtzeitig durch hirschgeschwinde Flucht durch Haus und Park entrann. Aber die vielen Schmeicheleien der hohen Gesellschaften, der Lehrer, selbst Silens, und gar die stillfeuchte Bewunderung ihrer Schönheit in den, immer sie suchenden, überall ihr begegnenden Augen des jungen Arztes Valerius; diese schmeichelnden Lobsprüche, jene allseitigen Zuvorkommenheiten, und die still nachblickende Bewunderung des Hausgesindes und der Stadtbevölkerung, vor allem der Studenten Athens — das alles war dem feinen Herzen doch nicht gleichgültig geblieben, um so weniger, als gerade die allgemeine Bewunderung Koswitas in der ganzen Stadt nach

vielen schönen Sprüchen des Fürsten ihm und seinem Hause zu Stolz und Ehre gereichte. Gerade darum war es ihnen allen, auch dem Prinzen, nicht recht, daß ihr Wesen noch stiller, der Ausdruck ihrer Augen noch träumerischer und ernster wurde. Die wertvollsten Kleinode blieben überall liegen und mußten ihr fast wider Willen umgehängt werden. Die Faltenlegerin, die frisierende Sklavin, mußten jeden Morgen ihren Zutritt fast erbitten. Salbung, Reibung, Ölung, Besprengung mit köstlichem Rosen-, Nelken- oder Veilchenwasser nahm sie mit Duldermiene an und pflegte dabei, ohne aufzublicken, aus einer Pergamentrolle zu lesen. Ja, seit einiger Zeit hatte sie gar angefangen, am Ende jeder Dienstleistung zu danken. Ein vornehmes, geweihtes Wesen lag über ihr. Mitleidig blickte sie den Bruder an, wenn er beim Essen nicht Maß halten, nicht Würde bewahren konnte, sondern durch Grimassen, Witze oder öden Stadtklatsch ein allgemeines Gelächter heraufbeschwor. Und was am meisten auffiel: Koswita begann sich nach Herkunft, Namen, Gesundheit und Bedürfnissen aller Art unter den Sklaven und Sklavinnen des ganzen Besitztums des Fürsten zu erkundigen. Sie machte Besuche weit ins Land hinein, wußte bald eine Menge von Namen und Lebensgeschichten, Krankheiten und Leiden der Menschen, erzählte davon am Tisch, bat um Geld, Lebensmittel, Arzneien, und verbreitete unwissend im ganzen Haus ein Wesen, das allen wohltat und nur dem Prinzen töricht und langweilig vorkam. Nur wenn Koswita ausnahmsweise wieder einmal mit ihm Theater spielte, oder aufkreischend vor Lust und Lachen die Gesellschaftsspiele, vor allem den „Kottabos“ mitmachte und in prächtigem Bogen das Wasser aus dem zierlich gespitzten Mund in die Silberschälchen spritzte; oder im Unterricht, wenn ihr klarer Geist ebenso leicht wie Tird Silens Unterricht in Mathematik, oder seinen erschütternden Vorlesungen der griechischen Tragödien lauschte; oder wenn sie, wieder ganz Armenierin, mit Harsa und Tird auf Ausflügen über schneebedeckte Fluren, oder daheim im warmen Bibliotheksaal sangen und sprachen von Eltern, Schloß, Land und Volk von Armenien, dann spürten die drei wohl, daß der neue Geist Koswitas sie nicht getrennt hatte, woher er auch kommen mochte. Woher es kam, darüber gerade ließ Koswita am wenigsten verlauten. In Harsas Seele war von Mithras her Licht genug, um zu erkennen, daß der neue Geist, der in „ihrem Kinde“ wirkte, ein guter Geist des Lichtes und kein

Geist der Finsternis sei. Und käme er auch von dem Christus — er ist ja auch einer der sieben Amesa, und Koswita glaubte ja auch immer an sie und Anahita. Nur stellt sie nachgerade heikle Fragen! Wie letzthin: „woher es komme, daß die Göttin Anahita, die man doch nicht sehen könne, so ganz gleich sei auf der Statue im Hain droben wie Harsa? Wie froh war sie, daß sie nun in jenen hohen Worten von Sinnbild und Vorstellung dem Mädchen über den Kopf hinweg reden konnte. Aber Koswita wehrte sich gegen unverstandene Theologie mit dem naiven Bekenntnis, daß alles, was von Christus erzählt werde, so viel einfacher sei. Das verstehe sie alles gut.

Eines Abends — es ging schon wieder langsam dem Frühling entgegen — dem dritten seit der Ankunft der Armenier — da wandelten nach dem Abendessen Harsa und Koswita noch im Park. Es war mild und weich draußen. Erstes junges Hellgrün zeigte sich an Knospen und Blättchen. Frühlingsahnen lag in der Luft. Koswita war am Morgen ohne Wissen Harsas in Paulas Sänfte mit ihr ins Spital der Christen hinaufgetragen worden und hatte zum erstenmal im Leben das Werk christlicher Barmherzigkeit gesehen. „Mitten in einem großen, jetzt noch winterlichen Garten, im freien weiten Feld draußen steht das Hospital. Es ist ein großes Haus, das leuchtet weit mit seinen weißen Mauern und den vielen hohen Fenstern. Zedern stehen links und rechts vor dem Portal. Ein Springbrunnen plätschert. Tauben und viel schöne Vögel hausen hier und singen und jubilieren, als wollten sie die vielen Kranken drinnen trösten. O, das ist alles so friedlich und still. Und drinnen im Haus, in den vielen weißen, saubern Betten, da liegen die Kranken, und in einem besondern Saal sitzen viel alte, gebrechliche Leute und liegen die Lahmen auf Liegestühlen. Denk' dir, Harsa, da hat man gar nicht mehr das Gefühl von Unreinheit, man hat kein Grauen, keine Furcht. Geräuschlos gehen die Diakonissinnen in weißen Gewändern im Haus herum und zu den Kranken. Ich sah sie alle. O Harsa, ich habe geweint, geschluchzt an ihren Betten wie ein Kind. Paula begleitete mich von Bett zu Bett, von Saal zu Saal. Sie strecken Paula die Hände entgegen und danken ihr mit Tränen. Wie eine Mutter lieben sie alle Paula. Sie bringt ihnen viel stärkende und erquickende Dinge, Wein und Eßwaren. Sie fragt jedes so herzlich, so voll Liebe und Mitleid, wie es ihm gehe und wo es ihm fehle. Wie kann Paula trösten, das solltest du einmal hören, wie sie zu Geduld und Glauben, zu Dankbarkeit und Hoffnung

ermahnen kann. Sie sollten ihre Leiden nicht als eine Strafe der Götter oder Gottes verstehen. Gott sei nur Liebe und wolle sie alle durch Leiden zur Herrlichkeit führen. Von Jesu Leiden und Kreuz kann Paula erzählen, daß einem das Herz übergeht. Ein Vorbild habe er uns gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen, und auch leiden und sterben können wie er, still und getrost. Dann betet Paula mit ihnen allen und dann ist es so rein und heilig im Krankenzimmer wie in einem Tempel. Ich habe einige Kranke gesehen — o Harsa, du glaubst nicht, was sie leiden! Da sind sicher die bösen Dämonen und reißen den Kranken die Beine empor, und schütteln beständig ihnen die Hände und Füße, oft den ganzen Körper. Dann stöhnen und schreien sie wie Tiere. Andere haben so gräßliche Wunden; andere ringen nach Atem und speien Blut aus in Becken, die ihnen Paula oder die Diakonissen hinhalten. Es kommen nämlich von den besten, reichsten Töchtern der Stadt täglich welche, den Kranken zu dienen, andere bleiben ganz da und tuen lebenslang diesen wunderbaren Dienst. Sie sind immer geduldig und nehmen den Kranken gar nichts übel, sie vergeben ihnen jedes grobe Wort, jede Ungeduld. Und wie die warten können, bis die Kranken fertig sind mit ihren Bedürfnissen — o Harsa, das könnten wir beide nicht. Auch Valerius ist so lieb mit den Kranken. Er hat uns den Saal gezeigt, wo er den Kranken die Wunden behandelt und ihnen die Glieder abnimmt. Ein ganzer Kasten ist voll von Messern, Scheren und allen möglichen schrecklichen Instrumenten, das ist furchtbar, Harsa! Aber er ist so lieb und seine Hände sind so zart und lind, Harsa." — „Koswita!" — rief Harsa laut lachend, warnend. — „Ich möchte ihm helfen, ich möchte Diakonissin sein." — „Du! — du, die Prinzessin, das Kind des Lichtes in diese Finsternis, in Arimans Reich hinein!" — „Warum nicht? Warum gehen die andern Töchter? Was wird mein Los sein? Irgend einen Fürsten heiraten, den ich nicht mag? Oder gar Tirds Launen tragen mein Leben lang? Oder vor Langeweile, vor Leere und Öde verschmachten und am Ende nach nutzlosem Leben — trotz seidenem Gewand — den Würmern zum Fraß dienen?" — So sprach und sprach Koswita mit leuchtenden Augen und vielen eifrigen Gebärden zu Harsa, die mit gesenktem Kopf sinnend neben ihr den Weg auf und ab ging. Betroffen aber blickte sie der bewegten Erzählerin ins Gesicht, und beide blieben stehen, als Koswita wissen wollte: „Warum gibt es eigentlich in Armenien keine solchen Spitäler? Warum hat

Mithras nicht auch geboten, die Kranken zu sammeln und sie zu pflegen?“ Lange stand Harsa vor ihrer jungen Freundin und fühlte nun wieder so recht die ganze Erbärmlichkeit der einzigen Antwort, die sie zu geben hatte, die ja so heilig, so rein, und doch so liebeleer und kalt war: „Koswita, unsre Religion verbietet uns, Unreines zu berühren! Krankheit ist unrein, Reich der Finsternis. Du hast doch keine Kranken angerührt, Koswita?“ — „Nein, — doch nur um deinetwillen, Harsa!“ Sie schwieg und blickte ratlos zu Boden. Koswita fuhr fort: „Auch den bösen Menschen, für die Gefangenen, tun wir nichts Gutes?“ — „Nein. Sie sind eben den bösen Geistern anheimgefallen.“ — „Und ein Mahl des Herrn, wo alle, Männer und Frauen, die Herren und die Sklaven, miteinander vom gleichen Brot essen, und vom gleichen Kelch trinken, weil sie wie Brüder und Schwestern sein wollen, wie ein Leib mit seinen Gliedern — sagt Paula; — und da knien sie alle, und singen und beten zu ihrem Herrn — sie sagen, der Herr Jesus Christus — und glauben es, daß er dann unsichtbar bei ihnen sei — ein solches heiliges Fest haben wir auch nicht, nicht wahr?“ — „Nein“ — zögerte Harsa. „Unsere Religion kennt ein solches für die Männer, die ganz besonders vertraute Freunde des Mithras sind und eingeweiht sind in seine Geheimnisse.“ — „Und die sind nur für die Männer?“ frug Koswita eifrig protestierend. „Nur für die Geweihten des Mithras. Sie müssen Furchtbares dulden und bestehen, bis sie dahin kommen; Mobed sagt, wir Frauen würden dabei zugrunde gehen. Wir haben Anahita, mein Kind. Und die genügt dir doch auch, Koswita?“ — „Ich liebe Anahita“, erwiderte Koswita lieblich lächelnd, „wie ich dich liebe; du bist mir Anahita, so denk ich mir sie wie dich, so schön, so gut, so rein. Aber —“ — „Aber — sprich offen, Koswita!“ — „Aber, — wenn ich nur mehr von ihr wüßte, und von Mithras. Von Christus weiß man so viel Gutes und Liebes, o so wunderbare Taten und Worte, so ganz anders, — wie soll ich sagen — siehe, wie ein Mensch, wie ein Lehrer, ein Arzt, ein Tröster, ein Gottessohn! O, ich möchte so gerne, so gerne einmal diese Christen beieinander sehen, wenn sie ihren Gott verehren und das Mahl des Herrn feiern am ‚Tag des Herrn‘. So sagen sie dem Tag des Sonnengottes. Dann kommen sie am Morgen und am Abend in ihrer ‚K i r c h e‘ zusammen.“ — „Weißt du, wo die ist?“ — „Nein! Paula wollte mich nie mitnehmen, weil sie nichts gegen deinen Willen tun will. Was ist dein Wille, Harsa?“ Ein liebes Leuchten lag in den Augen und im rosig-

angehauchten Gesicht des Mädchens, eine Treue und Dankbarkeit, daß Harsa gänzlich übernommen, plötzlich Koswita nach langem, ernstem Blick leidenschaftlich umschloß und mit aller Macht ihr Gesicht gegen die Brust drückte. Erstaunt erhob darauf Koswita wieder den Kopf und die feuchten Träumeraugen, wie Antwort verlangend. Jetzt sagte Harsa bewegt: „Koswita, folge du nur dem Licht, wo es dir scheint. Du wandelst in einem hellen Licht. Ich erkenne es.“ — „Und du, Harsa, Gute, Teure! Ich kann dich nicht traurig sehen. Du bist so viel traurig in der letzten Zeit. Ich glaube, du hast mehr Heimweh nach den Eltern und dem Schloß als wir beide. Nun sind drei Jahre herum. Immer noch Krieg. Doch die Eltern sind wohl, der Vater siegt und ruft uns bald. Gelt? Aber — hier ist es auch schön, und die Christen sind so gute Menschen.“

Das Herz der Priesterin war übervoll. Sie wandte sich um und schritt langsam den Weg zum Heiligtum Anahitas entlang. Sie glaubte, Koswita folge. Als sie sich nach einigen Schritten umwandte, sah sie das Mädchen mit fliegenden Haaren und Bändern wie ein großer, leuchtender, erster Schmetterling zwischen grünen Sträuchern entschwinden. Traurig setzte sie ihren Weg fort. Trauriger kehrte sie später zurück. Es war doch so schwer, im Gebet zur Göttin immer wieder zu unterscheiden: ich bete nicht mein eigen Bild an, sondern unter meinem Bild die unsichtbare Himmelskönigin. Wohl war der Wunsch zu glauben da, zu glauben, wie vor alten Zeiten, zu lieben mit der alten heißen Liebe die Götter des Lichtes alle, und sie besonders, die hehre Ardva Sura Anahita. Zum heißen Ringen der Seele wurde bei ihr der Wunsch nach Glauben und Liebe wie ehedem, aber! was mochte es denn nur sein? Seit dieses Meisterwerk dastand, stand es auch wie eine scheidende Mauer zwischen ihr und der Gottheit, und der Priesterin war es oft, als prallten an der kalten Schönheit der Göttin ihre Gebete ab und kehrten leer zu ihr zurück. Sie mochte hier allein eingeschlossen im Heiligtum sich geißeln, die Knie blutig reiben, die Opfer verdoppeln, verdreifachen, Haoma trinken und sich in heilige Berauschung versetzen; sie mochte seufzen, flehen, ringen um das alte lodernde Liebesfeuer im Innern, — es blieb tot und kalt da drinnen, und sie konnte es mit allem Willen und allen Mitteln nicht verhindern, daß, während die Lippen beteten, die Gedanken bald beim Schöpfer des Bildes, bei Apelles, bald bei Licinianus weilten. Sie mochte es in Ge-

danken leugnen, verlachen, aber Herz, Gefühl, Sehnsucht und Verlangen straften sie Lügen: Harsa, du liebest, du liebest beide. Dann die Zweifel im Angesicht der Göttin selber. Das Sinnbild! Das Werk des Künstlers! War Judiths Religion nicht besser und höher: „Du sollst dir kein Bildnis machen; weder dessen, was im Himmel, noch dessen, was auf Erden, noch dessen, was unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott!“ Und Koswita: „Man weiß so viel mehr von dem Christus.“ Und die Liebe zu den Geringsten. Das ist wahr, Liebe! Liebe zu Feinden, zum Sklaven, das hat sie nie geboten, Anahita, Ahura, Mithras auch nicht. Harsa blickt fragend auf zum Antlitz der Göttin, und lange, lange schaut sie in dies wunderbar gemeißelte Gesicht. Wie schön die Form, wie fein die Züge, wie leuchtend der Ausdruck des Gesichts! Kraft, Wille, Schönheit, Stolz, Mutterstolz, Mutterliebe, alles ist da. Aber ist Mutterliebe so viel wie die Liebe des Christus, die Liebe zum Feind, zum kranken Sklaven, zum sterbenden Räuber? Wer liebt nicht sein Kind? Samen dem Mann und Fruchtbarkeit dem Weib gibt Anahita. Aber Barmherzigkeit, die sehe ich nicht in diesem Angesicht. — Und nun erst wieder fällt Harsa ein, daß sie ja in ihr eigenes Antlitz schaut. Sie erschrickt und sinkt liebesarm und doppelt unglücklich wieder zu den Füßen ihres eigenen Bildes nieder.

Die schweren seelischen Leiden, die Dämonenkämpfe der schlaflosen Nacht, die Sorge um Tird und Koswita, die immer größere Schwierigkeit, ihnen auf die Dauer den Tod der Eltern zu verheimlichen, weil sie immer mehr nach ihnen fragten, auf irgend eine Botschaft, Brief und Geschenk warteten und vor Heimweh zu leiden begannen — das alles zehrte an der starken Kraft der Priesterin. Die Augen verloren den Glanz, die Wangen erbleichten, die Stimme verlor ihren Klang. Die Laute ruhte. Mit großer Bekümmernis suchten Fürst und Fürstin die Ursache ihrer Veränderung zu erfahren und taten ihr Liebes, was sie nur erdenken konnten.

Apelles zeigte sich vorerst nicht mehr. Licinianus stand mit seiner Legion in den Waffen; die ganze Grenze Griechenlands zu schützen gegen jeden Einfall von außen, jeden Aufstand im Innern zu verhüten war der Befehl, der ihm vom neuen Imperator Diocletian zugekommen war. Der Imperator hatte bald nach seiner Erhebung die Perser zurückgedrängt und ihnen den Frieden diktiert. Dann war er mit der ihm

begeistert folgenden Armee aus Persien zurückgekehrt und seitdem tobte in Mösien und an der Donau der Entscheidungskampf zwischen ihm und Carinus, dem Sohn des Carus. Ein verkommener Lüstling in seinem persönlichen Leben, war Carinus dennoch keineswegs ein unbedeutender Feldherr. Julian, sein Gegner in Italien, ward von ihm geschlagen. Ein heißes Ringen zwischen seinem und Diocletians Heer bei Margus blieb unentschieden, wenn nicht Carinus siegte. Da wurde auch Carinus ermordet und Diocletian von beiden Heeren anerkannt. Mit großer Spannung wurde auch in Athen der Kampf verfolgt und in den Parteien und Familien besprochen. Harsa aber mochte sich innerlich noch so wehren — sie vermochte es nicht zu verhindern, daß sie lieblich verlegen und rot wurde, wenn der Fürst seine Artigkeiten hüstelte und Licinia immer mehr ihr in allem als Mutter begegnete. Aber als der Fürst gegen die Rosenzeit zu mit schalkhaftem Lächeln wieder ein Wardhawar vorschlug, da schüttelte sie nur traurig den Kopf und lächelte verlegen. Das Stück eigene Land rings im Wasser war zum kleinen Inselchen geworden, und das noch wurde zusehends kleiner vor ihren Augen, weil täglich das Wasser Stück um Stück ablöste. Dann, wachend oder träumend, sah sie mit bebendem Herzen nach hinten, suchte im Geist Mithras oder Anahita und sah — ob sie wollte oder nicht — das Bild des Christus, wandelnd auf den Wellen und einen Mann an der Hand haltend, der ertrinken wollte. Aller Haß gegen Christus war in Harsas Herzen erstorben. Sie wußte selber nicht, wie nahe sie ihm war. Nichts hatte Koswitas Herz so übernommen am Glauben der Christen, als der Anblick der Liebe und Barmherzigkeit, deren Werke sie in immer öfteren Besuchen des christlichen Hospizes kennen lernte. Dieser Bewunderung Koswitas für die Liebe der Christen vermochte Harsa nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Da war eine Lücke in ihrem Denken und Leben. Sie war von Natur zu gütig und zu wahrhaftig, diese Lücke nicht zu fühlen, nicht zu erkennen, daß alle ihre Liebe zu Koswita, Tird, zur Familie Licinius, selbst zu ihren Göttern, keine Tat von ihr sei, sondern ein ganz natürliches Gefühl wie von Mutterliebe, Mitleid, Stolz, Freude oder Dankbarkeit. Harsa entdeckte, daß immer und immer wieder sie selbst mit ihrem Verlangen nach Freude, Ehre, Ruhe und Sicherheit im Mittelpunkt ihrer Liebe, auch gar ihres Betens und Opferns stehe. Selbst Fasten und Martern — warum tue ich es — um rein zu werden —? Warum will ich rein

werden? Damit ich Ahura gefalle, sein ewiges Licht schaue und glücklich über die furchtbare Brücke gelange! Ich! Ich! Wieder ich! Bis in die Himmel Ahuras ich und meine Seligkeit! — Was tun wir aber für die, die in der Finsternis wandeln? Wie freundlich jetzt Koswita mit den Sklavinnen ist! — Sie übertreibt es doch. Sah ich nicht letzthin, wie zwei Zimmersklavinnen hinter Koswitas Rücken lachten! Ja, gerade diese beiden — sie sollen auch etwa in die Versammlungen der Christen gehen — sie lieben? Die haben längst mich hintergangen. Immer stecken sie die Köpfe zusammen und haben ein Geheimnis, wenn sie mein Kommen überrascht beim Räumen und Putzen unserer Gemächer. Oft war es mir, sie huschten von der Tür des Schlafsaals weg, wenn ich öffne. Und das Haoma in der Flasche nimmt ab wie durch ein Wunder, trotz dem guten Verschluß. O diese schmeichlerischen Katzengesichter! Wie sie sich demütig mit süßem Lächeln verbeugen können! Wie schadenfroh, kommt's mir oft vor, als ob sie wüßten, wie arm ich im Grunde bin, und war so reich! Wie viel hast du mir genommen, Kosroes! Die Christen sorgen nicht für ihre Zukunft. Von Lilien des Feldes sagte jüngst Paula ein schönes Wort — das muß sie mir noch einmal sagen. Und die Christen lieben ihre Feinde, Christus würde nun auch diese ekelhaften Geschöpfe — so lieblich sie sind — lieben, und ich — ich hasse sie. Deutlich spürte Harsa den Haß kommen, je mehr sie der beiden Mädchen gedachte. Sie nahm sich vor, Licinia zu bitten, ihr zwei andere Zimmermädchen zu geben.

* * *

Auch der Prinz hätte alles eher an den Christen verstanden, als die Liebe, die alles trägt, alles glaubt, alles hofft und alles duldet. — Es war an einem der letzten Sommertage. Da waren die drei Armenier wieder einmal für sich ausgezogen und dem kühlenden Ilissos entlang gegangen bis zum Berg Lykabettos mit seinen ungeheuren Steinbrüchen und Hunderten von Sklaven und freien Arbeitern darin. Zwischen schauerlichen Steinwänden hindurch tost der Ilissos herab zu Tal. Schon während der ganzen Wanderung dem hellblauen, schäumenden Bergbach entlang war der Prinz außerordentlich lustig gewesen. Oft zog er seine Toga ab, lief ganze Strecken in der kurzen Tunika flußaufwärts, auf den glatten Steinen rutschend, um das Gleichgewicht kämpfend. Bald warf er auch

die letzten Kleidungsstücke ans Land und lief als „Neptun mit dem Stab“ — wie er feierlich nach hinten zum Ufer hinüberrief — den ganzen Bergbach hinan, kletterte über glatte Steinblöcke, schwamm wieder streckenweise, begegnete ohne jede Bedenken den Floßtreibern, die mit langen Hakenstangen die mit Steinen beladenen Flöße stromab der Stadt zu trieben. Wer kannte den Prinzen von Armenien nicht! Die Flößer jauchzen „Neptun“ zu, er sitzt wohl einige Augenblicke zu ihnen und lacht über ihre rauhen Kehlen und Derbheiten, daß man ihn in den Steingründen droben hörte und sich seiner Ankunft freute. Den ganzen Nachmittag verbrachten die drei in den Steinbrüchen, sahen zu, wie die Steinquadern unter den Stößen der schweren langen Eisenhebel rissen und donnernd, zerschmetternd in die Tiefe des Bachbettes fuhren; dann wie sie behauen, geschliffen, poliert, verladen wurden. Der Prinz kletterte wie im „Gebirg“ herum und wagte Sprünge, daß selbst den erfahrenen Steinleuten graute. Doch jeden Warnungsruf Harsas, Koswitas oder der Arbeiter beantwortete er aus der Höhe herab mit seinem in den Tiefen widerhallenden a—i, a—i! Kurz vor dem Aufbruch standen die drei noch vor einer Gruppe von Steinhauern, die auf einem freirunden Platz, ringsum von den Steinwänden umgeben, die ausgebrochenen Klötze bearbeiteten. Die Armenier schauten noch eine Weile zu. Ein riesiger Mensch von germanischem Aussehen, blondem Haar und Kurzbart, mit blauen Augen, mit ungeheuren Armmuskeln und Händen schwang einen Hammer von unglaublicher Größe und brach Quadern wie Ton, dann trug er wieder Steinstücke weg, die sonst die Kraft von zwei und drei Männern erforderten. Das war den andern gewohnte Sache. Nicht dem Tird. Im nächsten Augenblick schon war er an der Seite des Riesen und mit ihm ins Gespräch verwickelt. Zum Staunen aller hob auch Tird den schweren Hammer und schlug damit einen mächtigen Klotz entzwei. Und so lange machte er dem Riesen Kraftproben nach, bis er ihm nachstehen mußte. Aus dem Kreise der zuschauenden Werkleute waren fortwährend Witze gefallen, die auf den starken Genossen gemünzt waren. Ein kleiner häßlicher Kerl mit platter Nase, schielenden Augen und struppigem rötlichem Kraushaar schien es besonders auf den Großen abgesehen zu haben. Mit Löwenruhe stand der da und blickte nicht um sich. Die Witze des Kleinen wurden immer dreister, das Gelächter der andern immer ärger. Längst hatte Koswita aus den vielen Spottrufen den Namen Christus

herausgehört und verstand jetzt, daß die meisten Witze die Religion des Beleidigten anbetrafen. Nur einige wenige machten nicht mit und blieben still, wie ihr starker Gefährte, zu dem sie zu halten schienen. Nun flogen kleine Steine, die der Starke mit den Händen von sich abwehrte, daß sie vor ihm zu Boden fielen. Koswita sah, wie die bleichgewordenen Lippen des Riesen sich fast unmerklich, wie redend bewegten und wie seine Blicke schutzsuchend zu seinen Genossen hinüberglitten. Jene blickten warnend auf ihn. Der Starke legte beide Hände wie betend auf dem Stielende des Hammers übereinander und blickte furchtlos auf seine immer frecher werdenden Feinde. Sandwolken fuhren daher und drangen ihm in Augen und Mund. Er kehrte sich um und rieb sich beide Augen aus. Wieder sah Koswita, zitternd vor Zorn, wie er zu seinen drei Genossen hinübersah, aber mit einem Blick, der Koswita und Harsa erschreckte. Sie zog Koswita mit sich und rief ängstlich dem Prinzen. Der stand in der Mitte des Platzes außerhalb der Wurflinie, und lachte ihr zu: „Bleib doch. Das wird lustig!“ Koswita blickte ihn zornflammend an: „Schäm' dich, Tird!“ rief sie armenisch und wandte sich zum Gehen. Kaum einige Schritte weit gekommen, hörten sie ein fürchterliches Getöse fluchender, drohender oder abwehrender Männerstimmen, dazu platschende Schläge, und dazu des Prinzen a—i, a—i, a—i und schallendes Lachen Tirds, der sich bald die Hände rieb, bald mit beiden klatschte, bald auf die Schenkel schlug, sich den Bauch hielt und hüpfte und tanzte. Da rief ihn die Priesterin bebend vor Wut — umsonst. Er hörte sie nicht. Koswita lief erregt davon. Nahezu Haß war es, was sie gegen Tird augenblicklich fühlte. Der Riese war von seinen Feinden umringt wie von Bienen; immer mehr Sklaven und Arbeiter kamen aus den verschiedenen Höhlen und Schluchten der Steinbrüche. Der Riese wehrte sich nicht, ließ sich stechen, schlagen, stoßen mit Eisenspießen und Riemen, senkte immer tiefer den mächtigen Kopf, stand bewegungslos da, immer noch die Hände auf dem Hammerstiel gekreuzt. Gerade das war's, was Tird reizte bis zur hellen Verachtung des Starken, bis er nicht mehr anders konnte, als mit Spottrufen ihn zur Rache aufzureizen und ihm seine Hilfe anzubieten. Da aber schaute der Riese so mitleidig zu ihm hinüber, daß Tird seinen Blick verstand: „Meinst du Knabe, wenn ich dürfte — ich brauchte dich?“ Er rollte nicht einmal mehr die Augen, sah nicht mehr drohend drein, ließ den Hammerstiel seinen Händen entgleiten

und stand nun wirklich wie ein wehrloses Lamm vor seinen unmenschlichen Quälern. Jetzt schien ihre ganze Arbeit vergebens gewesen zu sein. Diesmal brachten sie den Riesen nicht dazu, mit dem Hammer unter sie zu fahren, einen von ihnen hoch aufzuheben und fast am Boden zu zerschmettern. Der Geist des Christus hatte über ihn gesiegt. Der kleine Dämon vermochte ihn nicht wieder beim Bischof zu verklagen und seinen Ausschluß vom Herrenmahl für einige Zeit zu bewirken. Der Bischof wird ihn loben und sagen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen verfolgen und schmähen." Aber der Kleine war damit nicht zufrieden. Daß er nun ausgeschlossen werde, war ihm klar. Was hatte er zu verlieren? Ein spitzer, dolchartiger, scharfkantiger Stein flog durch die Luft und bohrte sich tief in den Hinterkopf des Riesen, der wortlos zusammenbrach und sofort die Augen schloß. Das Blut schoß dunkelrot aus der klaffenden Wunde und rötete in weitem Bogen den sandigen Boden. Der Kleine sah den Riesen fallen, wollte lachen, aber schon fiel die Faust Tirds mit dumpfem Fall auf seinen Kopf, daß er taumelte. Nun trat der Prinz auf. Mit königlicher Miene befahl er den Kleinen zu binden und ihn zu bewachen, bis daß die Aufseher zur Stelle seien, die von einigen längst mit angstvollen Hilferufen gesucht worden waren. An Händen und Füßen gebunden wurde der Mörder auf einen Karren gebunden und weggeführt. Um den gefallenen Christen hatten sich die andern Christen geschart. Aber ihnen war schon Koswita zuvorgekommen. Von Harsa hatte sie sich losgerissen und kniete als erste Hilfe beim Riesen, dessen bluttriefenden Kopf sie vom Boden hob und zuerst einen Augenblick in ihren zitternden Händen hielt. „Er stirbt ja — Koswita, laß, komm, du wirst unrein, die Leichengeister, Koswita!" rief die Priesterin aus allen Kräften, ganz verzweifelt. Koswita rührte sich nicht. Mit einem Ende der weißen, leichten Sommertoga von feinem Gewebe suchte sie das unaufhörlich hervorquellende Blut zu stillen, immer mehr Kleid brauchte sie, sie wurde naß von Blut und zog die Toga aus. Man brachte Wasser vom Ilissos. Er trank keines. Wurde zusehends blasser und blasser. Unbeweglich hielt Koswita hinter ihm kniend seinen Kopf in ihren Händen und sah den Riesen von oben herab langsam verscheiden. Das Blut war ausgeronnen und stand still. Koswitas Hände waren naß von Blut und kaltem Schweiß. Ohne einen Blick vom Sterbenden abzutun, hielt sie, weiß fast wie der Sterbende selber, aber

mit ruhigem Ernst das Haupt des Toten. Die Christen lagen zu beiden Seiten desselben auf ihren Knien, weinten und beteten, daß der Herr die Sünden ihres Bruders vergeben, seine Seele retten und sie aufnehmen möge ins Paradies. Einer aber betete laut: „Herr, rette auch die Seele seines Feindes und behalt ihm seine Sünde nicht.“ Als das Koswita hörte, verlor sie die letzte Fassung, schluchzte laut auf, schrie dreimal, alle erschütternd: „O Finsternis! Finsternis! Finsternis!“ Und dann, wie mit einer fremden, freudezitternden Stimme: „Jesus Christus — du, du bist das Licht der Welt!“ Noch einmal blickte sie ins Gesicht des Toten. Die Wände des Steinbruchs glitzerten wie von Millionen Goldkörnern. Der Boden rings um den weiten Blutkreis flammte wie ein Feld von glühenden Diamanten. Feierliche Stille herrschte. Nur der Ilissos schäumte. Vögel zwitscherten. In einiger Entfernung saß die Priesterin auf einem Stein und starrte in den Sand. Der Prinz hatte die Truppe begleitet, in deren Mitte der Kleine weggeführt wurde hinab zum Gerichtshaus in der Stadt. Arm in Arm, schweigend bis nach Hause, folgten Koswita und Harsa. Sie fürchtete nicht mehr, unrein zu werden.

Der Sommerabend mit seinen Wogen von Rosen-, Nelken-, Narzissendüften und dem Geruch der Fichten und Zypressen vereinigte am Weiher der großen Felsengrotte in der Mitte des Parkes die Familie des Fürsten. Paula dabei. Man besprach das Vorgefallene. Paula hielt lange Koswitas Kopf an ihrem Herzen und die Hände des Mädchens in den ihrigen. Von heute an waren sie eines Glaubens geworden. Als Licinius erklärte, daß womöglich der Kleine schon gehenkt worden sei, überlief ein Schaudern den ganzen Leib Koswitas. Licinius und Silen gaben dem Prinzen recht, der in verächtlichen Ausdrücken solche Sanftmut bei solcher Kraft für Feigheit und Narretei erklärte. Schon deshalb könne er nie ein Christ werden.

„Warum hast du dann den Kleinen geschlagen?“ frug Koswita. „Gewiß, der ging zu weit. Einen solchen Stein schleudern ist gegen das Gesetz und alle Erkenntnis, feig, elend!“ Silen rief: „Recht so, Prinz, du wachsest in Erkenntnis und Tugend!“ Da rief Koswita bebend vor Zorn: „Silen, deine Weisheit macht noch Tird zum Mörder. Das sag' ich dir!“ — „Ist nicht dein Ernst“, lachte Silen, den aufbrausenden Tird beruhigend. „Wie meinst du das, Koswita?“ — „O, du hättest deinen Zögling sehen sollen, wie er lachte, tanzte, in die Hände, auf die Beine klatschte vor Freude am Streit.

Nachher schlug er dem Kleinen auf Kopf und Mund und konnte seinen Zorn nicht bemeistern. Nach dem Unglück trat er wie ein Imperator auf, warum nicht vorher? Warum wehrtest du nicht ab, du Held, du Achilles, du Feigling, du erbärmlicher —" Paula drückte ihr warnend die Hand. „Still, still, mein Kind." Der Prinz war wütend aufgefahren und gegen Koswita gesprungen, aber schon stand Harsa vor ihr und ihr altes liebes „Tird, mein Tird!" genügte. Grollend verschwand der Prinz im Dunkel.

Verlegen ging der Philosoph auf und nieder, hustete mehrmals und bemerkte endlich freundlich zu Koswita: „Ich muß dir recht geben, Prinzessin, wenn auch nicht in allem. Gewiß, es wäre in diesem Fall besser gewesen, von Anfang an den Streit zu dämmen. Doch konnte ja der Prinz in seinem Alter, bei solcher Lebenskraft, wie sie nun einmal in ihm schäumt, nicht Erkenntnis genug haben zur Voraussicht, wohin das entfesselte Spiel der Kräfte führen werde. Mir scheint, der Prinz habe am Anfang des Streites eine solche freie Kraftentfaltung erwartet, so eine Art olympischen Wettkampfs, auf den er sich ja mit so großem Erfolg schon längst täglich im Gymnasium übt, er erwartete einen Ringkampf, mehr gewiß nicht. Darin konnte er nichts Böses erkennen, so wenig wohl als der geehrte Senator." — Dieser stimmte kräftig bei, und Silen nickte erleichtert. — „Das mag der Einfluß meines von Koswita so scharf verurteilten Unterrichts sein, eine unbewußte Erinnerung des lieben Prinzen an Meister Empedokles, der ja bekanntlich die Entstehung und Veränderung aller Dinge auf die anziehenden und abstoßenden Kräfte zurückführt und die anziehenden Liebe, die abstoßenden Haß nennt. Und die Wahrheit dieser Erkenntnis erkennen wir doch aus dem ganzen Universum. Überall ist Kampf, Vereinigung, Trennung, Liebe, Haß. Nur dem Menschen ist die Erkenntnis gegeben, die Trennung von seinesgleichen mit Vernunft und Ruhe, ohne Affekte der Seele zu vollziehen. Er soll innerlich nicht hassen, sondern Zorn, Haß und Rache überwinden und sich ruhig trennen von dem Menschen, mit dem seine Natur in ihm keine Vereinigung der Liebe und Freundschaft verlangt. Wer aber, wie der sogenannte ‚Kleine', gegen solche Erkenntnis handelt — unvernünftig, blind den wilden Affekten des Zorns oder grausamer Lust gehorchend — der ist gemein- und staatsgefährlich, der verdient Strafe, der muß durch Gericht und gerechtes Urteil der Obrigkeit durchs Schwert von der Ge-

meinschaft vernünftiger Menschen geschieden werden." — „Und seine Seele?" riefen Harsa, Paula und Koswita wie aus einem Munde. Der Philosoph verzog die Achseln und hob unwillkürlich mit leichter Kniebeugung den linken Fuß mit dem roten Pantoffel empor: „So weit — meine geehrtesten Frauen — reicht mein Wissen und Erkennen nicht. Die Unsterblichkeit der Seele hat selbst Sokrates nicht mit Sicherheit anzunehmen gewagt. Ich denke, auch diesem Kleinen wollen wir lieber die Sterblichkeit seiner Seele wünschen." Paula erwiderte ruhig: „Es ist edel von dir, Silen, daß du so demütig bei den Grenzen deiner Erkenntnis bleibst. Doch wie kommst du über die andere Grenze, ich meine über das Böse? Wie hilfst du dem Menschen, der die Erkenntnis des Guten weiß und tut es doch nicht? Oder, denke dir den Fall, daß innerlich ein Mensch in seinem Herzen strebt nach Vereinigung mit einem andern, er liebt ihn, er ist ihm dankbar, er möchte ihm eigentlich nur Liebes und Gutes tun und tut ihm doch wider seinem eigenen Willen immer wieder Leides, bis dessen Herz gebrochen ist, dann steht er an seiner Leiche, weint und schlägt an seine Brust: ‚Wie konnte ich so sein und so handeln und — ich liebte ihn doch?'" Der Philosoph zog die Toga eng um sich, wiegte sinnend den Kopf auf und nieder und erklärte: „Nach meiner Erkenntnis ist hier nur diese Antwort möglich: Entweder: der Betreffende glaubte das Gute zu erkennen und hat es doch nicht erkannt. Denn hätte er es erkannt, so hätte er es als vernünftiger Mensch auch getan. Er muß darum noch mehr aus Irrtum zur Wahrheit und Erkenntnis streben. Oder aber — er erkannte wirklich das Gute und tat es doch nicht, dann ist er wahnsinnig und muß wie der ‚Kleine' entweder mit Gewalt zum Gehorsam gegen die Vernunft gebracht werden — das ist das Wesen der Erziehung, der Zweck der Strafe und des Gerichtes — oder im schlimmsten Fall — bei Verbrechern mit krankhaften Lastern und völliger Unvernunft —: Ausscheidung von der menschlichen Gesellschaft durch Tod! Dasselbe urteile ich von dem, der einen Mitmenschen liebt und ihm doch nur wehe tut. Entweder meint er zu lieben und liebt nur sich selbst und haßt eigentlich den andern. Oder er liebt ihn wirklich, ja dann — muß er ihm auch Gutes tun; tut er es nicht, so ist er ein unvernünftiger, kranker Mensch, den man sich selbst überlassen muß. Also: gut ist vernünftig, böse ist unvernünftig, Liebe ist Natur, Haß ist Unnatur bei Menschen. Denn vernünftige Menschen, die

nicht zusammenstreben, lassen sich ruhig ihre Wege gehen —" — „Und zugrunde gehen?" rief empört Paula, „verloren gehen?" Koswita. „Wenn es sein muß, und keine Vernunft mehr helfen kann!" antwortete Silen, mit kalter Ruhe und mit Achselzucken. Da gingen Paula und Koswita hinweg. Die Gesellschaft löste sich in kaltem Schweigen auf.

Neuntes Kapitel.

Verlorener Boden.

Der Prinz war ohne jede Verabschiedung zu Bette gegangen. Er stand auf ohne Gruß. Tagelang dauerte die „Rache des Achilles". Mit rollenden Augen, zusammengebissenen Zähnen, den Stirnfalten und dem finstern, wilden Gesichtsausdruck, vor dem die Sklaven, selbst der Präzeptor gerne sich verzogen, lief Tird herum. Kein Wort kam während der Mahlzeiten von seinen Lippen. Um so mehr Nahrung und Trank verschlang er im Zorn. Machte sich wieder auf und davon. Silens Zureden war ebenso vergebens wie das des Fürsten. Koswita wich dem Bruder mit verweinten Augen aus und litt täglich mehr unter diesem Verhältnis, das ihr in der Fremde, mehr und mehr von Heimweh geplagt, doppelt schwer fiel. Harsa litt darum noch mehr, als nur unter Tirds Benehmen, weil sie deutlich fühlte, wie unmöglich ihr war, jetzt Tird zu lieben, mehr zu lieben als sonst, oder gar für ihn zu beten, was — wie sie wußte — Koswita tat. Jede Annäherung Koswitas wurde von Tird mit Augenrollen, Sichumkehren und Weglaufen beantwortet. Koswita aß nicht mehr, erschien nicht mehr bei Tische. Der Prinz aber aß immer mehr und immer gieriger. Da fuhr eines Spätsommerabends am Abendessen ein Gewitter daher, das der Prinz nie für möglich gehalten hätte, das ihn am Tisch so überraschte und erschreckte, daß ihm der Löffel entfiel, alle auffuhren und erstarrt den Fürsten anblickten. Der hatte sich auf seinem etwas erhöhten Hausherrnsitz aufgerichtet. Die gutmütigen, immer freundlichen Züge des alten Generals waren verschwunden. Eisern schien Stirne, Mund; die Augen funkelten Wut und schossen unter hoch aufgezogenen Augenbrauen Blitze gegen den Prinzen, der Mund unter dem buschigen grauen Schnurrbart öffnete sich langsam; dann brach ein Wetter los, unter dessen Donner der Prinz allmählich

klein und kleiner wurde, den Kopf tiefer und tiefer senkte und schließlich ganz zusammengeschmettert auf seinem Polster saß. Nicht mit der feinsten Andeutung berührte der edle Fürst die Guttaten seines Hauses, seine Person erwähnte er nicht ein einzigmal, nur die Frauen des Hauses, Licinia, Harsa, Koswita, Paula, Judith fanden ihre gewaltige Rechtfertigung. Ihnen gegenüber habe sich der Prinz nicht als Prinz und angehender König, sondern als murrender Sklave gezeigt, Koswita habe er verraten und verleugnet in fremdem Land, und nun verlange er, der Fürst, daß er diesem alle bedrückenden Zustand ein Ende mache. Heute abend noch müsse die Versöhnung geschehen, oder er werde dem Prinzen das Gastrecht künden. Es war, als ob der Prinz, selber am unglücklichsten in seinem Trotz, nur auf eine ihm überlegene Kraft gewartet hätte. Sofort war sein Widerstand gebrochen, die Züge hellten sich auf, die Falten der Stirne vergingen und die großen Augen schauten voll Verwunderung, ja wie dankbar, den Fürsten an.

Harsa benutzte klug sofort den Augenblick und zog noch nach dem Essen mit den Kindern — wie sie Tird und Koswita immer noch nannte — hinaus ins Freie. Sie wanderten in der Richtung gegen den Piräus im Olivenwald, der in der Dämmerung noch grauer als am Tag aussah und wie mit silbergrauer Seide überzogen schien. Tiefe Ruhe herrschte, und auch die drei Heimatlosen mit übervollem Herzen, die alle nach Versöhnung schmachteten, sprachen lange kein Wort. Sie schritten nebeneinander. Harsa führte Koswita am linken Arm. Der Prinz schritt neben Harsa. Auf einmal legte er seine Hand auf ihren rechten Arm, sie bog ihn und der Prinz legte schweigend seinen Arm in ihren. Wieder gingen sie so einige Zeit.

„So willst du wieder unser Freund und Schützer sein, Tird?" fragte Harsa plötzlich in weichem, liebem Ton. Er schwieg und drückte nur sanft ihren Arm. Sie blieb stehen, sah mit forschendem Blick den Prinzen an und fragte: „Wie hast du das tun dürfen, Tird?" Er senkte den lockenschweren Kopf gegen ihre Brust und schwieg wieder. Sie tat einige Schritte weiter, dann wiederholte sie Blick und Frage. Jetzt sagte der Prinz leise: „Der Zorn ist stärker als ich. Ich wollte längst wieder reden, ich sah schon lange ein, wie häßlich ich sein müsse, ich habe mich verachtet und gescholten, auch gegeißelt habe ich mich und zu Mithras gebetet, aber die Dämonen haben mich gebunden, ich habe es wohl gespürt. Harsa, Koswita, kommt, vergebt mir, ich habe euch so lieb, ich kann nicht sagen, wie

lieb — und mußte euch doch hassen. Aber dabei war ich so unglücklich. Und alles in mir ist so finster gewesen."

Er hatte die Hand Harsas und Koswitas ergriffen, um seinen Mund zuckte es krampfhaft, die Augen füllten sich mit Tränen und noch einmal bat er: „Vergebt mir!" — „Ich vergebe dir gern, mein Tird, aber Koswita hat dir mehr zu vergeben." Statt einer Antwort warf sich die Schwester mit so plötzlicher, leidenschaftlicher Gewalt an die Brust des Bruders, daß er zurückweichen mußte; die Arme Koswitas umschlangen seinen Hals und weithin tönte der dreimal aufschluchzende Ruf: „O Tird! Tird! Tird!" Er legte die starken Arme um ihren Nacken, preßte sie an sich und weinte über ihrem weichen Haar. Als sie sich endlich losgelassen hatten und umsahen, war Harsa weit voraus gegangen. Im dunkelnden Hain glich sie in Gestalt und Gang einer wandelnden Göttin. „Nun ist alles, alles wieder gut, Kinder", rief sie freudig, als sie sich umkehrte, und die auf sie zueilenden Kinder in ihre offenen Arme schloß. „Wie wird der Fürst sich freuen!" — Arm in Arm schritten sie weiter. Doch bald legte sich wieder eine beklemmende Stille auf die Geschwister. „Es ist noch nicht alles gut, Harsa", sagte Tird plötzlich. „Was fehlt dir, Tird?" fragte sie besorgt. „Daß der Vater nie schreibt oder keinen Boten schickt. Nun sind wir drei Jahre da, und immer noch ist er im Krieg. Wenn ich nur heim dürfte, ich bin nun so groß und stark, vieles hat mich Licinianus schon gelehrt aus der Soldatenschule und Kriegsführung. Ich könnte dem Vater sicher helfen siegen! Hier ist es ganz schön. Alle sind so gut gegen uns, aber ich glaube, hier kann ich nicht immer edel und gut sein. Sie glauben hier etwas ganz anderes, als was Mobed und du uns gelehrt habt. Der Fürst ist eben alt, und er sagt oft zu mir: er sei auch jung und toll gewesen, und lacht dazu. Silen erklärt mir immer sehr gut und schön, was edel und tugendhaft sei, ich verstehe es wohl und nehme mir es vor, aber dann spricht eine Stimme in mir: Prinz, tu' das Gegenteil, und treibt mich, und lockt mich, bis ich es getan habe, was finster ist und böse. Dann reut es mich wohl. Aber es ist zu spät. Mir fehlt der Vater. Hier sind alle zu gut gegen mich. Koswita sagt so viel von dem Christus. Aber den mag ich nicht leiden. Der Vater glaubt an Mithras, an Mithras glaube auch ich." — „Ich glaub' an beide!" warf Koswita dazwischen. „Du weißt ja nichts von Christus, und hörst ja nie zu, wenn ich dir davon erzählen will, was mir Paula und die Christen von

ihm sagen." — „Doch, doch, ich hab' schon viel von ihm gehört", rief der Prinz lachend aus, „wenn ich Briseïs küssen will, droht sie mir immer mit dem Christus, und sagt, das dürfe man nicht tun, wenn man an ihn glaube. Das ist ein finsterer Gott, der Christus, der die Leute traurig macht. Darum bist du immer so traurig, Koswita, und schon lang nicht mehr recht fröhlich. Man darf ja nicht lustig sein, nichts machen und sich nicht einmal w e h r e n , wenn man beleidigt wird, und soll den gar lieben, der einem einen Stein an den Kopf wirft und tötet. Da könnte ich doch kein König und Krieger werden, die Leute würden mir doch nicht gehorchen, und immer denken: ‚er ist ein Christ, er darf nicht zürnen, niemand schlagen und töten'. Nein, da möchte ich nicht König sein." — „Es zwingt dich ja niemand, an Christus zu glauben; wenn du wirklich Mithras Freund bleiben willst, wird er dir helfen, im Lichte zu wandeln und auch gegen deine Feinde einmal gerecht zu sein", sagte Koswita. „Feinde zerschmettert man", rief Tird und seine Augen blitzten. „Und die Armen, die Kranken, die Aussätzigen?" frug leise Koswita. „Nun die — betteln eben, und sterben wie immer!"

Sie kehrten um, und traten wieder schweigend den Heimweg an. Wieder kam Tird auf die Eltern zu sprechen. Unter vielen Erinnerungen an sie und die Heimat gelangten sie an den Ausgang des Waldes, setzten sich an den Rand der Straße und schauten unter einem Olivenbaum gegen die Stadt, über der ein stiller, sanfter Abendhimmel mit violetter, rosaroter, gelber und gegen Westen purpurroter Färbung lag. Ein Zug der merkwürdigsten Wolkenbilder zog wie ein Regiment von Kriegern am Himmel dahin. Mit kühnen Phantasien malten sich die drei die einzelnen Gestalten, ihre Gesichter, Nasen, Kinn, Bart, Glieder, Stellung, Bewegung, Waffen aus; Frauen als Königin, Priesterin, Dienerinnen folgten, und am Ende — ein zierlich duftiges Wölkchen in Weißrot, schlank, mit flatterndem Gewändchen — „Wer ist's?" rief der Prinz. Und Harsa und Koswita, wie aus einem Munde, lachend: „Briseïs!" — „Bri—së—is" bestätigte der Prinz mit tiefer Mannesstimme in langgezogenen Silben.

Jetzt erblickte plötzlich Koswita auf dem äußersten Baum, am gegenüberliegenden Straßenbord, beim Waldausgang einen großen, wohlbeleibten Uhu, der mit gesenktem Kopf, in sein Gefieder wie zur Nachtruhe sorglich eingehüllt mit gespitzten, seitwärtsgehaltenen Ohren schon lang zuzuhören schien und

mit seinen großen, runden, schwarzglänzenden Augen unverwandt auf Koswita niederblickte. Einige Augenblicke schaute das Mädchen schweigend hinauf und betrachtete ruhig den Vogel, ohne den andern etwas davon zu sagen. Bald aber ergriff sie ein unheimliches Gefühl über der starren Ruhe seines Blickes. Sie stieß mit dem Ellenbogen leise an Harsa und flüsterte: „Sieh dort, auf dem Baum, gerade mir gegenüber, auf dem drittuntersten Ast!" — Harsa erblickte den Uhu gleich und schwieg, unverwandt hinüberschauend. Dann stieß sie den Prinzen und jetzt sahen alle drei schweigend zum Uhu hinüber. „Wenn das jetzt eine Eule der Göttin Athene wäre?" sagte Tird. — „Oder am Ende die Göttin selber?" Koswita. Tird lachte auf. „Das ist doch unmöglich. Wie können Götter sich in Tiere verwandeln?" — „Götter können alles", bemerkte Koswita. „Ist das möglich, Harsa?" wollte der Prinz wissen. „Von Athene weiß ich es nicht. Aber, wißt ihr nicht mehr, wir Armenier glauben doch, daß die guten und bösen Geister sich in Tiere begeben und aus ihren Augen heraus die Menschen anschauen; die guten segnen sie, oder warnen sie, oder winken ihnen, wenn sie in Gefahr sind. Die bösen Geister verführen die Menschen und verzaubern sie, wenn sie ihnen lang in die Augen schauen. Wißt ihr nicht mehr, Kinder, — wenn gute Menschen, — etwa Vater oder Mutter, oder ein Freund gestorben sind, dann können ihre Seelen in schöne Vögel fahren, und sie sitzen auf Zweigen, unter denen ihre Kinder oder Freunde sitzen und hören, was sie reden und lieben und segnen sie!" Ein Schauer erfaßte alle drei, denn wie zur Bestätigung dieses Glaubens hatte der Uhu eben, als Harsa geendet hatte, einen weithintönenden, lang im Wald nachklingenden, wehklagenden Ton von sich gegeben. „Wenn jetzt Vater oder Mutter gestorben wären, ohne daß wir es wüßten, und sie sähen jetzt auf uns herab!" sagte der Prinz mit geheimnisvoller Stimme. „Was sagst auch du, Tird! Du erschreckst mich", lispelte, blaß geworden, Koswita. „Die Eltern leben ja, nicht wahr, Harsa?" Der kurze Augenblick des Schweigens war Koswita schon zu lang. Sie glaubte, Harsa habe ihre Frage überhört und wiederholte dringender: „Sie leben ja, gelt Harsa?" — „Wer?" — „Nun doch, die Eltern!" Harsa drückte wie unwillkürlich die Hand aufs Herz und sagte feierlich: „Sie leben, Koswita. Sie leben!"

Ein langgezogener, furchtbarer Klageton wie aus tiefer Traurigkeit und verzehrendem Heimweh zog sich vom Baum

gegenüber durch den finsternden Wald. Harsa sprang erschrocken auf und rief ganz verwirrt: „Kommt Kinder, hier ist's unheimlich. Vielleicht will uns der Vogel warnen." Tird aber sprang gegen den Baum. Harsa schrie ganz außer sich mit kreischender Stimme: „Tird, willst du kommen!" Aber Tird suchte mit zischenden Lauten, mit Rufen, mit Hand- und Armbewegungen das Tier zu verscheuchen. Harsa eilte davon, was sie konnte. Koswita blieb in einiger Entfernung stehen und rief flehend dem Bruder. Er warf eben ein Holzstück gegen das bis dahin unbeweglich ruhig gebliebene Tier. Jetzt verlor der Held die Geduld. Den Dolch aus der Scheide ziehend und mit der Rechten ihn haltend, begann er gegen den Uhu hinanzuklettern. Noch ein kleiner Abstand trennte ihn vom Tier, von dem nur noch eine vom Laub und Abendhimmel sich abhebende Silhouette sichtbar war. Immer noch blieb der Uhu unbeweglich. Aber als Tird mit der Rechten zum Stoß gegen ihn ausholte, da glotzten ihm plötzlich zwei feurige Augen wie glühende Kohlen entgegen, zwei mächtige Flügel schlugen klatschend auf Laub und Zweige und starke Windstöße drangen gegen Tirds Gesicht. Und jetzt ein Pfeifen, Pfauchen, Zischen, daß Tird vor Entsetzen den Dolch fallen ließ. Ein furchtbarer Angstschrei dröhnte durch den Wald. Gellende Hilferufe Koswitas folgten. Tird schrie wie wahnsinnig: „Vater, Vater Kosroes, bist du's, bist du es? Götter des Lichts! Ahura, Mithras, Anahita, zu Hilfe! Ariman und die Dämonen!" Dazu die Angstrufe Koswitas, wie die einer Wahnsinnigen! Jetzt ein Rauschen, als flögen geflügelte Dämonen aus dem Baum; in weitem, hohem Bogen über die Gipfel hinweg, den finstern Wald mit schauerlichen Klagetönen füllend, flog der Vogel davon. Mit kaltem Schweiß bedeckt, mit wankenden Knien schleppte sich der Prinz nach seinem Fall vom Baum zur Schwester. Sie lag, in ihrem hellen Gewand noch deutlich erkennbar, mitten im harten Weg auf den Knien, die Stirne berührte die Erde. Als Tird zu ihr kam, hörte er sie deutlich mit heißer Inbrunst den Namen Jesus Christus hauchen.

Bald hatten sie wie in wilder Flucht Harsa eingeholt, die nun Tird bittere Vorwürfe machte, daß er wieder nicht gehorcht habe und auf ihren Ruf gekommen sei. Es sei ihm alles zur Strafe geschehen. Im Innern aber gestand sich Harsa mit aller Klarheit, daß sie abermals habe erfahren müssen, daß entweder ihr Glaube an Mithras und Anahitas Beistand zu

schwach sei, Angst zu überwinden, oder —? Sie mochte nicht weiter denken. Ihr graute schon wieder vor der Nacht. Als die Heimkehrenden die Lichter der Vorhalle des Atriums sahen, wurde ihnen wohl. Von diesem Abend an aber wußte der Fürst, daß ihm und seinem Hause wieder eine Überraschung zuteil werde, oder gar ein Unglück bevorstehe. Einige Tage darauf deuteten die Flüge der Vögel im abgesteckten Luftraum, die Zuckungen des Opfertiers, die er vom Priester hatte befragen lassen, auf Unglück. Ernst und gefaßt wandelte der Senator erwartungsvoll im Haus und Park herum, ging viel in die Stadt und kam immer mit vielen Neuigkeiten heim. Diocletian war alleiniger Herrscher geworden und hatte seine Residenz drüben in Nikomedien im Lande Bithynien am Ende des schönen, wie ein riesiger Mittelfinger in Kleinasien hineinreichenden Golfes Astacus, Chalcedon gegenüber, aufgeschlagen. Nun mußte doch bald eine Botschaft kommen, wie es stehe um Reich und Thron des Prinzen, um Schloß, Stadt und Königsschätze, um Mobed und das Heiligtum Anahitas. Täglich erwartete man Botschaft. Mit täglich sich mehrender Bangigkeit sah man der Stunde entgegen, da man den Kindern das Schreckliche sagen müsse. Licinianus war zurückgekehrt. In Nikomedien hatte er dem neuen Kaiser die Treue als Führer der griechischen Legion gelobt und die Verheißung kaiserlicher Gunst und Freundschaft erhalten. Tagelang währte seine Unterhaltung. Gäste auf Gäste kamen, zu hören, wie der neue Kaiser aussehe, wie er auftrete, was er für einen Hof führe, wie er zu regieren gedenke. Judiths Gatte konnte Licinianus' Berichte in manchen Punkten ergänzen, denn schon war auch er am Hof gewesen und hatte Diocletian einige seiner glänzendsten Angebote gemacht und einige Freiheiten und Sicherheiten für sich erobert. Er war des Lobes übervoll für Diocletian, mit dem ein jeder sprechen dürfe, wie mit seinesgleichen. Es war anfangs Oktober. Ein grauer, unfreundlicher, sonnenloser Morgen. Die Akropolis mit ihrem Statuenwald war wie in graue Hüllen gekleidet. Scharfe Brisen wehten vom Meer her und wirbelten dürre Blätter und Äste durch den Park. Das war der schreckliche Tag im Hause des Licinius. Ohne besondere Zeichen, unerwartet, unbefragt war er angebrochen, der schreckliche Tag, den keiner, auch nicht der letzte Sklave des Licinius, mehr vergaß.

Am Morgen. Der Prinz war schon unwillig und mürrisch aufgestanden, unlustig vor allem zum Lernen. Und heute

schien es gerade Silen darauf abgesehen zu haben, ihn zur Genauigkeit des Ausdrucks, zur absoluten Klarheit des Begriffes zu führen. Kaum waren diese geistigen Exerzitien vorüber, so kam die Rhetorik an die Reihe, und nach dem Bildungsgang des damaligen griechisch-römischen Gebildeten sollte auch der Prinz lernen, seine Rede mit Mienen, Geberden, Bewegungen der Finger, Hände, Arme, Beine, Füße, anmutig, dem geistigen Inhalt der Rede angepaßt, zu begleiten. Tird war's, Silen habe es heute darauf abgesehen, ihn zu reizen und ihn die Übermacht des Erziehers fühlen zu lassen. Bald war etwas an der Satzstellung, bald an der Aussprache, bald am Tonfall nicht richtig, und mußte zwei-, dreimal wiederholt werden. Mit unwilligem Gesicht gehorchte der Prinz. Jetzt war wieder der Gesichtsausdruck nicht dem Inhalt der Rede angepaßt. — „Ein mürrisches Gesicht und die frohe Botschaft von Sieg und Beute — das paßt doch nicht zusammen, du Guter! Da glaubt dir doch kein Mensch deinen Sieg!" — Die ganze Rede mußte mit freudigem Ausdruck wiederholt werden. Aber jetzt waren die Hände, die Füße untätig geblieben. „Also noch einmal, Prinz, mit raschen, lebhaften Bewegungen von Kopf, Händen, Armen, Füßen — alles muß die Freude, den Sieg darstellen! So! Sieh' zu!" — Silen machte die ganze Szene vor. Tird stand hinter dem eifrigen Erzieher und streckte wie von Ekel übernommen die Zunge heraus. Dann begann die Prozedur von neuem. Tird hatte gar nichts von Silens Vorstellung gesehen und machte wieder alles verkehrt. Silen wiederholte mit unerschütterlicher Geduld seine Demonstration und fuchtelte mit Händen und Füßen, laut, mit kurzem Atem rezitierend, vor Tird herum. Jetzt aber kam ihm der unglückliche Gedanke, einmal umzublicken, ob auch Tird zusehe. Da sah er Tirds Zunge so weit als möglich heraushängen und der Ausdruck seines Blickes und Gesichtes verriet Silen deutlich, daß Tird nicht — wie er behauptete — Brosamen vom Morgenessen von den Mundecken schlecken wollte. Nun wollte Silen Meister bleiben. Es galt für den Erzieher, keine Furcht zu zeigen. Eine Brandrede begann. Lügner schalt er den Prinzen, Feigling, ein Sklave, kein Prinz, kein König. Nicht einmal ein ganzer Mensch sei er, weil er nicht vermöge, des Leibes Glieder und Triebe der Vernunft in freiem Gehorsam untertan zu machen. Das war zu viel. Tirds Geduld riß entzwei, ein gewürgter, tierähnlicher Laut entfuhr ihm, die Löwenaugen blitzten auf, das rote Gesicht entstellte sich fast zur Unkenntlich-

keit, kurze heftige Atemstöße fuhren durch die aufeinandergepreßten Zähne und aus dem breitgezerrten Mund. Silen erbleichte, suchte ruhig zu bleiben und mahnte gebieterisch: „Prinz, beherrsche dich!“ Das aber gerade nahm Tird die letzte Besinnung. Silen ahnte Schlimmes und zog sich langsam, dem Prinzen den Rücken kehrend, gegen die Türe. Da stürzte Tird von hinten auf ihn, umklammerte mit beiden Händen den Hals des Lehrers, drückte ihm vorne die Kehle zu, daß er zu ersticken drohte und keinen Laut von sich zu geben vermochte, stieß ihn durch die offene Türe vor sich hin die Treppe hinab ins Atrium, durch dieses nach der Marmortreppe und endlich mit aller Wucht die Stufen hinunter, daß der Unglückliche sich überschlug, die letzten Tritte hinabkollerte, am Sockel der einen Löwenfigur den Kopf aufschlug und blutüberströmt, bewußtlos liegen blieb. Das alles war so lautlos geschehen, daß niemand herzugeeilt war. Die Atrienses und Velarii blieben vor Entsetzen wie starr stehen und verbeugten sich dann mit Sklavengruß vor dem rasenden Prinzen, als er bleich, mit wirren, rollenden Augen und schäumendem Mund wieder an ihnen vorüber zurücksprang, die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer eilte und sich einschloß. Am ganzen Leib zitternd, lief er wie ein wildes Tier im Zimmer hin und her, horchte auf, was es drunten gebe. Alles blieb noch still. Bald aber vernahm er von unten entsetzte Laute, die kommandierende Stimme des Fürsten, das aufgeregte Durcheinander vieler männlicher Stimmen, das Wehklagen der Frauen. Deutlich vernahm er Licinias ruhige Stimme, das Weinen Koswitas, das Rufen Harsas nach dem Arzt. Das Kommando des Fürsten ertönte wieder, als er die Sänfte befahl, die Valerius, den Arzt, holen sollte. Dann wurde alles still. Nach einer Stunde etwa dröhnten vor Tirds Zimmer die Schritte des Fürsten. Seine Faust machte die Türe erzittern. Auf den ersten Befehl öffnete der Prinz und folgte gebückt dem stummen Wink des Fürsten, der ihn schweigend durch verschiedene Gänge nach dem Zimmer Silens führte. Mit ganz verbundenem Kopf lag der Lehrer auf seinem Lager, die Augen waren geschlossen, der Mund verdeckt, das übrige Gesicht wie tot. Der Arzt saß neben ihm und beobachtete mit ernstem ruhigem Ausdruck die Atemzüge des Kranken und fühlte eben wieder den Puls. Zu Füßen des Kranken stand Licinia, auf der andern Seite Harsa und zu Häupten Silens lag Koswita auf den Knien und hatte ihr Gesicht in ihre Hände gelegt, die auf dem Bett Silens lagen.

Kein Kopf bewegte sich, kein Wort wurde geredet, als Tird eintrat. Der Fürst führte ihn am Arm zum Kranken, wies mit vornehmer Bewegung der Rechten auf Silen hin und blickte den Prinzen mit einem unvergeßlichen Blick an, in dem ebenso viel Mitleid als Verachtung lag. Der Prinz sprach kein Wort. Er weinte nicht, kniete aber neben dem Arzt nieder und blickte mit einem Ausdruck erbarmungswürdiger Verzweiflung dem Lehrer ins Gesicht — minutenlang, ohne mit einer Wimper zu zucken. Jetzt erst erhob auch Koswita den Kopf und sah mit tränennassen Augen verzweifelt dem Bruder zu. Eben stand Valerius auf und wollte gehen, da schlug Silen die Augen auf und sah verwundert gerade in Tirds zermartertes Gesicht. Man merkte in Silens Blick und Mienen die Bekümmernis, nicht reden zu können. Mühvoll hob er seine rechte Hand und ließ nicht ab, bis daß sie auf dem Kopf des Prinzen ruhte. Noch einen Augenblick sah dieser den Lehrer mit jenem starren, verzweifelten Blick an, dann senkte er langsam unter des Lehrers Hand den Kopf, bis er leis die Brust des Kranken berührte. Kein Laut kam von Tirds Lippen. Aber sein ganzer Leib schüttelte sich vor Leid und Reue. Still entfernte sich der Arzt nach einem langen Blick auf Koswita. Tird allein blieb bei seinem Lehrer. Harsas seelische Kraft war längst durch ihre geistige Krise und die andauernde Schlaflosigkeit gebrochen. Sie zitterte an allen Gliedern und lief mit schwindelnden Sinnen, und gegen Tird aufs äußerste gereizt im Haus umher. Oft sprang sie hinauf in ihr Schlafgemach, ruhte einen Augenblick und eilte wieder davon, nach Silens Zustand zu fragen. Als sie nach kurzem Mittagsmahl wieder ihr Lager aufsuchte und eben gegen ihr Zimmer kam, stoben jene beiden Sklavinnen, ihre Zimmermädchen, mit einem Schreckensruf davon. Ohne auf den gebieterischen Ruf Harsas zu achten, waren sie gleich in den Seitengängen verschwunden. Ein Fluch schwirrte von den Lippen der erregten Priesterin. Sie betrat ihr Gemach. Der ihr allein untrügliche Geruch des scharfen Haomasaftes drang ihr aus dem Zimmer entgegen. Sie öffnete ein Wandkästchen mit gold- und silberbeschlagener Türe. Der in die Wand hineingebaute Innenraum aus dünnen Elfenbeinplatten barg die Kostbarkeiten und religiösen Heiligtümer der Priesterin. In einem Gefäße von geschliffenem Kristallglas, von einem becherartigen Goldgeflecht umhüllt, stand der heilige Saft. Auf dem untern Schaft lag das Baresmann, das heilige Zweigbündel, lagen die Mundbinden, die Handschuhe, die Feuer-

zangen, die Geißel mit den mehrfachen, vom obern Ende buschartig ausgehenden satten Lederschnüren. Richtig, die Tür des Kastens war offen! Der Verschluß der Haomaflasche unrichtig geschlossen, alles anders hingelegt! Die Mädchen mußten eben am Ende ihrer Untersuchungen gewesen sein, als sie von Harsa überrascht wurden. Bis zur Erschöpfung gereizt sank sie auf ihr Lager. In unruhigem Halbschlummer lag sie da, alles drehte sich nach ihrem Gefühl um sie herum, und sie und das Ruhebett hoben und senkten sich sich wie auf Meereswellen. Es war ein warmer sonniger Herbstnachmittag geworden und träumerische Stille verbreitete sich durch das Zimmer. Plötzlich erscholl unter dem hochfüßigen Ruhebett, auf dem Harsa lag, ein gräßliches Lachen, tier-, nicht menschenähnlich, einer Lachhyäne gleich, stoßweise, wie in Wahnsinn oder Trunkenheit, ein helles, hohes Lachen, das nur von einer weiblichen Stimme kommen konnte. Mit einem markerschütternden Schrei sprang Harsa auf, mußte sich am Lager halten, um nicht umzusinken, schrie wieder mehrmals auf, im Glauben, ein Dämon oder ein Tier sei unter dem Sofa. Das Lachen verstummte, dafür setzte ein unverständliches, verworrenes Lallen ein, wie von einem Menschen, der die Sprache verloren hat und doch mit aller Energie reden möchte, und langsam kam ein mit schwarzem Kraushaar bedeckter Kopf hervorgekrochen, ein negerschwarzer Hals, zwei weitaufgerissene, rotgeränderte Augen mit stierem Blödsinn schauten aus der Tiefe zu Harsa empor. Die dicken roten Lippen lallten und murmelten. Jetzt wieder das gräßliche Lachen. Die Angst Harsas war vorbei. Sofort hatte sie die Negersklavin Niger, die kleine, häßliche, erkannt, das Waschmädchen, das die Sklavin der Sklavinnen war, allen gehorsam, zu allem gezwungen, für alle der Sündenbock, der auf seinem breiten schwarzglänzenden Rücken die Streiche sammelte, die die strenge Oberin den andern schuldig war. Niger, die immer versuchte, zu allem Spiel und Spaß herhaltende und dazu stets bereite, immer lachende, grinsende und dann heulende — sie war es. Die beiden Zimmermädchen, zu klug, die Wirkung eines fremden Getränkes gerade an sich selbst zu prüfen, hatten Niger mit Augenzwinkern, Winken, sinnbildlichem Vortrinken und süßen Grimassen hinaufgelockt, und bald hatten sie an der Unglücklichen die Wirkungen des furchtbar berauschenden Getränkes beobachtet. Sie konnten Niger nicht mehr davon abhalten, sie nicht wegtragen, als sie Harsas Schritte hörten, und fanden gerade noch Zeit,

die Umgefallene, Besinnungslose unter das Ruhebett zu stoßen, bevor Harsa erschien. Nun kam der Augenblick, wo die Seele Harsas, von allen guten Geistern verlassen, der Macht der Finsternis verfiel, die alle Vernunft und alles Licht in ihr erstickte. Ariman und seine Geister triumphierten — aber es war ihr letzter Sieg. In wahnsinniger Wut stürzte sich die Priesterin aus Rache für Anahita auf die Negerin, die noch zur Hälfte unter dem Lager steckte, immer noch lallend, immer wieder hyänenartige Lachstöße ausstoßend, riß sie mit einer Kraft, die nur die Wut verleiht, an den Haaren und Armen hervor, riß ihr dabei die einzige Kleidung, eine armselige blaulinnene Sklaventunika, entzwei, sprang zum Kasten und hieb im andern Augenblick auf die Sklavin ein, wohin es traf. Sie schrie und brüllte wie ein Tier, wälzte sich auf dem herrlichen Teppich umher, der das ganze Gemach bedeckte und mit großen Pflanzenmustern von vielfarbiger Seide gestickt war. Statuen fielen zu Boden. Köstliche Vasen zerbrachen. Der Teppich rötete sich mit dem Blut des sich windenden und krümmenden Weibes. Doch jetzt öffnete sich die Türe, Licinia und Sklavinnen mit der Vorsteherin hatten sich davor versammelt. Kein Tadel kam von den Lippen der Matrone. Ruhig wartete sie, bis Harsa die Schläge einstellte und wie ein aus Wahnsinn erwachender Mensch verwirrt, verlegen, mit blaurotem Gesicht, nach Atem ringend die Fürstin ansah. Sie gab Befehl, die Negerin hinauszutragen, das Zimmer vollständig zu reinigen. Harsa bot sie den Arm, nahm ihr die Peitsche aus der Hand und führte sie durch die Schar der Sklavinnen in ihren eigenen Toilettenraum. Blicke stummer Wut und Verachtung folgten Harsa.

Am Abend. Die Geschwister Tird und Koswita wandelten schweigend im Park. Silen hatte das volle Bewußtsein wieder erlangt, hatte dem weinenden Tird noch mit tröstlichen Worten vergeben und dann nach Ruhe verlangt. Koswita zitterten noch die Knie vom Anblick Harsas und nachdem diese vor lauter Erschöpfung im Schlafzimmer der Fürstin eingeschlafen war, drängte es Koswita, mit dem Bruder hinaus ins Freie zu gehen. Lange wandelten sie schweigend nebeneinander, bald diese, bald jene Wege. Tird faßte jetzt Koswitas Arm. Mit noch sanfterer Stimme als gewöhnlich sagte sie endlich zum Bruder: „Tird, erkennst du nun, daß dir Erkenntnis allein nicht helfen kann. Siehe doch, das Böse in dir ist immer schneller als deine Erkenntnis. Du mußt einen Helfer haben, der stärker ist als

du. Betest du nicht mehr, Tird?“ Er schüttelte schweigend den Kopf. „Glaubst du nicht mehr, daß Mithras dein Helfer sein kann, wenn du ihn rufst?“ Ganz verzweifelt klang jetzt Tirds offenes Bekenntnis: „Wer ist Mithras? Ein Gedanke, ein Traum von mir. Mithras ist nichts, Mithras ist die Sonne, die kann mir nicht helfen.“ — „Dann muß Christus dir helfen und einen ganz neuen Menschen aus dir machen. O Tird!“ rief Koswita, sich an seine Brust werfend, „wenn du mir verloren gingest, du mit deinen Gaben allen! O, was blieb mir noch in dieser Welt? Was für ein Mensch, was für ein König könntest du werden, wenn du ein Christ würdest!“ Ebenso verzweifelt klang jetzt wieder Tirds Frage: „Wer ist Christus? Ein Gedanke. Ein Traum, noch viel unglaublicher als Mithras. Nie, nie kann ich an Christus glauben, alle meine Vernunft und Kraft bäumt sich dagegen auf. Ein König kann kein Christ sein.“ — „Tird, sag' das nicht, Christus ist auch ein König. Ich glaube an ihn, ich liebe ihn, ich werde Christin. Du liesest ja nie, was ich dir von ihm zeigen wollte, du hörst gar nicht, wenn ich dir von ihm erzählen möchte, du kennst ihn nicht, darum mußt du so sprechen. Tird, mir ahnt, du wirst noch viel, viel leiden müssen, und dann, wer weiß, doch noch ein Christ werden.“ Da reckte sich Tird stolz empor: „Ich ein Christ? Niemals, niemals, Koswita! Glaube du meinetwegen, was du magst. Mädchen und Weiber brauchen Religion, die mögen glauben und beten. Ich kann beides nicht mehr und muß mir selber helfen.“ — „Wie denn?“ — „Silen hat dennoch recht. Erkenntnis und Vernunft! Den Willen täglich üben — das allein hilft, und wenn das nicht hilft, hilft überhaupt nichts.“ Witzig bemerkte Koswita mit schalkhaftem Lächeln: „Mich dünkt, Silen könnte nun genug bekommen haben mit seiner Erkenntnis. Was hat er dir allein ins Ohr gesagt, grimmiger Achill?“ Sie war ganz an den Bruder herangetreten und lauschte mit allerliebster Erwartung in den weitgeöffneten schadenfrohen Augen und um den lächelnden leis geöffneten Mund auf seine Antwort. Er wehrte ab. Sie drang näher auf ihn ein: „Sag, sag es, Tird!“ Und nach abermaligem Kopfschütteln: „Tird, mir zu lieb, bitte, Tird!“ Er sprang davon. Sie ihm nach und hielt sich an seiner weißen Toga mit den breiten Purpurstreifen. Er blieb stehen und lachte. „Sag es, Tird!“ Er ahmte in Ton und Ausdruck Silen nach: „Tird, ich glaube, unsere Erkenntnislehre hat ein Loch bekommen. Entweder müssen wir ganz von vorne anfangen mit der Lehre

von Tugend und Erkenntnis oder du mußt ein Christ werden!“ Koswita schalt: „Da siehst du, Böser, du selber hast mit dem Lehrer seine Lehre gestürzt, und er glaubt bereits auch an deine Bosheit, nicht nur an deine Tugenden.“ — „Nein, nein!“ lachte der Prinz und zeigte das mächtige weißglänzende Gebiß, „Silen sagte, ich sei eben aufgeregt und nicht wohl gewesen. Auch habe er mich offen gestanden gereizt, um meine Erkenntnis und Tugend auf die Probe zu stellen.“ — „Warst du wirklich nicht wohl?“ Da legte der Prinz wieder einmal seine Stirn plötzlich auf die von Koswita, wieherte weithin hörbar und rief: „O, der gute Affe kennt mich noch lange nicht und sagt mir alle Augenblicke: ‚Prinz, ich kenne dich genau, ganz genau!‘ Ich — nicht wohl? Koswita, wann war ich je krank? — zur Briseïs wollte ich.“ — „Schäm' dich, Böser!“ rief Koswita entsetzt, und schweigend gingen sie beide wieder miteinander. Sie kamen zum eisernen Parktor und wollten eben umkehren, da sahen sie in einiger Entfernung ein Häuflein Kinder um einen Mann stehen, der, von mittlerer Größe, aber fester Postur war, eine persische Mütze, langes, weißes Haar und einen großen Bart trug. Er war in die schöne, farbenbunte vielfaltige Toga eines persischen Handelsmannes gekleidet. Auch trug er persische hohe Stiefel von braunem Leder. Er schien außerordentlich freundlich gegen die Kinder zu sein. Sie lachten laut, guckten neugierig in seinen wunderbaren Kaufkasten, der, an festen Riemen um die breiten Schultern des Händlers kreuzweise befestigt, wie ein offener Kauftisch an seinem Leib hing. Ja sogar in die Hände durften die Kinder die fremden, glitzernden Sachen nehmen, betasten, probieren, gegen die Sonne halten und unter lauter Bewunderung die herrlichen Farbenspiele sehen. Einige Kinder kauften ihm ab. Aber er schien gar nicht besonders aufs Kaufen zu drängen, sondern blickte immer wieder zu den königlichen Geschwistern am Parktor hinüber. Sie wurden immer neugieriger. Wer mochte das sein? Was mochte er haben? „Koswita, ein Geschenk?“ O, da war schon wieder die alte, unveränderte Bruderliebe. Schon waren sie beim Händler angelangt und keuchten noch aus, einige Schritte vor ihm. Die Kinder hatten alle Platz gemacht und schlossen hinter ihnen erwartungsvoll wieder den Halbkreis. Der Händler blieb ruhig stehen und tat, als ob ihm die Ankunft der vornehmen Kinder ganz gleichgültig sei. Sie blickten zuerst lange forschend in sein Gesicht. Es war braunschwarz, die Augen hellgrün, aber matt, eher geistlos, gleichgültig. Die Nase war

kurz, gekrümmt und etwas nach links abgebogen. Die schmucklosen Hände hielt er meistens unter dem Kauftisch verborgen. Was mochte wohl Koswita denken, daß sie den Alten schweigend, immer ernster, immer fragender ansah? Tird wühlte längst im Kasten herum und suchte, ohne nur dem Händler einen Blick zu gönnen, nach einem passenden Geschenk für Koswita. Der Alte wich dem prüfenden Blick Koswitas beständig aus. Da fragte Koswita auf griechisch: „Du bist ein Perser?“ Er deutete mit Verlegenheitsmienen und Achselzucken an, daß er sie in dieser Sprache nicht verstehe. Koswita wiederholte armenisch ihre Frage. Der Fremde nickte jetzt gleichgültig. „Glaubst du an Mithras?“ Des Fremden Gesicht leuchtete auf und lebhafter nickte er mehrfach. Woher er komme, ob er Armenien kenne, und König Kosroes und Vagharschabad, den heiligen Mobed und den Tempel Mithras und Anahitas, fragte eben Koswita erregt, als Tird ihr mehrere Kleinodien unter die Augen hielt und fragte, welches sie wünsche. Aber Koswita wehrte ab, sie brauche und wolle keinen neuen Schmuck mehr, sie habe am alten zu viel, Möndchen, Sönnchen, Riechfläschchen trage sie nicht mehr. Tird wollte wieder gereizt werden, da nahm Koswita ein Paar goldene, zierliche Ohrringe dem Bruder zu liebe. Ferner ein feines Nadelbüchschen von Elfenbein mit Perlmuttereinlagen und vergoldetem Verschluß. Ernst sah der Händler auf die beiden nieder und sprach zu allem kein Wort. Schweigend nahm er das Geld entgegen, das Tird seiner, am Gurt hängenden köstlichen Lederbörse mit den zierlichen Seidenstickereien Koswitas entnahm. Neugierig, sich stoßend, puffend und schlagend, hatten die Kinder dem Handel zugesehen. Jetzt hatten sie die stadtbekannte schöne Prinzessin ganz nahe gesehen und einige hatten durch vorsichtiges, leises Berühren ihres schimmernden himmelblauen Gewandes ihre wunderbaren Blicke voll lachender Kinderliebe auf sich gerichtet. Die Knaben bewunderten den Prinzen von Kopf bis zu Fuß. Auch ihn hatte ein kleiner, armseliger Knirps mit kecker Stumpfnase und braunglitzrigen Augen zu berühren gewagt, doch der Prinz hatte nicht umgesehen.

„Wir müssen zum Nachtessen eilen“, mahnte Koswita. Eben wollte auch Tird folgen, da zog der Fremde noch aus einem verborgenen Schublädchen im Kasten einen rotseidenen Beutel, der oben mit einer gedrehten Goldschnur zusammengefaltet war. Die Farben waren abgeblaßt, wie durch Alter oder Regen.

„Hier, schauet, meine königlichen Kinder, das schenk' ich euch dazu für den guten Handel. Schön ist er nicht mehr, der Beutel, aber ein Geheimnis ist darin.“ Die Geschwister kehrten um und sahen sich unschlüssig an. „Nehmt, nehmt. Es ist keine Last, keine Gefahr! Kein Zauber! Seht — nichts, garnichts darin!“ — er löste die Schnur, breitete den Beutel auseinander, stülpte ihn um — „garnichts darin! Aber ein Geheimnis!“ — „Welches denn?“ fragten Koswita und Tird wie aus einem Munde. „Das darf ich nicht verraten. Der Beutel wird es selber sagen. Nehmt ihn doch, seid ohne Furcht!“ Sie sahen sich lange an, zögerten und wollten gehen. Der Fremde rief erregt: „Nehmt den Beutel mit. Es würde euch bitter reuen, ich sage es euch!“ Nun lag ein solcher Ernst in seinen Zügen, die grünen Augen nahmen eine geradezu zwingende Gewalt an, daß den Geschwistern unheimlich zu Mute wurde. Sie standen wie unter einem Bann, kehrten wieder um und zögerten erst recht, das geheimnisvolle Geschenk zu nehmen. Der Fremde sagte: „Nehmt! Ich will euch sein Geheimnis sagen!“ Die Augen der Geschwister waren starr auf ihn gerichtet und beide vermochten nicht mehr von seinen Augen wegzublicken. Er fuhr fort: „Der Beutel wird euch sagen, wie es um Vater und Mutter steht. Nehmt.“ Sie mußten ihn nehmen. Beide streckten gleichzeitig miteinander ihre Hände darnach aus. Dann gingen sie weg. Furchtsam sahen sie noch einmal zurück. Der Fremde ging, von den Kindern umringt, eilend der Stadt zu.

Kaum drei, vier Schritte weiter, und die Geschwister hielten an. Die Gier, den Beutel nach Vater und Mutter zu befragen, ließ sie nicht länger warten. Doch wie den Beutel befragen? Koswita getraute sich nicht, ihn zu berühren. Tird nahm ihn, hielt ihn geöffnet vor sich, sah hinein und fand nichts darin. Ein abergläubischer Geist kam über ihn. Wenn eine Gottesstimme, ein Dämon darein gebannt wäre, der Antwort gäbe, wenn man hineinriefe? „Tu's nicht, Tird, tu's nicht!“ schrie Koswita ängstlich auf. Doch Tird wollte Antwort, denn in seiner Seele hatte das Wort Vater einen Sturm von plötzlichem Heimweh und Verlangen nach Gewißheit geweckt. Seine Stimme zitterte vor Erregung, als er in den offenen Beutel hineinrief: „Ist irgend ein Geist da drinnen, ein guter oder ein böser, ich beschwöre dich, wir flehen dich an, sag' uns, wo Vater und Mutter sind, leben sie, hat er gesiegt, dürfen wir wieder heim?“ Atemlos warteten beide eine Antwort ab. Auch Kos-

wita starrte hinein. Keine Antwort. Kein Zeichen. Aber, als Tird zornig den Beutel in der Hand zusammenpreßte und mit einem Fluch gegen den Fremden wegwerfen wollte, knitterte es laut hörbar wie von einem festen Pergament. Erschrocken sahen sich beide an. War das ein Zeichen? Den Dolch aus der Scheide reißen, das Futter des Innenraums an einer Stelle von unten nach oben aufschlitzen, war ein Augenblick; im nächsten zog Tird einen Pergamentstreifen heraus, rollte ihn auf, sank auf die Knie, Koswita neben ihn, und sie begannen im letzten Dämmerlicht der untergehenden Sonne die fremde, aber deutlich lesbare, armenische Schrift zu entziffern:

„Königlicher Prinz Tiridates! Ahuras und seiner sieben guten Geister Trost sei mit dir und deiner Schwester! Wisse und trage es: Dein Vater, der König Kosroes, wurde vor drei Jahren, gerade vor deiner Abreise nach Athen, vom Fürsten Anag ermordet. Deine Mutter starb an seiner Leiche durch ihre eigene Hand. Das Schloß liegt zertrümmert. Das Reich ist verwüstet durch die Perser. Wir warten auf deine Hilfe. Deine Getreuen!"

In einem einzigen Blick hatten sie den Inhalt übersehen. Zuerst hatte Tird vorgelesen, dann war er verstummt, lautlos lasen beide zu Ende. Noch lagen sie auf den Knien, wie vom Donner gerührt, vom Blitz getroffen. Das Blatt zitterte hin und her in den nassen Händen des Prinzen. Jetzt erst blickte Tird in das leichenblasse Gesicht der Schwester, deren Züge wie versteinert waren. Jetzt sprang er auf und lief, wie von Dämonen verfolgt, gegen den Park, die Luft mit schauerlichen Lauten erfüllend. Stoßweise, gewürgte, mehr tierische als menschliche Laute, die bald mehr herzzerreißendes Leid, bald wahnsinnigen Zorn, bald verzehrende Rache verrieten. In der einen Hand blitzte der offene Dolch im Lichtschein der Atriumlichter, die andere krampfte Pergament und Beutel zum Knäuel zusammen. Die Haare des Prinzen flatterten verwirrt nach allen Seiten. Hinter ihm sprang wie ein zu Tode gehetztes Reh Koswita. Nur von Zeit zu Zeit ertönte von ihr ein weithin gellender Schrei. Entsetzt hörten es die Atrienses und liefen zusammen. Der Präzeptor eilte mit gewichtigen Schritten vor das hellerleuchtete Haus und rief in den finstern Park hinab: „Wer ruft um Hilfe?" Aus der Nacht herauf schoß es die Treppe hinauf, eine flatternde Mähne, noch eine! Eine fürchterliche Stimme schlug an sein Ohr und verlangte Platz, zwei Gewän-

der rauschten an ihm vorüber und im nächsten Augenblick dröhnten die Hallen der Villa von unaufhörlichem Wehklagen der unglücklichen Geschwister. Aus dem Speisesaal stürzten vom begonnenen Mahl weg der Fürst, die Fürstin, Licinianus, seit einigen Tagen wieder daheim. An die Brust des Licinius warf sich jetzt der Prinz mit solchem Ungestüm, daß dieser taumelte und zu fallen drohte. Der Sohn kam ihm eilends zu Hilfe. Der Dolch des Prinzen fiel klirrend zu Boden. Die linke Hand umklammerte immer noch die unglückliche Botschaft und den Beutel. Koswita hatte sich ans Herz der Matrone geworfen und schluchzte und schrie immer wieder in hohen, hysterischen Tönen auf. So oft Fürst und Fürstin oder Licinianus fragten, was denn um aller Götter willen geschehen sei, sie erhielten keine Auskunft. Licinianus wurde ungeduldig, vor Rührung barsch, packte den Prinzen bei den Armen und schrie ihn an: „Tird, bist du eigentlich mein Soldat oder eine Memme, ein Heulweib? Sprich! Rede! Was ist geschehen?“ Als immer noch keine Antwort erfolgte, sondern vom Geschrei der Kinder allmählich sich der weite Atriumraum mit gleichfalls heulenden Sklaven und Sklavinnen füllte, da fuhr er donnernd den Präzeptor an, der im Vordergrund, unmittelbar hinter ihm stand: „Schaff' diese Meute, die verdammte, hinaus, du neugieriger Laffe, was hast du da zu tun?“ Im andern Augenblick war die Halle leer, nur von einer untern Stufe der Steintreppe schielte der Präzeptor über die oberste Stufe hinweg weiter ins Atrium hinein. Er sah noch, wie zuerst Silen mit verbundenem Kopf die Wendeltreppe hinab- und mit aufgehobenen Händen auf die verzweifelten Menschen zuwankte, und dann, wie die Priesterin in aufgelösten Haaren, in weißer Nachttunika, laut rufend, dieselbe Treppe hinab- und auf die Kinder zustürzte, einer Löwin gleich. Koswita und der Prinz schrien wieder ärger auf, als sie Harsa sahen, und ließen sich nun endlich von Licinianus' mächtigen Armen mit Harsa in den Speisesaal schieben. Da blieben alle Speisen unberührt. Der Prinz reichte, von Weinkrämpfen geschüttelt, das Pergament dem Fürsten, wollte reden, vermochte kein Wort hervorzubringen und brach am nächsten Polsterstuhl zusammen. Den heißen Kopf barg er in seine großen Hände, lag da, stöhnte, weinte, schrie zwischenhinein schauerlich auf, währenddem Koswita, stillgeworden, der Länge nach auf einem andern Liegestuhl lag, den Kopf an der Brust der Fürstin, die sich oben hingesetzt hatte, während Harsa am Rand des Ruhebettes saß

und in ihren Händen die blassen, zitternden Hände Koswitas hielt. Unter dem Armleuchter an der Wand lasen Fürst und Sohn immer wieder die geheimnisvolle Schrift und mutmaßten, von wem sie kommen könnte. „Wenn sie nur auch reden und erzählen könnten!“ seufzte der Sohn. „Laß sie nur erst ausweinen!“ mahnte der Vater. Er ging in hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Blieb wieder und wieder mit tiefer Bekümmernis vor Tird stehen, legte ihm die Hand auf den Kopf, streichelte ihn sanft und ging aufseufzend wieder weg. Silen wankte in den roten Pantoffeln hilflos im Zimmer herum, auch seine vielen, mit großer Mühe im schwachen Kopf zusammengesuchten Zitate griechischer und lateinischer Autoren über das Unglück prallten wirkungslos am Scheitel des zusammengekauerten Prinzen ab. Schwäche und Wundfieber, Mitleid und geheimer Ärger über die Machtlosigkeit seiner Philosophie wirkten zusammen so auf den armen Rekonvaleszenten ein, daß er zuletzt, selber weinerlich geworden, noch einmal an den noch immer gleich daliegenden Prinzen herantrat und zu ihm sagte: „Armer, armer Prinz! Uns fehlt die Kraft zum Guten und zum Trost. Gib mir doch wenigstens die Hand und fühle, wie ich mit dir leide. Ich hätte dich vorbereiten sollen, diesen Schlag ertragen zu können, aber Paula hat recht: Meiner Lehre fehlt die Kraft!“

Es war ein Bild des Jammers mehr, — ein äußeres Bild des innern Zusammenbruchs, den heute der gute Silen erlebte, — als Tird, ohne aufzublicken, seine nasse, zerbissene Hand dem treuen Lehrer hinstreckte, sie fest drückte, daß Silen schmerzlich das häßliche, bleiche Gesicht verzog, und als er, übernommen von Schwäche des Leibes und vom Gefühl, Weg und Ziel der Wahrheit verfehlt zu haben, traurig, wortlos, an den Wänden sich haltend, das Zimmer verließ und sein Lager aufsuchte.

Alle Versuche, den Prinzen aufzurichten, blieben vergebens. Er blieb in kniender Stellung, das Gesicht in die Hände auf dem Polster vergraben. Stille Augenblicke wechselten ab mit leisem Wimmern, erschütterndem, plötzlichem Aufstöhnen wie aus tiefer Männerbrust, oder mit einem lauten, wiederholten Ruf: „Vater, o Vater! Vater und Mutter, beide tot!“ Der Fürst hatte nach Silens Weggang die Rolle des philosophischen Trösters übernommen, doch die bestgemeinten Worte von Nutzlosigkeit der Trauer gegenüber dem nun einmal geschehenen Unglück; von der Unmöglichkeit irgend einer Änderung

daran, vom Sich-Fassen, vom Tragen des Unglücks als Mann, als Held, als Weiser — alles nutzlose Worte. Tird blickte nicht auf. Alle Mahnungen an die Kinder, doch etwas essen zu wollen, um Kraft zu gewinnen, wurden mit Kopfschütteln abgewiesen. Koswita aber war ruhiger geworden. Mit geschlossenen Augen lag sie regungslos immer noch in Licinias Armen. Todesblässe lag auf dem jetzt wie aus Marmor geschnittenen Gesicht und auf den weißen Lippen, die wie in fester Entschlossenheit in schöngeschwungener Linie sich aufeinander preßten. Tief hingen die schwarzen, langen Wimpern von den geschlossenen Augenlidern ins Gesicht hinab und bildeten mit dem, Stirne, Schläfen und Nacken umwallenden Haar einen ergreifenden Kontrast zum lilienbleichen, von Schwermut überhauchten Gesicht. Auf einmal öffneten sich die blassen Lippen und lispelten deutlich vernehmbar: „Paula!" — „Sie wünscht Paula", sagte Licinia. „Wie spät ist es?" — „Das ist gleichgültig", rief der Fürst, eilte hinaus und schickte die Sänftenträger nach Paulas Wohnung.

Ruhe und Freude breiteten sich über Koswitas Gesicht aus. Wieder öffneten sich ihre Lippen, lauter als vorher fragte sie: „Warum hat man uns so lange den Tod der Eltern verschwiegen?" — „Es war der Wunsch eurer sterbenden Eltern!", antwortete Harsa. „Sie wollten, daß eure Kinderjahre hier ungetrübt blieben und daß ihr das Schreckliche erst erfahret, wenn ihr stark genug an Leib und Geist dafür geworden wäret." — „Dank dir, Harsa. Du hast der Eltern Willen treu und klug erfüllt. Aber —! sagt man nicht: ‚Ahuras Kinder lügen nie'!" Dabei öffneten sich langsam wie weiße Blütenblätter die Augenlider, die Wimpern hoben sich mühsam und zwei große, matte, glanzlose Augen richteten sich strafend auf Harsa. Stille des Todes einige Augenblicke. Dann tönte die volle Stimme Harsas wie triumphierend aus Unschuld und Gewißheit heraus: „Kinder, ich hab' euch nie, nie belogen! Ich sagte nie, die Eltern leben noch auf Erden, ihr würdet sie hier wiedersehen. Ich sagte: der König und die Königin, sie leben, der König hat gesiegt, ihr werdet sie wiedersehen in ihrem Reich und in ihrer Heimat. Ich meinte Ahuras Reich und Himmel. Und jetzt ruf' ich es wieder, ich glaube, ich weiß es: der König lebt. Die Königin lebt. Ihr werdet sie wiedersehen." Licinia senkte den Kopf auf Koswitas Scheitel. Der Fürst ging tiefbewegt auf und nieder, blieb vor Tird stehen

und sagte: „König von Armenien, steh' auf, dein Vater lebt, er will nicht, daß du nutzlos trauerst, du sollst dich aufmachen, des Vaters Reich einnehmen. Die Getreuen warten auf dich." — „Und ich werde zum Kaiser reisen und eine Legion für dich erbitten und dir helfen, dein Reich einnehmen. Doch jetzt steh' auf. Diese stumme Tragödie ist mir verleidet."

Der Prinz, vom mächtigen Wort des Fürsten wie emporgerissen, schnellte auf, strich sich die nassen Locken aus den Augen, wischte sich mit den Ärmeln der Toga das verweinte Gesicht. Ein leises Grauen überkam selbst die beiden Kriegsmänner, als sie in die Augen Tirids sahen. Sie funkelten wie die eines Raubtiers. Der wenig geöffnete Mund war breitgezogen, die mächtigen Zahnreihen klirrten hörbar aufeinander, der Unterkiefer war vorgeschoben, die Fäuste geballt. Keuchend, mit rückwärtsgeneigtem Kopf, mit auf- und niedergehender Brust stand er lange sprachlos da, blickte bald den Fürsten, bald den Sohn, bald die Frauen der Reihe nach an. Jetzt öffnete sich der Mund und durch den Saal donnerte es dreimal in schauerlichen Lauten einer fremden, wuterstickten Stimme: „Rache, Rache, Rache!" Dann sank er wie erschöpft auf das Polster und blieb so wieder lange, die Ellenbogen auf die Schenkel, das Kinn auf die Handrücken gestützt, während die Augen unheimlich in das matte Licht der Lampe hineinglühten. Sie sahen wieder nichts mehr, was um sie vorging, die Ohren hörten nichts; erst als Paulas herzliche Stimme am Liegestuhl Koswitas erklang, blickte er um, sah Paula an, doch mit solcher Verachtung, daß sich ihr Gesicht, mit einem leisen Ruf der Furcht, sofort errötend von ihm ab- und Koswita wieder zuwandte. Einige Augenblicke stand die mächtige Gestalt Paulas vor dem Mädchen und sah mit überlegener Ruhe und mütterlicher Liebe auf das Mädchen nieder, das wortlos mit weitgeöffneten Augen sie ansah. Wie ein Vorwurf lag es darin: „Auch du wußtest unser Unglück und hast uns nichts gesagt, hast uns im Glauben gelassen, sie leben noch. Lügt man auch unter Christen?" Paula schien den Blick zu verstehen und sagte, sich zu Koswita setzend: „Ich hatte kein Recht, euch das schreckliche Geheimnis zu verraten, und freute mich darüber, daß ihr wenigstens so lang glücklich waret. Es ist ja volle Wahrheit, was euch gesagt wurde: eure Eltern leben. Auch wir Christen glauben, daß alle Seelen leben und zu Gott zurückkehren. Wir kennen keinen Tod, wir Christen. Unser Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten. Da

denken und glauben wir wie ihr, die Gläubigen Ahuras. Auch wir glauben, daß die Seelen aufsteigen in das Reich des Lichtes, wo Freude, Ruhe und endlose Seligkeit ist. Auch unser Gott ist Licht und alle reinen Herzen finden sein Licht." — „Waren Vater und Mutter wohl rein genug, das ewige Licht zu finden und in Ahuras Reich zu kommen? Denk' an die Brücke Cinvat" — rief Koswita wie im Fieber, mit gespensterischem Blick und ihre Zähne klirrten vor Angst — „o, die schauerliche Brücke Cinvat — hat sie Vater und Mutter wohl hinübergetragen? Hat wohl S r a o s h a ihre nackten Seelen bekleidet, ihnen Nahrung gegeben? Wer hat wohl gebetet und den Priestern Kleider und Essen und Trank gegeben, daß sie die heiligen Feuer anzündeten, um die bösen Geister zu verscheuchen, o, wer dachte daran? Gewiß, man hat die Totenopfer vergessen, die Leichname liegen unbestattet —." —„Nein, nein, Koswita, gewiß ist alles treu besorgt, der heilige Mobed versprach es mir, nicht eher wegzugehen —." — „Denk an den bösen Astovidet mit der Schlinge, an den Luftgott Naë und den schrecklichen Aëshna, die die Seelen verfolgen und fangen —." — „Sraosha, Mithras und Verethragna werden die Seelen der Eltern schützen, sei ruhig, Koswita, ängste dich nicht!" flehte Harsa. Koswita fieberte. Ihre Blicke wurden immer größer. „Die Brücke, die schreckliche Brücke Cinvat", rief sie wieder und ihre Augen blickten weit aufgerissen in die Höhe, als sähe sie die schreckliche Brücke vom Berg Cakadi-Daitik in der Mitte der Welt hinüberschweben über höllentiefe, schauerlich schäumende, tosende Abgründe nach dem Gipfel des Elburz am Rand des Himmels.

„Seht ihr sie nicht, die Brücke. Ich sehe sie ganz genau. O wie schmal. So schmal wie eine Schnur, wie ein Haar. — Wie sie glänzt, wie der Regenbogen, und drüben leuchtet der Himmel weit, weit und blau, so blau, wie das Meer am Mittag. Aber unter der Brücke, wie tief, mir schwindelt, hebt mir die Hände, ich falle hinab" — sie faßte ohne jedes Bewußtsein Paulas und Harsas Hände, Licinia hielt Koswita fest um den Leib und alle riefen durcheinander: „Sei ruhig, Koswita, du bist bei uns, wir halten dich, du fieberst nur." — „Das Kind ist von Sinnen, Valerius muß geholt werden", rief außer sich vor Bestürzung der Fürst, „o welch ein Tag!" und stürzte hinaus, die Sänfte zum Arzt zu schicken. Tird saß währenddem noch immer wie geistesabwesend, teilnahmlos auf seinem Polster und stierte rachebrütend in die Lampen, in deren Schalen

Licinianus Öl nachgoß, da ihm im Halbdunkel unheimlich geworden war und Beschäftigung ihm wohl tat.

Das Fieber Koswitas steigerte sich durch die ungeheure Erregung der Seele und Nerven. Die angstbedrückte Phantasie des von jeher leicht erregbaren Mädchens weckte infolge der plötzlichen, allzugroßen seelischen Erschütterung Erinnerungen auf Erinnerungen und gebar visionäre Bilder von Gestalten und Räumen, die vom Lebensgroßen bis ins Ungeheure vor ihren Augen aufstiegen, eine solche wahnsinnige Angst in ihr hervorriefen, daß sie von Kopf bis Fuß von kaltem Schweiß bedeckt, bald todesblaß, bald feuerrot wurde und immer wieder laut nach Hilfe, Halt, Rettung schrie. Die Augen drangen aus den Höhlen, als wollten auch sie fliehen vor dem, was sie sehen mußten, die Zähne klirrten aufeinander, mehrfach biß sich die Kranke vor Schrecken in die Zunge und Blut und Speichel flossen schäumend aus dem Mund. Paula kühlte die Stirne Koswitas mit nassen Tüchern und wischte ihr von Zeit zu Zeit den Mund ab. Die ganze Furchtbarkeit des heidnischen Aberglaubens und seiner unerlösten Furcht machte auch ihre in der Erlösung ruhende Seele erschauern. Harsa schlotterte wie im Frost. Alles Trösten und Widerreden blieb vergebens. Das ganze Schicksal der Elternseelen auf der Reise nach dem ewigen Licht erlebte die Seele des Mädchens mit und begleitete alle Ereignisse mit Blicken, Mienen, Worten, Zurufen, Warnungs- und Angstschreien. Sie sah und erkannte die Gestalten der Eltern wie in grauen, feinen Nebel gehüllt, Hand in Hand gingen sie. Eine schwarze Wolke umschwebte sie, Dämonen wie riesige Fledermäuse mit schlagenden weiten Flügeln, gräßlichen schwarzen Gesichtern und Augen wie glühende Kohlen verfolgten sie in der Wolke drinnen. Astovidet warf von Zeit zu Zeit die Schlinge und immer, wenn sie Fuß oder Hand des Königs berührte, schrie Koswita warnend auf: „Vater, Vater!“ Einige Augenblicke der Ruhe folgten und dann leuchteten plötzlich die entstellten Augen auf in Freude und Dank. Die hehre, lichtstrahlende Gestalt Sraoshas mit dem Gesicht wie das des Christus hatte wieder die Dämonen vertrieben. Die Seelen kamen an den Anfang der Brücke. Eine Wage mit goldenen Schalen steht da, hinter ihr Mithras, Sraosha, Rashnu, die Richter. Koswita liegt wie tot. Kaum ist ihr Atem hörbar. Die Augen spähen wie Adlerblicke in weite Fernen. In die eine Schale werden alle guten Gedanken, Worte und Taten der Eltern gelegt. In die andere die bösen.

Eine Unendlichkeit währt das Gericht. Die Königin steht dabei und sieht, wie die Schalen mit des Königs Leben sich das Gleichgewicht halten. Koswita will rufen, will flehen, die Angst verschließt ihr die Kehle. Auf ihrer Stirn zeigen sich Blutstropfen. Mithras, sonst so licht, so freundlich, blickt todesernst. Die Dämonen flattern zu Legionen heran. Es wird finster wie die Nacht, nur die Gewänder der Richter leuchten wie Sonnenlicht und das Gold der Wage. Der König sinkt auf die Knie und verhüllt die Augen mit den Händen. Plötzlich strahlt ein Licht auf, das alle Finsternis durchstrahlt. Mithras hat das Havareno in die Schale des Guten gelegt. Aber die Finsternis kehrt finsterer zurück und bedeckt das Havareno. Koswita hört den König aufschreien und gellend, markerschütternd dringen Angstrufe aus ihrem weitgeöffneten Mund. Stille des Grabes herrscht. Ein ewiger Augenblick. Die Tiefen der Cinvatbrücke rauschen. Das kochende Metallmeer glüht wie flüssig Erz herauf und schäumt und spritzt zum König empor. Die Dämonen schlagen die Flügel. Es rauscht wie von fernen Wassern. Ihr tausendstimmiges, schadenfrohes Knirschen klingt, wie wenn ein Heer mit Streitwagen über Sand und Stein daher führe. Ihre Augen alle glühen flimmernd wie unzählbare Kohlen einer riesigen Esse. Die Ewigkeit bebt, die Unendlichkeit zittert um des Königs Seele. Wie oft haben Vater oder Mutter, wie oft hat Harsa und der heilige Mobed im Unterricht erklärt: die Wage weicht keinem Menschen zulieb um Haaresbreite ab. Fürsten und Könige sind dem ärmsten Menschen gleichgestellt. Alle Gedanken, alle Worte, alle Werke des Vaters liegen da drinnen! Und Koswita wußte nur Gutes, nur Reines vom Vater. Wie rein muß der Himmel sein, daß sein Havareno erblaßt? Vater, was hast du gesündigt? Koswita sieht die unreinen Gedanken, Worte und Taten des Königs nicht. Die Tränen der Königin nicht, die von der Schale mit den väterlichen Sünden träufeln, und die Tränen und das Blut von Sklaven, von getöteten Christen nicht; nur der tausendäugige Mithras sieht sie. Jetzt flutet plötzlich wieder ein Licht daher, heller und heller wird es, aus der Hand der Königin kommt es und überkleidet sie mit Rosenlicht, daß sie steht wie im Purpur der Abendsonne, und von ihr fluten Lichtwellen über den König, über die Wage, die Richter. Mithras Antlitz wird wie die Sonne, die Dämonen verstummen, verhüllen die Augen mit den Flügeln. Das glühende Metallmeer glättet sich zum Spiegel, der in feuriger, stiller Rotglut das Licht zurück-

wirft, das von der Königin herstrahlt. Die Cinvatbrücke weitet sich zum breiten Weg, der Himmel am andern Ende drüben öffnet sich. Azurene Lichtfülle entströmt den Toren von lauter Luftsäulen in funkelnden Regenbogenfarben; der Himmel voller Rosengärten und blendenden Gestalten in sonnenhellen Gesichtern und Gewändern! — Koswita muß mit den Händen die Augen schließen. Still liegt sie da und durch die Finger träufeln Freudentränen. Der Mund öffnet sich, Laute, Rufe staunenden Entzückens, anbetender Bewunderung, heißer Liebe dringen hervor, die Freude macht sie zittern, der Atem fliegt, sie richtet sich auf, als wollte sie besser nachblicken können, wie die Elternseelen innig verschlungen furchtlos über den schwindelnden Abgrund schreiten und eingehen zu Ahuras Himmelsherrlichkeit. „Patet! Patet!“ * ruft Koswita immer wieder, klatscht in die Hände und jubelt den erlöst aufatmenden Frauen zu: „Sie sind gerettet, sie sind gerettet.“ Als Vigilius kam und Koswita sah, sagte er erstaunt: „Was soll dem Mädchen fehlen?“ Auch er blieb da und ließ sich alles erzählen, was Koswita geschaut und gehört. Ergriffen standen alle um Koswitas Lager. Sie rief laut nach Tird. Der kam und Koswita hing sich mit leidenschaftlicher Liebe mit beiden Armen um seinen Hals, schluchzte vor Freude und rief ein übers andere Mal: „Tird, sie leben, ich weiß es, sie leben wirklich und sind selig drüben. Tird, sie leben. Freue dich!“ Tird blickte fremd die Schwester an und sagte eisig: „Der Geist des Patroklus kam erst zur Ruhe, als Achill das Blut Hektors auf sein Grab goß. Rache, Koswita, Rache!“ Valerius gebot Ruhe und mehrtägige Schonung. Auf den starken Armen des Bruders wurde Koswita hinaufgetragen.

Als Paula und Valerius in der Sänfte durchs Parktor getragen wurden, sahen beide deutlich in einiger Entfernung eine Gestalt wegeilen. Sie war in einen dunklen Mantel gehüllt, trug einen dunklen Kopfbund nach Perserart und einen langen Stab in der Linken. Paula fragte: „Valerius, wer ist der dort?“ Er: „Ich sehe ihn. Weiß nicht, was der hier noch zu tun hat. Es scheint ein Fremder. Er will zur Stadt.“ Kaum, daß Valerius gesprochen und sich in die Sänfte zurückgelehnt hatte, so flüsterte Paula: „Valerius, sieh' doch!“ Er schien es zu überhören. „Sieh' denn, Valerius!“ — „Was denn?“ — „Zu spät! Der Fremde wurde kleiner und kleiner und ver-

* = Offen! Offen!

schwand in der Nacht vor meinen Augen." Valerius lachte: „Räuber oder Gespenst oder Einbildung. Wir sind wohl erregt durch Koswitas Gesicht. Soll ich halten lassen?" — „Nein! Laß uns eilen", drängte Paula. „Wir sind im Schutze des Herrn." Valerius hielt die Hand am Dolch.

„Was sagst du zu solchen Erscheinungen, wie sie Koswita hatte, Valerius?" fragte nach einiger Zeit Paula. „Überreizung der Nerven und des Gehirns. Was Koswita vor Augen sah und hörte, ist alles von Kindheit an in ihr gelegen, das hat ihr schon als Kind furchtbare Eindrücke gemacht, die nun durch die Erregung ihrer reizbaren, ängstlichen Seele aufwachten und sich zu lebendigen Bildern und Stimmen gestalteten."

„Die Macht des Heidentums ist grauenhaft", wiederholte Paula. „Und doch — wie viel Wahres, wie viel furchtbar Ernstes liegt in Koswitas Gesicht. Auch Judith glaubt an jene Wage, und zittert davor. Auch Christen müßten zittern vor dem Christus, wenn er kommen wird in den Wolken des Himmels zu richten die Lebendigen und die Toten. O Valerius, warte nicht länger mit dem Bekenntnis, tritt bald offen zu uns über, mir ahnt, es kommen schwere Zeiten. Verfolgung wird über uns hereinbrechen. Wir werden leiden müssen. Ich glaube, die Wiederkunft des Herrn zum Gericht ist nahe. Du magst als Arzt recht haben mit deiner Erklärung von Koswitas Gesicht. Aber laß dich warnen dadurch! Ein Gericht Gottes und seines Christus kommt, Valerius, wir beide ständen einst so zitternd und verloren in unsern Sünden vor dem sonnenhellen Angesicht des Herrn wie der König vor Mithras, und wir wären verloren, wenn nicht der Herr von seinem Blute ein Tröpflein in die Schale unserer Sünden fallen ließ. Gott sei gelobt in alle Ewigkeit: denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. Darum ist uns der Himmel offen, der rechte, der wahre Himmel Gottes des Vaters und aller seiner Herrlichkeit. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesus Christus!"

Das, zum lauten Frohlocken sich steigernde Bekenntnis der vornehmen Frau verfehlte seinen Eindruck auf Valerius nicht. Schweigend saß er neben Paula, mit dem Rücken an die Sänftewand von weichem Lederpolster gelehnt. Den schöngeformten Kopf mit dem klugen, gedankenvollen Gesicht hielt er leicht nach vorn gesenkt, wie um besser lauschen zu können, und die Augen spähten suchend durch die offene Sänftetüre

nach dem über und über mit Sternen besäten Himmel. Feierliche Stille herrschte. Leis und sanft strich der kühle Nachtwind um die Sänfte. Nur die Tritte der Träger und etwa ein leises Flüstern derselben war hörbar. Nach langem Schweigen fragte Paula aufs neue:

„Valerius! Willst du noch warten mit dem Bekenntnis? Der Unterricht des Bischofs mit den Katechumenen hat begonnen. Auf das Fest der Palmen könntest du getauft werden. O Valerius, du weißt, wie ich dich liebe, wie eine Mutter such' ich deine Seele. Ich weiß, du liebst den Christus und ehrst die Christen —." — „Ja, ich liebe ihn, ich bete ihn an im Herzen nach meiner Erkenntnis", fiel Valerius ein, „ich liebe auch dich, Paula, wie meine teure Mutter, und liebe die Christen, die sind, wie du bist; es sind nicht alle so wie du. Viele suchen ihre Ehre, irgend einen Vorteil. Manche meiner heidnischen Kranken sind tapferer, geduldiger und dankbarer als viele der Christen im Hospiz." — „Eben darum brauchen wir ein solches Vorbild wie es du bist, Valerius", entgegnete Paula schlagfertig. „Ein Arzt hat schwer ein Christ zu sein", sagte nach einigen stillen Augenblicken Valerius und hoffte einen besseren Weg zur Flucht gefunden zu haben. Aber Paula gab nicht nach: „Warum ein Arzt?" — „Glaube und Wissen sind schwer zu vereinigen." — „O Valerius, das Wissen blähet auf, die Liebe bessert!" — „Lieben will ich Christus und die Christen. Aber glauben! — glauben, was ihr alles glaubet, das kann ich nicht. Das kann kein Arzt." Die Sänfte hielt vor Paulas Villa. Ihre Sklaven eilten herbei. Valerius sprang heraus und bot Paula die Hände zum Aussteigen. Klein und schmächtig stand der junge, vielbegehrte Arzt neben der mächtigen Gestalt Paulas. Der Lichtschein vom Atrium beleuchtete ihre Gesichter. Auf dem Paulas lag Friede und aus ihren Augen leuchtete eine dem Arzt unbegreifliche Seligkeit. Warm lag ihre weiche Hand in der Valerius. Innig klangen ihre leisen Abschiedsworte: „Du hast recht, Valerius. Überlege dir die Nachfolge Christi gründlich. Sie verlangt Glauben. Aber die Liebe führt zum Glauben und zum Kreuz!" Valerius hob schweigend die Hand Paulas etwas empor, neigte den Kopf und drückte einen Kuß darauf. Paula drückte ihm stark die Hand und sagte: „Der Friede des Herrn sei mit dir, Valerius!"

Die Sänfte schwebte in sanftem Schwanken dem nahen Haus des Arztes zu. Einen Grund hätte er Paula noch gerne genannt, deswegen er noch nicht zu den Christen übertreten

könne. Mehrfach war sein Mund geöffnet gewesen, um Paula sein Herz auszuschütten, ihr zu sagen, was er litt um Koswitas willen. Nein! So lange Koswita noch nicht Christin war, mußte auch er sich die Wahl offen lassen für Christus oder Mithras.

Koswita schlief ruhig. Noch immer lag auf dem wieder etwas rot gefärbten Gesicht die Freude über die geschaute Rettung der Eltern. Im Tagkleid saß Harsa auf einem Stuhl unter dem Leuchter, der von der Decke an bronzenen, mit Blumenblättern umschlungenen Haltern herabhing. In ihren Händen hielt sie den Beutel, den ihr Licinius mitgegeben hatte beim Aufstieg zum Schlafgemach. Gleichgültig hatte sie ihn mitgenommen und erst wieder angesehen, nachdem Koswita eingeschlafen war, und auch der Prinz im Zimmer nebendran nach langem heftigem Hin- und Hergehen sich niedergelegt hatte. Aber immer wieder vernahm Harsa seine Seufzer, dann wieder ein lautes Aufstöhnen, eine fürchterliche Drohung, einen Ruf gleich einem feierlichen Racheschwur; dann wieder ein stilles Weinen. Er fand keine Ruhe. Harsa betrachtete den Beutel immer aufmerksamer. Wirklich: er weckte Erinnerung auf Erinnerung; den ersten Lohn für ihren Tempeldienst zu Vagharschabad! — Ja, gewiß, den hatte ihr der König in einem roten Beutel mit goldener Schnur überreicht. Aber wie lang ist das her! Gibt's nicht noch viele solcher Beutel! Und wie könnte nur der meine in die Hände dieses fremden Händlers kommen? Wohin kam dann meiner? Harsa sann ganz ängstlich vor sich hin. Aber der Beutel war ein Beutel der Erinnerung! Eine Sommernacht im Königsgarten. — Ein Rosenfest Anahitas! — Ein Wogen und Wallen von blendenden Gewändern — dort hinter den Oleandern — auf den Steinbänken, eine Gruppe von Festmüden, die die Stille suchten und meiner Laute zuhörten — wer war's nur? Der König, — die Königin, — Mobed und ich. Der Beutel hing am Gurt. — Eine goldene Spange wollte nicht halten am Kleid; ich barg sie in einem Seidentüchlein in den Beutel. Du merkwürdiger Beutel du, in meinen Händen, wie klar mir alles wieder wird! Vor dem Eintritt in jenen Schlupfwinkel hing er am Gurt. Beim Hinaustreten in den Garten war er fort. Alles Suchen war vergebens. Den hätte ich längst verloren, sagten alle. Ich sah ihn nie wieder. Wer konnte dort ihn mir vom Leib gestohlen haben? Gewiß niemand! Ach, das ist ein ganz anderer Beutel! Weg damit!

Zum Umsinken müde legte sie ihn auf den runden Tisch

von kostbarem afrikanischem Zypressenholz, dessen Platte mit zierlichen Viereckeinlagen von einem starken Stamm getragen war und dessen Fußende in drei Löwentatzen ausliefen. Sie entkleidete sich, löschte das Licht aus und wollte sich hinlegen, da flimmerte auf dem Tisch, wo der Beutel lag, ein Lichtlein auf, mit mildem, blauem Glanz und beleuchtete mit ganz schwachem Schein die ganze Stube. Ein eigentümliches Gefühl von Angst und Neugier packte Harsa. Der Glanz war so mild, so freundlich wie Sternenlicht aus weiten, weiten Himmelshöhen, tröstlich, nicht erschreckend. Mit dem Ruf: „Der Ring des Königs!“ sprang Harsa auf und gegen den Tisch. Schon rief hinter der Türe der immer noch wache und völlig angekleidete Prinz erregt: „Wo ist der Ring des Königs?“ — „Warte Tird! Ich will mich ankleiden, dann magst du sehen.“ Eilends zog sie die Tunika über sich und öffnete leise dem Prinzen. Wortlos sah er in das Licht. Ein Frösteln ging mehrmals über seinen Leib. Er suchte im dunkeln nach der Hand Harsas und drückte sie stark. „Was mag das sein?“ flüsterte er. „So flimmerte bei Nacht der Ring, den mir der König schenkte, und den ich auf ganz geheimnisvolle Weise verlor!“ — „Wir wollen sehen, was es ist“, meinte der Prinz. „Nein, laß! mir graut“, wehrte Harsa zusammenschauernd. „Es ist ein freundlich Licht, das kann nicht schaden“, flüsterte der Prinz. „Laß' sehen!“ Er war am Tisch. Zögernd, vorsichtig tastete er gegen das Licht und stieß auf die golddurchwirkte Schnur, von deren Mitte das Licht ausstrahlte. Hier war ein harter Punkt. Tird legte die Fingerspitze darauf, das Licht verschwand, leuchtete aber, davon befreit, sofort wieder auf. Er wollte die Dolchspitze zu Hilfe ziehen und dem Geheimnis nachgraben. Harsa aber bat ihn, ihr das Licht zu lassen und den Morgen abzuwarten. Sie setzten sich zusammen Hand in Hand auf Harsas Lager und betrachteten mit freudigem Grauen das Leuchten. Dabei vernahmen sie die tiefen, ruhigen Atemzüge Koswitas. Im Flüsterton schilderte Tird der Priesterin noch einmal alles, was er noch von dem fremden Händler in Erinnerung hatte. „Hältst du es für ganz unmöglich, daß es Mobed war?“ fragte jetzt Harsa den Prinzen kaum hörbar, aber so nahe bei ihm mit ihrem Mund, daß ihr Hauch sein Gesicht berührte. Sie spürte, wie der Prinz zusammenschauerte.

„Wie? Was fällt dir ein? Der Händler trug ja graues Haar und einen Bart und war ja fast schwarz. Nur die Nase, der Mund und die Augen waren ähnlich. Das hat Koswita ge-

sagt, die hat ihn lang betrachtet. Doch, bei Mithras, der heilige Mobed kommt doch nicht so!“ — „Du hast recht, Tird, wie kam ich nur auf diesen Gedanken? Wenn er käme, o, der würde dich trösten, Tird, und könnte uns erzählen, was geschah nach unserer Flucht. — Ist es nicht bald Morgen, Prinz, mich dünkt, die Nacht sei ewig. Willst du nicht schlafen?“ — „Ich kann nicht schlafen. Ach, der Vater! Die treue Mutter, wär' die doch uns geblieben! — Nun hab' ich dich allein noch außer Koswita, du sollst mir wie eine Mutter sein, ich will dein Sohn sein, ich will dich schützen und ehren dein Leben lang, wenn ich König bin, verlasse dich auf mich.“ Ehe Harsa es wehren konnte, umschlang er sie mit beiden Armen und preßte sie mit Gesicht und Brust so heftig gegen sich, daß Harsa aufstöhnte. „Werde nur dem Vater gleich, Tird, ein König im Reiche des Lichtes, so wird alles gut!“ Weinend ging er in sein Zimmer. Auf ihrem Lager starrte Harsa mit offenen Augen in das blaue Licht, das ihr immer tröstlicher wurde. Und — seltsamerweise — je länger sie hineinsah, desto gewisser wollte ihr werden: Mobed müsse nahe sein. Wie ihr zu Mute wurde! Freut sich eigentlich ihr Herz? Ja, das spürt sie, große, aufwallende Freude, heiße Sehnsucht! Brächte er doch mit sich selber so viel Heimat, und er, ja er würde in wenigen Stunden, o in einem Augenblick ihren Glauben wieder aufrichten, Koswita und Tird wieder zurückholen zum Glauben der Kindheit, Gesundheit und Kraft würden aus seinen Augen und Händen ihr wieder zuströmen. O sicher, alles, alles würde besser werden! — Aber die Augen, die Augen Mobeds! die seegrünen, alles durchdringenden Augen, die alles zu fragen, alles zu wissen scheinen. Wie werden sie mich prüfen und durchdringen! Sie werden meine Liebe zu Licinianus entdecken! Und das Bild Anahitas! Apelles! Freude und Angst rangen in ihr bis zum Morgen, und als das blaue Licht vor dem des Tages erlosch, da war ihrem Herzen, Mobed sei wieder in weiter, weiter Ferne. Sie fühlte deutlich am harten Punkt. Es mußte ein Stein sein, aber ohne die goldenen feinen Glieder der Schnur zu verderben, war es unmöglich, den Stein herauszunehmen, der zwischen einigen Goldringen eingeschmolzen war. Der Farbe nach konnte es wohl der Stein vom Ring des Königs sein. Aber wer wollte sagen, ob das jener Stein sei? Schwindelnd kleidete sich Harsa an. Koswita erwachte, fühlte sich aber so schwach und zerschlagen, daß sie selber willig Valerius' Anordnung befolgte und liegen blieb. Harsa verschwieg ihr vorderhand das Erlebnis der

Nacht, gab das Zeichen für die Sklavinnen, die mit Furcht und Zittern eintraten, an Koswita und Harsa den Morgendienst zu verrichten. Beim Prinzen drüben war alles still. Koswita und Harsa glaubten, er habe endlich noch gegen Morgen Ruhe gefunden und schlafe. Aber schon wieder tönten seine festen Schritte drüben. Seine wieder feste, eher grimmige Stimme bat um Einlaß. Er kam in voller Wehr, mit Helm, Schild, Speer, Beinschienen und nahm Abschied von den überraschten Frauen. Der Fürst und Licinianus hatten ihm den Vorschlag gemacht, jetzt zu seiner Zerstreuung und Erholung die längst vorgehabte Reise ans Grab seines göttlich verehrten Achilles auszuführen. Im milden Glanz der Spätherbstsonne stieß der luxuriöse Zweimaster des Fürsten mit schwarzen Wimpeln beflaggt aus dem Hafen Phaleron in die stille See, und in herrlicher Fahrt fuhren die Fürsten Licinius, Licinianus, Tird und einige hohe Offiziere nach dem Süden Attikas, betraten um Tirds willen die Patroklusinsel, fuhren dann in mehrtägiger Fahrt um die Südküste herum und, die Meeresmitte zwischen Makedonien und Kleinasien einhaltend, nach den Inseln Chios, Lesbos, Tenedos, Lemnus. Nach kurzem Aufenthalt durch den Hellespont und die Propontis in den Pontus Euxinus, dann dessen Westküste entlang endlich nach dem Ziel, der Insel Leuce, unweit den Mündungen der Donau. Ein weißes Felsgebirge steigt aus dem Meer mit überhängenden Wänden. Keine Wohnung. Kein menschlicher Laut weder am Gestade, noch in den einsamen Talschluchten. Nur Scharen weißer Vögel umschweben die Klippen. Heiliger Schauer beseelt die Vorübersegelnden. Wer die Insel betritt, wagt nie die Nacht daselbst zuzubringen. Wenn man den Tempel des Achilles besucht und die seit alten Zeiten von frühern Besuchern niedergelegten Weihgeschenke betrachtet hat, so besteigt man abends wieder das Schiff. Aber niemand von der Begleitung Tirds widersprach seinem Wunsch, auch die mondhelle, schauerlich schöne Nacht hier verleben zu dürfen. Am Ufer lag das Schiff vor Anker. Zwischen seinem Rumpf und dem felsigen Gestade eilten die mondbeschienenen Wellen kräuselnd, gurgelnd, in regelmäßigem Anschlag lauter aufschäumend, hin und her. Die Kalk- und Kreidestöcke der Insel waren hellgrün beleuchtet und erregten einen todesschaurigen Eindruck. Die bei der Ankunft des Schiffes aufgescheuchten weißen Meervögel, Halcyone, die zu Tausenden die Felswände bedeckten, hatten ihre Nester bezogen. Grabesstille herrschte. Der Fürst schlief längst im Schiff, um ihn einige

ältere Offiziere. Von der Begleitung des Prinzen auf der Insel verzog sich einer nach dem andern. Nur Licinianus und Tird blieben zurück und durchwanderten in warmen langen Wollmänteln die kleine Insel. Langgestreckte Schatten eilten ihnen voraus. Von Zeit zu Zeit löste sich ein Stein in den überhängenden Bergwänden, rollte hinab und zerbrach donnernd an Vorsprüngen oder am felsigen Boden oder fiel auch von der Rückseite des Gebirges in senkrechtem Fall mit dumpfem Laut in das aufspritzende Meer. Unaufhörlich wanderte der Prinz nach allen Richtungen, stieg Hunderte von Schritten allein die wildzerklüftete Bergwand hinan, um lang allein, regungslos auf den Speer gestützt, ins schwarze wogende Meer hinauszusehen, während Licinianus ungeduldig, fröstelnd, schlaftrunken am Fuß der Bergwand wartete. „Tird, nun komm' ins Schiff, es ist kalt und du brauchst den Schlaf. Was willst du eigentlich, du grauenhafter Schweiger? Worauf wartest du?“ — „Auf den Geist des Achilles und auf die Heldengeister, die bei ihm sind, wer weiß — vielleicht ist auch der Vater da.“ — „Dummer Junge“, brummte Licinianus gelangweilt, „wann willst du endlich gebildet sein? Wart' du auf deinen Achilles, bis die rosenfingrige Eos kommt — ich geh' aufs Lager!“ — „Geh' nur“, bat Tird, „bitte, geh'! Laß mich allein, die tiefe Einsamkeit tut mir so wohl. Diese Nacht gibt mir die Kraft wieder. Ich komm' am Morgen ins Schiff.“ Licinianus ging kopfschüttelnd. Auf einem Felsvorsprung sitzend, den Mantel fester umgezogen, den Kopf fast versteckt darin, sah ihm Tird nach, bis er in der Nacht verschwand. Keine Furcht überkam Tird, nur eine nie gefühlte Feierlichkeit. Er glaubte so sicher an die Erscheinung des Achilles, daß kein anderer Gedanke, kein Gefühl von Einsamkeit in ihm aufkam. Wie eine Tragödie zu Ehren seines toten Vaters spielte sich hier vor seinem hellwachen Geiste das ganze Leben des griechischen Helden von der Geburt bis zum Tod ab, vor ihm, dem einzigen Zuschauer auf der meerumspülten Insel.

Aber kein Laut ward hörbar, kein Geist erschien. Die Nacht verging. Die Spitzen der Felsen und die Ränder der Wände röteten sich und flammten allmählich auf in feuerrotem Purpur. Das Meer brandete heftig. Die weißen Vögel wachten auf und flatterten bald in ungeheurem Gewimmel mit ohrenbetäubendem Gekreisch über die Insel hin, weit ins Meer hinaus und wieder zurück. Ihr silberhelles Gefieder war vom Morgenlicht mit leisem Rot gefärbt. Regungslos saß der Prinz

da und sah zu, wie einzelne der Tiere neugierig, scheu, vorsichtig sich ihm näherten. Der vorderste Vogel, besonders groß und schön, mit starkem Hals und Schnabel und scharfen Augen, stand lang mit vorgestrecktem Kopf einige Schritte vor dem Prinzen und betrachtete ihn regungslos. Auch der Prinz rührte sich nicht und sah immer gespannter in die hellgelben Späheraugen des Tieres. Minuten vergingen. Hinter dem vordersten Vogel sammelten sich schweigend, in gleicher Stellung mit vorgestreckten Köpfen und spähenden Augen immer mehr und mehr, auf dem Boden der Insel, auf den Zacken und Vorsprüngen der Felswände — eine schweigende, spähende, weißschimmernde Menge, aus der Hunderte von schwarzen Punkten aus hellgelben leuchtenden Ringlein — die Augen der seltsamen Ratsversammlung — dem Prinzen entgegenstarrten. Er war ganz bis zu den Augen in seinen Mantel gehüllt. Der Speer war einige Schritte weit die Felsen hinabgeglitten. Wenn diese Tiere plötzlich auf ihn stürzten? Bei der ersten Bewegung könnte es geschehen. Das also sollen die seligen Geister des Achilles und seiner Helden sein? Das ist eine Insel der Seligen? Der erste Vogel kam näher. Die hintern folgten so schnell, so lautlos, als horchten sie auf einen Befehl, den nur sie hören konnten. Wieder allgemeine todesstarre Ruhe. Dem Prinzen ward unheimlich. Wenn's doch möglich wäre? Wenn dieser erste da — — —? Nein, es ist nicht möglich! Der Vogel hüpfte vor. Die hintern folgten. Näher schauten sich Mensch und Vogel in die Augen. Was weiß doch Licinianus? der Spötter über alles, was nicht gegessen und getrunken werden kann! Warum sollte es nicht wahr sein können? Hier ist es so still, so heilig für die Seelen der Toten, und diese Vögel mit ihren weißen Gefiedern, die sind so rein und schön. Nichts stört sie hier. Da ist kein Leid und Weh mehr. Gewiß, hier ist auch Briseïs' Seele und alle Seelen sind hier, die Achilles liebte. O, wenn der Geist des Vaters und der Mutter hier wären. Und ich, Koswita, Briseïs und Harsa kämen auch dahin.

Der vordere Vogel hob die Schwingen und glitt in leisem, unhörbarem, kurzem Flug auf den Felsenvorsprung in der Mitte der überhängenden Felswand, auf dem der Prinz kauerte. Er biß die Zähne zusammen, um regungslos bleiben zu können, aber er fühlte am Hals das Klopfen des Herzens. Nur einen Mannesschritt weit war der Vogel von ihm entfernt. Mit einem einzigen mächtigen Flügelrauschen war die ganze Schar nach-

gerückt und der ganze Felsen, die Wand über dem Prinzen alles weiß bedeckt von schimmernden Vögeln.

„Geist des Achilles!“ stöhnte der Prinz innerlich auf. Mit einem flüchtigen Seitenblick spähte er nach dem Ufer, wo in weiter Ferne, von duftigen Morgennebeln wie umsponnen, von der Flut auf- und niedergewogen, das Schiff ruhte. Ein blauer Rauch stieg in kräuselnder Säule vom Ufer in die kaltklare Morgenluft empor, einen herrlichen Herbsttag verheißend. Was sollte der Prinz tun? Wie ein Gefangener saß er da. Der Anführer hüpfte vor. Und wieder vor. Noch eine Fußlänge vom Prinzen entfernt. Ein abermaliger kleiner Aufflug — der Vogel saß auf dem rechten Knie des Prinzen und schaute ihm prüfend in die Augen. Ein namenloses Gefühl von heiligem Schauer und martervoller Ungewißheit packte ihn. „Bist du's, Achilles?“ flüsterten seine Lippen und er fühlte, wie er fror am ganzen Leibe. Aber der Vogel blieb so still, neigte den Kopf bald auf die rechte, bald auf die linke Seite, hob bald den linken, bald den rechten rötlichen Fuß zierlich in die Höhe, als wollte er irgendwie dem Prinzen Zeichen geben oder ihm huldigen. „Bist du Achill?“ flüsterte er wieder mit kaum geöffneten Lippen. Der Vogel beharrte in seiner Stellung. Die andern hinter ihm auf dem Felsvorsprung bis zu Füßen des Prinzen. „Kannst du mich verstehen, Achilles? Kennst du mich? Weißt du, was mir angetan wurde?“ Ohne mehr nur einen Augenblick sich darüber Rechenschaft zu geben, ob er mit dem Halcyonen oder mit dem Geist des Achilles rede, flüsterte er dem Vogel in kurzen Worten sein großes Leid zu. Kein hörbarer Laut kam über seine Lippen, aber auf seinem durchwachten, kalten, morgenfeuchten Gesicht lag wieder die tiefe Trauer und herabrollende Tränen wärmten seine Wangen. Dem Vogel klagte er immer zutraulicher sein Leid, dem Vogel gelobte er in auflodherndem Zorn Rache, Achill, seinem Vorbild in allem nachzufolgen und nicht zu ruhen, bis auf den „Türmen des Schweigens“ die Leichen der Mörder seines Vaters lägen, und er der König von Armenien sei. Mit zur Seite hängendem Kopfe blickte der Vogel von unten den Prinzen voll Teilnahme an. So schien es Tird. Darum erschrak er nicht, als der Halcyone den letzten Schritt seiner kühnen Forschungsreise tat und endlich auf die rechte Schulter des Prinzen flog und dort wie ein Adler des Zeus neben Tirds Kopf in majestätischer Ruhe thronte. Auf die Knie des Prinzen flogen die nächsten Vögel, die andern rückten nach und bald war der

Prinz von allen Seiten umringt. Füße, Beine, Hände, Arme, Schultern, der ganze Leib bedeckt von schneeweißem Gefieder, das in der Morgensonne funkelte, die im Osten aufsprang wie eine feurige glutrote Riesenkugel und das Meer aufglitzern ließ wie ein ungeheures Diamantenfeld. Jetzt überkam den Prinzen eine solche elementare neue Lebensfreude und mit den Sonnenstrahlen, die seinen fröstelnden Leib durchwärmten, kam ein Mut, eine Kraft über ihn, wie er es noch nie erlebte. Wie aus einem schweren Traum erwachend blickte er, überwältigt vom hehren Schauspiel des Sonnenaufgangs und aller der nie gesehenen Pracht der Farben hinüber über den Pontus Euxinus, suchte im Geist die Richtung, in der die königlose Heimat lag. Ein Strom von Tränen schoß jäh aus seinen Augen. Er sprang auf, die Vögel auf ihm völlig vergessend, und seine bereits männlich gewordene Stimme dröhnte durch die Stille, brach sich in den Klüften und Wänden in widerhallendem Echo: „Bei deinem strahlenden Licht, Mithras — bei deinem Geiste, Achilles, und deinen Heldengeistern, bei deinem Geiste, Vater: Rache! Rache! Rache!“ Aus den Klüften, von den Felsenwänden kam die Antwort wieder: Rache, Rache, Rache! Der Prinz war wie verwirrt. An das Echo zu denken, lag ihm fern. „Geist des Achilles! Geist Achills!!“ rief er aus Leibeskräften. Wie zur Bestätigung kamen donnernd seine eigenen Worte wieder. Die Vögel flatterten längst ängstlich um ihn herum, erschreckt von seiner Stimme, seinen heftigen Bewegungen. Laut aufkreischend umschwärmten sie ihn. Vom Ufer drangen schmetternde Tubenstöße über die Insel und widerhallten schauerlich in den Berggründen. Immer ärger kreischten die Halcyone und angstvoll flatterten sie in weißen Wolken um ihn. Der Geist des großen Helden kam über ihn. Eine Königskrönung war ihm der unvergeßliche Morgen. Als er, von Möven umringt, mit seinem funkelnden Speer hinabstieg und dem Fürsten, Licinianus und den Offizieren entgegenlief, da leuchtete sein Gesicht von Freude und Mut. Tatkräftig schwang er den Speer, wie Achilles es getan, und als der Fürst ihn herzlich fragte, ob er Achilles gesehen — da flammten seine Löwenaugen wieder auf und die feurige Antwort blieb allen unvergeßlich: „Sagt, was ihr wollt! Hier lebt der Geist des Achilles!“ Keiner der Begleiter sprach ein Wort, als Tird im unbedeckten Tempel von verwetterten, unbehauenen Steinen zwischen jahrhundertalten Weihgeschenken niederfiel und seinem Heros heiße Gebete und Gelübde darbrachte.

Still glitt bald darauf das Schiff über die lichtfunkelnde See. An der Brüstung des Hinterteiles steht der Prinz in voller Rüstung. Der Seewind weht den Helmbusch hin und her und spielt mit den unter dem Helm hervorquellenden Locken, färbt die Wangen rot und belebt die schläfrigen Sinne Tirds. Schweigend blickt er nach der Insel zurück, bis sie wie ein weißes Fleckchen im blendenden Sonnen- und Meerglanz verschwindet und kein weißer Vogel in den Lüften mehr wahrzunehmen ist. Im Glauben, das Schiff fahre geraden Weges zurück nach Athen, schlief der Prinz ein und erwachte erst wieder, als das Schiff mit Fackeln und Lampen beleuchtet im Hafen des Golfes von Astacus einfuhr und noch in dunklen Umrissen eine Stadt zu erkennen war: Nikomedien. So viel, so ungeduldig der Prinz fragen mochte, warum sie hier landeten, was sie hier wollten, er bekam nach Verabredung der Begleiter keinen Bescheid. Eine große Überraschung stehe bevor. Mit dieser Erwartung gingen alle nach reichem Mahl spät in der Nacht auf dem Schiff zu Bette.

Zehntes Kapitel.

Diocletianus. Imperator.

Schon waren am andern Morgen die Fürsten, der Prinz und die Offiziere, besonders sorgfältig frisiert und ausgerüstet, auf dem Weg nach der Stadt und noch immer wußte der Prinz nicht, was bevorstehe. Es war eine lustige Unterhaltung für die andern alle, wie der Prinz bald mit Schmeicheln, bald mit Flehen, bald mit trotzigen Befehlen von irgend einem des Gefolges die Mitteilung des Geheimnisses erzwingen zu können glaubte. Keiner verriet es. Voraus lief ein Soldat, der schon in der Morgenfrühe den Weg suchen und die Gesellschaft an dem betreffenden Ort anzumelden hatte. Jetzt führte er sie durch die Stadt, durch Reihen erstaunter Menschen nach dem am andern Ende der Stadt aufgerichteten römischen Lager. Auch die Soldaten ließen alle Arbeit oder Spiele liegen, liefen in Scharen zusammen und staunten die fremden Gäste an. Tird sah wohl, wie er aller Augen auf sich zog. Er war's gewöhnt. Weithin war das große, mit weißen Blachen umspannte Feldherrnzelt erkenntlich, auf dem die Fahnen mit den römischen Adlern flatterten. Als die Gäste

sich dem Eingang näherten, wurden von Soldaten die breiten Vorhänge von innen zurückgeschoben und aus dem Zelt kamen ihnen zwei Männer entgegen, die an Gestalt und Alter sehr ähnlich zu sein schienen. Sie trugen die Rüstung der Feldherren. Der eine dazu über den Schultern, den Rücken bedeckend, den dunkelroten Purpurmantel mit der Einfassung von schneeweißer flockiger Wolle. Auf der Brustseite des Panzers die Adler, in der rechten Hand das Szepter: der Imperator Diocletian und sein Freund Maximian.

Die Begrüßung war ganz militärisch, aber doch herzlich. Außer den Abzeichen des Kaisers hätte nichts seine hohe Stellung verraten. Einfach, schmucklos war das Zelt im Innern, der Eß- wie der Schlafraum. Rohe hölzerne Tische, zinnenes Geschirr, Bettstätten von rohen Pfosten und Brettern, die Lager hart, mit Fellen und alten Soldatenmänteln bedeckt. Mit komischer Verblüffung saß der Prinz auf seiner ungehobelten Bank am Tisch, aß schweigend die kräftige Soldatensuppe und die einfache Mahlzeit aus einem Holzteller und trank aus dem verbuckelten Zinnbecher. Immer wieder richtete er über Löffel oder Becher weg einen verstohlenen Blick nach dem Imperator, verglich ihn mit dem vornehmen Fürsten, mit Licinianus, und fand bald heraus, daß an Wissen, Bildung, feiner Sitte und Lebensform der Fürst und sein ganzes Gefolge dem neuen Kaiser weit überlegen seien. Tird beobachtete auch wohl, wie die Augen des Licinianus ab und zu sich auf den Imperator richteten und unbemerkt, wie er glaubte, einen Ausdruck der Verachtung, ja des Spottes annahmen. Neben Tird saßen zur Rechten Konstantin, der Sohn des Constantius Chlorus und seiner Mutter Helena, ein Jüngling, nach Alter, Gestalt, Kraft ein Ebenbild Tirds. Zu seiner Linken saß stumm und dumm Maxentius, der Sohn des Maximian, der, fortwährend essend, zugleich von unten und von der Seite beständig Tird beobachtete. Nach dem Mahl blieben Vater und Sohn Licinius allein zurück mit dem Imperator und Maximian. Man besprach die Lage des Reiches. Die Bagauden mußten nun aufgerieben werden. Maximian sollte nächster Zeit den Feldzug gegen sie antreten, darauf die Gallier zur Ruhe bringen und Licinianus sollte dabei helfen. Diocletian hatte vor, gegen die Sarazenen zu ziehen, die Perser weiter zurückzudrängen, dann sich nach Ägypten zu wenden und den Usurpator Achilleus in Alexandrien zu belagern. Furchtbare Rache wollte er nehmen. Bei diesem Gelübde blitzten die hellblauen Augen des Imperators

so drohend auf, sein schönes Gesicht mit der feinen weißgelblichen Haut nahm solche Majestät, die hohe, eher schlanke Gestalt eine solche königliche Haltung an, daß Licinianus unwillkürlich doch eine gewisse Scheu und Achtung empfand. Bald senkte sich das stolz zurückgeworfene Haupt wieder nach vorn und der Kaiser nahm die gewöhnliche auffallende Stellung ein, die, mit dem leichten Vornüberbeugen von Hals und Kopf, der ganzen Persönlichkeit mit dem frühen Grau des Haares und dem hellblonden kurzen Vollbart ein so anmutiges, sinnendes, sorgendes, väterliches Wesen gab. Dieser Eindruck wurde noch erhöht durch den zweifellos gütigen Blick der tiefliegenden Augen, die von den Lidern und langen feinen Wimpern weit überdeckt waren. Prüfend, lauernd sogar konnte der Imperator dreinblicken, und kam man im Gespräch auf Bildung, Kunst, auf Seele und Gemüt, auf Wohlfahrt und Friede der Völker zu sprechen, da konnten sich die schönen, weitblickenden, seeblauen Augen des Kaisers weit öffnen und warmen Glanz annehmen. Wohlwollen und Herzensgüte sprachen unzweideutig daraus und im ganzen Blick lag dann etwas wie ein Traum, wie ein fernes Zukunftsbild, das ihn jetzt schon mit Freude erfüllte. Zu diesem Bild der Zukunft gehörten niedere und höhere Schulen, Akademien der Kunst und Wissenschaft, Bibliotheken, herrliche Gebäude mit Unmengen von Büchern, Thermen *, großartiger als alle bisherigen; Zirkus, Theater, herrliche Gärten, frei für alles Volk; Speisehallen, Tempel, Tempel, viele, viele Tempel; ein götterfürchtiges Geschlecht muß wieder werden! Eine Zeit muß wieder kommen, wo die Waffen ruhen, die Kriege nach außen beendet, die Empörer geschlagen sind, dann kommt das „goldene Zeitalter“ wieder. Der Gott des Lichtes steigt hernieder. Glücklich sollen sie werden, meine Völker, ein „Vater des Menschengeschlechts“ will ich heißen. Recht und Gerechtigkeit sollen herrschen unter mir! So stand es klar vor dem Geist des Imperators, und davon sprach er jetzt mit leuchtenden Augen lange zu Vater Licinius, der immer mehr das Vertrauen des Kaisers fand und ihm wieder manche wertvolle Mitteilung von den politischen Zuständen Griechenlands und Roms machte. Maximian und Licinianus berieten zusammen den Feldzug gegen die Bagauden und Gallier und Licinianus erfuhr, daß Galerius, der Schwestersohn Diocletians, jetzt noch in Persien zum

* = Bäder.

Schutz der römischen Provinz weile, bald aber gedenke, Licinianus wieder einmal aufzusuchen und sein Gast zu sein. Alle drei aber beteiligten sich nun mit größtem Interesse an der Erzählung des Licinius vom Tod des Kosroes, von der Entwicklung des Prinzen, seinem Leben und Treiben, und mehrmals dröhnte das Zelt vom Lachen der Männer. Diocletian erzählte unter anderm zum Staunen des Fürsten Licinius, es sei bald nach der Besiegung der Perser ein armenischer Offizier gekommen, der habe dem Kaiser Carus und dem ganzen Offizierstab die furchtbare Botschaft gebracht und zugleich im Auftrag des sterbenden Königs ihnen genau beschrieben, wo die Schätze des Königs verborgen liegen und den Schlüssel zum Geheimschloß ihnen gegeben. Das Aussehen des Mannes konnten Diocletian und Maximian nicht mehr genau wiedergeben; nur die feste, kräftige, untersetzte Gestalt, das gegen Fünfzig gehende Alter, die auffallend scharfe Physiognomie mit der Adlernase und grünen Augen, blonder Bart und Schnurrbart, das war ihnen noch erinnerlich. Licinianus brachte dem Imperator noch den heißen Wunsch des Prinzen vor, sobald als möglich das Reich des Vaters wieder einnehmen zu dürfen, doch beide, der Imperator und Maximian, wiesen mit einem gleichzeitigen Ruf den Wunsch als Unmöglichkeit ab. Sie schilderten die Lage im Orient, die furchtbaren Stammfehden und Blutbäder zwischen dem Haus Kosroes und Anag, die beständigen Einfälle der Perser. Diocletian rechnete mit Jahren, bis wieder Ruhe und Ordnung im Lande herrsche. Immerhin wolle man sehen, ob nicht Tiridates später als Offizier zur Mithilfe bei der Besetzung Armeniens zu gebrauchen sei. Wieder wurde der Prinz der Gegenstand der Unterhaltung und endlich äußerten beide Feldherren den Wunsch, von seiner Kraft und Gewandtheit, seinen Einfällen und Possen einiges zu sehen. Sie traten vor das Zelt und spähten hinaus ins Lager. Von der Wache und den weitern Soldaten, an denen die Fürsten vorüberschritten, erfuhren sie, daß Tird, Maxentius und Konstantin gegen das Meerufer hinabgezogen seien. Bald nach dem Essen waren sie daselbst angekommen und hatten sich zuerst die Zeit mit Rudern und Schwimmen vertrieben, wobei Tird schon darin sich den beiden andern an Kraft und Geschick überlegen zeigte, immerhin aber am Land als Sieger angekommen, nach Atem ringend, gerne zugab, den Sieg nicht leicht errungen zu haben. In der Tat hätte niemand vom bloßen Anblick der drei herrlichen Körper voll gedrungener Kraft und Schönheit sagen können, welcher

der stärkste sei. An Wuchs und Breite schienen sich die drei Jungen auffallend ähnlich zu sein. Doch im Ringkampf zeigte sich bald die weit überlegene Kraft Tirds. Sie rangen nackend, zuerst Maxentius und Konstantin. Mit Mühe blieb der letztere Sieger. Viel leichter überwand Tird den Maxentius, der im rollenden Kampf auf dem Sand, längst besiegt, mit häßlichem Lachen, durch widerliche Witze und Handlungen verriet, wes' Geistes Kind er sei. Auch Tird lachte zunächst mit. Der Jüngste, Konstantin, errötete und schwieg. Noch mehr als dessen Kraft und zähe Energie, mit der er in immer neuen Angriffen und zuletzt in anhaltendem Ringen Tird zusetzte, — noch mehr bewunderte Tird während des Kampfes den sittlichen Ernst des Konstantius, der gleichwohl nichts Mädchenhaftes an sich hatte, sondern mit seiner frischen Jugendkraft, seinem ungestümen Siegeswillen, seinem schweigenden, prüfenden Wesen, einen unvergeßlichen Eindruck auf Tird machte. Dazu kam noch Konstantins ovales, offenes Gesicht mit dem kühngeschwungenen Kinn, dem Geist und Witz verratenden, sarkastischen Mund. Den Eindruck einer werdenden Herrschernatur erhöhte die mächtige, stark gebogene Nase. Die großen, weitgeöffneten, stark hervortretenden Augen blickten drein, als wollten sie mit einem Blick die ganze Welt umspannen und als könnten sie sich nicht satt sehen an der weiten Pracht des im Mittagsglanz ruhenden Meeres, mit dem blauen Himmel darüber und den weißen Dörfern und Villen rings um die Gestade des Marmarameeres. Tird hatte gesiegt. Keuchend warfen sich beide in den Sand und warteten ruhigen Atem ab. Dann bekleideten sie sich alle und saßen in die Wollröcke gehüllt, die Soldatenmäntel über den Schultern da, die Knie aufgezogen, die Hände über ihnen gekreuzt, und ruhten. Tird und Konstantin begannen bald sich näher nach ihrer Herkunft und Heimat, nach Lehrern und Unterricht auszufragen, kramten ihr Wissen aus, und hatten sich bald ihre Herrschaftsgelüste verraten. Tird als Königssohn und berechtigter Thronerbe Armeniens ward von beiden widerspruchslos anerkannt. Konstantin rühmte sich, Flavius Valerius Constantius Chlorus, den Sohn des Eutropius, eines vornehmen Dardaniers *, zum Vater zu haben, und mütterlicherseits von Kaiser Claudius Gothicus abzustammen, dessen Nichte seine Mutter Helena war. In nächster Zeit, wußte Konstantin, werde sein Vater nach England

---

* Südserbien.

übersetzen und den Empörer Carausius niederwerfen. Wie gerne wollte er den Vater begleiten! Doch nun kam endlich auch Maxentius an die Reihe und erzählte, daß sein Vater Maximian am gleichen Tage wie der Imperator Diocletian geboren sei; beide als Nachkommen alter Fürstengeschlechter von Dalmatien, Diocletian in Dioclea, sein Vater Maximian in Sirmium. Beide hätten immer gewußt von ihrer gemeinsamen Kindheit an, daß sie große Männer und Imperatoren würden, und sein Vater werde auch noch Imperator, und er selber werde es noch! — „Du?“ riefen Tird und Konstantin wie aus einem Munde. „Wer hat dir das gesagt?“ — „Mein Vater wird Kaiser und ich werde Kaiser!“ wiederholte bestimmt Maxentius. Dabei blieb er ganz ruhig vor den beiden andern stehen und maß sie mit lauernden, frechen Blicken seiner kugelrunden, großen, unheimlichen Augen mit ihrem stechenden Schwarz. Nur schon die äußere Erscheinung dieses Menschen war Tird und Konstantin widerlich. Die aufgeworfene Unterlippe gab dem kleinen Mund etwas Trotziges, Mürrisches, Wildes, Sinnliches. Frech stand das kurze Kinn vom Gesicht ab. Häßlich war die eingedrückte, platte Nase. Die großen Ohren standen blätterartig weitab vom Kopfe. Über die breite knochige niedere Stirne hingen kurze, gefranste Haare und erhöhten den unheimlichen Eindruck dieses Menschen, der trotz feiner Rüstung und vornehmen Kleidung den Eindruck eines Barbaren, eines sinnlichen, zu Gewalttat und allen Greueln fähigen Menschen machte. Seine totale Unwissenheit machte ihn unfähig, sich an irgend einem Gespräch zu beteiligen, das einige Bildung voraussetzte. Dumm und gelangweilt stierte er dann ins Leere, oder suchte fortwährend durch Witze und Reden gemeinster Art die Unterhaltung an sich zu reißen. Unter den Soldaten hatte er reichen Erfolg damit. Dadurch, und durch Geschenke, Straferlaß, Trinkgelage und brüderlichen Verkehr hatte er sich reichen Anhang im Heer zu verschaffen gewußt. Und wollten die trunkenen Soldaten den trunkenen Offizier hochleben lassen und ihn besonders ehren, so riefen sie zum Spott: „Es lebe Imperator Maxentius!“

Jetzt stand er vor Tird und Konstantius und glotzte sie wütend an, verlegen bald auf den einen, bald auf den andern Fuß tretend. Warum er nicht ebensogut Kaiser werden könne als sie? Das wolle er wissen. — Ein Kaiser müsse lesen und schreiben können. — Das könne er, behauptete Maxentius. Doch Konstantin meinte, Maxentius vermöchte bei seiner Lese-

kunst kaum mehr als eine kaiserliche Amtsakte im Tag zu lesen. Auch sollte Kaiser Maxentius ungefähr wissen, wo die verschiedenen Länder und Provinzen des römischen Reiches liegen. Nachdem Maxentius für seine Unwissenheit gebüßt hatte, begann ihn Konstantin, von Tird kräftig unterstützt, wegen seines unglücklichen Gesichtes aufzuziehen. Kein Teil desselben ward vergessen und der Gesamteindruck als tierische Roheit und Dummheit bezeichnet. Maxentius war im Feuer. Tird und Konstantin wetteiferten und überboten einander mit Witzen und Sticheleien gegen ihr unglückliches Opfer, das, trotz aller körperlichen Kraft, gegen seine, mit gleicher Kraft und viel mehr Geist ausgerüsteten Quäler wehrlos war. Das sah er ein, so lang er seine Wut beherrschen konnte. Aber, als Konstantin ihm aus seiner Gesichtsbildung, aus seiner Unwissenheit, aus der Roheit seiner Hände und allen Unsitten seiner Lebensweise zu beweisen versuchte, daß er und sein Vater, wie der neue Kaiser auch, aus ganz niedrigem Stand, wohl von dem der — — Rinderhirten herkämen, da brach die Geduld des Maxentius, und dunkelrote Glut bedeckte sein Gesicht. Aus seinen schwarzen Kugelaugen flammte mörderischer Haß. Doch einen Angriff auf Konstantin wagte er nicht. Tird lag neben ihm und weidete sich an seinem Zorn.

„Aber, nun sag' denn, Maxentius, wie kommst du Küfergeselle auf den Gedanken, Imperator zu werden?“ — „Durch das Zeichen!“ antwortete Maxentius dem Konstantin. „Durch welches denn?“ — „Aus allen, die ich gefragt.“ — „Vogelflug?“ — „Tausendmal.“ — „Eingeweide?“ — „Unzählige Male! Und nicht nur aus Tieren?“ lachte Maxentius roh und wollüstig auf. „Was denn? Nicht aus Tieren, aus was für Eingeweiden denn?“ fragten erregt die beiden andern. Höhnisch rief Maxentius: „Nun weiß ich etwas, was ihr nicht wißt, he?“ Und über sein häßliches Gesicht flog die Schadenfreude und das teuflische Lächeln eines still verschlossenen Geheimnisses, das nichts Gutes ahnen ließ. Doch fest schloß er die aufgeworfenen Lippen. Aber seine Gegner waren schlauer. „Behalt' dein Geheimnis!“ rief Konstantin, „und wir halten von deiner Herkunft und Zukunft, was wir wollen. Wirst du kein Imperator, so kannst du doch bei mir oder Tiridates einmal Sau- oder Rinderhirt werden.“ — „Ich will ihn nicht“, bemerkte wegwerfend Tird, „er ist mir dazu noch zu dumm und zu häßlich.“ — „Nun sag's, wenn du willst, daß wir an deine Herkunft glauben sollen!“ Immer mehr und mehr drangen sie in ihn mit Spott,

Drohung und Versprechen. Sie waren aufgestanden und hatten Maxentius gegen das Meer gedrängt. Neugierig waren sie geworden, immer mehr bestürmten sie ihn, und Maxentius kam sich immer wichtiger vor; fürchtete sich aber, das schauerliche Geheimnis zu sagen, weil er Bestrafung erwartete. Aber, als sie beide ihm versprachen, es nicht auszubringen und ihn einmal, wenn sie alle drei Imperatoren sein würden, in gleichen Ehren anzuerkennen, da erzählte Maxentius etwas kleinlaut, mit erkünsteltem Lachen dazwischen, man müsse, um ganz sicher zu sein, ob man Kaiser werde, — die Lage eines Kindes im Mutterleibe erforschen. Entsetzt schrien die beiden Jünglinge auf: „Wie? Was? Wie ist das möglich?“ — „Möglich?“ lachte Maxentius auf, doch seine rohen Züge zeigten immer deutlicher die Verlegenheit, in die ihn das offene Grauen der Jünglinge versetzte. Sie drängten weiter in ihn, ihnen alles zu sagen, drohten, es auszubringen und versprachen wieder zu schweigen. Endlich gestand Maxentius, daß er, auf Rat einer Druidin, schon mehrmals junge Mütter bei lebendigem Leibe habe öffnen und die Lage des Kindes erforschen lassen. Wenn das Kind die Arme um den Kopf geschlungen hielt, hätten die Priester Maxentius Krone und Reich geweissagt. Erbleicht stand Konstantin da. Tiridates schüttelte ein Schauer von oben bis unten. Lange schwiegen sie und betrachteten Maxentius wie ein Tier, oder einen Wahnsinnigen, vor dem man auf der Hut ist. „Geh' von uns!“ donnerte ihn Konstantin nun an. Maxentius wich nicht und stierte sie an, als begriff er sie nicht. Sie wandten sich um und wollten allein der Stadt zugehen. Maxentius folgte mit gesenktem Kopf. „Geh' von uns!“ schrie drohend Konstantin abermals und kehrte sich gegen Maxentius. Er wich nicht. Da stürzte sich Konstantin mit furchtbarer Wucht auf ihn. Ein langes, gewaltiges Ringen entstand, dem Tird zusah. Mehrmals drohte Konstantin zu fallen, und blickte jeweilen Tird wie hilfeflehend an. Aber Maxentius, mit dem Schwert bewaffnet, warnte ihn mit Blicken wahnsinniger Wut. Sein Mund schäumte. Eben hatte er sich aus Konstantins eiserner Umarmung wieder zu befreien vermocht und zog rasend sein Schwert gegen den unbewaffneten Gegner. Die Verzweiflung packte Konstantin. Schneller noch als Maxentius, holte er mit der bloßen, aber steinhart geballten Faust gegen seinen Gegner aus und vermochte ihn mit furchtbarem Schlag aufs Genick besinnungslos zu Boden zu strecken. Ein Schwall von dunklem Blut entströmte Nase und Mund.

Im nächsten Augenblick schon war Konstantin auf und davon gesprungen, der Stadt zu. Niemand erfuhr seinen nächtlichen Aufenthalt. Noch lag Maxentius in seinem Blut, als Diocletian mit Maximian, mit Gefolge und den Fürsten, herbeikamen. Tird gab Auskunft und holte Soldaten, die Maxentius in der Sänfte ins Lager tragen sollten. Tird, wie alle andern, waren auf einen Wutausbruch Maximians gefaßt, oder wenigstens auf eine erregte Szene väterlicher Besorgnis; auf Untersuchung und Strafandrohung. Nichts von allem. Maximian sah kaum recht nach, ob sein Sohn noch lebe, warf einen verächtlichen Blick auf ihn, hörte zerstreut Tirds Bericht an, und brach, als er den Grund des Streites und Maxentius Schandtat erfuhr, das Gespräch roh ab: „Es ist ihm recht geschehen. Wär' er verreckt, so wär's noch besser. Das Vieh will Imperator werden! Arme Weiber . . . .“ brummte der Vater noch einigemale in seinen weißlichen, struppigen Kinnbart. Seine kleinen Luchsaugen funkelten wütend und verächtlich auf den ohnmächtigen Sohn hinab. Über das weingerötete Gesicht des Vaters glitt ein kaltes Grauen. Wartend stand er vor dem Sohn. Die Träger nahten. Der Vater hob die eine Fußspitze und stieß sie ärgerlich dem Sohn ins Gesäß. „Schafft das Aas heim!“ kommandierte er und lief davon, der Stadt zu, unbekümmert darum, ob ihm jemand folge. Die Soldaten trugen Maxentius geradenwegs dem Lager zu. Diocletian und die andern alle folgten dem vor sich hin brummelnden Maximian.

Nachdem sie bis lang nach Sonnenuntergang in einer Weinschenke der Stadt gesessen hatten, war Maximian abends nach Tisch nicht mehr fähig, der Unterhaltung beizuwohnen, die der Imperator und die Fürsten Licinius bis tief in die Nacht pflegten. Tird schlief bald auf seinem Lager ein. Licinius aber kam im Verlauf der Unterhaltung auf die römischen Dichter und Philosophen zu sprechen und erstaunte, über welches Wissen und welch feines Urteil Diocletian verfügte. Er erzählte von seiner täglichen Lektüre, rezitierte aus freiem Gedächtnis Ovid, Virgil, Horaz, sprach abermals, wieder mit leuchtendem Gesicht, von künftigen Schulen und Universitäten. Dann sprachen sie von Religion. Licinius bekannte, ein Freidenker zu sein, seine Philosophie sei seine Religion, die Stoa, Plato, Seneca, Marc Aurel, Epiktet. Alles war Diocletian bekannt. Unvergeßlich war es Licinius, als der Imperator ihm bekannte, daß ihn alle diese Weisen im Stich gelassen hätten. In keiner Schlacht habe er gezittert, kein Tod im Felde werde

ihn je schrecken, doch nur, weil ihm da die Zeit fehle, an ihn zu denken. Sobald er Zeit habe, des Todes zu denken, fürchte er ihn. Er fürchte sich beständig Tag und Nacht, Geister, Dämonen, Vögel, Gewitter, Menschen, seine Offiziere, Maximian, seinen Freund, Galerius, seinen Neffen — er fürchte sich vor sich selbst. Erlösung von der Angst, das brauche er. Darum sei er Mithrasgläubiger und in den Mysterien des Mithras finde er Ruhe. Licinius gedachte des Todes Apers, des Ebers. Er war erlegt. Die Druidin hatte recht geweissagt. Diocletian war Imperator. Licinius saß vor ihm, sah in sein schönes, geistvolles, edles Gesicht, sah auf seine starken und doch schönen Hände. „Ach, daß diese Hände töten mußten!“ seufzte Licinius bei sich selbst, „wieviel weniger würdest du dich fürchten, armer Diocletian!“ Licinius nahm es wunder, was der Kaiser vom Christentum halte, und fragte ihn darüber. Er sagte lange nichts und schaute wehmütig in das leis bewegte, hin und her wehende Kerzenlicht, das zwischen ihnen stand. Kein Laut vom Lager war mehr zu hören. Diocletian stützte den Ellenbogen auf den Tisch und legte den Kopf in die Hand. Seine Züge wurden weich, fast traurig. Nach langem Sinnen antwortete er: „Ich fürchte auch den Christus, den Gott der Christen. Sie sagen doch, er lebe, er sei ihnen als Geist nahe, er komme wieder, komme bald, als Richter vom Himmel, auf Wolken, Licinius, das wäre furchtbar, auf Wolken herab, und Himmel und Erde würden vergehen mit schrecklichem Krachen. Dann komme alles an den Tag. Jede Schuld. Und jeden träfe sein gerechtes Urteil. Licinius, das wäre furchtbar.“ — „Warum denn?“ fragte dieser mit der Ruhe der Unschuld. „Du fürchtest doch auch keinen menschlichen Richter auf Erden, wenn du unschuldig bist. Mag’s mit dem Christus sein, wie es mag, ich weiß mich frei von Schuld und Unrecht. Ich fürchte keinen Richter, keinen Tod.“ — „Sprich nicht von ihm!“ flüsterte der Imperator. „Zwischen Wort und Sache gibt es verborgene Zusammenhänge, die wir nicht kennen. Was die Christen betrifft, sie mögen leben und ihren Gott verehren. Ihr Kult und Glaube soll übrigens dem des Mithras sehr ähnlich sein. Wenn nur einer mich schützt vor den Geistern der Nacht und mich erlöst, Mithras oder Christus, was liegt daran?“ —

Noch lange fand Licinius keinen Schlaf. Im Raum nebendran gingen endlos schwere Schritte auf und nieder. Bald hörte man das Geräusch von Bücherblättern, bald das Funkenschlagen und Lichtmachen, bald das Ablöschen, jetzt das Ab-

liegen, jetzt das Aufstehen, Hinausgehen und Wiedereintreten, bald ein Seufzen, bald ein Stöhnen, und einmal war es Licinius, Diocletian rede murmelnd vor sich hin. Er hielt den Atem an, und hielt das Ohr an die Zeltwand. Deutlich vernahm er die Worte: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele. Oder: Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?" Langsam, abgebrochen, nachsinnend, las der wachende Kaiser die inhaltsschweren Worte des Christus und ein dumpfer Unterton von schwerer Angst zitterte mit. —

Licinius erwachte nach einigen Stunden erquickenden Schlafes an einem ächzenden Geräusch. Die Bettstatt des Kaisers drüben knarrte und krachte unter dem sich ruhelos hin- und herwerfenden Leib des Imperators. Ein halblauter, unterdrückter Ruf drang zu Licinius hinüber und machte den Fürsten erschauern: „Weg, Julius Aper!" Licinius pflegte nicht zu beten. Aber jetzt dankte er irgend einem Gotte dafür, daß er Licinius und nicht der Imperator drüben sei. — — — — —

Am andern Morgen, gegen Mittag, war das Schiff des Licinius bereit zur Abfahrt. Am Hinterbord standen die Fürsten, Offiziere und Tiridates, am Ufer Diocletian und Maximian. Die Witterung hatte umgeschlagen. Der Himmel war bewölkt und die See war sehr bewegt. Brausend schlugen die Wellen ans Ufer, immer weiter mußten sich die beiden Männer ins Land zurückziehen. Ungeduldig schaukelte das Schiff auf und nieder, hin und her, bis der Fürst die Abfahrt gebot, und es mit geblähten Segeln ins offene Meer hinausfuhr. Als sie etwa eine Meile vom Land entfernt waren, sah der Sklave am Kielspitz einen dunklen Gegenstand, der sich zwischen Land und Schiff wie ein kleiner, unruhiger Punkt gegen das Schiff hin zu bewegen schien. Er behielt die auffallende Erscheinung im Auge. Sie wurde größer und kam deutlicher näher. Der Sklave meldete seine Beobachtung dem Hauptmann und bald standen neben diesem die Fürsten, Tird, die Offiziere, und aller Augen waren in äußerster Spannung auf den immer näher kommenden Gegenstand gerichtet. „Es ist ein Nachen!" rief Licinius. „Hoffentlich niemand darin!" sorgte Licinianus. „Warum nicht?" rief Tird. „Ha—i!, gerade das ist See und Wetter zum Nachenfahren. Ha—i! Das muß köstlich sein!" — „Ein Nachen!" riefen nun bestätigend alle. Der Fürst rühmte dankbar seine treuen Augen. Nun sahen alle deutlich, daß ein weißes Tuch hoch in der Luft geschwenkt wurde; deutlich war die

Gestalt des Insassen zu erkennen, jetzt seine gewaltigen Armbewegungen beim Rudern wahrzunehmen. Der Kapitän gab Befehl an die Ruderer, die Geschwindigkeit des Schiffes zu dämmen. Ein unangenehmes Schaukelspiel entstand. Wellen schlugen donnernd an die Seiten des Schiffes, alle hielten sich am Geländer. Alle ernst und erwartungsvoll. Ein Menschenleben galt's zu retten. Der Fürst rief mit lauter Stimme dem nahen Schiffer zu: „Suchst du Rettung? Oder bringst du eilige Kunde?“ — „Rettung und Schutz, gütiger Fürst!“ tönte es laut und vernehmlich übers Wasser. Die Stimme schien Tird vor allen bekannt. „Bei Poseidon und Zeus! Schutz und Mitfahrt soll dir gewährt sein. Mögest du uns Glück zur guten Heimfahrt bringen!“ Mächtige Ruderschläge trieben den mit Wasser stark gefüllten Nachen so weit in die Nähe des Schiffes, daß von hier aus alle die Todesgefahr des mutigen Schiffers erkennen konnten. Vor ihren Augen versank plötzlich der Nachen. Ein herrlicher Leib mit breitem, starkem Rücken tauchte mit glänzender Haut sofort wieder aus den schäumenden Fluten auf, der schwarze Lockenkopf triefend vor Nässe, hoch über das Wasser aufgerichtet. Die gewaltigen Arme teilten majestätisch die Wellen, zwei mächtige Hände faßten das Rettungsseil, und nackend, überlaut lachend, kletterte Konstantin triefend hinauf und wurde mit unaufhörlichem Gelächter und Jubel begrüßt. Tird führte ihn in seine Kammer, kleidete ihn in seine Gewänder. Gekämmt, gesalbt, geschmückt wie ein olympischer Sieger trat er wieder in die Gesellschaft. Der starke Wein bewahrte ihn vor Erkältung und löste eine Stimmung der Lust und Kraft in ihm aus, verlieh ihm Witz und Geist, daß er, als Tirds Freund, mit ihm zusammen der willkommenste Reisegefährte wurde. Wie erstaunt war er, als er erfuhr, wie wenig sich der alte Maximian aus dem vermeintlichen Tode seines Sohnes gemacht hatte. Maxentius lag noch heute morgen darnieder, war wieder bei sich, litt aber an starkem Kopfweh und verlor immer wieder Blut durch die Nase. Die Faust Konstantins ward von allen Seiten gebührend bewundert und Maxentius' Schicksal wohlverdient genannt. Von seinen Lastern und Zeichendeutereien wurde noch so viel von den Offizieren nacherzählt, daß der Fürst für gut fand, um der beiden Jünglinge willen das Gespräch abzubrechen. Auf die Frage, was er nun vorhabe, und wie er zum Nachen gekommen sei, erzählte Konstantin mit anmutiger Frische seinen Abend in den Wirtshäusern der Stadt, in den Schifferschenken

am Strand. Von einer zur andern sei er geflüchtet, dann wieder lange am Strande hin und her gewandelt, bis ihn der Frost wieder hineingetrieben habe. Am Schiff des Fürsten habe er sich nach der Abfahrtszeit erkundigt. Einige Zeit vorher habe er den Kahn abgebunden und sei ihnen vorausgefahren. Wenn er gewußt hätte, daß Maximian sein Sohn nur ein Fußtritt wert sei, so hätte er allerdings lieber einen trockenen Weg gewählt. Nach allen seinen Aussagen und dem ernst gewordenen Ausdruck seines Gesichtes ahnten alle, daß der Jüngling wahrhaft einen Kampf auf Tod und Leben mit den Wellen geführt hatte. Dankbar nahm er die Einladung des Fürsten an, mit ihnen nach Byzantium zu fahren, damit er von dort, mit Geld des Fürsten Licinius ausgestattet, durch die Donau- und Rheinländer nach Trier zu seinem Vater Constantius Chlorus flüchten könne. Wer die beiden Jünglinge am Bug des Schiffes stehen sah, die Arme gegenseitig über ihre Rücken gelegt, die Locken vom Wind zerzaust, furchtlos im ärgsten Wetter; wer sie hören konnte von Freundschaft schwärmen, die sie sich halten, von Kriegen, die sie als Könige führen, von Bauten, die sie aufrichten wollten zu ihrem unvergänglichen Ruhme; wer ihre Kraft sah, ihre Blicke, ihre Begabung kannte, der ahnte wohl, daß hier zwei Menschen Wind und Wellen trotzten, die vom Schicksal berufen waren, die Hände ans Steuerruder der Zeit zu legen und die Geschicke von Völkern zu begründen. Unvergeßlich blieb Tird von allen ihren Gesprächen während der tagelangen stürmischen Fahrt ein Gespräch über Sterben und Tod, als einmal das Schiff dem Versinken nahe war und bleicher Schrecken auf allen Gesichtern lag. Auch Tirds Freude an Sturm und Wellen hatte ein Ende gefunden. Still und bleich stand er neben Konstantin in der gedeckten Schiffsmitte an einen Balken gelehnt. Deutlich ward er sich bewußt, daß Konstantin furchtlos geblieben war. Ein Rätsel war es für Tird. In vertrautem Gespräch offenbarte ihm Konstantin nach glücklicher Überwindung der Gefahr, seine Mutter Helena sei im Geheimen eine Christin und sie habe ihn zum Gott der Christen beten gelehrt. Er selber wie auch sein Vater Constantius sei kein Christ; aber, wenn er in Gefahr komme und nicht selber über die Furcht Meister werde, dann bete er zum Christengott und jedesmal noch sei er glücklich davon gekommen. Er werde nie die Christen verfolgen. „Ob er selber ein Christ werden wolle?“ fragte ihn Tird erregt. „Das kaum“, sagte Konstantin, „doch wenn es für meine Regierung

einmal besser wäre, warum nicht?“ — „Wie sollte das je besser sein können“, spottete Tird, „dies elende Häuflein von Christen, diese dummen, abergläubischen, niedrigsten Menschen, du wirst dich doch nie nach diesen richten, Konstantin?“ — „Jetzt noch nicht, Tird. Später werden wir sehen. Die Christen werden eine Macht unter uns! Sieh zu!“ —

Am Ufer von Byzanz stand der feurige Jüngling und sah dem Schiff nach, bis es in grauem Nebel seinen Augen entschwand. Dann reiste er zu Fuß, zu Wagen und zu Schiff nach Trier und kam in dem Augenblick am Ufer der Mosel an, als die Anker der Flotte gelichtet wurden zur Abfahrt des Constantius gegen Carausius, den Usurpator Britannias. Unter dem Befehl des Vaters, an der Spitze einer eigenen Kohorte begann Konstantin seine weltgeschichtliche Aufgabe. Hier schon ward er der Freund der Truppen, und an manchem Schenktisch in Britannien drüben ward mit Stolz bemerkt: „Der gäbe auch einst einen Imperator!“

Elftes Kapitel.

Der heilige Mobed.

Während der ersten Zeit der Abwesenheit Tirds lag Koswita noch zu Bette, von Valerius behandelt und mehr als nötig besucht, da hatten sich Licinia, Paula und Harsa enger als je miteinander verbunden. Das Krankenlager Koswitas war der Mittelpunkt, der sie immer wieder vereinigte; der Ort, wo sie die tiefsten und schönsten Gespräche führten. Kein Zwang, nicht die geringste Absicht der Bekehrung oder einer Beweisführung für die Wahrheit des Evangeliums lag in Paulas Art. Nur wie sie, von den andern Frauen und Gästen oft genug gebeten, ihre Meinung zum gegebenen Gegenstand des Gesprächs sagte und die Stellung des Evangeliums dazu beleuchtete, genügte, um in diesen Tagen der Vereinsamung und der Sorge um die Seefahrer alle den Trost des christlichen Glaubens mehr denn je erfahren zu lassen. Harsa war seit der Abwesenheit Tirds von fortwährender Angst um ihn erfüllt. Jetzt erst, und vor allem, wenn der Sturm um die Villa toste, das dürre Laub im kahlen Park aufwirbelte und die trüben Wolken das Haupt des Zeus auf der Akropolis zu verhüllen schienen, jetzt erst merkte sie, wie sehr sie Tird liebte. Je ärger die Sorge

um Tird sie plagte, desto mehr wurde ihr wieder bewußt, daß ihr Glaube nicht die Kraft von Paulas Glauben besaß. Aber ihren Glauben hätte sie gegenwärtig weniger als je aufgeben können. Sah sie doch mit geheimer Schadenfreude gegenüber Paula, wie gerade jene herrlichen Hoffnungen der mithrischen Religion vom Jenseits, vom blauen Himmel Ahuras und seinen Seligkeiten Koswitas Herz mehr und mehr aufrichteten. Wieviel dazu die schlichten Worte Paulas von der Hoffnung der Christen beitrugen, konnte sie nicht ermessen. Harsas Herz und ganzes Wesen war in diesen Tagen festlich gestimmt. Eine ihr selbst unerklärliche Ahnung großer bevorstehender Freude erfüllte sie. Niemand außer Tird wußte etwas vom Ring, von dem jede Nacht das blaue stille Auge auffunkelte, und vom Beutel, dem geheimnisvoll wiedererlangten. Keine Furcht mehr ging von ihm aus. Das blauleuchtende Auge im Ring konnte keines Dämonen Auge sein, es war zu mild, zu freundlich, wie ein „Vergißmeinnicht“ der Nacht. Und dann war ihr, sie wußte nicht wie, er sei in der Nähe, er sei bei ihr, der heilige Vater, Mobed. Und wär's, daß auch er nicht mehr lebte, so müßte es sein Geist sein, der sie umgibt, sein Geistesauge, das sie mild und tröstlich mit Himmelslicht anschaut. Doch wie denn, wie denn kam dann zuvor der langvergessene Beutel, der verlorene Ring wieder zu mir? Wo sie ging und stand, erwog sie das. Unbeschreibliche Weihe kam über sie. Sie fiel allen im Hause, auch dem Gesinde, auf durch das frische, hoffnungsfreudige Wesen, durch den wie verklärten Blick, der ein ihr allein bekanntes seliges Geheimnis und Glück verriet. Die Klänge ihrer Harfe und Stimme tönten wieder durchs Haus und über den Park. Wenn sie nur hätte den fremden Kaufmann wieder auffinden können! So manchen Sklaven sie insgeheim ausschickte nach ihm zu forschen; er blieb verschwunden. Manche Tage war nach jenem furchtbaren Tag der Enthüllung ein Fremder in der Nähe der Villa aufgetaucht. Ein Gelehrter schien er zu sein der Haar- und Kleidertracht nach. Lange gelockte braune Haare; braune lange Toga; rote Lederschuhe. Sklaven der Villa Licinia liefen ihm auf ihren Wegen zur Arbeit oder bei den Ausgängen in die Stadt auffällig viel in die Hände. Jedesmal stellte der Fremde einen von ihnen, oder mehrere, fragte sie überaus freundlich nach den Fürsten, der Fürstin und den weiteren Bewohnern. Überaus großes Interesse schien er an den armenischen Gästen, besonders Harsa zu haben. Je mehr Auskunft

einer gab, desto mehr glänzende Goldstücke rollten in seine Hand. Quintus und Sextus waren wieder einmal mit Fischen beschäftigt, der Fremde erschien am Strande. Scheinbar selbstvergessen schaute er in der Nähe der Fischer, in einen warmen köstlichen Mantel gehüllt, übers Meer hin. Armenische Laute klangen an sein Ohr. Quintus war wieder im Freien, der Präzeptor war ferne und Sextus, der christliche Sklave, der einzige, dem er vertrauend sein altes Polterherz ausschütten konnte. Einige Augenblicke darauf hatte der Fremde in Mantel und Kapuze in fließender armenischer Sprache mit den beiden Fischern eine Unterhaltung eingeleitet. Am Ende derselben wußte er, was er von Quintus wissen wollte, wußte, daß dieser sein willenloses Werkzeug werden würde, während Sextus seinem Blick auswich und je länger je mehr schweigsam geworden war. Noch lange, nachdem der Fremde bereits in der Richtung gegen die Stadt zu verschwunden war, ließ Quintus die schimmernden Goldstücke durch seine abgemagerten Hände gleiten, sein fast zahnloser Mund verzog sich zu breitem Lachen, sein dürres Gesicht war wie verklärt, seine stechenden Augen bohrten sich flammend in das Gold, als wollten sie es schmelzen und dann, als müßte er es waschen mit dem Besten, was er hatte, ließ er heiße Tränen darauf niederrieseln und weinte und lachte durcheinander. „Endlich, endlich Glück!“ rief er ein ums andere mal zu Sextus und hielt ihm immer wieder den funkelnden Gewinn unter die Augen. „Siehst du, Sextus, auch Mithras ist gut, nicht nur dein Christus, auch Mithras ist treu, und hört uns arme Sklaven. Dem Manne will ich dienen und tun, was er befiehlt, dann kommt noch mehr zu diesem, noch mehr, noch mehr, Sextus, und habe ich genug, dann“ — Quintus lachte schauerlich schadenfroh auf und blickte mit strömenden Tränen übers Meer hin — „dann, alter Sklave, dann, wer weiß, darfst du dein Haupt in armenischer Erde zur Ruhe legen!“ — „Ich warn’ dich, Quintus“, sagte treuherzig der Gefährte. „Laß dich nicht blenden vom Gold! Prüfe zuerst deinen unbekannten Spender, was er will und vor hat. Mir hat vor seinem Blick bis in die Seele hineingegraut. Solchen Blick sah ich noch nie. Mir fiel der Judas ein, der unsern Herrn verriet. Oder gar, an Satan mußte ich denken. Quintus, gib acht!“ — „Ja, zum Geld geb’ ich wohl acht, du Esel! Wie kannst du armes Aas so reden, wenn mir einmal im Leben, gewiß das letztemal, der gerechte Mithras allen Frondienst lohnen will. Was weißt du doch Böses über den Fremden! Gerade sein Blick hat mir’s

angetan. Das ist ein großer Gelehrter, sag' ich dir, Sextus. Schau das feine Gesicht, den scharfen Mund, die gebogene Nase, und die grünen Augen, so wie manchmal das Meer hellgrün ist; ich war gefangen vom ersten Blick an, ich mußte ihn anschauen, in die Augen hinein, Sextus, ich muß ihm folgen, er mag mich heißen, was er will. — Und das Gold, dies Gold! Und noch mehr!" — „Komm', laß uns fischen!" sagte Sextus, „mich friert, wir wollen uns bewegen." — „Dich friert, Sextus?" lächelte Quintus, „schaff' du nur. Du weißt nicht, wie warm das Gold da gibt." — „Wenn's nur auch Gold ist?" lachte Sextus. Nun stutzte Quintus. „Wie? Was könnte es denn sein?" — „Nun, irgend was Vergoldetes! Eisen, Blei, Kupfer, Silber. Doch! Sei doch gescheit, Quintus, und glaub' nicht, daß dir irgend ein Fremder für nichts Gold in die Hände schüttet." — Lange stutzte Quintus. Man sah, wie die Freude aus seinem Gesicht wich. Zweifel und Unsicherheit quälten ihn. Doch immer wieder tröstete er sich: „Dieser Blick, dieser Blick! Ein Betrüger hat keinen solchen Blick, so sicher, so fest, Sextus!" — „Laß dein Gold prüfen", riet Sextus trocken und zog das Netz aus der Tiefe. Es war voll zappelnder Fische. Schon auf dem Heimweg aber begann Quintus voll Sorge darüber nachzudenken und mit Sextus zu beraten, wo er denn eigentlich das Gold verstecken solle? Und wenn dann noch mehr käme? „Siehst du", lachte Sextus froh und glücklich auf, „ich bin reicher als du, ich brauche nichts zu verstecken und nicht zu sorgen." — „Verrat' mich nicht, wenn dir dein Leben lieb ist, Sextus!" — „Warum sollt' ich dich verraten, Quintus? Wir Christen beneiden keinen um sein Gold. Wir kennen besseres." — „Auf die Bank kann ich es nicht tun. Es würde auffallen und der Fürst oder der Präzeptor käme dahinter. Ich will's unter meinem Lager, unter dem Kopfkissen vergraben in der Erde." — „Wann und wie willst du graben, ohne daß einer von den Mitsklaven dich hört und beobachtet?" Sorgenvoll beriet Quintus, wie er am besten zum Ziel gelange. Kein Bitten, kein Versprechen, kein Spotten und Fluchen gegen christliches Gewissen vermochtnn Sextus zur Mithilfe zu bewegen. Von diesem Gold wollte er nichts. Eine geheime Furcht schon machte es ihm unmöglich, auch nur ein einziges Stück anzunehmen, denn er glaubte bestimmt, dies Gold sei verzaubert. Quintus war so in den Anblick seines Gewinnes versunken, den er unter der Toga verborgen in der linken Hand trug, war so voller Pläne für das geheime Verstecken des Goldes, daß auf der Rückkehr gegen die

Villa in der Dämmerung die beiden nicht bemerkten, wie eine weibliche Gestalt, in Mantel und Kopftuch verhüllt, wie plötzlich hinter ihnen wandelte und ihre Gespräch belauschte.

Mit einem Schrei fuhren beide auseinander, als eine erregte hohe, ihnen aber bekannte Stimme hinter ihnen erklang: „Gib mir dein Geld, Quintus, ich will's dir treu behüten! Niemand wird etwas davon erfahren. Sag' schnell, wie sah der Fremde aus? Wie sprach er?" Eilig erzählten beide genau ihr Erlebnis, schilderten bis ins Kleinste den Fremden, und Quintus übergab willig und vertrauensvoll Harsa das Geld. Schweigend hatte sie alles vernommen. Ihre Wangen glühten. Die Augen leuchteten fieberhaft, als sie, die goldgefüllten Hände in der Toga versteckt, die Treppen der Villa hinaufstieg und in ihr Gemach eilte, das Gold zu versorgen. Nun lief das Gold durch ihre Hände, nun bohrten sich ihre Augen darauf, als wollte sie es durchspähen nach irgend einem Zeichen, das seine Herkunft verraten könnte. Das Gold blieb starr und stumm, aber in ihren Händen zuckte es, fieberte es, durch ihren ganzen Leib rieselte ein Gefühl von Angst und Freude. „Mobed, heiliger Mobed!" Damit legte sie es endlich nieder in eine Schatulle im Schrank. Dann stieg sie hinab zu Koswita. In der kommenden Nacht schlief sie zuerst ermüdet ein, erwachte aber bald an einer so unsäglichen Freude, daß sie selbst nicht wußte: hatte sie geträumt und war im Erwachen schon die Erinnerung daran verflogen, oder wie nur diese Freude über sie kommen konnte? Das blaue liebe Lichtlein leuchtete wie gewohnt. Nun wußte sie es mit unerklärlicher Gewißheit: Mobed ist nahe! Stundenlang lag sie wach auf dem köstlichen Pelzlager, nichts, nichts als Mobed und wieder Mobed trat vor ihren Geist. Was sie an Sünden in der Erinnerung hervorsuchen konnte, holte sie hervor, das mußte ihm gebeichtet werden. Alle seine Strafen und Demütigungen wollte sie zwei- und dreimal dulden. Bis in die kleinsten Einzelheiten malte sie sich aus, wie sie ihn empfangen werde, welche Gemächer der Villa ihm geweiht und wie sie eingerichtet werden müßten. Tird und sein Schicksal auf der gefahrvollen Heimreise blieben diese Nacht vergessen. Jetzt galt nur eines: Mobed naht und gibt ihr den Glauben und Frieden Ahuras wieder! Als der Morgen graute und das blaue Auge erlosch, war ihr, als hörte sie über den Park her leise silberhelle Töne an ihr Ohr dringen. Sie lauschte. Sie schnellte empor. Hochaufgerichtet saß sie da, vom Haar umwallt, die Augen weit geöffnet, wie in die

Ferne gerichtet, mit Adlerblick, den Mund etwas geöffnet. Jetzt springt sie auf. Die Balaleika zur Hand! Von ihrem Fenster herab dringen quirlende Töne, Triller, volle Akkorde heißer, brünstiger Sehnsucht. Von drüben tönt die Antwort wieder, als girrte sich abwechselnd ein Vogelpaar zu. Jetzt eine Pause. Jetzt singt Harsa und eine tiefe Stimme von sattem, tragendem Ton gibt zurück in armenischen Lauten:

> Harsa, Harsa, hörst du den Vogel Parodar,
> Er fliegt vor dem göttlichen Morgenrot,
> Er ruft: „Steh' auf, steh' auf! und preise
> Die beste Reinheit; vertreib' die Dämonen
> Wer früh aufsteht, kommt ins Paradies!" —
> Doch Bushyancta mit den langen Händen,
> Kommt schon vom rauhen Norden herbei,
> Harsa gib Acht, verschließe die Ohren,
> Lausche nicht Bushyanctas Lied:
> Schlafet, o Menschen, schlafet, schlafet!
> Lebende schlafet den seligen Schlaf.
> Lebende sündigt, denn Sünde ist Leben
> Schlummert Schlafende, Schlafende schlummert.
> Schlummern und schlafen ist seliges Leben!

Harsa gab Antwort:

> Dich will ich, o Ahura, loben
> Der reinen Schöpfung großen Schöpfer,
> Dich will ich preisen Mithras und dein Reich,
> Dich heiligen Sraosha, wohlgewachsen
> Bewaffnet mit dem Speere wider Dewas,
> Dich heilig Gotteswort, du glänzendes,
> Dich Himmel unendlicher,
> Dich unendliche Zeit,
> Dich Luft in der Höhe,
> Dich Wind, geflügelter Bote Ahuras,
> Dich Ardvi Sura Anahita,
> Herrliche Tochter Ahuras.
> Dich Tistra, strahlender Morgenstern
> Dich grüß' ich; grüße Ahura! —
> Nein, ich will den Schlaf der Sünden
> Wachend, kräftig überwinden.
> Vor der Morgenröte klar
> Fliegt der Vogel Parodar,
> Und vor Bushyanctas Händen
> Will ich mich zu Mithras wenden. —

Laute und Gesang blieben drüben aus. Feierliches Morgengrauen lag über Stadt und Feld. Ein leichter Nebel verhüllte und entstellte alle Gegenstände. So oft Harsa eine Gestalt im Park zu erspähen glaubte, so oft zerrann sie vor ihren Augen im Nebel, und ein Strauch oder Baum stand dort. Aber es litt

sie nicht mehr im Bette, nicht mehr im Zimmer. Nach wenigen Augenblicken eilte sie in den Garten. Kein Sklave, kein Mensch war zu sehen. In ihren Mantel verhüllt sprang sie wie verhext durch den Park hin und her, das welke Laub vor sich hin wirbelnd. Endlich, sie wußte nicht wie, stand sie vor dem Heiligtum und vermochte doch nicht einzutreten. Wie lange schon mochte es sein, daß Anahita Haoma und Feueropfer erhalten hat? Wie lange war sie nicht mehr hier? Wenn Mobed da wäre!! Sie schauert zusammen. Angst packte sie. Wenn von da die Laute geklungen hätte? Harsa sah mit ängstlichen Blicken am Boden umher, als suchte sie Spuren, Fußtritte. Hier waren keine. Hinter dem Heiligtum? Nein, von dort kann niemand hineinkommen. Durch die ovalen, schmalen Oberfenster kann kein Mensch hindurch! Harsa war um die Kapelle herumgesprungen. Mit einem leichten Schreckruf entdeckte sie Fußtritte im weichen lehmigen Boden hinter der Kapelle. Sie verfolgte sie auf dem weichen Moosboden den Waldpark hinab. Es waren männliche Tritte, die sich aber bald verloren. Harsas Herz zitterte vor Furcht und Freude. Sie sprang zurück vor den Eingang, wieder davon vor Furcht, wieder hin in der Hoffnung; jetzt, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, hinein! Ein Mann von mittlerer Größe stand da. Sein rechter Arm umschlang Anahitas Leib. Die Linke hielt eine Laute. Ein brauner Mantel, zerrissen, geflickt, mit Kot- und Blutspuren bedeckt, verhüllte den gedrungenen Leib, ließ aber die Breite der Brust deutlich erkennen. Starke Bergschuhe bedeckten die Füße. Der Kopf steckte in einer Kapuze, die am Mantel befestigt war. Rotbraunes Bart- und Kopfhaar war ein wenig sichtbar. Die Stirne war verdeckt. Unter buschigen Augenbrauen starrten zwei seegrüne unergründliche Augen mit seltsamem Blick auf Harsa nieder. Eine starkgebogene Habichtsnase vermehrte den Eindruck des Unheimlichen. Der Mund war vom Schnurrbart und Bart verdeckt. Nur zwei dünne, rote, festgeschlossene Lippen waren wie eine schmale Feuerlinie sichtbar. Unbeweglich, wortlos stand die Gestalt da. Nur die beiden grünen Augen starrten auf die Priesterin nieder, die vor Angst unbewußt zusammengesunken war und zu den Füßen des Fremden kauerte. Aller Widerstand, aller Wille war gebrochen. Sie war gebannt. Sie wußte nicht, wer der Fremde war, und doch vermochte sie nicht zu fragen. Der Blick der Augen, ihr Zwang, ihr Fragen und Forschen ließen sie nur an Mobed denken. Sie zitterte

vor Angst und doch mußte sie unverwandt in diese Augen sehen. Wehmut, Vorwurf, Zorn, Frage, Verzeihung, Gnade, Liebe — alles lag und wechselte in diesen Blicken. Da lag Anahitas Priesterin, wehrlos dem Blick des Fremden ausgeliefert. Sie war einer Ohnmacht nahe und hörte nur, wie aus weiter Ferne, eine Stimme wie tiefer Glockenton an ihr Ohr schlagen. Aber schon der erste Ton kam ihr so vertraut, so gütig vor; erinnerte sie wieder so sehr an Mobed, daß ihre Sinne wiederkehrten, und ihr Herz sich faßte. „Wer bist du? Bist du Mobed, der heilige Mobed?“ hauchte sie mehrmals. „Sprich! Ich bitte dich! Bist du Mobed?“ Es klang wie abwehrend die tiefe Stimme: „Wo ist das Haoma? Wo ist das Feuer?“ Harsa sprang auf. In wenigen Augenblicken wallte der süßliche, weihrauchähnliche Dampf des Haomaopfers vom kleinen Altar auf. Das heilige Baresman lag längst bereit im goldenen viereckigen Behälter in der Altarhöhlung. Die Funken sprangen auf vom Feuerstein. Die noch dunkle Kapelle ward von rötlichem Schein übergossen, und von warmem Hauch und Duft erfüllt. Immer noch blieb der Fremde unbeweglich. Seine Augen aber richteten sich immer wieder auf das Wunderwerk des Apelles und dann wieder prüfend auf das wie verwirrt vor ihm kniende Weib. Jetzt wieder die Stimme: „Die Götter sind den Menschen gleich und die Menschen den Göttern gleich geworden! Wer schuf Anahitas Bild nach deinem Bild, Weib?“ Mit keuchendem Busen, das Haupt fast zu den Füßen des Fremden geneigt, erzählte Harsa getreu die Entstehung des Kunstwerks. Scharf klang darauf die Stimme des Fremden wieder: „Apelles ist kein Jünger Mithras und Ahuras. Weib, wie willst du in eines Griechen Herzen erkennen Licht und Finsternis, Reinheit und böse Lust, Gottesehrung und eigene Ehre? Du aber wolltest Anahita ehren. Ich weiß es.“ Dankbar erhob Harsa das Haupt und die tränenfeuchten Augen zu dem Fremden empor. Doch seine Augen waren noch immer starr und fremd. Ohne über irgend etwas Auskunft zu verlangen, als wäre er längst mit allen Verhältnissen des Licinischen Hauses, über Tirds und Koswitas Betragen und ihre Stellung zu ihrem alten Glauben bekannt, erwähnte der Fremde mit kurzen, abgebrochenen Andeutungen die Vergehen Tirds, die Neigung Koswitas zum christlichen Glauben, die schwankenden Neigungen der Priesterin bald zu Licinianus, bald zu Apelles. Wie glühende Pfeile trafen die Vorwürfe des Fremden Herz und Gewissen Harsas. Alles

war, wie der Fremde sagte. Weich und nachgiebig, schwach und haltos war sie geworden; in ihrer großen Aufgabe, die Kinder des Kosroes im Vaterglauben zu erziehen, hatte sie sich unwürdig und unfähig erwiesen. Ihre eigene Liebesglut zu Anahita hatte nachgelassen, sie hatte für sich sorgen wollen und darüber die Opfer Anahitas vergessen. Schluchzend hörte sie des Fremden Klagen und schwere Seufzer, die das kleine Heiligtum erdröhnen machten. O, wie er ein- über das anderemal herzbrechend den Namen Kosroes, Vagharschabad, Anahita, Anahita, Ahura! rufen konnte, mit welchem Ausdruck von Qual und Heimweh! Harsa lag wie eine Sünderin vor seinen groben schmutzigen Schuhen. Vor ihrem Geist flammten die Feuer der Hölle auf, Arimans Augen glühten auf sie nieder. Der Fremde las in ihrem Herzen, las die Gedanken, die sie über Licinianus und Apelles hatte, die Gedanken über Mobed, und sprach alles in schonungsloser Offenheit über der Büßerin aus. Weinend versprach sie, alles zu leiden, was er ihr zur Buße und Qual befehlen werde. Nichts solle sie leiden, nichts tun, sagte er, als dem heiligen Mobed im Hause Licinius Weg und Stätte bereiten, so schön und vornehm als möglich; ihm beistehen und helfen müsse sie; und geloben mit heiligem Eid, zu schweigen über all sein Tun und Lassen. Willenlos erhob Harsa den Arm, die blutleere, ringgeschmückte Hand zu ihm empor, faßte Anahitas Bild und schwur bei dem heiligen Mobed Gehorsam und Schweigen.

Im gleichen Augenblick aber verschwand aus den seegrünen Augen des Fremden alles Starre, Harte, Strenge. Ein Strahl von Erbarmen und Liebe schoß aus seinen Augen hernieder, die Stimme wurde warm, vertraulich, eine feine, wohlgepflegte, weiße Hand mit köstlichen funkelnden Ringen faßte die emporgehaltene Hand der Priesterin, drückte sie dreimal fest, während in altbekanntem trautem, unverkennbarem Ton die Stimme rief: „Harsa!“ Ein gellender Schrei widerhallte in der Kapelle: „Mobed! Heiliger Mobed!“

Sie war aufgefahren, einige Schritte bis zur Wand zurückgewichen; die Arme beide gegen den Fremden ausgebreitet, den Mund weit geöffnet, die Augen lodernd — so stand sie da und sah zu, wie in einigen blitzartigen Bewegungen der Hände die Kapuze, Kopfhaar, Bart und Schnurrbart verschwanden; der Mantel fiel wie eine Hülle zu seinen Füßen, verdeckte die rauhen Bergschuhe, und aus den am Boden liegenden Tuchfalten trat in weißen, von Goldschnüren gebundenen Sandalen,

in schneeweißem, bis an die Knöchel reichenden Byssusgewande der heilige Mobed. Ein goldgewirkter Gürtel mit Schnallen von feiner Goldfiligranarbeit schied deutlich Brust und Leib, ließ aber das herrliche Gewand in schimmernden Falten hinabfallen. Am Gürtel blitzten in gewissem Abstand voneinander Rubinen von dunklem Weinrot, Smaragde, grün wie Mobeds Augen, Amethyste in wunderbarem Violett, Saphire von mildleuchtendem Blau. Ein Halsband von Perlen und Diamanten umgab den starken Hals. Der rundliche Kopf mit dem starkgewölbten Hinterhaupt, der niedern, aber breiten Stirne war kahl, die Augen ohne Brauen, Oberlippe, Kinn, Backen rötlich glänzend. Majestätisch stand er da, im vollen Priesterornat, wie er am Opfer stand im Tempel zu Vagharschabad, aber die grünen Augen winkten Harsa voll Güte zu. Vor Freude zitternd kam sie, kniete zu seinen Füßen, hob das Gesicht, von Tränen überströmt, zu ihm empor. Sie wollte beten, vermochte aber nicht zu reden. Nur das kam von ihren zitternden Lippen: „Mobed, heiliger Vater!“ Da legte er segnend beide Hände auf sie, ließ seine Augen unbeweglich eine Weile durchdringend auf ihrem Gesicht ruhen und sprach: „Sei getrost, Harsa. Deine Sünden sind vergeben. Die Finsternis ist vergangen. Das Licht erscheinet. Ariman sei gebrochen! Ahuras Herrschaft wachse! Ashém—vohú! (= Amen!) Nun führe mich zu Koswita und zur Fürstin.“

* * *

Mit staunender Ehrfurcht verbeugten sich die Haussklaven, die die Morgenarbeiten im Atrium besorgten. Der Velarius öffnete in tiefer Verneigung die Vorhänge zum Speisesaal, in dem den beiden frierenden Gästen eine wohlige Wärme entgegenwehte, die aus der Tiefe des Holocaustus durch Bodenöffnungen aufstieg. Die Fürstin schlief noch. Koswita desgleichen. Aber Harsa sorgte für Mobeds fürstliche Bedienung, als ob sie hier zu Hause wäre. So hatte es ihr ja der Fürst längst geboten für den Fall, daß der heilige Mobed käme. Er badete im herrlichen Baderaum des Fürsten selber, trat gesalbt, Wohlgerüche verbreitend, wieder in den Saal, um in langem Frühstück sich gütlich zu tun. Harsa ließ sich es nicht nehmen, ihn wie eine Sklavin zu bedienen. Die Diener brachten Milch, Butter, Käse, frisches Brot und Feingebäck bis an den Eingang, wo es ihnen Harsa abnahm und kniend Mobed auf

den Dreifuß stellte, vor dem er fürstlich ruhend lag, den Saal und seine Sehenswürdigkeiten musternd. Sie mußte ihm während seines andauernden Essens Bilder, Statuen und Geräte erklären. Dann wieder schwiegen beide, Harsa kniete vor Mobed und sah ihn unverwandt, verklärt vor Freude an wie ein Kind, das es noch nicht, immer noch nicht, fassen kann, daß wirklich der Vater zurückgekehrt sei aus der Fremde. Dann blickte wohl etwa auch der heilige Mobed gütig, wie gerührt auf Harsa nieder, fuhr mit der Rechten einmal über ihr noch nebelfeuchtes Haar und sagte: „Ahura segne dich, mein Kind!“ Er war mitten in der Erzählung seiner Flucht aus Armenien und seiner ausgestandenen Qualen auf der Reise, da trat die Fürstin im grauen Hausgewande ein, in ihrer Morgenfrische noch einnehmender, stattlicher als sonst. Von den Sklaven über die Ankunft des Priesters benachrichtigt, wollte sie, freudig erregt, Mobed auf herzliche Weise empfangen und eilte auf ihn zu. Aus seinen seegrünen Augen aber blitzte es auf wie Warnung, wie Befehl: „Zurück! Rühre mich nicht an!“ Die rechte Hand des Priesters hob sich in vornehm abwehrender Handbewegung gegen die Herrin des Hauses, die erschrocken einen Schritt zurückwich und mit maßlosem Erstaunen im Saal herumsah, als wollte sie sich mehrfach überzeugen, daß sie in ihrer Wohnung sei, oder als suchte sie den Fürsten und Sohn zum Schutz gegen eine ihr noch fremde, unheimliche Macht. Aber die Augen Mobeds nahmen sofort einen gnädigen Ausdruck an. Seine Stimme erfüllte den weiten Saal schon bei leisem Sprechen, als er mit huldvoller Miene, ein klein wenig lächelnd, sagte: „Fürchte dich nicht, Fürstin, mein Licht blendet nur, es tötet nicht. Es kann verwirren und töten“ — dabei nahmen seine Augen den furchtbarsten, unbeschreiblich schrecklichen Ausdruck an, wie die Fürstin noch keinen Menschenblick gesehen — „fürchte nichts, mein Licht soll dir und deinem ganzen Hause zu Heil und Frieden dienen. Nur darfst du und alles dein Gesinde dich nicht in nächste Nähe von mir begeben. Meine Hand wird dich segnend ferne halten. Denn ich bin heilig. Ihr alle seid unheilig, in Sünde und Finsternis. Durch Harsa, die Priesterin Anahitas, will ich mit euch verkehren. Ahuras Segen wird über euch kommen um meinetwillen. Dein Herr und Sohn, mein Sohn Tiridates, sie werden glücklich zurückkehren, doch durch viel Not und Gefahr. Sie sind jetzt im Augenblick am Ertrinken. Mein Geist schaut turmhohe Wellen, ein Zweimaster kämpft sich

verzweifelt hindurch. Vergebens. Das Schiff wird zurückgeworfen — sein Hinterteil sinkt — alle stürmen zur Spitze empor — halten sich fest — es blitzt — donnert — der Tag ist wie Nacht. — Gesichter — bleich wie der Tod, am bleichsten das des Licinianus — wenn ich ihm nur rufen könnte: Licinianus, fürchte dich nicht! Wer Imperator werden muß, darf nicht im Meer ertrinken!“ Mobeds Blicke starrten in eine weite Ferne, aber wie auf einen festen Punkt, auf ein todernstes Bild. Seine Züge wurden eisig kalt, die Lippen preßten sich blutlos aufeinander. Aber kein Laut kam mehr während mehreren Augenblicken von ihm. Die Fürstin stand da — der personifizierte Schrecken! Den Mund mit der Rechten verhaltend, die Linke an der Stirne, Kopf und Rücken tief zurückgebogen. Harsa war aufgesprungen und rief: „Vater Mobed, heiliger Vater, rette, rette sie!“ — „Sie sind gerettet!“ tönte es feierlich durch den Saal. Die Stimme klang wie aus weiter Ferne. „Ahura sei gelobt. Preis dem Stier! Preis der heiligen Kuh! Sie sind hindurch. Sie schöpfen das Wasser aus.“ Harsa sank vor Mobed nieder und küßte die Stelle, wo er gestanden hatte. Unschlüssig, verwirrt stand die Matrone in der Nähe der Türe. Prüfend, aber nicht zwingend ruhten Mobeds Blicke wieder auf ihr. Da packte ein Grauen die Fürstin, das sie sich nicht erklären konnte. Pfeilschnell warf sie noch einen scheuen Blick auf ihn und ebenso schnell war sie hinausgeeilt. Sie rannte wie verfolgt an einigen Sklaven vorüber die Treppen hinauf und sank halb bewußtlos am Bett des Gatten nieder. Eine Macht war im Hause! Was für eine? Was will sie? Was soll kommen? Zitternd überlegte Licinia, wie sie dem seltsamen Manne begegnen solle? Er unterdessen gab im Atrium Befehl, den Präzeptor zu holen. Er erschien, in höchster Eleganz, längst gerüstet auf den Augenblick, mit katzenartiger Geschmeidigkeit der Bücklinge und Kniefälle; auch er küßte die Stellen, wo Mobed gestanden, und nahm, von Blick und Würde des Priesters sofort gebannt, kniefällig die Befehle entgegen, im Verlauf des Tages mit mindestens zwei Lastwagen nach dem Piräus zu fahren und die Koffer, Kisten, Gepäck und Pakete des Priesters zu holen. Durch Harsa ließ er dem Präzeptor einen pergamentenen Briefumschlag, mit mehreren Siegeln versehen, für den Verwalter des Warenhauses geben. Mit dem Brief zugleich glitt unbemerkt vom Präzeptor ein Goldstück in seine Hand. Dann küßte der Präzeptor, sich in Leibeslänge hinwerfend und mit Schlangenwindungen an Mobed her-

ankriechend, dreimal die äußersten Spitzen seiner Schuhe. Mobed betrachtete ihn von oben herab mit sichtbarer Verachtung einen Augenblick, dann fragte er ihn in einem Ton, der geheimnisvoll und vielversprechend klang: „Willst du mir dienen, Sklave?“ Einen kleinen Augenblick war alles still im Saal. Der Präzeptor führte einen kurzen Kampf mit sich. Stolz und Amtsgefühl bäumten sich in ihm gegen den Priester auf. Da glitt wieder aus Mobeds Händen selber ein Goldstück nach dem andern lautlos auf den weichen Teppich. Nun küßte der Präzeptor abermals die Fußspitzen des Priesters und mit widerlichem Augenverdrehen nach oben blickend flüsterte er leise: „Ich will der geringste und treueste deiner Diener sein, heiliger Herr!“ — „Geh' und besorg' meine Aufträge im Piräus!“ befahl Mobed. Mit Sklavengruß, rückwärts schreitend, verschwand der Präzeptor hinter dem Velarium, um so energischer und herrischer seine Befehle zu geben und die Wagen zu bereiten.

Koswita war erwacht. Valerius Besuche und Kunst hatten Erfolg gehabt. Die Gefahr der Krankheit war vorüber. Nur die Kraft wollte nicht kommen. Der Arzt versäumte, wenn immer möglich, keinen Tag, und am liebsten kam er abends, wenn seine übrigen vielen Patienten besorgt waren. Wie erstaunte er diesen Abend, als Koswita angekleidet, frisch und rot, lieblicher denn je, vor ihn trat im Wohnraum drunten. Noch mehr erstaunte Valerius, als ihm Mobed vorgestellt wurde und er erfuhr, daß Koswita durch Freude wieder gesund geworden sei. Sie hatte im Schlafe noch gespürt, daß jemand sie betrachte, daß dann eine starke Hand die ihrige erfasse, ein Strom von Kraft und Leben sie durchzuckte und sie aufweckte. Mobed stand vor ihr im weißschimmernden Priestergewand. Ein Schrei der Freude drang ungewollt über Koswitas Lippen und dann erklärte sie fest und bestimmt: „Ich bin gesund!“ Mobed blieb trotz der langen Trennung scheinbar ganz teilnahmlos. „Stehe auf, Koswita, und iß mit uns zu Mittag im Speisesaal!“ Willenlos stand nach Mobeds Weggang das Mädchen auf. Alle Angst und Schwäche war verschwunden. Kräftig schreitend ohne Hilfe, erwartungsvoll betrat zu aller Freude Koswita wieder den Speisesaal. Die Kraft hielt an während des ganzen Nachmittags, an dem sie unermüdlich, oft in atemloser Spannung, mit Harsa und der Fürstin dem Bericht Mobeds von seiner Flucht und tollkühnen Abenteuern zuhörte. Ihre frühere, ihr sehr oft unbegreifliche

Scheu vor diesem Manne, dem besten Freund und Ratgeber des Vaters Kosroes, war vergessen. Jetzt fühlte sie nur grenzenlose Bewunderung für ihn. Gerade seine Zurückhaltung und Ruhe machten ihn ihr nur noch verehrungswürdiger, geheimnisvoller. Wie klug dieses Gesicht ist! Wie diese Augen blicken! Die Macht darin, die Reinheit und Weihe von Antlitz und Gewand! So dachte und empfand sie noch, als Valerius vom Velarius eingelassen wurde. Er grüßte herzlich, Koswita besonders, und blickte sie mit den prüfenden Augen des Arztes einige Augenblicke an. Dabei behielt er ihre Hand lange am Gelenk in seiner Hand und befühlte den Puls. Wieder schaute er ihr in Augen und Gesicht und alle, Mobed zuerst, beobachteten, wie die Wangen seines schönen, echt griechischen Gesichtes sich röteten, selbst die Stirne bis unter die hellblonden krausen Locken. Seine Blicke verrieten Besorgnis. Wem mochten sie gelten? Koswita oder ihm? Wer hatte wohl hier sich eingedrängt von andern Ärzten? Wer hatte ihr befohlen aufzustehen? Woher diese Erregung, die doch sich wieder legen und einer um so größeren Schwäche Platz machen mußte? Mobed hatte sich in den Hintergrund des Saales verzogen und beobachtete schweigend das schöne Paar. Valerius sah erst jetzt auf und zu Harsa und Mobed hinüber. Der erste Eindruck von Mobed blieb ihm unvergeßlich. Noch nie war ihm ein Gesicht erschienen, darin sich Schönheit, Klugheit, Ernst und Ruhe mit so wohlverstellter Schlauheit, mit List, Trotz und absolutem Herrscherwillen zu einer, auch Valerius fesselnden, ja erschütternden Wirkung verbanden. Ihm war's, als zögen ihn die grünlich schimmernden Augen dort in der Ecke an. Er tat einige Schritte gegen Mobed, blieb aber alsbald unschlüssig stehen, denn stärker überkam ihn das Grauen, je näher er diesen Blicken kam und in dieses Gesicht voll tausend Rätseln blickte. Dazu reckte Mobed mit königlicher Geberde die Rechte gegen ihn aus. Im Licht der Wandlampen leuchtete der ganze Mobed. Augen, Kleid, Gesicht, Edelsteine, alles leuchtete und doch überkam den klaren Geist des Valerius das Gefühl, einer finstern Macht gegenüber zu stehen. Jetzt tönte voll und tief Mobeds Ruf: „Valerius, gib acht! Mein Licht tötet. Du bist Arzt und dein Beruf macht dich unrein. Ich grüße dich aus der Ferne mit dem Segen Ahuras!“ Mobed wehte in sanfter Bewegung mit dem Handrücken der Rechten Valerius den Segen zu. Dieser stand wie versteinert, sah verwirrt bald auf Mobed, bald auf die andern und zuletzt lang,

mit einem ergreifenden Ausdruck von besorgter Liebe auf Koswita, die still auf einem Polsterlager beim Kaminherd lag, vom roten Schein des Feuers matt beleuchtet. Dann trat er auf sie zu, zögerte, sah noch einmal nach Mobed, faßte Koswitas Hand und fragte leise: „Hat der dort dir befohlen aufzustehen?“ Sie nickte und sah ihn dankbar, liebreich an. Aus der Ecke aber erscholl die Stimme Mobeds: „Ich heiße Menschen aufstehen und sie stehen auf; ich heiße Menschen liegen und sie stehen nicht mehr auf. Ich töte und mache lebendig, denn durch mich wirket die Kraft Ahuras.“ Ein heftiger kurzer Händedruck, ein verworrener Blick aus unsäglichem Leiden, voll heißer Liebe und Sorge — Valerius war draußen. Erstaunt blickten sich die treuen Sänftenträger des Arztes an, als ihr Herr vor seiner Villa bleich und verstört sie fragte, warum die Sänfte so sehr geschwankt habe auf dem Wege?

Koswita blieb gesund. Mobed wurde ihr Vater und Berater; je vornehmer er blieb, desto mehr erschloß Koswita ihm ihr Herz, bekannte ihr Verhältnis zu Valerius und alle seine Worte, die Mobed nur befestigen konnten in dem Eindruck, den sofort der Arzt auf ihn gemacht hatte: edel, rein, gut!

Und wie merkwürdig! Auch von Christus durfte sie ihm frei heraus erzählen, nur Verehrung bezeugte Mobed für Christus, und darin mußte Koswita ihrem Berater noch immer Recht geben: alles was Christus ist, das ist auch Mithras, was die Christen haben, haben auch die Gläubigen des Mithras. Warum Mithras verleugnen? Warum übertreten, warum nicht beide verehren und beiden dienen? Wie schön und wunderbar erstand doch wieder der Glaube der Kindheit im Herzen Koswitas! Wie fühlte sie doch wieder Mobeds Nähe, wenn er in unvergleichlicher Kunst die schönsten Stellen des Avesta * zitierte oder zu seiner Laute sang. Heilige Abende! wenn Mobed und Harsa im matterleuchteten Saal zum Silberklang der Lauten sangen vom Stern Tistra, von Vagharschabad sprachen, von den königlichen Eltern und ihrem Leben im blauen Reich Ahuras droben, von Mithras und Anahita. Harsas Lied hatte wieder das alte Feuer der leidenschaftlichen Gewalt, ihre Lautenklänge quollen wieder wie vom Eis befreite Bäche dahin. Freude, Ruhe, Sicherheit waren wieder in ihrem ganzen Wesen, tönten aus ihren Liedern und leuchteten aus ihren braunen,

---

* Zendavesta, die heilige Schrift der Perser.

großen Augen voll schwärmerischen Glanzes. Dem neuen Geist und seiner Kraft konnte sich niemand verschließen. Auch die Fürstin tat willenlos, was Mobed wünschte oder befahl, um so mehr, als er, einmal seiner Herrschaft sicher geworden, Licinia die äußerste Höflichkeit erwies und von einem Bekehrungszwang nicht das geringste spüren ließ. Um so mehr aber wirkten auf sie die Ruhe seines Wesens, die Klarheit seines Geistes, die Schärfe seines Verstandes, die unglaubliche Fülle seines Wissens und seiner Erlebnisse, deren Erzählung bei munterster Laune und müheloser Beherrschung des Griechischen jedes Mahl zu einem Fest gestalteten. Eine große Aufgabe war ihr seit Mobeds Ankunft abgenommen: die Aufsicht über das Gesinde. Es vergingen kaum drei Tage, so war Mobed kein Platz in der Villa und ihrer ganzen Umgebung in Küche, Stall, Waschhaus, im Ergastulum mehr fremd; ebenso kein Sklave, keine Sklavin — die Mobed nicht kannte. Seine Erscheinung allein genügte, willenlosen Gehorsam hervorzurufen. Stille wurde es, wo Mobed hinkam, ja noch hinter seinem Rücken blieb es stille, als ob ein leises Grauen sich auf alle legte. Wie automatisch bückten sich vor ihm alle Rücken, streckten sich alle Arme neben den tiefgesenkten Häuptern vor seinem Kommen. Mehr als einer folgte dem Beispiel des Präzeptors und Quintus, die sich platt vor Mobed auf den Boden legten. Und doch studierten Präzeptor und Sklaven, die seinerzeit Mobeds reiche Habe in Koffern und Kisten vom Piräus gebracht hatten, immer wieder darüber nach, wie denn der Verwalter des Warenhauses sie fragen konnte, warum denn diese Güter nicht längst geholt wurden, ihr Besitzer sei doch mit ihnen auf dem Schiff von Antiochien nach Athen gereist. Mobed aber war doch erst vor wenigen Wochen als Bettler verkleidet, auf der Flucht von Armenien her, über die Hochgebirge, über Byzanz, Thrazien und Mazedonien nach Athen gekommen? Auch das begriffen sie nicht, so wenig als die Fürstin, daß alle Koffer in den besten Gastzimmern der Villa auch nach Besetzung aller Schränke, Schäfte und Schäftlein doch noch, fest verschlossen, übereinandergestapelt an der Wand verbleiben mußten, weil „Heiliges" darin sei, das von keines Menschen Hand, außer Mobed, berührt, ja von niemanden nur angesehen werden dürfe. „Wer hier öffnet, ist des Todes!" Dies Wort Mobeds ging geflügelt durch alles Gesinde, Furcht und Neugierde weckend. Nur einer war, der einige Zeit dem Heiligen unerwarteten Widerstand entgegensetzte: Silen. Silen in seiner, nun einfarbig eselsgrau ge-

wordenen Toga, in seinen vom Rot in Gelb übergegangenen Hausschuhen, mit seinem noch mehr verwilderten Haar und dem noch struppigeren Bart — Silen kreiste lauernd in engern, aber bald immer weitern Kreisen um die neue Sonne, die ihn mehr und mehr verdunkelte. Zum Essen kam er bald nicht mehr, denn der Kampf mit Mobeds Augen wurde ihm zu ermüdend. Die geläufige Zunge versagte und stockte, das Gedächtnis verließ ihn, die Begriffe wurden unklar, wenn Silen in Mobeds steinerne Züge und überlegenes Gesicht mit den spöttischen Lippen blicken mußte. Auch der gesellschaftlichen Gewandtheit, dem sichern Benehmen Mobeds gegenüber an der Tafel, vor allem im Verkehr mit den Frauen, von der Fürstin bis hinab zur letzten Sklavin, fühlte sich Silen unbegabter als je. Aber sein Wissen und Verstand war doch nach Mobeds eigenem Urteil eine nicht alltägliche Erscheinung. Doch hinter Mobeds Denkkraft blieb er weit zurück. Schon in der Kenntnis der griechischen Philosophen, vor allem von Aristoteles. Geschweige, als ihn Mobed mit babylonischer und persischer Astrologie heimsuchte, da versagte sein Geist gänzlich und Silen verschwand eines Tages plötzlich ohne Abschied, zum aufrichtigen Leid des Hauses und des Gesindes. Mobed empfing hohe Besuche, lud sie zu Tische, zum Übernachten und zu tagelanger Gastfreundschaft ein. Auch machte er viel Besuche in der Stadt und Umgebung. Es gab kein Gerücht, kein Ereignis in Athen, das er nicht heimbrachte und am Tisch tiefsinnig erörterte. Tage und Wochen waren den Bewohnern der Villa Licinia schneller denn sonst vergangen. Denn auch den Sklaven widmete Mobed seine Zeit. In sokratischer Weise stellte er sie beim Antreffen, begann ein Gespräch, fragte, belehrte, strafte, tröstete. Und nicht selten legte er einem der geringsten Sklaven die ringbesetzte funkelnde Hand auf den Kopf und rief über ihn mit hohepriesterlicher Würde: „Mein Sohn, — meine Tochter, — welches ist dein Glaube?“ Bald hatte Mobed in aller Stille eine kleine, treuergebene Gruppe von Sklaven gefunden, die bereit waren, seinen Unterricht anzunehmen. Ergriffen hörten sie in der Gesindestube drüben die Lehren des Avesta an, Himmelsseligkeit und Höllenangst verbreitete sich auf ihren Gesichtern, je nach den Worten des Priesters, dessen Gesicht und Blicke mehr als seine Worte wirkten. Alle hatten das Gefühl, er lese aus ihren Augen und Gesichtern, was sie dachten, was sie gesündigt hatten. Heiße Tränen flossen aus tiefliegenden Augen, über bleiche, eingefallene Wangen, wenn

Mobed ihnen von der Herrlichkeit der blauen Himmelswelt, von Ahuras goldenem Thron, von den sieben heiligen Geistern und andern Geheimnissen des Himmels sprach. Wie wußte er Sehnsucht, Heimweh zu wecken nach jener Freiheit und Seligkeit, der heilige Mobed! Nur der Präzeptor wunderte sich, woher wohl Mobed auch die Fehler und Eigenschaften der Sklaven wußte, die er, der Präzeptor, Mobed nicht anvertraut hatte. Hatte wohl der Prophet noch andere Zuträger? Er wollte aufpassen!

So sehr Mobeds Wesen alle Gemüter der Villa erfüllte, es war doch täglich bei allen der Wunsch größer, daß der Fürst und seine Begleiter zurückkehren möchten. Nicht, daß Mobeds Herrschaft ihnen verleidet wäre, im Gegenteil, aller Vater und Berater war er geworden. Und doch lag ein unbestimmtes Gefühl von Furcht und Grauen auf allen.

Mobed war eines Morgens in der Stadt gewesen. Gesprächig wie immer erzählte er, was er gesehen und gehört, wurde aber plötzlich ganz stille, seine Augen nahmen wieder den fernen, weitschauenden Blick an, der durch Wände und Türen zu dringen schien. Alle wurden still. Das Essen unterblieb. Ein leiser Schauer überkam alle. Wieder eine Todesgefahr für die Seefahrer? Nein! Freudiges mußte Mobeds Fernblick schauen. Die Stimme Mobeds klang fremd, fern, als käme sie vom Meere her: „Ich sehe Licinius' Schiff! Etwa sechs Stunden weit von Athen. Sie werden am Abend im Piräus landen!“ Ein Freudenschrei entrann der Fürstin und Koswita. Harsa blieb still und errötete bis zum Dunkelrot. Sie sah nicht auf. Mobeds Augen brannten wie Feuer auf sie nieder. Sie wußte: er weiß, was ich denke: Licinianus!

Am Abend fuhr das Schiff glücklich im Hafen von Piräus ein. Violette Dämmerung lag über Meer und Hafen. Die Pferde standen bereit. Die Sklaven antworteten dem erstaunten Fürsten auf die Frage, woher sie wüßten, daß sie heut ankommen würden, und wer ihnen den Befehl gegeben habe, mit den Pferden zu kommen: „Der heilige Mobed“, und schilderten durcheinander Mobeds Wesen und Treiben. Der Fürst war sprachlos. Licinianus rot vor Ärger und Enttäuschung. Bewegt dachte er an das kleine, schwarzglänzende Kästchen voll kostbarer Perlen, Ringe, Arm- und Halsbänder für Harsa. Ein Sklave trug es im Reisekorb des Fürsten auf der Schulter dicht neben Licinianus Pferd. Tird starrte sprachlos vor sich hin. Sollte er sich freuen? fürchten? — er wußte es nicht.

Kaum genesen von seelischer Zerrüttung, sollte er den Augenzeugen des Todes seines Vaters sehen, mußte noch weitere Berichte anhören, und welche wohl? Und seine Freiheit? Seine Studienzeit? Der heilige Mobed! Immer wieder sagte er sich den Namen vor. Eine Flut von Erinnerungen stieg in ihm auf. Schon zu Vagharschabad war er oft mit Mobed, seinem Lehrer und Priester, eigenen Willens wegen in Konflikt geraten. Wie wird es jetzt gehen?

Auf der obersten Stufe der Marmortreppe stand Mobed und wartete mit Licinia, Koswita und Harsa auf die Ankommenden. Im vollen priesterlichen Ornat, in ausgesuchtester Würde stand er da, so ruhig, so gemessen, ohne jeden Ausdruck von Freude und Verlegenheit. Keinen Schritt tat er den Ankommenden entgegen. Die Hände aber hob er segnend auf über den noch auf der Mitte der Treppe stehenden Fürsten und rief mit voller Stimme:

„Preis und Anbetung Ahura-Masda
Dem Herrn Himmels und der Erde!
Preis dem heiligen Stier, dem eingeborenen,
Preis und Anbetung Mithras, dessen tausend Augen
Euch die Fürsten bewacht und glücklich zurückführt.
Preis und Anbetung Anahita, der großen Göttin!
Nun möge kommen zu deiner Wohnung,
Zufriedenheit, Segen, Wahrheit, Weisheit der Reinen!
Erscheinen möge diesem Stamm und seiner Herrschaft
Reinheit, Macht, Segen, Majestät und Glanz,
Lange Herrschaft, Segen, Segen über Mensch und Vieh.
Es möge schlagen der heilige Sraosha den Ungehorsam,
Sein Friede den Unfrieden, Wohltat den Geiz,
Weisheit die Verachtung, Wahrheit die Lüge
Und bleiben mögen gute Opfer, und Gebete!
Gute Opfer und Gebete, gute Nahrung,
Glückliche, freundliche Hilfe!
Nie möge in dieser Wohnung erlöschen Glanz und Majestät!
Ashém-Vohú! Ashém-Vohú!“ *

Während Mobed den Fürsten sehr reserviert empfing und Tird nur ganz nebenbei mit einem huldvollen Lächeln grüßte, beugte er ehrfurchtsvoll das rechte Knie vor Licinianus, senkte den Kopf so tief wie möglich vor dem Erstaunten, hob

* Amen, Amen.

ihn wieder hoch zu Licinianus empor, schaute ihn mit jenem Weitblick des Sehers an und rief laut: „Ave Caesar Imperator Licinianus!“ Dieser sah fast zornig auf ihn nieder. Nicht nur Harsas wegen, die ihm nach langer Trennung jetzt beim Wiedersehen auf der Treppe schöner und begehrenswerter als je vorkam, zu der es ihn drängte mit aller Macht, sondern, weil ihm die Begrüßung Mobeds als widrige Schmeichelei vorkam. Mobed mochte es bemerken, er blieb in seiner Stellung, hielt alle damit auf, behielt und verstärkte den Fernblick und wiederholte endlich feierlicher, lauter als zuvor: „Ave Caesar Imperator Licinianus!“

Jetzt stutzten Vater und Sohn und sahen beide mit fremdem Erstaunen auf den wieder aufgestandenen Mobed, der, wie verwandelt, zu sich zurückgekehrt, alle mit gesprächiger Geschäftigkeit einlud, doch hinein zu kommen. Das Erstaunen der Heimgekommenen über Mobed wuchs von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag. Die Besetzung der besten Gastzimmer, sonst für Fürsten bestimmt; der unbedingte Gehorsam der Sklaven, die Zucht und Ordnung überall; die fremden, feierlichen Gesänge der Sklaven drüben im Ergastulum; die schwärmerische Verehrung Mobeds durch die Frauen; und alles so rein, — alles wie in Himmelslicht und Festtagsglanz getaucht! Das Staunen der Fürsten wuchs, als sie an einem der nächsten Abende im Bibliotheksraum zusammen saßen, Koswitas Heilung erfuhren, und Mobeds lange, bis in die Nacht hinein dauernde Erzählung von der Bestattung des Königspaares und von Mobeds Flucht und Drangsalen vernahmen. Während alle Blicke an Mund und Augen des meisterhaften Erzählers hingen, bemerkte Koswita mit wachsendem Erstaunen, daß in einigen, unbedeutenden Angaben Mobeds jetzige Erzählung von seiner frühern abwich. Aber auch sie geriet sofort wieder unter den Bann des gewaltigen Geistes. Mobed blieb Sieger. Sein Blick und Wort beherrschten die ganze Gesellschaft, über der, im Dämmerlicht des Kaminfeuers und einiger erzenen Kandelaber, wieder jenes von Ehrfurcht und Grauen gemischte Gefühl vor Mobed lag. Die Stimmung war da. Mobed benutzte sie und schilderte in unbarmherzigem Detail die Feierlichkeiten bei der Bestattung des Königspaars. Aber — merkwürdig! — unter dem Zwang seiner Augen, unter der Festigkeit und Knappheit seiner Worte kam kein Weinen mehr auf. Koswita blickte wohl mit tränennassen Augen in die Dunkelheit des Raumes hinein; Tird saß mit gebeugtem Kopf in einem

Marmorstuhl am Kamin und blickte mit trotzigen Augen von unten herauf unverwandt auf Mobed, als wollte er jedes Wort, ja jede Miene prüfen und behalten. Man sah, was Mobed erzählte, sah die bösen Geister auf die Seelen der Sterbenden lauern, sah die Leichen gewaschen, in reine Linnen gekleidet, auf den eisernen Bahren liegen in der Säulenhalle von Vagharschabad; sah Mobed das heilige Haoma in Mund und Ohren der Toten gießen. Die scheußliche Aasfliege fliegt heran, von Ariman geschickt, in der Gestalt der Leichendruys, aber der Hund, der vieräugige, mit den beiden Stirnflocken, bannt die bösen Geister. Der Dämonen vertreibende Rauch des Sandelholzes wallt auf von der Feuervase. Drei Schritte von der Bahre der Toten rezitieren Mobed und der andere Priester, in weißen Kleidern, die weißen Binden vor dem Mund, die Leichengebete. Fort und fort wehren zwei andre Priester die Dämonen in Gestalt der Fliegen und Mücken ab. Die weißen Totenträger kommen, vom Rauch umhüllt, das Gesicht verhüllt bis zu den Augen. Unter murmelnden Gebeten zieht die ungeheure Menge den Särgen nach. Die „Türme des Schweigens“ (Dakhma) tauchen auf. Meilenweit von Vagharschabad, die Verwandten und Beamten halten an, bleiben zurück, und schauen schluchzend, das Volk zu Tausenden, laut heulend, Rache schwörend, lange den langsam davongeführten Särgen nach. „Wie sehen diese Türme des Schweigens aus?“ unterbrach der Fürst jetzt Mobed zum erstenmal. „Zwölf Fuß hoch“, erklärte mit gnädigem Kopfnicken und Augenniederschlagen Mobed, „runde, steinerne Türme. Das Dach fällt rings in schiefer Ebene nach innen, einer runden, ziemlich weiten Öffnung zu, durch die die Gebeine und Knochen der Leichname in den Turm hinabfallen, nachdem sie auf dem schiefen Dach von den Vögeln des Himmels entfleischt wurden und im Regen verwesten.“ — „Warum verbrennt oder beerdigt ihr eure Leichname nicht?“ rief Licinianus zornig. „Weh! Weh! Weh!“ rief der heilige Mobed mit allen Zeichen des Abscheus und Schreckens, rückwärts fallend, mit den Händen nach allen Seiten abwehrend, als müßte er Dämonen verscheuchen, „Weh! weh! Was denkst du, du sündigst wider das heilige Feuer, wider die heilige Erde. Nicht einmal stehen darf der Turm des Schweigens auf der heiligen Erde! Aber weil es nun nicht anders sein kann, so wird um die vier Holzpfeiler des Dakhmas die Schnur von goldner Wolle gezogen. Die bedeutet, daß das Dakhma eigentlich in der Luft stehen sollte. Ahura und die

Götter des Lichtes nehmen auch hier in Gnaden der Menschen Wollen für die Tat.“ Mobeds Augen entging das spöttische Lächeln des Licinianus nicht. Ein messerscharfer Blick Mobeds traf ihn beim Aufblicken. Was lag in diesem Blick? Etwa das: „Ich weiß mehr, als du glaubt, Licinianus?“ Und dazu die sarkastische Bemerkung Mobeds: „Auch die Götter Roms und Griechenlands müssen ja mehr mit dem Wollen, als mit dem Vollbringen ihrer Söhne zufrieden sein.“ — „Erzählt weiter, ehrwürdiger Mobed“, bat der alte Fürst, der sichtbar während diesem Abend unter den Einfluß Mobeds geraten war und still in sich versunken auf seinem sägbockartigen Prunksessel mit reichem Schnitzwerk von Blumenblättern und Tierköpfen saß. „So höret wieder, Kinder des Lichtes!“ fuhr Mobed fort. „Während Adler und Geier die königlichen Leichen verzehrten und des Nachts die Druys * mit roten Glutaugen und schwarzen Flügeln um das Dakhma flogen und auf die Seelen der Toten lauerten, wurden alle unsere Zeremonien für die Seelenreise des Königspaares treu von uns erfüllt. Die heiligen Feuer brannten neun Tage lang in Tempel und Palast. Die Lampen gingen nicht aus, der Wasserkrug war immer gefüllt. Morgens und abends brachten die Verwandten die Blumen. Drei Tage fasteten wir alle, täglich klangen unsere Gâhs, Patet und das Afrîngân zu Ehre Sraoshas des Erlösers. Zôt und Raspi saßen sich drei Tage schweigend gegenüber und reichten sich die Blumen im Königssaal, wo die Toten auf den Bahren gelegen hatten. Der Segen der Gerechten, das Dahma âfritisch schloß den ersten Trauertag. Der zweite Tag brach an. Sraosha empfing sein Brotopfer, den flachen Kuchen Draôna, oder auch Dôrum genannt, daher auch diese ganze Feier Srosh — von Sraosha, unserm hochgelobten Erlöser — und Dorum, also ‚Sroshdorum‘ heißt. Nach der Opferung wurde das heilige Brot herumgegeben, es wurde gebetet, gesungen, geopfert nach den Regeln des heiligen Buches. Nur die des dritten Trauertages waren nicht erfüllbar. Der sterbende König, an dessen blutströmender Wunde ich kniete, gebot in allen höchsten Namen mir, und mir allein“ — wiederholte Mobed, mit feierlichem Ernst ringsum alle anblickend —, „daß ich den königlichen Schatz bewachen und im Fall der Gefahr an geheimem Orte verbergen solle. So wurde kein Testament eröffnet und die Feste des dritten Tages unterblieben. Im Morgengrauen

* Leichendämonen.

des vierten Tages aber rangen wir alle, Priester und Verwandte und die Menge weinenden Volkes, um die Rettung der Seelen des Königspaares, die auf der schmalen Brücke Cinvat wandelten, das Gericht Mithras zu bestehen. Kein Opfer, kein Gebet blieb vergessen. Wir beteten unaufhörlich, bis ich sah, sie sind gerettet. Wir Priester nahmen sodann aus dem überreichen Schatz der Kleider des Königs für jeden der rezitierenden und opfernden Priester ein Festgewand. Ich nahm diesen dunkelroten Purpurmantel des Königs, den er sterbend mir versprochen, damit seine und seiner Gemahlin Seele nicht friere in der Auferstehung." Jetzt war's genug. Tiefer und tiefer sank das Haupt des Fürsten auf die Brust. Die Frauen weinten leise. Licinianus stand auf und wandelte in großen Schritten im Saal umher, kam wieder zum Dreifuß, der vor Mobeds Liegestuhl lag und schenkte ihm ein. Tird sah grimmig auf Mobed, als mißgönnte er ihm den Purpurmantel, der Mobeds Gestalt von oben bis zu den Füßen in schweren dunklen Falten deckte. Man hatte vergessen, Öl nachzugießen und das Kohlenbecken im Kamin zu schüren. Die Glut verbreitete Wärme und mehr unheimliches als heimliches Licht und flackernde Schatten an den Wänden und am Boden. Niemand sprach mehr. Mobed war unbeweglich liegen geblieben und starrte wortlos mit ernstem Sinnen in die Glut. Sein Gesicht war rot beleuchtet. Unverwandt starrte der Fürst auf Mobed, das Kinn in die Hände, die Arme auf die Knie gestützt. Der Mann dort, sagte er zu sich, mit seinem nie gesehenen Gesicht ist mir ein Rätsel, jede Falte dieses haarlosen Gesichts, jedes Grübchen, jeder Mundwinkel sagen etwas. Jetzt liegt steinerne Ruhe auf ihm wie im Gesicht der Sphinx, jetzt huscht wie Schatten der Ausdruck eines Gedankens, einer Erinnerung, eines Entschlusses darüber; jetzt ein leises, kaum merkliches Lächeln, jetzt wieder die steinerne Ruhe. Was denkt, was sinnt der Mensch? So denkt Licinius. Mobed schien am Ende seiner geheimen Überlegungen angekommen zu sein. Wortlos, ohne umzusehen, stand er auf und eilte hinaus, ein Imperator im Purpur! Die Familie lag noch im gleichen Schweigen. Alle saßen und lagen noch, wie Mobed sie verlassen hatte, als er zurückkehrte, in der einen Hand die Laute, in der andern, an die Brust gehalten, in ein schwarzes Tuch gehüllt, einen Gegenstand. Sie folgten ihm alle mit den Blicken, verfolgten jede Bewegung, die er machte, und wußten es selber nicht. Sie sahen, wie er auf dem in der Mitte stehenden Dreifuß hantierte, allen den Rücken

kehrend, und dann mit gleicher Ruhe zu seinem Liegpolster schwebte, den Kopf zurückwerfend, feierlich, gemessen sich hinlegte, allen das Gesicht zuwandte, die Laute vom Polster aufnahm und zu spielen begann. Auf dem Dreifuß standen aufrecht zwei ovale Platten von schneeweißem Gips. In lebensgroßem Relief erhoben sich daraus die Bilder des Königs und der Königin, die Totenmasken in vollendeter Natürlichkeit. Die zuckenden Lichter warfen ihren letzten roten Schein flakkernd auf die Totenbilder. Wie Abendrot lag's auf ihnen. Friede und Ruhe. Des Königs Angesicht war todesernst. Die Lippen waren festgepreßt. Die Augen geschlossen. Aber tiefe Ruhe lag über dem Gesicht, die tröstlich wirkte. Die Königin hatte die Augen leise geschlossen, die Lippen leicht gekräuselt, über dem ganzen Gesicht lag edler, majestätischer Stolz und der leise, kaum sichtbare Abdruck eines glücklichen Lächelns. Mobeds Stimme erklang und die tiefen vollen Akkorde seiner Laute rauschten in sicheren, singenden, heilsgewissen Klängen durch den todesstillen Raum. Mobed sang:

Also fragt Zaratustra: „Ahura-Masda,
Himmlischer, Reiner, Schöpfer der Welten,
Wenn stirbt ein Reiner, wo wohnt jene Nacht seine Seele?“
Darauf Ahura: „In der Nähe des Hauptes!“
Heil, Heil sei dem Manne, der zum Heil gereichte für jeden.
Es sieht seine Seele in dieser Nacht so viel Freude als die ganze [lebendige Welt.
Und Zaratustra fragt: „Wenn stirbt ein Reiner,
Wo wohnt seine Seele die zweite Nacht?“
Ahura: „Beim Haupte! Und sieht dieselbe Fülle der Freude.“
Zaratustra fragt um die dritte Nacht.
Ahura ihm meldet: „Dasselbe!“
Doch wenn nun die dritte dem Morgen weicht,
Und Licht sich auf Erden verbreitet,
Dann schreitet die Seele des reinen Mannes
Erinnernd sich des Geruches der Pflanzen,
Vorwärts und aufwärts, es weht ihm entgegen
Ein Wind, wohlriechender als auf Erden,
Irgend ein Duft von Blüten und Früchten,
Er kommt, der herrliche Wind vom Lande des Mittags.
Ihn trinkt in die Seele hinein der selige Reine
Und spricht zu sich selber voll Staunen:
„Woher dieser Wind, voller Düfte und Narden,
Wie niemals und nirgends ich roch mit der Nase auf Erden?“
Die Antwort bringt ihm ein Mädchen, ein holdes,
Mit glänzenden Armen und kräftigen Brüsten,
Wohlgewachsen und schlank, an Jahren fünfzehn zu zählen,
Und schöner und reiner, als je auf Erden du eines gesehen.
Die Seele des Reinen, sie fragt das Mädchen woher und wohin
Und, wer es sei? Es antwortet: [es komme und gehe,

„Kennst du mich nicht, du Reiner? Dich selbst bin ich.
Dein Denken, dein Reden, dein Handeln auf Erden,
Dein gutes Gesetz, dein eigen Gesetz, das Gesetz deines Lebens auf Erden.
Wer wäre an Größe, an Güte, an Schönheit des Geistes und Leibes
Wohlriechender, siegreicher, leidloser, wie du mir erscheinest.
Du bist mir gleich, Wohldenkender, Wohlsprechender, Wohlhandelnder,
Dem guten Gesetz Ahuras gehorsam.
Groß und schön und rein bist du, wie ich dir erscheine."
Nun tut die reine Seele einen ersten Schritt und steht im Paradies;
Den zweiten ins Hukhta, mehr als jenes;
Den dritten ins Havarsta, strahlender als dieses;
Den vierten endlich in das volle Licht.
Da schweben sie zu ihm heran die längst Erlösten:
„Sag', Reiner, miterlöster Bruder, ist der Weg
Dir lang und schwer geworden von den Häusern
Der fleischgesinnten Menschen, vom Besitz
Des Geldes und der ird'schen Güter allen,
Und von der körperlichen schweren Welt zur
Unvergänglichen des Geistes und des Lichtes?"
Der Reine wehrt und winkt voll Wehmut und voll Liebe:
„Fragt nicht! Ich bin gekommen von großer Trübsal
Und vom fürchterlichen finstern Wege
Der Scheidung der Seele vom Leibe!"
Nun bringen sie Speis' ihm und Trank des Lebens
Und — seliges Vergessen!

Kein Glied bewegte sich in der ganzen Gesellschaft. Keine Träne rann. Aber während Mobed sang, war Tird aufgestanden. Lautlos schritt er über den Teppich zum Dreifuß. Als Mobed die letzten Worte sang und die Laute seligen Trost ausströmte, da sah man Tird vor dem Dreifuß knien. Zwischen beiden Händen hielt er das Bild des Vaters. Das Lockenhaupt, von roter Glut übergossen, hing über dem Bild. Die Lippen preßten die des toten Königs. So verharrte er bis zum letzten kaum mehr hörbaren Verklingen der Laute Mobeds.

Zwölftes Kapitel.

Auf Mobeds Wegen.

Für den Fürsten Licinius folgten Zeiten nie erlebter geistiger Genüsse und Erhebung. Kaum ein Morgen verging, daß nicht er und Mobed im Bibliothekraum einander gegenüber saßen und zusammen in tiefen Gesprächen der Wissenschaft oblagen. Die Dichter der Römer und Griechen wurden gelesen und besprochen. Die Religionen, die Philosophie, die Kunst,

die Sitten und Gebräuche der fremden Völker, Himmel- und Erdkunde wechselten in zwangloser Reihenfolge und oft versank der Fürst in tiefes Schweigen vor der grenzenlosen Fülle des Wissens und der Gedanken, vor der unerhörten Schärfe des Verstandes Mobeds. Licinius war ihm vollständig ausgeliefert. Seine Verehrung für die Gedankenwelt der mithrischen Religion und die Weisheit der Magier, in die er sich einführen ließ, wurde bald so groß, daß Mobed eines Morgens nur von ferne den Wunsch anzudeuten brauchte, auf dem Hügel im Park neben Anahitas Heiligtum auch ein Mithrakanum* zu errichten, und sofort ging der Fürst mit jugendlicher Begeisterung darauf ein. Pläne wurden entworfen, die Kosten berechnet, Apelles zum Architekten bestimmt. In der Stadt bei seinen Ausgängen und Besuchen erfuhr der Fürst erst nach und nach, wie bekannt und verehrt sein Gast schon sei in den Gelehrten- und Künstlerkreisen, bei Heiden und Christen und im niedrigsten Volk der Straße und Gasse. Nirgends hatte er seine Religion offenbart, nirgends öffentlich geredet oder sich in den Wandelgängen der Rhetoren oder auf dem Areopag oder in den Gärten der Akademie an den öffentlichen Diskussionen beteiligt. Aber wer ihm begegnete, sah ihm nach. Wen er ernst und tief mit durchforschenden Blicken ansah, wen er liebreich anlächelte, ward wie gebannt, blieb vor ihm stehen, wandelte einige Zeit mit ihm und sagte ihm willenlos, vertrauensvoll, woher er komme, was er sei, was er vorhabe, wohin er gehe, was er glaube, was er wisse und nicht wisse. Vielen hatte er Ratschläge und Heilmittel angegeben und sie wurden nach wenigen Tagen frei von ihren Leiden. In kurzer Zeit ward er als fremder Arzt bekannt. Andere vermochte er so wunderbar zu trösten mit Worten des Christus oder der Apostel und in kurzer Zeit war er in der Stadt als ein fremder christlicher Bischof bekannt. Andere vernahmen Worte Marc Aurels oder Senecas' oder unbekannte tiefsinnige Weisheit aus dem fernen Osten und ihnen war er ein Philosoph oder Priester und Magier. Paula und Judith, viele Bekannte, die während der Reise der Fürsten wenig oder nicht mehr in die Villa Licinia gekommen waren, kamen wieder, kamen oft und Mobed sprach manche Abende im Bibliothekraum oder im großen Festsaal zu den höchsten Kreisen Athens. Dabei saß er ruhig wie ein Gast neben Licinius im Vordergrund des Saales im

---

* Heiligtum des Mithras.

schneeweißen Byssusgewand, den Perlengürtel um die Hüften, ein juwelenbesetztes Stirnband um die Schläfen, die ringfunkelnden Hände flach auf die Knie gelegt, bewegungslos. Nur die Augen maßen die Versammlung ab und hielten zuletzt alle Zuhörer unter jenem unausweichbaren Zwang. Er schien den Glauben aller Anwesenden zu wissen, denn er berührte mit gleich warmer Anerkennung jede Religion, am wärmsten die jüdische und christliche, und konnte vor allem in Anwesenheit von Judith und Paula mit ihren Männern nicht genug das Gemeinsame der beiden Religionen mit dem Mithrasglauben betonen. Judith war ganz Auge und Ohr, wenn Mobed sprach und sie gelegentlich mit einem Seitenblick streifte, der Judith bis ins Innerste zu dringen schien. Judiths Mann rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, wenn zu seinem größten Staunen Mobed die Geheimnisse der jüdischen Finanzwelt aufdeckte und mit handgreiflicher Klarheit die Dämonen des Goldes schilderte. Paula staunte über seine Kenntnis des neuen Testamentes und seine Gewandtheit, seine Gedanken in Worten und Bildern der Christen auszudrücken. So selbständig sich Licinianus Mobed gegenüber nach außen hin benehmen mochte — auch er war doch vollständig im Bann Mobeds, der jede Gelegenheit benützte, ihn seine Mängel an Bildung, Wissen und Denken fühlen zu lassen. Selbst auf dem Gebiet der Strategie legte er dem Fürsten und Licinianus fingierte Aufgaben auf dem Würfelbrett vor, und regelmäßig fielen beide in die gestellte Falle. Noch mehr beherrschte Mobed den jungen Fürsten, weil er manchen Ort wußte, wo Licinianus verkehrte, jedes Verhältnis, das er, der Vielbegehrte, pflegte. Mit steinerner Ruhe, als spräche er von einem ganz andern Licinianus, konnte er am Tisch oder abends im Kreise der Familie, oft gar vor Gästen, in Anspielungen, Gleichnissen, Geschichten, ohne Licinianus anzusehen, ihm irgend ein Erlebnis in Erinnerung rufen und erst dann mit einem gleichgültigen Blick ihn treffen, wenn er bleich oder feuerrot vor sich hinstarrte, woher Mobed das Geheimste seines Lebens, oft bis in seine Gedanken hinein kennen mochte. Am allerstärksten aber hielt ihn Mobed gefangen an seinem maßlosen Ehrgeiz, zu dessen Nahrung und Befriedigung ihm wiederum der wahnsinnigste Aberglaube gut genug war. Von der Stunde an, in der ihn Mobed bei der Rückkehr von der Seereise als künftigen Imperator begrüßt hatte, glaubte Licinianus es wieder fester als je, daß ihm der Purpur noch zuteil werde. Mobed nannte ihn oft wieder in gleicher

feierlicher Weise Imperator und unterließ nicht, ihm zu versprechen, ihm die sichern Zeichen zu verraten, sobald die Umstände günstig seien. Wie manche Wolkenfiguren hatte Licinianus nicht beachtet, die ihm längst den Purpur hätten weissagen können! Aber immer wieder zweifelte Licinianus. Mobed benützte dann diese Augenblicke, ihn seine innere Haltlosigkeit fühlen zu lassen. Willen habe er keinen. Seine Vernunft reiche nicht aus, selber sein Glück zu schaffen, und wenn ihm die Götter einen Propheten in den Weg senden und ihm die Zukunft weissagen lassen, so glaube er nicht. Dann brachte Mobed Licinianus so weit, daß er in seinem oder Mobeds Zimmer, auf dem Boden liegend, den Kopf in die Hände vergraben, weinte und bat, Mobed möge ihn erlösen. Dann beichtete der stolze Römer willig alle seine Laster und seine verzehrende Liebe zu Harsa. Mobed hörte schweigend zu, richtete ihn auf, bestätigte trocken die äußern und innern Vorzüge Harsas und stellte sie nach Herkunft, Amt und Geist in eine fast unerreichbare Höhe neben Licinianus. Dieser stöhnte auf: „Warum, o warum ist dieser Engel des Lichtes nicht früher in meinen Weg getreten? Warum nicht, Götter? Vor was für Irrwegen hättet ihr mich bewahrt!“ Kalt bemerkte Mobed: „Du stellst hohe Ansprüche an die Götter, Licinianus. Du hattest einen Vater — Licinius! Eine Mutter — Licinia! Eine zweite Mutter — Paula! Und verlorst gleichwohl den Weg und merktest die Zeichen nicht, die sich häuften an deinem Weg und dir zuriefen: ‚Verlier die Würde nicht, Licinianus, die Gottheit wohnt in dir und will in deinem Diadem sich einst offenbaren auf Erden!‘ Nun soll Harsa kommen und dir helfen. Sie tut es, und versuchte es, seit sie hier ist. Aber nun wisse, Fürst! Höre, sei ein Mann! .... — Nein, laß' mich reden!“ Mobeds Augen zwangen Licinianus nieder. Er setzte sich, ließ die zur Abwehr ausgestreckten Hände willenlos in den Schoß sinken und starrte Mobed an. „Du kannst Harsa nicht zum Weibe haben. Sie ist Ahura geweiht, Anahitas Dienerin und darf kein Weib werden, darf nicht gebären; nur dem Gott des Lichtes droben, Ahura, Mithras, darf sie den Schoß öffnen und dem König auf Erden die Kraft Ahuras und Mithras geben.“ — „Nie also, nie, nie glücklich!“ — schrie Licinianus auf, „nie reine, wahre Liebe finden? ....“ — „Doch“, erwiderte Mobed ruhig. „Du wirst ja Imperator werden. Aber dann mußt du ahuragläubig und seine Offenbarung auf Erden sein. Dann würde Harsa dir dienen können.“ — „Ach, wann, wann denn

werd' ich Imperator werden?" — „Du bist es schon, Licinianus! Die Bestimmung macht den Imperator. Doch nun lebe königlich und rein, denn dein Reich ist nahe!" — „Woher weißt du es, heiliger Vater?" — „Komm, Licinianus!" Er führte ihn ans Fenster. Es dämmerte schon. Mattgrün war der Himmel beleuchtet. Am westlichen Horizont schwebten flockige, rosarote Wölkchen über das Meer hin. „Heut' schenken dir die Götter die Offenbarung ihres Willens. Heut' stimmen alle Zeichen! Heute morgen durchflog der Adler das von uns abgesteckte Flugfeld am Himmel hin." — „Der Hahn im Hühnerhof besorgte nachmittags dreimal dasselbe Huhn, ich mußte diesmal nur drei Stunden darauf warten", berichtete ein wenig verlegen und eifrig Licinianus. „Etwas lang für ein gutes Omen", bemerkte mit kritischem Gesicht und Mundkräuseln Mobed, „doch die Zeichen wirken zusammen. Nun achte, Fürst Licinianus, auf die Wölkchen!"

Ganz erregt schaute dieser hinüber zu den nun purpurrot gewordenen Wölkchen und Mobed schwieg. Beide starrten hinein in die kleinen Figuren, die langsam dahinzogen. Eine größere, noch etwas hellere Wolke schien aufrecht stehend in der Luft dahinzuschweben. In elliptischer Bahn umgaben die andern Wölkchen die in der Mitte, schwebten mit ihr und erblaßten eine nach der andern, bis auch die in der Mitte vergangen war. „Brauchst du Auslegung?" — „Nein", hauchte Licinianus, übernommen von Ahnung und Seligkeit. „Dasselbe Bild muß entstehen, so die Götter Gnade geben, wenn wir Öl ins Wasser gießen. Laßt uns sehen, ob heute auch dieses Omen gilt?" Mobed nahm den Ölbehälter des Kandelabers und goß aus seinem Silberschnabel einige Tropfen Öl in eine tiefe Schale von geschliffenem Kristall. Kaum daß Mobed dieselbe auf den Tisch gesetzt, und Licinianus Licht geschlagen hatte, so kreisten viele kleine Ölkügelchen um eine größere in der Mitte. Licinianus zitterten die Knie vor Erregung. „Wenn noch die übrigen Zeichen gelängen!" — „Das mögen die Götter bestimmen. Warten wir, Licinianus!" Damit goß Mobed das Gefäß aus, trippelte leise singend ans Fenster und sah in die Stadt hinüber. Da kam ihn der Wunsch an, mit Licinianus den Abend in Athen in einem der von beiden oft besuchten Gasthäuser zu Nacht zu speisen und dort den Abend zuzubringen. Sie gingen hin und lagen schon zu Tische in größerer Gesellschaft, als der Gastgeber eilig und wichtig zu Mobed kam und ihm etwas ins Ohr flüsterte. „Ei — na-

türlich! Alle dürfen das sehen, Gastwirt, her damit!“ rief Mobed auffahrend und bedeutungsvoll auf Licinianus blickend. Der Wirt brachte auf einem Teller den Kopf eines eben geborenen Kälbleins. Deutlich standen auf der Stirnhaut die Initialen: L I. Licinianus erblaßte vor Staunen und Grauen. Die Götter hatten geantwortet: Licinianus Imperator.

* * *

Die schwierigste Stellung hatte Mobed Tird gegenüber. Er war in den letzten Monaten zum jugendlichen Helden ausgereift. Die Nacht auf der Insel Leuke war für ihn die Geburtsnacht eines neuen Lebens geworden. Das Kindliche, Naive, Unmittelbare war dahin. Man konnte den Vater ermorden, man kann auch mich ermorden. Die Welt ist der Kampfplatz. Den offenen Kampf will er nie fürchten, aber gegen Lüge und Heuchelei, List und Betrug will er sich schützen durch Gegenlist und Schlauheit. Seine Mienen bekamen einen lauernden Ausdruck, der schöne Mund mit den jetzt meist verschlossenen Lippen etwas Hartes, Herrisches; das stark vorspringende Kinn etwas Trotziges. Die Nase war stark und scharf ausgebildet, die großen, hellbraunen Augen nahmen oft etwas Furchtbares, Drohendes an. Stärker als je war das Königliche an ihm aufgetreten. Auch im Umgang war er zurückhaltend geworden. Außer mit Briseïs sprach er mit keinem Sklaven mehr. Dafür zeigte er sich gegen Koswita und Harsa und das ganze Haus des Licinius zärtlicher als je. Dem Fürstenpaar war er der Sohn, dem Licinianus der Bruder geworden. Seine erste Mißstimmung gegen Mobed war bald gewichen und Mobeds Geist schien anfänglich mühelos auch dieses starken Willens Meister werden zu wollen. Tirds anfänglicher Widerwille war in der Furcht begründet, auf allen eigenen Willen, auf sein freies, natürliches Ausleben verzichten zu müssen. Wieder das ewige Waschen! Das Fasten! Das Kasteien! Und all das Zeug, das er nun doch nicht als Wahrheit und Wirklichkeit mehr glauben konnte! Aber siehe! Mobed mußte das vorausgesehen haben. Kaum hatte er Tird nur gegrüßt bei der Ankunft, geschweige, daß er sich ihm aufgedrängt hätte. Nein, jeden Blick, jedes Wort, jeden Bericht vom Tod der Eltern, vom spätern Krieg, von der Zerstörung Vagharschabads und des Schlosses, von der Rettung des Königsschatzes — alles mußte er von Mobed erbitten und er-

beten, und erst dann trat er aus seiner reservierten, fast demütigen Stellung heraus, als er sah, wie Tird ihn suchte und sich seinem Einfluß langsam hingab. Dann öffnete er willig auf alle Fragen Tirds sein überreiches Wissen, stellte ihm Aufgaben in Mathematik, die Tird zwangen, bei ihm Hilfe zu suchen, und überwältigte oft auch ihn mit seinen Reden und Erklärungen, die er vor dem Fürsten und oft vor den Frauen des Hauses alle Morgen zur Lektüre der Dichter und Philosophen gab. Als Lehrer ersetzte er ihm reichlich den guten Silen, so sehr Koswita und Tird ihn mangelten, wenn sie, etwa allein zusammensitzend, in unbändigem Gelächter sich ihrer Lehrer, des schüchternen Jünglings, des „Rosses", und des Affen Silen erinnerten. Was aber Tirds Lebensweise anbetraf, so ließ ihm scheinbar Mobed volle Freiheit. Er erzog ihn nicht. Aber sein Schweigen, seine tiefgründigen Blicke voll Mitleid, mit etwas schiefgehaltenem Kopf, sein Nasenrümpfen und Verziehen der Mundwinkel waren für Tird gefürchtete Faktoren seiner weitern Erziehung. Nichts von Religion. Kein Wort. Nichts von Fasten, Kasteien, nichts von Gebet und Opfer im Heiligtum. Tird fehlte stets. Aber Mobed tat, als achte er es nicht. Auch Koswitas Interesse und Vorliebe für das Christentum merkte er wohl und tadelte sie mit keinem Wort deswegen. Aber gerade deshalb setzte bei Tird, Koswita und Harsa das Mißtrauen langsam ein. Wie durfte er, der mit solcher Wut in Armenien gegen die Christen gewirkt hatte, der den König zur Verfolgung trieb und so eigentlich seinen Tod durch die Christen verschuldete — wie durfte er jetzt so anerkennend vom Christentum reden? Jetzt Mithras dem Christus und Christus dem Mithras gleichsetzen? Jetzt die Zeremonien und Askese Tird erlassen? Und wie hatte er ihn in Vagharschabad damit gequält! Wollte nicht er die ausgefallenen Haare, die Fingernägel Harsas sehen und zur Sicherheit der Heiligkeit des Tempels selber begraben, daß kein Lichtstrahl sich daran verunreinige! Jetzt war plötzlich eine Religion so gut wie die andere. Die Ideen, der Geist, waren die Hauptsache. Die Geburt des Mithras aus dem Felsen, seine Fahrt am Himmel auf der Quadriga, die Brücke Cinvat, Himmel und Hölle — alles wurde in Mobeds Reden vor den gebildeten Athenern und vor den Fürsten Mythus, Symbol, Sinnbild. O, diese Religion war so begreiflich, so voll Licht und Glanz, so wahr und zum Leben geeignet! Wenn Harsa in der Stille beim Opfer im Heiligtum oder in der Villa ihn darüber befragte, dann wurde Mobed wie

von plötzlicher Rührung übernommen, seine grünen starren Augen bekamen den weichen überweltlichen Glanz und die Stimme fing zu singen und vibrieren an: „Selig, selig, dreimal selig bist du, Tochter Anahitas, Kind des Lichtes Ahuras. Die Zeit des Gesetzes ist für dich vorbei. Ahura hat deinen Geist geöffnet, seine Herrlichkeit zu schauen, das Wesen Gottes selbst zu erfassen. Du warst gehorsam den untersten Geboten des Gottes, du tatest, was dir geboten ward, glaubtest, was du gelehrt wurdest, und hast Leib und Seele willenlos der Gottheit hingegeben. Die heiligen Waschungen haben deine Seele gereinigt. Die Geißelung hat deine eigenen Triebe zerstört. Nun wirst du wachsen und Wunder sehen. Die Geheimnisse der ewigen Welt werden sich dir öffnen und ich darf noch eine kleine Weile dein Führer sein. Die wahren Mithrasgläubigen gehen alle diesen Weg wie du: durchs Gesetz zur Gnade, durch freiwillige Gefangenschaft des Willens und Verstandes zur Freiheit und Erkenntnis; durch Sinnbild zur Idee, zur Wahrheit! Die naseweisen Athener und die Fürsten sind zu alt und verstehen zu wenig von unserer Lehre. Darum sprach ich zu ihnen, wie sie es verstehen, und ehe sie es denken, habe ich sie für Mithras Reich gewonnen." — „Aber, heiliger Vater", rief Harsa, ihm zu Füßen sinkend, „du sagtest, noch eine kleine Weile wirst du mein Führer sein! Was soll das? Du wirst mich nicht verlassen? Wo willst du hin? Warum fort?" Sie blickte weinend zu ihm empor. Er hatte den Arm um das Bild der Anahita geschlungen. Stumm und kalt blickte das Götterbild auf Mobed und Harsa nieder. Das Feuer brannte im rechteckigen goldenen Behälter im Steinaltar. Das Haoma verbreitete süßen Geruch und legte um Göttin und ihre Diener einen violetten Schleier. Traurig blickte Mobed auf Harsa herab. „Es waren schöne, bessere Tage, Harsa, dort im Tempel und am Weiher von Vagharschabad!" Traumverloren, mit weither klingender Stimme rief Mobed dreimal: „Vagharschabad!" Jedesmal ergreifender. Beim drittenmal zitterte seine Stimme, sein Gesicht ward fahl. Harsa saß auf dem Sockel der Statue, den Kopf an die Göttin gelehnt, den linken Arm hinter sich ausgestreckt auf den Sockel gestützt. „Einmal wird Mobed weich und schwach. Einmal!" flüsterte sie befremdet. „Harsa! Die Welt hier ist lichtfeindlich. Noch nirgends sah ich so viel Finsternis. Ich bin gesandt, sie zu bekämpfen. Ich steh' allein. Aber ich weiß, Ahura und Mithras haben noch ein großes Volk in dieser Stadt. Wunder und Zeichen werden ge-

schehen. Die Zeichen der Zeit stehen grauenhaft. Mir sagt Ahuras Stimme: Das Ende kommt. Sraosha naht. Zaratustra soll geboren werden und wieder kommen! Ich sehe den Kasawasee. Die Wellen blitzen der Sonne entgegen. Die Jungfrau badet. Sie empfängt den heiligen Samen Zaratustras. Sie gebiert Shaoshyant. Shaoshyant, der Heiland, der Retter, er kommt zum letzten großen Kampf. Arimans Reich stürzt in das Meer von kochendem Erz. Ariman wird erwürgt mit der goldenen Schnur und verzehrt im glühenden Ofen. Wer? — wer will die Jungfrau sein? Wer will den Samen Zaratustras empfangen, wer den Retter gebären?“ Mobeds Augen bohrten sich in die Augen der Priesterin. Sie sah nur noch zwei grüne, abgrundstiefe Augen vor sich. Den See Kasawa und kräuselnde Wellen glaubte sie zu sehen. Das Heiligtum dröhnte, als sie, auffahrend, mit ausgebreiteten Armen rief: „Ich will es sein. Ich will den Retter gebären!“ — „Ahura gebe dir nach deinem Glauben!“ sprach gelassen Mobed. Sie stiegen hinab und gingen durch den Garten. Es war noch immer kahl und winterlich. Der Fürst wartete auf Mobeds Morgenvisite.

* * *

Der Bischof Athenagoras saß tiefgebeugt über seinem Schreibtisch. Vor ihm lag das Neue Testament in griechischer Sprache auf Pergament. Von Zeit zu Zeit notierte er Gedanken, die er heute abend verwenden wollte. Ostern war da. Frühlingswärme drang ins schmucklose Arbeitszimmer des Bischofs, das zu ebener Erde lag und aus dessen Fenster man die nahe Kirche der kleinen Christengemeinde von Athen sehen konnte und über die Kirche hinweg, an sanftem Hügelrand, das Hospital. Der Duft blühender Gesträucher und Blumen drang ins Zimmer. Käfer und Insekten summten, als tönten von der Kirche her tiefe Klänge von Saiteninstrumenten. Es war Spätnachmittag. In der Stadt herrschte das gewöhnliche Treiben, aber in den Häusern der Christen warteten still die jungen Kommunikanten auf die feierliche Abendstunde, da sie vor versammelter Gemeinde als selbständige Glieder aufgenommen werden und das „Herrnmahl“ empfangen sollten. Eine auffallende Unruhe lag auf Athenagoras. In seiner braunen Haustoga stand er bald auf, bald setzte er sich wieder, notierte, strich durch. Die Frau des Bischofs erschien und ging stumm wieder hinaus. Sie hatte keine Antwort erhalten.

Zwei Stunden Kampf und Unruhe folgten. Der Bischof stand hochaufgerichtet am Fenster und blickte zur kleinen steinernen Kirche mit dem blitzenden Kreuz empor. Sie stand im Glanz der Abendsonne. Stille lag draußen im Garten und über dem Friedhof neben der Kirche. Und besonders waren seine Augen auf das Hospiz gerichtet. Das war sein Werk. Valerius war dort. Von dort erwartete ihn der Bischof sehnlichst. Endlich sah er eine kleine Gruppe vom Hause weggehen und den Waldweg hinabkommen. Bald stand die Sänfte vor dem Hause des Bischofs. Mit ungewohnter Hast begrüßte er Valerius, nahm ihn am Arm und wollte ihn hineinführen. Zuvor wandte er sich zu den Trägern und befahl: „Gehet nur heim und kommt nach dem Gottesdienst, euern Herrn zu holen. Ich habe viel mit ihm zu reden!“ Valerius und Athenagoras saßen sich gegenüber am runden Tisch in der Mitte des Zimmers. Der Bischof kam sofort auf den Grund seiner Unruhe zu reden. Mobed war zwischen den beiden Männern längst der Gegenstand ernster Gespräche und Besorgnis. Durch den Arzt, Paula und viele Gemeindeglieder aus allen Berufen und Ständen hatte der treubesorgte Hirte stets von Mobed erfahren. Von Anfang an war er argwöhnisch geblieben. Er kannte die beliebte Art der mithrischen Priester, sich jeder fremden Religion anzupassen, ihren Kult mitzumachen und alle Unterschiede zu verwischen, bis sie die verführten Schafe zu sich hinüberlockten. Alles, was er über den neuen Propheten vernahm, bestärkte nur seinen Argwohn und vermehrte seine Unruhe von Tag zu Tag. Mobed war zur stadtbekannten Persönlichkeit geworden. Mobed war der gefeierte Redner, der auf öffentlichen Plätzen, in den Säulenhallen, auf dem Areopag vor Hunderten sprach, die von Weg und Arbeit weg stehen blieben und ihm zuhörten. Der Festsaal der Villa Licinia faßte die Menge der Auserwählten nicht mehr, die fähig waren, in die höheren Geheimnisse der Ideenwelt Mobeds einzudringen und die immer gespannter waren auf Wunder, die sie erleben sollten. Auch aus der Gemeinde des Bischofs gingen insgeheim immer mehr zu Mobeds Vorträgen und, was Athenagoras am meisten bekümmerte: auch Valerius und Paula schienen vom Geist Mobeds angesteckt zu sein. Deswegen hatte er sie eingeladen. Seinen Eindruck als Arzt möchte Athenagoras wissen, was er halte von Mobeds Wesen und Taten.

Valerius hatte schweigend zugehört. Er lehnte zurück und erzählte ruhig: „Du weißt, Bischof der Christen, seit mei-

ner ersten Begegnung mit diesem seltsamen Menschen läßt mich der Eindruck nicht mehr los, den er mir damals machte. Dort haßte ich ihn, weil ich fürchtete, er werde mir den Zutritt zu Koswita verhindern. Ich glaubte, er sei Arzt und werde mir meine Praxis verderben. Aber ich werde jetzt wie früher als Arzt und Gesellschafter in die Villa eingeladen, darf freier als vorher mit Koswita verkehren und — edler Bischof! — Koswita scheint mir seit Mobeds Anwesenheit liebreicher und offener gegen mich zu sein.“ Leicht errötend und mit glücklichem Ausdruck sagte es Valerius. Athenagoras blieb ernst und fragte wieder: „Was hältst du von ihm?“ — „Als Redner ist er wunderbar. Das kann ihm selbst der gefeierte Athenagoras nicht bestreiten.“ — „Das tue ich nicht, denn ich habe ihn nie gehört.“ — „Der Grundgedanke seiner Reden ist immer das Licht“, berichtete Valerius. „Den ganzen Weltprozeß versteht er als eine Emanation des Lichtes vom Urlicht, das er Gott, bald Zeus, bald Jupiter, bald Baal, Jehova, meistens aber Ahura nennt. Die Menschenseelen sind Teilchen, die sich freiwillig, durch Ungehorsam und Hochmut vom Urquell, von Ahuras Licht immer weiter und weiter entfernt haben, bis sie den Rückweg nicht mehr fanden. Sie kamen in die lichtlose Materie, in Pflanzen, Tiere, Menschenleiber. Aus Erbarmen sendet ihnen Ahura so viel Licht vom Himmel, daß sie nicht ganz in Finsternis verderben, sondern, von Heimweh und Sehnsucht ergriffen, den Weg zurücksuchen zum Vater des Lichtes. Darum müssen sie denken, beten, fasten, alles Unreine meiden, kein Fleisch essen, keinen Wein trinken; viel sich waschen und reinigen und endlich, nach langen, langen, langen Wanderungen durch Pflanzen-, Tier- und Menschenleiber wieder zum Urquell alles Lichtes zurückkehren. — O — er spricht schön, Bischof, ergreifend kann Mobed das darlegen.“ — „Du scheinst sehr begeistert zu sein von seinen Reden!“ bemerkte etwas spöttisch Athenagoras. „Hörtest du Neues von seinen Taten?“ — „Vieles!“ — „Erzähle! Bitte!“ — „Er soll letzthin in einer seiner gewaltigen Reden gerufen haben, er werde beweisen, daß er die Taten jenes Christus auch tun werde. Mithras Diener vermöge dasselbe und noch mehr. Nun erzählen sie in der Stadt an allen Ecken und Enden von Blinden, die er sehend gemacht habe, Lahme gehen wieder, Stumme reden.“ — „Hast du welche gesehen?“ — „Nein, aber ich will sie sehen und will dem Geheimnis auf den Grund kommen. Patienten von mir, und Glieder deiner Gemeinde sind unter den Geheilten.“ —

„Nenn' mir sie!“ — „Nicht gern, Bischof.“ — „Mir zu liebe, ich muß es wissen beim heiligen Gott des Himmels!“ rief Athenagoras auffahrend und eilte in großen Schritten auf und nieder. „So höre, Bischof, aber bleibe ruhig, bitte! Gaius litt doch bis anfangs letzter Woche an furchtbaren Kopfschmerzen. Meine Mittel versagten. Deine Handauflegung half nicht. Sie ließen Mobed rufen. Mobed erklärte, er komme erst, wenn ich es erlaube und kein Mittel mehr wisse. Ich gab dem Vater die Einwilligung, und Mobed kam, legte ihm die Hände auf und sofort ließen die Schmerzen nach. Heut läuft er in der Stadt herum.“ — „Sonderbar“, bemerkte der Bischof. „Noch Sonderbareres erlebte mein Kollege“, fuhr Valerius fort. „Er war dabei, als Mobed kam, mitten in der Nacht, nach dem Willen des Albinus zu Senator Varus gerufen, weil Albinus nichts mehr mit der Tochter anzufangen wußte, die an solchen Nervenzuckungen litt, daß sie tage- und nächtelang, kurze Ruhepausen abgerechnet, zugleich mit Kopf, Händen und Füßen zuckte, bis sie vor Erschöpfung ohnmächtig wird und schäumt und stöhnt und schreit. Dann steht die ganze Familie schlotternd ums Bett der Kranken und heult auch aus Angst vor den Dämonen. In einer der letzten Nächte rief man Mobed.“ — „Was machte der?“ — „Sie haben ihn, erzählt Kollege Albinus, auf den Knien um Hilfe angebetet. Er sagte, nach kurzem Blick auf die Kranke: ein böser, heulender Dämon sei in ihr, doch Gott Ahura allein könne ihn bannen. Dann habe er mit einer Salbe der Kranken Stirne und Schläfen eingerieben, dann die Hände, Knie- und Fußgelenke; endlich den Rücken, und sie fest gerieben. Dabei habe er beständig tief vor sich hergebetet und von Zeit zu Zeit mit den Händen über dem Leib der Kranken Bewegungen gemacht, als wolle er den bösen Dämon verscheuchen. Dann versprach er, wiederzukommen und den Dämon sicher zu vertreiben. Mein Kollege und die Familie Varus trauten ihren Augen nicht: das Mädchen lag, bevor Mobed ging, ruhig schlafend da, atmete tief und bewegte kein Glied mehr.“ — „Wie lange?“ fragte kritisch der Bischof. „Nach dem Bericht der Eltern, bis mein Kollege mit Mobed zur festgesetzten Stunde wieder kamen. Mobed rieb wieder die Kranke ein. Dann entnahm er einem Tuch ein tönernes Bild, das einem Mädchenleib glich und einen Kopf trug, der zur Hälfte einen Esel, zur andern Hälfte einen Löwen darstellte. Ein fürchterliches Ding, aber gut gearbeitet. Dazu hatte er noch einen kleinen, schwarzen, tönernen Hund mit-

gebracht. Beides mußte nun drei Tage unberührt zu Häupten des Kranken stehen. Das geschah. Die Leute hätten sich nicht getraut, das Zeug anzurühren. Mobed kam wieder mit dem Arzt. Die Bilder wurden zerschlagen, im Garten begraben und mit Mehlwasser begossen, alles mit fremden Gebeten und Gesängen . . . . Das Mädchen ist gesund!" — „Wie erklärst du dir diese Erfolge, Valerius?" — „Ich glaube, Mobed ist ein verkappter Arzt, und zwar ein ganz ausgezeichneter. Er riecht wie ein Spürhund, er sieht wie ein Adler, er hört wie ein Murmeltier und erkennt aus Blicken, Mienen und Antworten der Kranken den Grund der Krankheit. Er wendet Mittel an, die wir hier nicht kennen, und die wir nicht wagen würden. Er ist ein zu allem entschlossener Mensch, von ungeheurem Willen, der schon aus seinen Augen dringt; und h i e r liegt das Geheimnis: in seinen Augen. Er zwingt zur Gesundheit. Es muß aus seinen Blicken und durch seine Hände eine Kraft ausströmen, die wir nicht haben." — „Wir hätten sie, wenn wir Glauben hätten", unterbrach der Bischof — „und auch die Gabe, aus den Augen der Menschen ihre Gedanken zu lesen. Jesus hat seinen Jüngern verheißen, noch größeres zu tun, als er." — „Mobed kann noch mehr. Er weiß, wo verlorene Gegenstände liegen, gibt Befehle, wo und wie sie zu suchen seien, und sie werden gefunden". So berichtete Valerius weiter. „Wie das?" fragte der Bischof immer erregter. „Mir graut bald vor diesem Menschen. Weißt du ein Beispiel von diesem geheimnisvollen Wissen?" Der Arzt wollte beginnen, doch man vernahm von draußen eine Begrüßung von Frauen. „Es ist Paula", sagte der Bischof. Die Frauen traten ein. Der Bischof war sichtlich beruhigt, als er in Paulas Augen sah. Gespannt lauschten nun auch die beiden Frauen dem Wort des Arztes. „Im Hause des Bankiers — ihr kennt die Familie?" — man nickte allerseits zustimmend — „ging der Diamantring der Frau verloren. Natürlich Hausuntersuchung — Verhöre — Verleumdungen der Sklavenmädchen untereinander — Auspeitschen — Foltern — tagelanges Heulen — Fluchen —. Endlich wird Mobed gerufen. Der wählt sich eine der Sklavinnen aus, setzt sie im dunklen Zimmer auf einen Stuhl und gibt ihr eine Schüssel mit Wasser. Ein durchsichtiges Tüchlein kommt darüber. Dahinein muß sie stieren und den Rücken an Mobeds Zauberbuch halten. Er fragt sie nach einiger Zeit, hinter ihr stehend: ‚Was siehst du?' — ‚Reiter, in langen Gewändern.' — ‚Laß' sie vorüberziehen!' befahl Mobed. Nach

einigen Sprüchen fragt er wieder: ‚Was siehst du?‘ — ‚Frauen in grüner Kleidung.‘ — Mobed: ‚Laß’ sie vorüberziehen!‘ — So ziehen noch Knaben in blauer Kleidung, und Mädchen in weißen wallenden Gewändern vorbei. Die letztern muß das Mädchen fragen und sie antworten: ‚Im Garten liegt der Ring. Teile den Garten in sieben Teile und rufe beständig: Abracadabar! Teile jeden Siebtel wieder in Siebtel, stets rufe Abracadabar! Im letzten Siebtel ist ein Baum. Such auf allen Ästen, auf allen Zweigen — unter allen Blättern — unter dem letzten liegt der Ring. Abracadabar!‘ — Der Ring ward gefunden.“ — „Abgemachter Betrug! Der Kerl hat Dirnen und Verbrecher zu Hilfe in der ganzen Stadt“ — rief Athenagoras entrüstet. „Was hältst denn du von ihm, liebe Paula?“ — „Was soll ich sagen, Bischof“, seufzte Paula tief auf und ihre Blicke waren fragend, bekümmert auf den Bischof gerichtet. „Ich will und darf nicht leugnen, daß Mobed schöne, wahre Worte voll tiefer Gedanken spricht. Man gerät unter seinen Einfluß. Es ist nur zu wahr. Sein Blick redet am meisten, der Ausdruck seines Gesichtes und Mundes, seine Stimme — alles hilft mit, die Hörer zu übernehmen und ihm gläubig zu machen. Wie kann er packen, fesseln, erschüttern, rühren, und oft, wenn er so ins Weite sieht, nur leise spricht, und sein Gesicht leuchtet, als sähe er die Herrlichkeiten, von denen er spricht, dann, ich muß es leider bekennnen, Bischof, dann möchte man ihm glauben, möchte ihn lieben.“ — „Gib acht, Paula, sieh’ dich vor! Der Satan verstellt sich oft in einen Engel des Lichts. Ich fürchte Betrug. Unrecht will ich dem Mann nicht tun. Aber es gibt so viel Betrüger, so viel falsche Menschen in unsern Tagen und unsre Christen sind so leichtgläubig.“ — „Kann aber nicht Gott auch einem Priester der Heiden Kräfte geben, zu heilen und Weisheit zu reden, wenn er aufrichtig ist und seinem Gott dienen will?“ fragte Paula. — „Das kann Gott wohl. Aber ich denke, wenn ein heidnischer Priester mitten unter Christen lebt und aufrichtig ist, so muß er Christum offen bekennen. O, diese Zeichen und Wunder! Valerius, ich begreife dich besser denn je, daß die Wunder ein Hindernis des Glaubens sind. Hätte nicht unser Herr Zeichen getan, ich wollte“ — erschüttert rief es der Bischof — „es wären nie keine geschehen, um aller Verführten willen! Das Zeichen ist so oft der Tod des Glaubens. Römische Kaiser, heidnische Priester und Zauberer tuen dasselbe, heilen, treiben Teufel aus, wecken Tote auf, — und alles glaubt ihnen!“ — „Sie mißbrauchen Gotteskraft zu

ihrem eigenen Gewinn und Verderben", rief Paula. „‚An den Früchten sollt ihr sie erkennen!' sagt der Herr."

„Wo ist Koswita?" fragte plötzlich der Bischof, die Diskussion unterbrechend. „Sie wird auch in der Kirche sein am Abend. Merkwürdig ist, daß Koswita stets ein gewisses Grauen vor Mobed hat", antwortete Paula. „Hat sie das?" fragte erstaunt der Bischof. — „Stets", bekräftigte Paula. „Erst letzthin sagte sie es mir wieder." — „Sonderbar —", schloß der Bischof die Unterredung, erhob sich und ging wieder in großen Schritten auf und nieder. Alle schwiegen. „Wir müssen auf der Hut sein! — Herr, erbarme dich meiner Schafe, — guter Hirte, sie sind dein, — niemand darf sie dir aus deiner Hand reißen, — Jesus sei gepreisen, du Auferstandener!" — So hörte man den Bischof während seinem Auf- und Abgehen beten. Er trat ans Fenster. Es war Nacht geworden. Die Dienerin deckte den Tisch. Die Christen beteten stehend vor dem Essen, der Arzt saß still und senkte den Kopf. Die Kirche stand im Mondschein. Man sah Turm und Kreuz vom Tisch aus. Schwarze Gestalten wie Schatten huschten erregt um die Kirche herum, und über den Friedhof. Vor der Kirche drängten die Massen. Viel Volk wollte heute am Osterabend am Eingang stehn und der Predigt des Bischofs lauschen und den Einzug der Kommunikanten in ihren weißen Kleidern und Schleiern sehen. Unter der Menge herrschte ein lautes Gemurmel. Alle erzählten von Mobed. Es mußte etwas besonderes vorgefallen sein. Plötzlich tauchten einige Gemeindeglieder vor den offenen Fenstern auf und riefen außer Atem, erregt durcheinander: „Edler Bischof! Vater Athenagoras! — Der Herr ist gewiß wiedergekommen und wandelt wieder auf Erden! Als wir vor der Kirche standen, sahen wir eine leuchtende Gestalt langsam über die Gräber gehen und die Toten segnen!" — Der Bischof bekreuzte sich und rief den hinter ihn getretenen Gästen zu: „Wachet und betet! Mir ist bange. Christus oder der Teufel — einer von beiden ist nahe!" Sie sprachen noch miteinander, als die Versammelten droben wieder in Unruhe gerieten. Lautes Freudengeschrei drang hinab zur Wohnung des Bischofs, dazwischen Angst und Wehrufe. Bald vernahm man: „Christus, Herr Jesus!" Bald: „Weh uns! Weh uns! Herr, sei uns gnädig!" Dann wurde es wieder still. Wie eine dunkle, unbewegliche Wolke standen die Wartenden droben. Vor die Fenster des Bischofs aber kamen außer Atem wieder einige gesprungen, die meldeten,

nun habe die ganze Versammlung ihn gesehen und alle bezeugen es, er habe sie gesegnet mit aufgehobenen Händen. Nun möge der Bischof kommen. Es sei ihnen angst und bange zu Mute! Im Atrium der einfachen, kleinen bischöflichen Villa standen die Kommunikanten und warteten. Feierlich bewegte sich der Zug hinauf zur Kirche. Auf allen Herzen lag bange Erwartung. Alle schwiegen. Ein lauer Nachtwind wehte die Schleier der jungen Christen hin und her. Vom Kirchlein tönten die weittragenden Klänge der von Hämmern geschlagenen Eisenstäbe, die im Turm hingen. Osterstimmung. Emmaus. — Auferstehungsodem über Natur, Stadt und Menschen. Dazu die heilige Erregung über allen Herzen, die bangfreudige Frage: „War er's? War es der Herr?".

Durch die spalierbildende Menge von Heiden, Juden, ungetauften Christen vor der Kirche und im Portal führte der Bischof seine Schar hinein. Sein Blick fiel beim Vorübergehen auf zwei auffallende Gestalten. Ein alter Mann von mittlerer, untersetzter Gestalt im ärmlichen Pilgerkleid. Unter der Mütze quollen weiße, lange Haarsträhnen über Hals und Nacken. Über die breite Brust floß der silberweiße Bart. Er verneigte sich tief vor dem Bischof. Auf der andern Seite, dem Alten gegenüber, stand mitten in allem Volk ein griechischer Bauer von gewaltiger Gestalt, ein Jüngling in weiten Beinkleidern von grobem Linnen, im weißwollenen Rock und der weißen Schafpelzmütze. Ringellocken quollen unter ihr hervor und bedeckten Stirn und Schläfen; Kinn und Oberlippe war von kurzem, weichem Haar bedeckt. Hinter dem Bischof zogen die jungen Christen in die Kirche. Mit gesenkten Blicken, mit roten Wangen, vom Schleier verhüllt — ein Bild leibhaftiger Andacht, — zog Brisëis vorüber. Die funkelnden Augen des jungen Bauers folgten ihr, bis sie in der Kirche verschwand. Er drängte mit den andern zum Eingang und blieb unter dem Portal stehen. Ein gewaltiger Hymnus hob drinnen an, von starken Saiten- und Blasinstrumenten begleitet. Die Erregung der Leute vor dem Gottesdienst zitterte freudig im Liede nach. Von Christus, von Auferstehung und ewigem Leben sangen sie. Mit freudiger Gewalt drangen die Worte durch die offene Tür in die stille Nacht hinaus: „. . . . auferstanden, auferstanden ist der Herr, wahrhaftig auferstanden!" Am einfachen Tisch von unbearbeitetem Fichtenholz stand in seiner gewöhnlichen violetten Festtoga mit seidenen, breiten Borden der Bischof. Ungewöhnlich ernst. Eine Christusgestalt! Das

bleiche, schöne Gesicht vom weißen Vollbart umrahmt. Die Augen sorgenvoll auf die vor ihm sitzende junge Schar gerichtet. Lautlose Stille. Tiefste Ergriffenheit während der Predigt. Leises Weinen da und dort. Der Bischof stand auf, die Gemeinde folgte nach. Einzeln traten die Täuflinge heran und als erste begann mit feiner, heller, durchdringender Stimme Briseïs ihr Bekenntnis abzulegen: „Ich begehre in die Gemeinde des Herrn Jesus Christus aufgenommen zu werden, nachdem ich im christlichen Glauben unterrichtet worden bin. Ich begehre die Taufe und das Mahl des Herrn, und gelobe durch den Glauben an Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, aller Welt, aller Lust, aller Sünde, dem Satan und seinem Reich den Abschied zu geben und ein frommes, Gott wohlgefälliges Leben führen zu wollen." Das Nachtmahl begann. Vor der Kirche war alles menschenleer geworden. Nur der Arzt Valerius saß als Nichtchrist zu hinterst auf einer rohen Holzbank, und betrachtete mit seinen sinnenden Augen den feierlichen Vorgang. Doch meistens waren seine Blicke auf ein Mädchen gerichtet, das neben einer ältern und stattlichen Frau saß und unbeweglich auf den Bischof blickte und die Austeilung des Abendmahls verfolgte. Koswita und Paula saßen daselbst. So sehr war der Arzt im Anblick Koswitas gefangen, daß er nicht bemerkte, daß sich im Verlauf der Handlung jemand neben ihn setzte, und ebenfalls bewegungslos dem Abendmahl der Christen zusah. Es war der alte Pilger. Und neben ihm saß der junge Bauer. Hymnen unterbrachen die lange Feier des Herrenmahls. Die letzten Christen waren zum Altar getreten und empfingen unter dem Gesang der Gemeinde Brot und Wein. Da standen die beiden Fremden auf, schritten durch den steinernen Gang der Kirche zum Altar und traten als die letzten davor. Mit durchbohrenden Blicken prüfte sie der Bischof. Deutlich vernahm man seine leise zitternde Stimme: „Seid ihr Christen?" Eine tiefe, süße Stimme antwortete: „Christen, Bischof, wir beide, Vater und Sohn, Christen aus Thessalonich, zum Besuch der Brüder in Athen. Uns verlangt nach dem Mahl des Herrn. Hier ist die Empfehlung unseres Bischofs." Er zeigte Athenagoras ein Pergamentblatt mit Tinte beschrieben. Der Bischof nahm es, besah es genau, legte es auf den Tisch und sprach, noch ernster, wie flehend, einen nach dem andern betrachtend: „Nehmet, esset, das ist mein Leib." Sie nahmen und aßen. „Nehmet, trinket, das ist das Blut des neuen Bundes, für euch vergossen, zur Vergebung der Sünden." Sie

nahmen und tranken, kehrten um und schritten durch die Gemeinde mit verklärtem Gesicht und aufwärtsgerichteten Augen. Hinter ihnen drein aber scholl mit warnendem Ernst aus dem Munde des Bischofs: „Wer da unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selber ein Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.“ Die Fremden setzten sich wieder neben Valerius. Ein letzter Hymnus folgte. Die Osterfreude der Christen steigerte sich zum hellen Jubel. Man erhob sich. Alle gaben sich den Kuß der Liebe. Der Alte umarmte seinen Sohn und rief mit lauter, freudebebender Stimme: „Christus ist auferstanden!“ Und der Sohn rief mit hoher Stimme: „Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Sie küßten sich mehrmals auf Stirn und Wange. Dann sah sich plötzlich der Alte nach Valerius um. Eh' dieser es achtete und wußte, wie ihm geschah, hatte sich der fremde Pilger über ihn gebeugt, ihn umarmt, an sein Herz gedrückt und mehrfach geküßt, während er weinerlich rief: „Christus ist erstanden! Friede mit dir. Zweifle nicht. Freue auch du dich, mein Sohn!“

Unwillig, mit einem leisen Ruf des Abscheus machte sich Valerius los und wischte sich Stirn und Wangen mit dem Ärmel der Toga. Die Christen drängten nach. Im andern Augenblick waren die Fremden draußen, und niemand sah mehr eine Spur von ihnen.

* * *

Während der Abendmahlsfeier der Christen und Koswitas Abwesenheit saßen oben im Bibliotheksraum Licinius und Licinia, Judith und ihr Mann. Unten im Speisesaal allein im Mondschein am offenen Fenster Licinianus und Harsa. Die Marmorgestalten der Akropolis leuchteten riesengroß zu ihnen herüber. Aus dem Park strömten Blütendüfte und starker, würziger, nachtfeuchter Erdgeruch hinein. Harsa trug die Ringe und Spangen, die ihr Licinianus von der letzten Reise mitgebracht hatte. Sie lag in safrangelber, langer Toga mit den schwarzseidenen Blumendessins darauf, ausgestreckt auf einem Ruhebett, den Kopf in die linke Hand, den Ellenbogen auf dem Polsterrand aufgestützt. Sie sprachen von ihm, von Mobed. Geduldig hörte Licinianus zuerst zu, stand dann auf, trat ans Fenster, tat einige Schritte durchs Zimmer und setzte sich wieder. Er konnte die Taten Mobeds nicht verstehen, wollte die Begeisterung Harsas nicht dämpfen, ihren Glauben nicht

erschüttern und doch mußte er wieder einmal wissen, wie sie selber dachte und empfand ihm gegenüber. Sie war so zurückhaltend geworden seit Mobeds Dasein. Um das Licht und Heil seiner Seele kümmerte sie sich ja viel, nach seinen Ausgängen, nach seinem Verkehr fragte sie genau. Und Licinianus gab ihr Rechenschaft wie ein Knabe. Er war treu geblieben. Wie manchen Spott der Freunde und Offiziere hatte er still erduldet. Aber ein überreiches Glück hatte er gefunden im immer festern Glauben, die Zeit seines Imperiums und seine Verbindung mit Harsa sei nahe. Wie treu hatte er ihr gehorcht und nach Mobeds Willen kein Wort mehr von Liebe und Ehe mit ihr gesprochen. Er zwang sich zum Glauben an Mobed und seine Wunder. Er wollte an Übernatürliches und Geheimnisvolles glauben, so fremd es eigentlich seiner Natur und Vernunft war. Doch der heutige Frühlingstag hatte es ihm angetan. Dem neuen Ansturm seiner Liebe war er heute Abend nicht gewachsen. Harsa lag in überwältigender Anmut und Fülle körperlicher Reize vor ihm. Mit magnetischer Gewalt zog es ihn immer wieder zu ihr und um sie herum. So oft er heimlich seine Hand nach ihrem schwarzen, über Schultern und Nacken strömenden Haar ausstreckte, so oft ließ er sie wieder sinken. Er fand den Mut nicht, die Priesterin zu berühren. Aber erzählen mußte er, wie Mobed ihm durch wunderbare Zeichen den Purpur geweissagt habe. Mit Mobeds Worten erklärte er der Priesterin, wie er dann die Offenbarung, ja die leibliche Hülle der Gottheit werde, dann . . . . Da stockte Licinius wieder, und er begann seine Erklärung von neuem. Harsa ergriff das Wort und kam ihm zu Hilfe. Fast scharf klang ihre helle Stimme: „Licinianus! Der heilige Vater hat dir nicht geweissagt, ich werde deine Frau werden. Du lügst!“

Er stand wie angewurzelt da, hoch aufgerichtet, in der blauen Wolltunika, den Goldgürtel um die Hüfte, ein Perlband durch die schwarzen Locken gezogen, gewaltig, wie zum Befehl vor der Legion. Zorn funkelte aus seinen schwarzen Augen. Er war blaß geworden. Harsa näher tretend, sagte er: „Bei deinen heiligen Göttern, bei Ahuras Sternenhimmel! Es ist, wie ich sagte, Mobed weissagte mir den Purpur und versicherte dich mir mit einem Eid!“ — „Licinianus!“ schrie Harsa und sprang vom Ruhebett auf. Sie standen sich bleich, keuchend gegenüber. „Der heilige Mobed lügt nicht. Eher fielen die Sterne vom Himmel, eher stürzte der Ararat

um, als daß Mobed lügte. Weg von mir, Licinianus! Ich hasse dich, wenn du dabei bleibst. Finster bist du, nicht licht und klar. Lüge ist Finsternis!“

Gepreßt antwortete Licinianus: „Es ist, wie ich sagte. Mobed versprach dich mir. Und — mein bist du, ich will, daß du mein seist und bleibst, ich, ich will — ich muß dich haben!“ Alles Widerstreben, Hilfrufe, Bitten Harsas erstarben unter Licinianus eiserner Umklammerung und unaufhörlichen leidenschaftlichen Küssen. Wie gebrochen sank Harsa in das Ruhebett zurück und starrte mit kreideweißem Gesicht in die Mondnacht hinaus. Wie eine Schildwache stand der Fürst vor ihr und lauerte auf jede ihrer Bewegungen. „Du bist in meiner Gewalt, Harsa!“ knirschte er. Auch seine Brust hob und senkte sich keuchend. Seine Nasenflügel bebten.

„Jetzt oder nie!“ hauchte er. „Jetzt erkläre dich. Entweder du wirst mein Weib, Mobed und allen Narren zum Trotz, oder du gehst fort von hier. Ich kann dich nicht mehr sehen, wenn du mich verachtest.“ — „Ich verachte dich nicht, Licinianus. Ich liebe dich, ich liebte dich immer, aber ich bin Anahita geweiht, ich muß Ahura, Mithras, meinem Gott gehorchen. Mobed weissagt mir: das Ende aller Dinge steht bevor. Das große Gericht ist nahe. Zaratustra kommt. Seine Same wartet auf die reine Jungfrau, die badet im See Kasawa, sie soll Zaratustra, den Shaoshyant empfangen und gebären. Größeres soll ich tun und leiden, Licinianus, den Messias darf ich gebären! Die Kinder des Lichtes darf ich erlösen helfen! Freu’ dich, Licinianus! Der große Sieg des Lichtes naht.“ — „Und ich“, rief Licinianus, erschüttert zusammenbrechend, „mein Glück, mein Leben? Was ist mir der Purpur ohne dich. Was leb’ ich noch?“ — „Du brauchst ja keinen Purpur mehr, Licinianus!“ rief Harsa überlaut, „brauchst kein Weib, keine Erdenliebe mehr! Die Welt verbrennt, die Gottlosen fallen in die glühenden Ströme. O Licinianus, rette, rette, rette deine Seele, reinige dich, opfere dich und deine Liebe zu mir Ahura! Seine Liebe umfaßt uns beide. Im Reich des ewigen Lichtes bin ich dein, ewig dein, Licinianus!“

Er sah sie an wie eine Wahnsinnige. Ein herber Zug von Verachtung legte sich um seine Lippen, die sich verlegen kräuselten. Mit giftigem Hohn sprach er: „Ein seltsamer Prophet, dieser Mobed. Dir weissagt er das Ende der Welt; mir, ich werde in zwei Jahren Kaiser und du mein Weib. Mir verspricht er, mit geheimen Mitteln dich mit Liebe zu mir zu erfüllen, dir

verbietet er, mich zu freien und schwatzt dir unsinniges und unanständiges Zeug vor. Dich zwingt er zu Heiligkeit, zur Entbehrung aller Freuden und Genüsse, er läßt sich's wohl sein, und führt mit Tird ein geheimnisvolles Lumpenleben bei Tag und Nacht."

„Licinianus!" schrie Harsa auf und hob die Handflächen gegen sein Gesicht empor. Ihre Augen funkelten, Kinn und Lippen bebten. Sie fand keine Worte, riß dafür im andern Augenblick die goldenen Spangen von den Unterarmen, die Kette vom Hals und warf sie mit aller Wucht dem Wütenden zu Füßen. Wieder öffneten sich ihre zuckenden Lippen umsonst. Die Stimme versagte. Gewürgte Laute kamen hervor. Sie sprang wie wahnsinnig gegen die Türe, blickte noch einmal um und nie mehr vergaß Licinianus ihren Blick, mit dem sie fragte: „Licinianus, lügt Mobed wirklich?" Sie sprang durchs Haus, die Treppen hinauf in ihr Zimmer, vor Mobeds Zimmer, rief: „Mobed, Mobed, heiliger Vater!" Rief nach Tird. Am Bibliothekraum sprang sie vorbei, kehrte zurück, öffnete: „Ist Mobed nicht hier, wo ist Tird?" — „Nicht hier." Weg. Hinab, in den Garten, durch den Park, ins Heiligtum Anahitas, in das bald fertige Mithrakanum. Nirgends Mobed. Zurück durch die feierlich rauschende Palmenallee zum Parktor. Koswita und Briseïs kamen daher, hinter ihnen begleitende Sklaven Paulas. Koswita sprach kein Wort, ließ auch Harsa nicht zu Wort kommen, fiel ihr ans Herz und rief laut: „Christus ist auferstanden!" Briseïs stand still daneben. Ihr weißes Kleid und der leis flatternde Schleier leuchteten in der Nacht. „Was ist dir, Harsa, dein Herz schlägt wild!" rief zurückfahrend Koswita. „Wo ist Mobed? Wo ist er? Wo ist Tird?" hastete Harsa und blickte mit weitaufgerissenen Augen in die fast taghelle Nacht hinaus. „Habt ihr sie nirgends gesehen?" — „Nein", sagten beide Mädchen, und Koswita seufzte tief auf: „Mir gefällt Tird gar nicht mehr. Ich möchte nur wissen, wo die beiden immer hingehen. Sie haben Geheimnisse zusammen, schließen sich ein, lesen Bücher, die niemand außer ihnen versteht, gehen mitten in der Nacht aus —" — „Sahst du das schon?" fragte Harsa erregt. „O, schon oft! Mich wundert nur, wohin das hinaus will. Wir sahen niemand auf dem Weg. Eine Strecke weit kamen hinter uns drein ein alter Mann in einer Toga und ein junger Bauer, die sprachen griechisch. Doch auf einmal hörten wir sie nicht mehr." Kopfschüttelnd ging Harsa voraus, die Mädchen folgten. Auf hartem Lager legte

sich im Ergastulum Briseïs nieder. „Er ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden“, so tönte es fort und fort durch die Seele der Sklavin, bis sie einschlief. Dann aber verschwand das Bild des Auferstandenen vor ihrem Geiste. Der griechische Bauernjüngling stand vor ihr, aber unter der Mütze hervor schauten Tirds große braune Augen und deutlich vernahm sie im Traum dreimal seine Stimme: „Briseïs, hast du mich lieb?“

Schlaflos lag Koswita auf ihrem Lager. Der Mond beleuchtete das Gemach taghell. Jeder Gegenstand war erkennbar. Wenn er käme? Warum sollte er ihr Gebet nicht erhören? Warum andern erscheinen, ihr nicht? Und sie liebte ihn, liebte ihn mit jener Liebe Maria Magdalenas, die seine Knie umfangen wollte. Mit Tränen der Buße und Liebe wollte sie ihm die heiligen Füße waschen, mit diesen Haaren sie trocknen. Koswita breitete die Fülle ihres reichen, balsamduftenden Haares auf dem seidenen Kissen aus, barg ihr Gesicht darein und weinte Tränen heißer Jesusliebe. So lag sie da und wartete. Wartete auf Jesus, den Auferstandenen. Er kam nicht. Und Koswita schlief ein, wie sie lag, das Gesicht in die Haare verborgen, die Arme und Hände über dem schimmerndweißen Nacken gekreuzt.

Harsa lief noch immer herum und suchte Mobed. Er kam nicht. Auch Tird nicht. Er wird bei den Studenten oder Künstlern sein, hieß es. Allmählich verzogen sich Gäste, Herrschaft und Gesinde. Auch Licinianus war verschwunden. Niemand wußte wohin. Nachdem Harsa wütend den Schmuck zu Boden geworfen hatte und hinausgeeilt war, hatte Licinianus nach einigen Augenblicken der Verwirrung und Unentschlossenheit gleichfalls den Saal verlassen.

„Präzeptor!“ donnerte es dann durchs Atrium. Erschrocken sprangen von allen Seiten die Sklaven des Atriums herbei, wie auf Kommando beugten sich alle Rücken, streckten sich alle Arme an den tiefgesenkten Köpfen vorüber. Mehrere waren davon gesprungen, den Präzeptor zu suchen. Licinianus stampfte vor Wut und Ungeduld. Die Sklaven verharrten in ihrer Verbeugung, denn der Fürst hatte vergessen, das Zeichen der Aufrichtung zu geben. Er rannte nach dem Eingang der Villa, an den Rand der Terrasse, über die Steintreppe und brüllte mit gewürgter Stimme in die stille Nacht hinaus: „Präzeptor, du Aas, du Tier, du Teufel, du Gott, zu Fetzen verhau' ich dich!“ Dazu tönten vom fernen östlichen, im Mondschein sanft und deutlich sich vom Himmel abhebenden Hügel die

Klänge der christlichen Kirche um Mitternacht. Licinianus hielt inne und lauschte. Wie das wohl tut — o, wie das beruhigt. Was läutet denn? „Du, was ist das für ein Läuten?“ herrschte er einen Sklaven in der Nähe an. „Fürst! Die Christen feiern Ostern. Es sind die Zeichen der Christenkirche.“ — „Was ist das, Ostern?“ — „Fürst, sie feiern die Auferstehung ihres Gottes vom Tode.“ Licinianus verzog spöttisch die Lippen und lächelte hochmütig. Der Präzeptor kam gesprungen. Schadenfroh schauten und lachten sich die Sklaven im Atrium an, die hinter dem Rücken des Herrn sich unterdessen aufgerichtet hatten. Nun kam ihre Genugtuung. Aber sie hatten die Osterklänge nicht vernommen. Ruhig führte Licinianus den bleichen, aber wie immer vor dem Fürsten beredten, süßlächelnden Höfling in den Speisesaal. Je fester ihn der Fürst am Arm preßte, desto süßer lächelte der Präzeptor und hüpfte vor Schmerz neben Licinianus her. „Wo warst du wieder, Spürhund?“ schnauzte der Herr ihn im Zimmer an. Der Präzeptor verbeugte sich sklavenartig und verblieb so, bis ihm der Fürst befahl, sich aufzurichten und Antwort zu geben. „Dein Knecht war nicht müßig, Fürst! Seine Augen standen offen Tag und Nacht und haben viel entdeckt, mein Herr! Desgleichen haben meine Ohren viel gehört hier und in der Stadt. —“

Es war tief in der Nacht, als die beiden voneinander schieden. „Mein Lohn für deine Treue, Präzeptor, liegt dort am Boden. Such' ihn. Er ist dein!“ Im Mondlicht glitzerte beim Fenster am Boden der weggeworfene Schmuck Harsas. Hals und Kopf tief verbeugend, kroch der Präzeptor gegen das Fenster und suchte am Boden herum. „Nahe beim Ruhebett, du Eselsmist! Siehst du's denn nicht?“ rief der Fürst wieder ärgerlich. Der Präzeptor lachte süßlich und bezeugte mit einem freudigen Grunzen seinen glücklichen Fund. Er brachte ihn wie ein rapportierender Hund verlegen dem Herrn. „Es ist dein!“ sagte ich. „Mein!“ stöhnte der Präzeptor. „Dieses Gewicht! Herr! Dieses Gold alles! Mein, Herr! Fünf Stater wert!“ — „Drei Minen Goldes! Wenn du's wissen mußt!“ schnauzte der Fürst. Die Wut überkam ihn wieder. „Geh' jetzt und mache deine Sache gut. Ich hab' noch mehr Gold und noch bessere Stellen!“ Er wollte hinauseilen, aber der Präzeptor hielt ihn mit beiden Händen an der Tunika. Er sah hinter sich. Der Präzeptor kniete hinter ihm und drückte seinen Mund mit stummen Dankgebärden auf den Saum des

Kleides des Fürsten. Er ließ sich die Chlamys * bringen und schritt dem Ausgang des Atriums zu. Tritte tönten auf der Steintreppe. Tird und Mobed kamen, in Kapuzenmäntel gehüllt. Tird verriet auf den ersten Blick das Übermaß von Weingenuß. Seine Züge waren welk und die Augen glanzlos. Um den Mund verlegenes Lächeln. Mobed marschierte priesterlich wie immer und grüßte Licinianus feierlich: „Wollt ihr noch Zeichen sehen, Fürst? Die Zeichen stehen gut. Amor und Fortuna sind euch gewogen. Wohin noch so spät?“ — „Eure Zeichen stehen weniger gut, heiliger Mobed!“ Mit einem lauernden, schadenfrohen Blick sagte dies der Fürst und eilte ohne Verweilen in die Nacht hinaus.

* * *

Quintus hatte eine böse Nacht. Er war abwesend, ohne Erlaubnis und Wissen des Präzeptors, als dieser am Abend im Ergastulum nach ihm gesehen und ihn nicht gefunden hatte. Warum suchte ihn der Präzeptor gerade diesen Abend? Hatte er ihn beobachtet? Hatte er gesehen, wie oft Mobed gerade mit Quintus abseits von den andern, oder gar in seinen Gemächern geheime Unterredungen hatte? Hatte er gelauscht? Alles gehört? Wie oft hatte Sextus Quintus gewarnt. Sextus war von jener Begegnung am Meeresufer an sein damaliges Grauen vor Mobed nicht mehr losgeworden. Wenn Quintus mitten in der Nacht sein Versteck im Boden unter seinem Strohlager öffnete, das frühere Gold nachzählte, dann wieder mit verhaltenem Atem lauschte, ob alle Sklaven schliefen und endlich das neugewonnene Gold so lautlos, oder mit leisem, kaum vernehmbaren Klang zum frühern legte, dann zitterte des Sextus Herz im Leibe. Lange lispelten dann beide Sklaven Kopf an Kopf. Ein schauerliches Gefühl von bevorstehendem Unglück, von einem Judasende überlief Sextus kalt, wenn Quintus flüsterte: „Ich weiß, ich bin des Todes, wenn es auskommt. Aber ich kann's nicht lassen. Ich fliehe, wenn ich genug habe.“ Dann schlief wohl Sextus ein, und wie im Traum hörte er noch lange den feinen Klang des Goldes. — Die Osternacht brachte das Verhängnis. Für eine angebliche Nachtarbeit wollte der Präzeptor den Quintus aus dem Ergastulum rufen. Kein Quintus da. Kein Sklave wußte, wo er sei. Der Präzeptor schickte alle hinaus. Wenige Augenblicke darauf kam er hinaus und

* Soldatenmantel.

folgte eilends den Sklaven des wütenden Licinianus, deren angstvolles Rufen er längst gehört hatte. In der Tasche seiner Tunika trug er den Schatz des Quintus. Tief in der Nacht schlich Quintus bald nach Mobeds und Tirds Heimkehr durch Gitter, Sträucher und Zäune des Parks aufs Ergastulum zu. Vom Park her erwartete ihn niemand.

Aber der Präzeptor schlummerte nicht. Beim Eingang stand er seit der Trennung von Licinianus wie der Schatten eines nahen Baumes. Ohne die geringste Vermutung einer Gefahr, den Kopf zu Boden gesenkt, beide Hände kreuzweise über der Brust gefaltet, schlich Quintus ans Tor. Der Schatten bewegte sich etwas. Quintus stutzte und blieb stehen. Der Schatten nahm Hände und Füße an, aber auch Quintus sprang auf und davon, lautlos, ins freie Feld hinaus. Hinter ihm schnaubte der Verfolger. Also ein Mensch, und wohl nicht der jüngste mehr, dem Keuchen nach. Quintus steht, zieht den ledernen Gürtel fest unter der Brust zusammen, schließt das Hemd fest und erwartet den unbekannten Verfolger. Am ersten Laut der Sprache erkennt Quintus den Präzeptor. Die wahnsinnige Angst für Gold und Leben packt ihn. Bevor der Präzeptor seine Befehle vollenden kann, liegt er, wie von der Kraft eines alten, grimmigen Bären zu Boden geworfen, auf dem Rücken, Quintus auf ihm seiner ganzen Länge nach. Mit beiden Händen schnürt er ihm die Kehle, und aus seiner Hemdfalte über dem Gürtel rollen des Quintus schimmernde Goldstücke über das blaugewordene, aufgelaufene Gesicht des Präzeptors, der am Ersticken ist. Quintus' Hände ließen ihm so viel Luft, daß er auf seine, in heißem Flüsterton gesprochenen Fragen eine Antwort lispeln konnte. „Willst du leben, Hund?“ — „Ja.“ — „Willst du schweigen?“ — „Ja.“ — „Willst du mich nicht verraten?“ — „Nein!“ — „Willst du mich nie mehr schlagen?“ — „Nein.“ — „Willst du mich frei gehen lassen, wenn und wohin ich will, Tag und Nacht?“ — „Ja.“ — „Hund! Wenn du mich verrätst, weh' dir! Kann ich mich dann nicht rächen, so rächt mich Mobed. Mobeds Rache ist furchtbar, Hund! Denk' dran!“

Als ob ihm Quintus behilflich sein wollte, das nicht zu vergessen, drückte er noch einmal des Präzeptors Kehle so furchtbar zusammen, daß dieser einen Augenblick die Besinnung verlor und durch die helle, stille Osternacht tönte das furchtbare, anschwellende, immer angstvollere, immer lautere Stöhnen eines erstickenden Lebens. Nun ließ Quintus los.

„Du willst wohl kaum mehr kämpfen, Hund?“ Zum Tod erschöpft lag der Präzeptor da und schüttelte den Kopf. Quintus sammelte seine Goldstücke. Das letzte rieb er dem Präzeptor mit grausamer Rachgier mehrmals unter der Nase hin und her und flüsterte heiser: „Riech’ Hund! Riech’ Hund!“ Dann hielt er plötzlich inne, immer noch mit beiden Knien auf dem Leib des Präzeptors liegend, und schaute mit grimmigem Ernst lange prüfend in das todesfahle, blutlose Gesicht des Feindes, der nur noch mit pfeifenden Atemzügen und angstvoll hin und her rollenden Augen sein Leben offenbarte. „Präzeptor!“ flüsterte Quintus nun leise, seinen Mund ganz nahe an dessen Gesicht haltend. Er schlug erwartungsvoll die Augen zu ihm auf. „Willst du reich werden? Wollen wir teilen?“ Der Präzeptor nickte lebhaft. Seine Lebenskräfte kamen eilends wieder. „Laß’ mich aufstehen, Quintus. Du bist treu und edel!“ — „Edler als du, Hund!“ — „Laß’ uns Freunde werden, Quintus! Du sollst es gut haben. Ich werde deine Freiheit beantragen, so bald du willst und dir in allem behilflich sein. Du magst mir geben, was du willst!“ — „Schwör’ mir Treue, Hund, schwör’ bei Mithras, der tausend Ohren und tausend Augen hat!“ — „Ich schwöre bei Mithras, der tausend Ohren und tausend Augen hat“, wiederholte gehorsam der Präzeptor. Mit durchbohrenden Blicken aus seinen tiefen Augenhöhlen, sein knochiges Gesicht ganz an das des Präzeptors haltend, mit geballten Fäusten und steif nach hinten gestreckten Armen, flüsterte Quintus wieder: „Schwör’ bei dem Dämon Bushyancta mit den langen Händen.“ — „Bei Bushyancta mit den langen Händen.“ — „Schwör’ beim heiligen Stier.“ — „Beim heiligen Stier.“ — „Schwör’ bei Ariman und allen seinen Höllengeistern.“ — „Bei Ariman und allen seinen Höllengeistern.“ — Grabesstille herrschte. Am Himmel strahlte das Firmament, als schauten Mithras tausend Augen wirklich auf sie nieder. Und im Park drüben rauschten im Nachtwind Palmen, Pinien, Zypressen, als riefen alle Höllengeister mit Ariman in tiefem Chor: Amen! Mit heiserem Geflüster erzählte der Sklave seine Taten mit Mobed. Er war der auferstandene Christus dieser Osternacht auf dem Friedhof der Christen. Er war einer der Blinden, die durch Mobed sehend, einer der Lahmen, die durch ihn geheilt wurden. Er sollte nächster Tage der Tote sein, den Mobed dem Bischof zum Trotz vor allem Volk erwecken wollte. Mobed und Tird waren diese Nacht, als Bauern verkleidet, in der Ver-

sammlung der Christen, sie genossen als ausländische Christen das Mahl des Herrn. Als die Sterne erbleichten und der Mond im Westen stand, ließ Quintus die Hälfte seines Verdienstes in die Hände des Präzeptors gleiten. Sie waren kalt wie Eis. Schweigend schlichen beide auseinander. Als Quintus sein neu gewonnenes Geld in das Loch unter seinem Strohlager legen wollte, war das frühere fort. Kein Schlaf kam über Quintus. Seine nassen Augen bohrten in die Finsternis. Rings um ihn her atmeten die Sklaven in ruhigen Zügen, müde vom schweren Tagwerk.

Dreizehntes Kapitel.

Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts.

Vom Hadrianstor im Südosten Athens führte die Hadrianstraße nach dem Ilissosfluß. Dort, im Ilissostal, wo hoch hinab vom Hügel der Zeustempel mit seinen mächtigen korinthischen Säulen thronte, nahe bei der Brücke, stand ein Wirtshaus, das mit der Vorderseite gegen die Straße sah, mit seiner Hinterseite über den schäumenden Ilissos gebaut war. Die untere kleine Wirtsstube mit offenem Eingang war allem fahrenden Volk zugänglich und Tag und Nacht damit angefüllt. Die obere große Stube, ein Saal eher, mit vier Fenstern gegen den Fluß, enthielt viele Liegepolster, Dreifüße, Tischchen, einige Kandelaber und Ampeln, Jagdbilder an den Wänden, einige feine Statuen, Köpfe, Figuren von Gips oder Marmor, einige Schäfte voll Becher, Gläser, Trinkhörner — das war der Saal, den eine Gruppe von Athenerstudenten jahrein, jahraus gemietet hatte. Doch diesen Studenten standen als väterliche Berater, Gönner, und junggebliebene Freunde manche ehrenvollen Persönlichkeiten Athens aus jedem Alter und Stand zur Seite. Die Philosophen, die Dichter, die Musiker, die Künstler, die Offiziere von Ruf gingen da ein und aus. Hier waren Apelles, Vigilius, Valerius daheim. Hier hatte sogar schon Bischof Athenagoras geistsprühende Reden gehalten und hatte auf die jeweilen zahlreich versammelten Studenten seines großen Eindrucks nicht ermangelt. Hier wurde gedacht, geredet, gestritten; hier wurde gelebt, gesungen, getanzt, gerungen, getrunken; hier herrschten Athene, Amor, Phöbus, Apollo, Zeus. Hier

ward vor einiger Zeit Tird aufgenommen und Mobed angestaunt. Mobed ward der Abgott der Studenten. Kam er nicht, so wurde er geholt. Es war einige Tage nach jener Osternacht. Lautlos horchten alle Studenten dem Vortrag Mobeds. Da trat der Nomenklator zwischen die beiden Vorhänge und rief nach Mobed. Er unterbrach seine Rede und bat die Studenten und Künstler um Entschuldigung für einige Augenblicke. Er kehrte sofort wieder zurück, doch nur um seinen weißen Kopfbund zu holen und ihnen zu sagen, daß wieder ein Kranker nach seiner Hilfe rufe. In Wirklichkeit stand drunten ein Mann in Mantel und Kapuze. Ein knochiges Gesicht schaute daraus hervor, wilde, funkelnde Augen blickten Mobed lauernd an. Er sprach absichtlich laut, daß die Vorübergehenden jedes Wort verstehen konnten und nach den beiden umblickten. „Diesmal muß es sein, heiliger Vater, diesmal sicher!" — „Gewiß, gewiß, mein Sohn! Ich komme!" beruhigte Mobeds tiefe Stimme salbungsvoll. Die Umstehenden mochten glauben, er werde wieder von der Straße weg zu einem Kranken geholt. Alle kannten ihn sofort, die meisten grüßten ihn mit tiefer Verbeugung und dem feierlichen Ruf: „Friede sei dir, heiliger Mobed!" — „Diesmal gibt es kein Ausweichen!" wiederholte Quintus lauter, drohender. „Gewiß nicht, Quintus, ich komme ja. Begleite mich, ich weiß, was du willst. Komm!" — „Hier gibst du mir das versprochene Geld, Mobed, hier auf der Stelle, oder ich schreie mit Leibeskräften hier aus, was du bist, was du getan hast." — „Du willst meine Taten hier vor allem Volk verkünden, mein Bester", rief wohlwollend, noch viel lauter, Mobed und wehrte mit Kopfschütteln und Handausstrecken gegen Quintus ab. Schon sammelten sich Neugierige und manche stellten sich satt an Mobed heran, ihn zu schützen. Da sagte Mobed in armenischer Sprache zu Quintus: „Gib acht, mein Anhang ist noch zu groß für deine böse Absicht. Sei still, komm', folg' mir!" Nun merkte Quintus die Gefahr. Er schritt still mit Mobed davon und eine lange Strecke weit folgten in einigem Abstand Leute von Athen ihnen nach, bis endlich Mobed ihnen mit der Hand ein Zeichen gab, sie sollten zurückbleiben. Jetzt gingen die beiden durch die nächtlichen Straßen. Quintus war so eifrig im Aufzählen seiner Guthaben, daß er gar nicht achtete, wohin ihn Mobed führte. „Alles, alles mußt du haben, treuester meiner Diener! Und was für Talente du gezeigt hast! Keiner hätte diese Begabung hinter dir gesucht, keiner außer Mobed. Wem dankst du deine Ersparnisse, alter

Sklave? Reicht es bald zur Flucht und Heimreise?“ Quintus schwieg. Mobed wiederholte seine Frage. Wieder schwieg Quintus. Zum drittenmal fragte Mobed und blieb stehen. „Man hat mir einen Teil gestohlen“, knirschte der Sklave unter verbissenen Zähnen hervor. „Ei, du Guter! Wie kann man sich bestehlen lassen? Was tut das? Bleib’ in meinem Dienst und du wirst es hundertfach erhalten. Wer mag es dir gestohlen haben?“ — „Niemand als der Präzeptor!“ — „Der Präzeptor! Der?“ — „Kein anderer“, bestätigte Quintus. „Komm’ hier fort. Ich will dir alles erzählen, Mobed. Du bist zwar so schlecht wie Ariman, aber mit mir warst du gut.“

Sie schritten weiter, durch finstere, menschenleere Gassen und Quintus erzählte schluchzend wie ein Kind Mobed sein Erlebnis mit dem Präzeptor, seinen Kampf und seinen furchtbaren Bund. Jetzt sei er in seiner Gewalt. Alles wisse er und fast alles Geld müsse er ihm abgeben, sonst bringe er alles aus. Darum müsse Quintus mehr und mehr von Mobed fordern. Schweigend, in gewohnter eisiger Ruhe vernahm Mobed, daß ihn Quintus verraten habe. Kein Vorwurf folgte. Im Gegenteil: „Armer Quintus! Keiner dient Mobed vergebens. Alles mußt du wieder haben, und viel mehr. Komm’, die letzte Schenke ist dort in der Nähe. Du wirst Hunger und Durst haben. Dort weiß ich dir Neues.“

Willig folgte Quintus. Schon wieder voll von Hoffnung und Vertrauen. Es regnete in sanftem Nachtregen. Die feuchte Luft roch vom erquickten Erdreich und verwirrenden Düften. Auf dem Weg zum mattbeleuchteten Wirtshaus tröstete Mobed fortwährend Quintus und teilte ihm mit, daß er in einigen Tagen eine neue Rolle spielen könne und dann alles Verlorene wieder gewinne. Quintus sah nicht auf vor Neugierde. Tief hing der Kopf in der Kapuze vornüber und schweigend hörte er Mobed an: „Noch diese Woche werden ich und der christliche Bischof auf dem Areopag droben vor allem Volk miteinander disputieren. Ich werde ihn zuerst mit meiner Weisheit schlagen, dann werde ich Wunder tun, du weißt, Quintus —“ — „Ja, Herr, Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen!“ In trockenem Geschäftston bestätigte Quintus die sattsame Erfahrung. „Und“, fuhr Mobed fort, „Quintus auferwecken!“ — „Und Quintus auferwecken“, bekräftigte Quintus ebenso trocken wie vorher, ohne im geringsten dem nachzudenken, wie das geschehen sollte. Aber das wollte er noch erleben. Die Schenke lag tief in einer winkligen Gasse verborgen. Von der

Straße trat man zwischen zwei breiten Vorhängen ein, die mit verwetterten Gestalten und Landschaftsbildern bemalt waren. Am Boden, an Tischen, auf Stühlen und versessenen farblosen Polsterbetten saßen und lagen Menschen, Männer, Frauen, Burschen und Mädchen, Schiffer, alte Soldaten in abgetragenen Dienstmänteln, entlaufene Sklaven, Dirnen mit offenen Haaren, entblößten Busen oder nur mit dem häßlich schmutzigen, bis zu den Knien reichenden rohlinnenen Hemd bekleidet. Weingeruch erfüllte alles. Hier geheimnisvolles Summen und Brummen; dort grimmige Flüche, Faustschläge auf den Tisch; dort gellendes gemeines Lachen und Aufschreien. Wieder aus einer andern Ecke: Singen, Johlen. Zwischen hinein brachten junge Mädchen, Töchter und billige Sklavinnen des Wirtes mit allen möglichen körperlichen Gebrechen, Eßwaren und Wein. Knoblauch-, Zimt- und Zwiebelgeruch vermengt sich mit Altkleider-, Haaröl-, Salbedüften. Aus der offenen Küche strömen Dämpfe von stinkendem Fett, in dem faule Fisch- oder Geflügelteile und Wild gebacken oder gebraten werden. Mobed liefen die Tränen aus den Augen. Er schloß sie und machte Atemübungen gegen die Brechreize. Lange blieb er auf der Schwelle, kehrte sich wieder um und streckte das Gesicht zwischen den Velarien hindurch in die Nachtluft hinaus, weithin hörbar die schreckliche Luft auspustend. Zugleich hatte Mobed mit Blitzesschnelle sich einen Bart und eine Perücke angezogen, mit einem Pulver Augenbrauen, Lider, Oberlippe und Stirne gefärbt, daß Quintus entsetzt hinter dem Velarium zurückwich und ihn fragte, ob er Mobed sei. Ein fürchterlicher Blick mahnte ihn: Schweig! Dieser Blick und das ganze gebieterische Wesen Mobeds verschaffte ihm Ruhe vor allen Gästen, die fern blieben, einige Zeit ihn und Quintus prüften und dann wieder ihrem Spiel oder ihren entsetzlichen Lastern oblagen. Hier wählte sich Mobed seine weitern Helfer aus. So oft er eines dieser Kinder der Nacht längere Zeit fixierte, wandte es langsam, wie angezogen, den Blick und blieb an Mobeds furchtbaren Augen hangen, bis er wegblickte. Leises Grauen ging von ihm aus. Mobed erriet deutlich an der allmählichen Stille, daß sie mutmaßten, wer er sein mochte, und daß sie ihn fürchteten. Quintus aß und aß, und trank und bekam, was er nur wünschte. So hatte es Mobed befohlen. „Zeig', wie riecht dein Wein?“ Quintus reichte gehorsam das Glas. Mobed nahm es in seine Hand und roch daran. Dann gab er ihm das Glas zurück und lächelte ihm freundlich zu.

Alle Gäste standen, saßen oder lagen unbeweglich und schauten Mobed unverwandt in die Augen und hoben Hände, Füße, Beine, Arme, wie gerade Mobed es befahl, legten sich nieder, sprangen auf, hüpften, tanzten oder blieben in der einen Stellung wie gebannt. Keiner wußte mehr, wo er war. Rückwärts, wie ein Tierbändiger, zog sich Mobed langsam zurück, und wie ein Bär, an unsichtbarem Seil gezogen, trottete in seiner Kapuze Quintus Mobed nach. Auch er völlig im Bann Mobeds. Draußen hatte der Regen nachgelassen. Zwischen schwarzen Wolkenstreifen blinkten Sterne und huschte der Halbmond dahin. „Nun aber heim, Quintus!“ — „Heim, heim, Mobed. Wo — — bin ich?“ — „In Athen, Hauptstadt Griechenlands! Dort liegt die Villa Licinia. Wo warst denn du, Guter? Zu viel getrunken wieder?“ — „Weniger als je! Mir war Angst vor der Gesellschaft.“ — „Vor deinen Berufsgenossen?“ — „Mobed, mir wird Angst!“ — „In meiner Gegenwart, lieber Bruder?“ — „Komm’, wir wollen noch eilends auf den Areopag. Dort will ich dich erwecken und zeigen, wie du alles machen mußt. An Ort und Stelle muß es sein. Drei Minen Goldes werden dein Lohn sein!“ In Quintus’ Ohren fing es zu singen und zu klingen an. Eine Seligkeit überkam ihn, wie er sie nie gekannt. Mit seiner Seligkeit wuchs sein Vertrauen zu Mobed, der in unaufhörlicher Rede von Armenien sprach, so deutlich die Gegend beschrieb, daß Quintus bald sagte, es sei ihm ganz, als sähe er sie. Er merkte nicht mehr, daß sie die Stadt verlassen hatten und langsam einen steilen schmalen Fußweg nach dem Areopag hinaufstiegen. In der Tiefe donnerte Wasser und in fahlem Mondlicht sah man die Gischt aufspritzen in feinem, zerstaubtem Gewölk. Dann wieder kamen breite, weiße Nebelschwaden, die sich längs der hohen Felswand hinzogen und im trügerischen Schein des matten Mondes sich wie ein weites, nächtliches Feld ausnahmen. Immer, immerfort sprach Mobed. Wie verklärt folgte der Sklave. „Mir ist, ich rieche die Heimat, Mobed!“ — „Riech’ sie nur! Und dort die Gipfel des Ararat! Sieh’ hin!“ Grünweiß wie Gesichter von Toten leuchteten matt die Schneehäupter des Parnes und Pentelikon zu ihnen hinüber. „Ararat, Ararat“, stammelte Quintus. Seine Knie fingen an zu zittern, die Gedanken verwirrten sich, er glaubte in Armenien zu wandern; daheim zu sein. Er stolperte, glitt, stand wieder auf. Der Mond war hinter Wolken verschwunden. Die Nebel hüllten Quintus ein. In der Tiefe toste der Bach. Aber die Nebel-

schwaden verdeckten den Abgrund. Wieder überkam Quintus die Schwäche. Die Knie schlotterten ihm zusammen. Mit klappernden Zähnen stand er da, stierte in die unerkennbare, unterschiedslose Weite hinaus und schrie nach Mobed. Keine Antwort. Nur das Wasser toste und schäumte. „Mobed! Mobed!“ Jetzt rief deutlich unter ihm, wie aus weiter Entfernung, Mobeds Stimme: „Quintus, komm'!“ Ein schauerlicher Angstruf zerriß die Stille der Nacht. Mobed lauschte einige Augenblicke, dann kletterte er barfuß wie ein Gemsjäger die schlüpfrigen Felsstufen des Areopags hinauf, eilte vom Areopag zur Akropolis hinüber, an den Säulen des Zeus vorüber, durchs Hadriantor, zur Südseite des Burgfelsens ins offene Theater des Dionysos. Hier legte sich Mobed auf eine steinerne Bank.

„Ist nicht das Leben ein Theater?“ lachte Mobed grimmig auf. „Wer seine Rolle ausgespielt hat, der geht ab!“ — Dann mit dem ruhigen Ernst des Todes: „Präzeptor, rüste dich!“

* * *

Am Morgen suchte der Präzeptor zuerst überall den Quintus, nachdem ihm Sextus in der Frühe ängstlich berichtet hatte, Quintus sei verschwunden und sein Lager unbenützt geblieben. Eine allgemeine Suche begann im Park, in der Stadt. Nach einigen Stunden schickte sich der Fürst darein, daß er einen Sklaven weniger habe. Unter den Sklaven wurde wohl tagelang davon gesprochen und außer Sextus glaubte keiner, daß der heilige Mobed etwas vom spurlosen Verschwinden des Quintus wisse. Allgemein glaubte man an seine Flucht. Aber allen von der Herrschaft und vom Gesinde fiel das veränderte Wesen des Präzeptors auf. Er war viel weniger aufmerksam auf die Arbeit der Sklaven, weniger streng; übersah manche Versäumnisse; ließ sich viel weniger im Atrium, im Garten und Land draußen sehen und, wenn er mit den Sklaven verkehrte, war er zerstreut, bleich und wie von beständiger Angst erfüllt. Vor Mobed packte ihn jedesmal ein Grauen. Er wich ihm aus, wo er konnte, und lief ihm doch immer in den Weg. Ihre Blicke begegneten sich und einer wußte vom andern, daß er auf seine Vernichtung sann. Mobed war auf dem Höhepunkt seines Einflusses. Harsa, Koswita waren wieder mehr als je in seinem Bann. Der Fürst war sein immer gelehriger, immer gläubiger Schüler. Nur Licinia, die Matrone, von Paula und Judith gewarnt, blieb in ihrer früheren Zurückhaltung und war ihm schon um ihres Sohnes willen gram, denn sie glaubte, daß ihn Mobed mit seinen Versprechen von künftiger Herrschaft und

Harsas Liebe zum Narren halte. Doch Licinianus' Liebe war zu stark, daß er um jenes Auftritts wegen Harsa hätte länger grollen können. Sie hatten sich längst versöhnt und Licinianus gab zu, er könnte Mobed mißverstanden haben. Mobed aber wußte ihm neue Zeichen der nahenden Herrschaft zu geben und sich Licinianus in seiner Brautwerbung aufs neue unentbehrlich zu machen.

Tird war ganz im Studenten- und Künstlerleben aufgegangen und war selten mehr zu Hause. Von seiner Briseïs getraute sich ihn niemand mehr zu scheiden.

Der Sommer verging unter fortwährenden Festlichkeiten in der Villa Licinia und ein großartiges Wardhawar zeugte noch einmal von Mobeds Geist und seiner Stellung, die er im Hause einnahm.

Ein besonderes Ereignis war im Verlauf dieses Sommers der Besuch des Galerius, des Freundes des Licinianus. Nur einige Tage war er da, aber ganz Athen staunte ihn an und feierte den riesigen Hirtensohn Dalmatiens, der durch seinen Oheim Diocletian zum Cäsar erhoben und nun der große Sieger über Persien geworden war und dem Prinzen Tiridates für spätere Herrschaft Armenien wieder unter römische Oberhoheit gestellt hatte. Der große Festsaal der Villa Licinia vermochte die Zahl der Gäste kaum zu fassen, die Galerius sehen wollten. Aber allein, im Bibliothekszimmer des Fürsten beim süßen Wein, im Zusammensein der ganzen Familie, da erzählte Galerius ohne Rückhalt, offen, wie zwei Schlachten unentschieden geblieben, wie er die dritte in der wüsten Ebene zwischen Carrhä und dem Euphrat verloren habe. Er sei zu unvorsichtig und schnell vorwärts gedrungen, gegen den Befehl Diocletians, der vom gemeinschaftlichen Hauptlager in Antiochien aus nach Alexandrien gezogen sei, um den Aufstand des Achilleus in Ägypten niederzuschlagen. Das war etwas für den alten Fürsten, der lebendigen Schilderung des Galerius zu folgen! Und Tird war ganz außer sich. Mit dem geschlagenen Heer zog Galerius, berichtete er weiter, durch Syrien zurück gegen das Lager in Antiochien. Alle empfanden Teilnahme mit Galerius, der, selber wieder bewegt, erzählte, wie er da auf dem Weg unerwartet dem Imperator begegnet sei, der, siegreich von Ägypten zurückgekehrt, ihm, Galerius, bereits mit einer Legion der unbesiegbaren Illyrier und einer Schar von gotischen Söldnern zu Hilfe kam. Die Wut Diocletians kannte keine Grenzen. Vor dem ganzen Heer mußte Galerius zu Fuß im Purpur, bar-

haupt, in der Sonnenglut und im heißen Sand der syrischen Wüste eine Meile neben dem Wagen Diocletians laufen. Dann erbat er sich kniefällig vor den Offizieren vom Kaiser, seine Niederlage gut machen und noch eine Schlacht wagen zu dürfen . . . Der Imperator willigte zögernd ein und gab ihm 25 000 Mann. Galerius wandte sich jenseits des Euphrat ins Bergland Armenien, wo er die furchtbare persische Armee weniger zu fürchten hatte. Mit aufgerissenen Augen und offenem Mund vernahm Tird, wie Galerius mit nur zwei Begleitern das persische Lager nachts auskundschaftete. Auch der Fürst und Licinianus wurden erregt über die tollkühne Tat. Das weitere war bekannt. Der Überfall, das Gemetzel, der unerhörte Erfolg des Galerius, dem das Lager voll Gold und Schätzen und reichen Lebensmitteln, mit der Königin und mehreren Verwandten in die Hände fiel. König Narses selber floh verwundet nach Medien. Nun war hauptsächlich die Teilnahme der Frauen groß. Licinia, Harsa, Koswita wollten genau wissen, wie die Unglücklichen behandelt worden seien. Edel und gut, konnte Galerius erklären, und sobald der Friede geschlossen war, wurden sie zurückgeschickt. Im Rom beim Siegeszug allerdings hätten andere persische Gefangene auf einem Siegeswagen die Königin und ihre Frauen darstellen müssen. „Und nun“, rief Tird, strahlend auf Galerius zuspringend, „ist Armenien wieder frei?“ — „Jetzt, ja“, bestätigte Galerius, „und dazu noch größer als unter deinem Vater. Das ganze Kurdenland und das ganze obere Tigrisgebiet bis an den Wansee ist römisch Reich geworden.“ — „Wann, wann werd' ich König werden?“ rief Tird, zappelnd vor Neugierde. „Das mußt du den Imperator fragen! Du weißt nun, Jüngling, was er verlangt! Kraft hast du, und deine militärischen Fähigkeiten seien gut. Doch wisse,“ — leise sagte es Galerius und ernst, zu Tird sich niederbeugend — „der Imperator ist sehr fromm und schaut bei seinen Mitregenten viel darauf, ob sie die Götter verehren und ein reines Leben führen.“ Tird wurde rot und blickte verlegen zu Licinianus hinüber, der eben einen feinen Kristallbecher austrank und mit kritischen Blicken zu Galerius hinübersah. Diocletians Wesen war der Gegenstand weiterer Unterhaltung und alle begriffen nicht, wie in einem Menschen Mut und Angst, Herrschergewalt und rührende Menschenliebe so nahe beieinander sein können. Die Berührung der Religion des Kaisers gab Mobed Gelegenheit, einzugreifen, und auch Galerius, ein feuriger Verehrer des Mithras, konnte sich dem Eindruck Mobeds

nicht entziehen. Nur vermochte er immer noch nicht zu fassen, daß dieses Gesicht, diese Augen, diese Nase, andre sein sollten, als die, die Galerius einst nach dem Sieg Diocletians über die Perser, nach Kosroes Tod, an jenem armenischen Offizier sah, der damals Diocletian die Schlüssel zum verborgenen Königsschatz übergab. Doch davon wollte der heilige Mobed gar nichts wissen, das müsse unbedingt ein anderer gewesen sein. Er sei als Pilger übers Gebirge geflohen und nach unsäglichen Beschwerden hieher gekommen; — alle stimmten bei — es gäbe eben zum Glück noch andre grüne Augen und krumme Nasen! Doch immer wieder schielte Galerius prüfend zu Mobed hinüber und fand die Ähnlichkeit der beiden Menschen sonderbar. Als auch die Männer endlich im Morgengrauen sich trennten, fragte Licinianus seinen Freund nach seinem Urteil über Mobed und Harsa. Von dieser war auch Galerius hingerissen und wünschte seinem Freunde aller Götter Beistand zu ihrem Gewinn. Mobed sei entweder ein Gott — oder ein Teufel. „Sei auf der Hut, Licinianus!“

Am andern Tag inspizierte Galerius, dem Diocletian die Herrschaft über Griechenland, Dalmatien und die Donauländer übergeben hatte, die Legion, und ließ sie in glanzvollem Defilé an sich vorüberziehen. Die militärischen Leistungen der Armee, die Haltung des Lagers, und die ganze Amtsführung des Licinianus gefielen Galerius so wohl, daß er dem Freund versprach, alles für seine Erhebung zum Cäsar zu tun, so bald wieder eine Wahl nötig würde. Er solle seinem Einfluß mehr trauen, als den Weissagungen Mobeds. Weissagung glaube Galerius schon, besonders seit Diocletian Imperator geworden sei, aber Mobed traue er nicht. Galerius und Tird wurden gute Freunde, und Tird suchte außer seinen militärischen Leistungen und körperlichen Kraftproben auch in der Bewältigung von Speise und Trank Galerius zu überzeugen, daß er Mann genug geworden sei, ein Reich zu erhalten. Galerius blieb den Soldaten und Offizieren, mit denen er tagelang kameradschaftlich verkehrt, in treuster Erinnerung. Ganz Soldat, ein gewaltiger Esser und Trinker, und doch immer aufrecht und aufrichtig, derb, grob, ein echter Dacier, der selber Kraftproben im Ringkampf, Steinwurf, Reiten u. a. gab, die keiner ihm nachmachte und — zum Staunen aller — sich aus Weibern nichts zu machen schien. Tird neckte er stets fort wegen Briseïs, die er unbedingt sehen wollte, und wirklich — Tirds Geschmack mußte er loben. Doch diese Küchenmagd könne er doch nicht zur

Königin Armeniens machen, höhnte Galerius zu Tird allein. Als Tird ratlos lachte, da glotzte der Cäsar ihn drohend an und warnte: „Nimm dich vor den Weibern in acht, Knabe! Zuerst lerne herrschen!“ Auch Licinianus bekam viel derbe Mahnungen zu hören, und er fühlte mit gewissem Neid und Schamgefühl, daß Galerius, bei aller rohen Natürlichkeit, ein gesundes, sittliches Empfinden geblieben war. Alle Weichlichkeit, aller Luxus war ihm zuwider. In der Villa Licinia war es ihm viel zu nobel und zu schön. In der Lagerschenke bei den Offizieren war ihm wohl, da ging er aus sich heraus und war aller Kamerad. An die von Galerius über alle Maßen gehaßten Christen hätte er hier in Athen nicht gedacht, wenn nicht dieser Tage die ganze Stadt von ihnen geredet hätte. Auf dem Areopag sollte eine Disputation zwischen Christen und Mobed abgehalten werden. Viel Volk war droben versammelt. Athenagoras hatte bis zur letzten Stunde mit sich selbst gerungen, ob er der Aufforderung Mobeds Folge leisten solle. Er brach vor seiner Frau und einigen seiner vertrauten Gemeindeältesten in einem Stuhl zusammen und schrie: „Ich kann nicht! Gott will es nicht! Gottes Kraft hat mich verlassen. Ich ahne Betrug. Gottes Gerichte sind gerecht! Gehet ihr hin. Ich kann es nicht!“ — Er wurde getröstet von allen Seiten und man wußte, daß Valerius der Arzt mit einigen seiner Freunde hingegangen sei. Er werde alle Taten Mobeds prüfen. Doch der Bischof meinte, auch Valerius sei im Bann Mobeds und seinen Listen nicht gewachsen.

Der Nachmittag kam. Eine nie vernommene Predigt von Heil und Licht, sprühend von Geist und Leben, riß die große Schar von Heiden und Christen mit. Erschütternde Bußrufe, herzbezwingende Worte von Umkehr, Erlösung, Glauben und Frieden. — Christus oder Mithras — es ist einer und derselbe — wirbt um die Seelen. Beide sind Erlöser, beide sind von Gott gesandt, zu retten die Gläubigen, zu richten die Ungläubigen. Beide werden kommen, die Welt zu richten. Das Gericht ist nahe. Beide kommen in den Wolken des Himmels. Beide, Christus oder Sraosha! Jeden Tag, jede Nacht, diese Nacht können sie kommen. Wer ist bereit? Wer ist rein genug? Wer will Buße tun? Wer will Christ — oder Jünger Mithras werden? Wer glaubt, kann Heilung finden von Leiden. Wer zählt die Kranken, die in dieser Stadt Mithras durch mich gesund gemacht hat? Wer will Heilung? Frei, umsonst mag er sie haben! Kraft, Gesundheit! Heilung von allen Gebre-

chen! — Mobeds Augen flammten. Eine Majestät lag über ihm, die sich Glauben erzwang. Dazu ein Sommerabend, ein Schimmern und Leuchten von Meer und Himmel und Tempeln und eine Stille, als ob der Himmel sich öffnen wollte. „Mobed, heiliger Mobed!“ rief jetzt eine exstatische Stimme, andere Stimmen setzten ein, man drängte zu seinen Füßen, seinem Kleid, berührte, küßte es, griff nach seinen Händen und legte sie sich auf das Haupt. Kranke, Gesunde, Reiche, Arme, Christen, Heiden, alles will Heil, Vergebung, Gnade, will Erlösung von Leiden, Heilung für kranke Angehörige. Und wahrlich — Wunder geschehen: Schmerzen vergehen, Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen, werfen Krücken weg und schreien auf vor Rührung. Viele rennen weg, heim in ihre Häuser, um zu sehen, ob ihre Kranken gesund seien, ihre Lahmen gehen, andere eilen wieder zurück und stammeln vor Mobed: ihre Kranken seien aufgestanden und wandeln umher. Ein Wahnsinn hatte die Menschen erfaßt. Keine Kontrolle war möglich. Glaube war alles. Wie ein Gott stand Mobed da und lächelte huldvoll auf all' das weinende, lachende, kniende, dankende, frohlockende Volk herab. Stetsfort breitete er Arme und Hände aus und segnete nach allen Seiten das Volk. Da — ein Schrei! Ein Jüngling schwankte, fiel in die Arme von Hinzueilenden und wurde ohnmächtig hingelegt. Valerius, der Arzt, war nahe und sprang herzu. Mobed war ferne und vom Volk umdrängt. Um den Ohnmächtigen entstand ein Gedränge und bald ein angstvoll Getümmel, denn Valerius erklärte, er spüre keinen Puls mehr. Er legte das Ohr auf die Brust des Jünglings und vernahm keinen Herzschlag mehr. Man rieb und schüttelte ihn. Man brachte Wasser und Wein. Valerius erklärte, der Mann sei tot. Zwei andere Ärzte erklärten, der Mann sei tot. Und die Laien ringsum erkannten die sich einstellende Todesblässe und standen erschüttert da. Es verging eine geraume Zeit, bis man zu Mobed durchdringen und ihm die traurige Kunde bringen konnte. Mobed rief mit machtvoller Stimme: „Ich will kommen und ihn auferwecken!“ Da wichen die Umstehenden wie mit Grauen zurück, als hätte ein Gotteslästerer oder Wahnsinniger geredet. Mobed rief triumphierend: „Glaubet! Und ihr werdet die Macht Gottes schauen!“ Er schritt königlich durch die Raum gebende Menge und trat vor den Toten. Mobed schaute ruhig auf ihn nieder. „Ihr erklärt, daß dieser Jüngling tot sei?“ fragte er die Ärzte. Sie sagten alle drei: „Er ist tot.“ — „So wird's wohl so sein. Auch ich war

Arzt, laßt sehen!“ Mobed befühlte Puls und Herz, hob die Lider und besah prüfend die Augen des Toten — kniete nieder und lauschte, stand auf und rief: „Es ist so, er ist tot!“ Nun stand er lange im Gebet versunken da, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Kein Glied in der Menge rührte sich. Hunderte von Augen starrten voll grauenhafter Erwartung Mobed an. Die Ärzte verfolgten jede Miene, jede Bewegung Mobeds. Jetzt kniete er nieder, senkte den Kopf zum Haupt des Toten nieder, bis Mobeds Mund sein Ohr berührte. Die Ärzte kamen ganz an Mobed heran. Die Leute drängten nach. Weithin über alles Volk hinweg ertönte nun Mobeds Ruf: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“ Als der Tote kein Glied rührte, erbleichte Mobed und starrte grimmig in des Toten Gesicht. Noch viel lauter rief er jetzt das gleiche Wort in sein Ohr. Vergebens. Im Volk entstand lautes Weinen und große Unruhe. Mobed hob dem Toten wieder die Augenlider empor. Nun schüttelte er ihn mächtig an Kopf und Schultern, als ringe er mit dem Tod selber in heiliger Wut. „Ahura, Gott des Lebens, zeig’ deine Macht, verlaß’ deinen Knecht nicht! Weiche Ariman! Weichet Geister der Finsternis!“ Und wieder, mit bebender Stimme, überlaut in das Ohr des Jünglings: „Steh’ auf! Steh’ auf! Lebe!“ — Kein Zeichen von Leben. Das Getümmel wurde groß im Volk. Jetzt rief Mobed voll heiligen Zorns, während helle Tropfen Schweiß auf seiner weißen, kalten Stirne perlten: „Tod, ich will dir zeigen, wer Meister ist. Auf Ahura! Auf Mithras! Auf Christus! Mächte des Lebens!“ Aus seiner Toga hinter dem Goldgürtel riß er ein dunkles Fläschchen und öffnete es hastig. „Auf, heiliger Haomatrank! Wirke Leben und besieg’ den Tod!“ Er hielt mit diesen Worten das Fläschchen dem Toten unter die Nase und sah ruhig, still betend, zum Himmel empor, dann wieder ganz zuversichtlich ins Gesicht des Toten. Die Spannung der Leute hatte den Höhepunkt erreicht. Kopf an Kopf gedrängt, sich stoßend, drängend, standen sie da, die Vordern knieten, oder bückten sich, die Hintern standen und stierten ins Gesicht des Toten oder Mobeds. Er hielt immer noch das Fläschchen hin und betete, leis’ murmelnd. Auf dem Gesichte des Toten zeigte sich ein kaum merkliches Rot. Valerius sah es zuerst und rief laut, ganz erschüttert: „Das Leben kommt!“ — „Es kommt. — Es siegt. — Es kommt. — Es siegt!“ sagte Mobed ganz gelassen, und auch in sein Gesicht kam wieder das erste Rot. Jetzt rief er wieder laut in das Ohr des Jünglings: „Lebe! Lebe! Lebe!“ Der Tote schlug

langsam die Augen auf. Ein lauter Schrei entfuhr den nächsten Augenzeugen. „Öffne den Mund!“ befahl Mobed. Der Jüngling öffnete den Mund, und Mobed goß ihm einige Tropfen des heiligen Trankes ein. Mobed wusch ihm Stirne und Hände mit Wasser. Nach einigen Minuten ergriff er ihn bei der Hand und rief wieder laut: „Steh auf!“ Der Jüngling stand auf und sah verwundert in Mobeds Gesicht und ringsum in die Menge. Da fielen viele Mobed zu Füßen und wollten ihn anbeten. Er wehrte heftig ab und zeigte mit erhobenem Arm zum Abendhimmel. Als der Jüngling im Gefolge Mobeds den Areopag verlassen wollte, hießen ihn die Ärzte zurückbleiben. Sie wollten ihn allerhand fragen. Er gab vor, todesmatt zu sein und müsse heim. Mobed hatte den Vorgang beobachtet und verzögerte die Schritte. Der eine Arzt trat dem Jüngling in den Weg und sagte freundlich, er habe sein Gefährt drunten am Fuß des Areopags und wolle ihn in seine Wohnung fahren, die andern Ärzte kämen auch, sie müßten ihn befragen. Er konnte nicht weiter. Valerius sah, wie Mobed abermals erbleichte und unruhige Blicke auf sie richtete. Er kam zu ihnen und fragte fürstlich: „Was wollt ihr mit dem Jüngling, er lebt; er ist gesund!“ — „Um der Wissenschaft willen möchten wir ihn einiges ausfragen, Mobed“ — antwortete ehrerbietig Valerius. „Ach, laßt ihn nun gehen! Er ist angegriffen. Fragt mich aus!“ — „Nein! Es wäre uns lieb, ihn allein zu sprechen. Auch eurem Ansehen, heiliger Vater, kann es nur nützen, wenn wir noch einen Augenblick ihn allein sprechen dürfen.“ Wieder hatten sich Neugierige um Mobed gedrängt. — Er verlor die Ruhe. Sein Gesicht verlor alle Farbe und verfiel mit einem Mal; grau, welk, kraftlos wurde es, denn er sah hinter dem Rücken der Ärzte eine Kohorte Soldaten erscheinen; sie trugen eine Sänfte. Der Stadtpräfekt in voller Uniform trat vor Mobed und erklärte sehr höflich und bestimmt, er habe Befehl, diesen Jüngling abzuholen und in Gewahrsam zu bringen. Valerius habe Befehl, der gerichtlichen Untersuchung beizuwohnen. Mobed verzog keine Miene und sagte trocken: „Nehmet ihn getrost. Ihr werdet nach der Untersuchung so viel wissen als vorher. Gottes Geheimnisse begreift nur der Glaube.“ Zum Jüngling blickte er jetzt bedeutsam und rief ihm in die Sänfte nach: „Vergiß den Retter deines Lebens nicht, Eutropius!“

Galerius hatte sich zur Weiterreise entschlossen. Alles hatte ihm in Athen gefallen. Nur das nicht, daß man hier die Christen so ungehindert sich ausbreiten ließ. Auch im Heer

waren so viel christliche Soldaten, die sich dem Verkehr mit dem Cäsar entzogen hatten, die keine heidnischen Opfer mehr mitmachten und vom römischen Staat und Heerwesen gering dachten. Kam Galerius darauf zu sprechen, so hörte die Gemütlichkeit auf. Dann zeigten die großen, stark hervorstehenden Augen das Weiße, die Adern des dicken Halses quollen auf, die Riesenfäuste ballten sich und trommelten auf dem Schenktisch, daß die Becher klirrten und stürzten, und das Ende solcher Wutausbrüche gegen die Christen war gewöhnlich das, daß dann Galerius zum Sinnbild dessen, was kommen werde, wenn er Imperator würde, einen Becher voll Wein füllte und mit gräßlichem Auflachen rief: „So fließt einst wieder Christenblut. Pereat Christus! Vivat Mithras deus militum!“ *

Leider bekam Galerius noch diesen Abend einen scheinbar guten Grund zu seinem Haß gegen die Christen Athens. Man erfuhr hier in der Villa, wo Galerius den letzten Abend zubrachte, daß die ganze Stadt in Aufruhr sei. In allen Häusern, auf allen Straßen und Plätzen sprach man von Mobed und seinen Taten. Er hatte noch vor seinem Weggang vom Areopag verheißen, Christus und Sraosha werde wieder kommen, wer weiß, noch diese Nacht. Sie sollten aufmerken und wachen! Eine Unmenge Menschen waren auf dem Friedhof der Christen und drum herum versammelt. Aber auch der Hirte der Schafe, der treue Bischof Athenagoras, hatte gewacht und seine Leute bestellt. Es waren Stunden furchtbarer Seelennot für Athenagoras. War er ungläubig? Träge im Glauben? Lau in der Liebe? Verweltlicht? Abgefallen vom Wort, das deutlich die Wiederkunft des Herrn verhieß? So prüfte sich der Diener Gottes auf den Knien, im Gebet versunken allein in seiner Studierstube. Er vernahm das Gewoge der Stimmen. Er hörte singen und den Namen Christus oder Mithras rufen. Immer gewaltiger schwoll das Summen und Singen an. Erregter wurden die Gemüter. „O, wenn's wahr würde, wenn er käme, der Herr! Ach komm', komm' Herr Jesu! Zerreiß den Himmel und fahr' herab, erlöse uns von allem Betrug dieser Welt und von all' den Leiden, die über uns kommen werden.“ — So betete fort und fort der Bischof und zitterte an allen Gliedern. Niemand durfte ihn stören. Alles war bereitet — zum Empfang des Herrn vom Himmel, oder zum Ergreifen des schändlichen Betrügers, der in der letzten Zeit wieder bald da, bald dort

* Christus vergehe. Es lebe Mithras, der Gott der Krieger.

in der Nacht als Christus-Mithras aufgetaucht und von Gläubigen gesehen worden war. Doch die vier christlichen Soldaten des Bischofs wachten unter der Menge. Sie hatten Muskeln wie Eisen, Hände wie Klammern, Seile zum Binden, wenn nötig, und Herzen wie Gold, bereit zum Anbeten des Herrn, wenn er es wäre. Auch der Stadtpräfekt mit seiner Kohorte war ebenfalls bereit. Was die Folter dem „auferweckten" Jüngling an Geständnissen über Mobed ausgepreßt hatte, ließ den Präfekten endlich ahnen, daß auch jene nächtlichen Erscheinungen mehr fleischlicher, denn geistiger Art sein dürften.

Währenddem saßen noch im Bibliotheksraum der Villa Licinia Galerius, die Fürsten und einige Offiziere nach dem Mahl beim Symposion zusammen. Wichtige Fragen: Heer, Reich und Regierung betreffend, wurden eifrig besprochen. Die Frauen waren ausgeblieben. Koswita und Licinia waren bei Paula. Harsa war dieser Tage wie verklärt. Wenig, außer zum Mahl, war sie zur Gesellschaft gekommen. In aller Frühe war sie am Morgen im Heiligtum der Anahita. Mithras und Anahita — Ahura waren wieder alles bei ihr geworden und so sehr, daß Paula und Koswita deutlich empfanden, wie sie gegen Christus wieder jenen anfänglichen Haß empfand. Sie hatte gefastet, kein Fleisch mehr gegessen, keinen Wein getrunken. Der Rücken trug Striemen und Wunden der Geißel. Die Knie waren wund vom Beten. Sie sprach wenig, und über ihr lag es wie ein himmlisches Geheimnis. An diesem Tag hatte sie sich gar nicht gezeigt. Doch der Präzeptor, der seit einigen Tagen und Nächten unerhört schweren Beobachtungsdienst hatte, der wußte, daß heute etwas besonderes mit Harsa geschehen werde. Er hatte, ebenso frühe stets wie Harsa, im Garten hinter einem Strauche zugesehen, wie Harsa im ersten Licht des Morgens am Rand des heiligen Weihers kniete, das Gesicht von Tränen überlaufen, mit zuckendem Munde gegen Osten gerichtet, Arme und Hände zum Himmel ausgebreitet. Dann stieg Harsa, wie von Heiligkeit übergossen, in den See, den heiligen Samen zu empfangen, Zaratustra, den Weltheiland, zu gebären. Das alles wußte Licinianus durch den Präzeptor wohl. Aber er hatte gelobt, Harsa solle ungestört ihres Glaubens leben. Was Harsa im heiligen Wasser suchte, wußte weder der Präzeptor noch Licinianus. Doch an diesem Abend sollten sie es beide erfahren. Galerius und Licinianus waren allein in seinem prunkvollen Wohnzimmer. Harsa war der Gegenstand ihres letzten Gesprächs. Licinianus war schwach und den Tränen nahe,

weil er seit jenem Auftritt jede Hoffnung auf Harsa aufgegeben hatte. Eben jene Verklärung, jenes Geheimnis, das über ihr lag, mußte schuld sein. Was mochte es sein? Mobed wich ihm aus, gab Weissagung auf Weissagung. Ganz nahe, ganz nahe stehe ihm der Purpur. Harsa verlange glühend nach dem Tag ihrer Vereinigung mit Licinianus Imperator, ihm — zum erstenmal — Gottheit zu schenken. Galerius, selber mit einer einfachen Frau aus dem Volke verheiratet, und Vater eines Sohnes, Candidianus, war einmal merkwürdig weich und verständnisvoll für Licinianus' Sehnsucht. Hier kamen sich die Freunde näher. Hier wurde Galerius still und sinnig und horchte lange schweigend dem jüngeren Freund zu, der ihm offen erklärte, ohne Harsa bei allem Erfolg und Glück nicht mehr leben zu können. Doch davon wollte Galerius nichts wissen. Soldat solle er in erster Linie sein. Überhaupt lebe er viel zu schön und zu weich, und ein Soldat binde sein Glück und sein Leben nicht an ein einziges Weib. Verlang' es einmal sein Aufstieg, so werde Galerius auch sein jetziges Weib opfern und am Ende . . . „Was?“ forschte Licinianus. — „Des Kaisers Tochter wählen!“ — „Bist du von Sinnen?“ — „Ich! Galerius, gewesener Rinderhirt! Was war Diocletians Vater anderes? Mut, Licinianus! Wir steigen! Ich werde dir zum Purpur helfen. Aber — laß dir nicht vorher dein Herz verrecken, dieser schönen Heiligen wegen.“ Licinianus warf sich unwillig in einen Stuhl, vergrub sein Gesicht in seine Hände. „Ohne Harsa — keinen Purpur!“ rief er trotzig und sprang wieder auf. „Beim heiligen Stier! Wenn du denn so verrückt bist vor Liebesbrunst gegen sie, warum hast du denn nicht längst Gewalt angewendet? Beim Stier, die wär' längst mein!“ — „Das hättest du so wenig getan, als ich.“ — „Ich —? Was hätt' mich abgehalten?“ — „Ihre Reinheit!“ — „Pa, Pa, Pa. Weib ist Weib! Das Weib will Licht im Herzen und Gewalt am Leibe.“ — „Sie nicht! Niemals! Du hast noch nie ein solches Weib gesehen! Das ist Mithras Werk, sag' ich dir, Galerius!“ — „Mag sein. — Aber, Preis dem Stier! Auch Fruchtbarkeit ist Mithras Sache. — Man klopft —!“

Licinianus war aufgesprungen und zur Türe geeilt. Galerius vernahm nun ein erregtes Flüstern. Dann trat, vom matten Schein der Ampel von der Decke spärlich beleuchtet, der Präzeptor, bleich vor Erregung, keuchend vor Atemnot, hinter Licinianus ein. Sein tonloses Geflüster regte Galerius auf. „Schwatz' laut, du Aas, oder schweig', ich mag kein Ge-

flüster hören!“ rief er drohend. Der Präzeptor fuhr zusammen und fragte Licinianus mit ängstlichem Blick, ob er laut reden dürfe. „Er weiß alles, der Cäsar, rede laut!“ Der Präzeptor berichtete mit einer Zungengeläufigkeit, die Galerius wieder aufregte: Mobed und Harsa seien allein im Mithrakanum. Er habe, dem Auftrag seines Herrn gehorsam, wieder ihre Schritte verfolgt und sein Leiterchen an der Rückwand der Kapelle angelegt und oben mit einem Auge über den Fensterrand hinabgesehen. „Was sahst du, Spürhund“, herrschte Galerius, „mit deinem einen Auge?“ — „Was?“ schrie Licinianus und griff unwillkürlich dem Präzeptor in die Haare. Er verzog schmerzlich das rotgewordene Gesicht und lächelte süß. „Nichts Schlimmes vorderhand, meine Gebieter. Harsa kniete vor Mobed und sah mit über der Brust gefalteten Händen verklärt zu Mobed auf. O Herr, so schön sahst du sie nie!“ — „Rede! Rede!“ rief Licinianus. „Sie war ganz von rotem Licht übergossen, das heilige Feuer brennt, der Weihrauch duftet und Mobed betet über ihr. Fast hätt’ ich auch gebetet und geweint — so rührend war es. Es wär’ zu schad, wenn ihr ein Leid geschähe.“ — „Um Ahuras Götterhimmel willen!“ — „Beim heiligen Stier!“ riefen Licinianus und Galerius. „Was sagst du? Ein Leid! — Schnell auf — komm’, Galerius, hilf!“ — „Ich? Mich wirst du noch brauchen, ein schmachtend Weiblein zu retten!“ Doch er folgte kopfschüttelnd, brummelnd, nachdem er noch die Flasche Wein gemütlich ausgetrunken hatte, dem davonstürmenden Licinianus. Der Präzeptor berichtete auf dem Weg zum Mithrakanum, was für sonderbare Augen Mobed gemacht habe. „Er solle sie nicht also anschauen — sie fürchte sich — es schwindle ihr“, habe Harsa gerufen. „Von Gottheit schenken — von Messias gebären — von einem“ — „Schweig’, ich weiß genug!“ hauchte Licinianus. „Harsa!“ — Sie waren, wie Katzen zusammengeduckt, lautlos durch den Rasen und die Blumenbeete von der Hinterseite zur Kapelle geschlichen. Licinianus stieg die Leiter hinauf. Die Kapelle war leer. Er wollte aufbrüllen vor Wut. Aufschreien vor Schmerz. Die letzte Spur von Besinnung gab ihm die Kraft der Zurückhaltung. Er stieg hinab. Kaum hörbar flüsterten die drei Männer in der stockfinstern Sommernacht, die endlich einige Kühlung gebracht hatte, was sie tun wollten. Der Präzeptor wand sich schlangengleich am Boden gegen den Weiher hinab. Licinianus und Galerius lauschten auf jeden Laut. Der Präzeptor kroch zurück und zischte: „kommen, kommen!“ Gale-

rius und Licinianus krochen nebeneinander die von Kleinholz und Gras bedeckte Halde hinauf und streckten die Stirnen ein wenig über das Bord hinweg. Sie vernahmen nichts. Sahen nichts. Aber am Bord des Weihers, vor dem die Späher lagen, schlugen die Wellen an, und doch war schwüle, gewitterhafte Windesstille. Der Präzeptor flüsterte ängstlich: „Gebieter, gewiß, das Unglück ist geschehen! Die Priesterin badet. Nun ist nichts zu machen. Ihr Glaube hat sie betrogen.“ Mit verbissenen Lippen kauerte Licinianus am Weiherrand und klagte ratlos Galerius seinen Schmerz ins Ohr. Einige Augenblicke furchtbarer Stille folgte. Die sechs Augen durchbohrten die Nacht und starrten nach dem Ufer drüben, nach der Felsgrotte unter dem Giebel der Kapelle. Das Plätschern der Wellen ward stärker, man hörte die Atemzüge der Priesterin, hörte sie beten und weinen. Selige Töne klangen herüber. Da wollte Licinianus und dem Präzeptor das Herz still stehen. Die riesige Gestalt des Galerius zog sich, völlig entkleidet, lautlos über das niedere Bord und verschwand ebenso lautlos im Wasser. Wieder einige Augenblicke atemraubender Erwartung und Stille. Dann gellten einige hohe Schreckensrufe über dem Wasser auf, wahnsinnige, kreischende Laute, bis die Stimme jäh abbrach, als wäre sie im Wasser untergegangen. Dann wurde es wieder einen kurzen Augenblick still und dann donnerte des Galerius Stimme durch den Hain: „Licinianus, gib acht. Mobed flieht — ich jag' ihn euch zu. — Teufel — wo bist du? Hah! — da —“ — „Wo? —“ Es krachte von niedergetretenen Zweigen, es rauschte von fliegendem Atem, Licinianus und der Präzeptor liefen planlos kreuz und quer, fluchten, fielen, bluteten aus Nase, an Händen, Füßen. Galerius brüllte wie ein Stier vor Wut und fluchte, wie Licinianus und der Präzeptor noch nichts vernommen hatten. „Biet' deine Sklaven auf, Licinianus, ruf' sie, Präzeptor, der Kerl versteckt sich wo — ein Teufel, ein Dämon ist das, kein Mensch, bald war er nahe, bald weg, bald klein, bald groß, größer wie ich — beim Herkules, mir graut sogar. Lauf', Präzeptor, hol' Hilfe.“ Der rührte sich nicht und hielt sich satt an Licinianus. „Lauf' denn, marsch! —“ donnerte Galerius. Der Präzeptor duckte sich wie ein Hund zu den Füßen seines Herrn und Licinianus rief: „Geh', ich folg' dir.“ Sie sprangen alle drei den Waldweg hinab durch den Park. In einigen Minuten war der Park von Lichtern hell. Die Sklaven, mit Stangen, Schwertern, Seilen versehen, durchforschten den Hain, die Kapelle, die Grotte, den

ganzen Park. Es war nach Mitternacht, da erschienen vor der Villa Licinia der Stadtpräfekt mit zwei Kohorten, um Mobed in aller Stille gefangen zu nehmen. Auch sie suchten und suchten. Mobed war verschwunden. Von Harsa war keine Spur zu finden. In Mobeds Toga war sie durch den Park zu Paula geflüchtet und längst in ihrem Schutz. Mobeds Zimmer, Kästen, Koffer; alle Winkel der großen Villa wurden durchsucht. Es graute der Morgen, als alle, erschöpft von der Aufregung und vom erfolglosen Suchen, sich zur Ruhe begaben. Der Präfekt ließ Haus und Park von Licinianus' Truppen umzingeln. Als die Sklaven wieder aufstunden, fehlte der Präzeptor. Man klopfte an seine Türe. Man öffnete. Er lag mit schmerzverzerrtem Gesicht, zu einem Knäuel zusammengezogen, steif, blau am Boden vor seinem Lager. Auf dem Tischchen stand wie üblich das Trinkglas des Präzeptors. Es war leer. Valerius stellte bald darauf aus dem Bodensatz und aus den Eingeweiden des Präzeptors fest, daß er das qualvolle Opfer tödlichen Giftes geworden sei. Todesgrauen packte das ganze Haus. Niemand wagte an diesem Tag recht zu essen, zu trinken. Mobeds Geist hauste fortan in der Villa Licinia. Seine Spur fand man noch lange nicht. Erst, als wieder die Sklaven die tief gelegene Kloake leerten, da fanden sie zum Entsetzen darin einen Mantel, ein Paar lange Stiefel, eine Mütze, ein Paar Handschuhe von Leder in unbeschreiblichem Zustand. Alles hatte Mobed nach dem Durchschwimmen des weiten unterirdischen Sammelbeckens an einem der Eisenhaken aufgehängt, an denen er sorglos in reingebliebenem Untergewand emporgestiegen war. Der schwere Eisendeckel war wieder sorgfältig daraufgelegt und Mobed war verschwunden.

Vierzehntes Kapitel.

Agathangelos.

In den Säulenhallen der Agora war ein neuer Lehrer aufgetreten. Die wenigen Zuhörer, die am ersten Morgen stehen geblieben waren und bis ans Ende des Vortrags zugehört hatten, kamen am andern Tag wieder. Die doppelte, die dreifache Zahl mochte es sein. Meistens Studenten, manche ältere, gelehrte Häupter, einige gebildete Frauen und Töchter. Am vierten Tage war der Fremde die meistbesprochene Persönlich-

keit der Stadt, ein Redner, wie seit Demosthenes keiner mehr gehört worden sei. Ein Interpret der platonischen Philosophie, der Plato von ganz neuen Gesichtspunkten aus erkläre und durch die Klarheit und Schönheit seiner Sprache alle hinreiße und berausche. Dabei leuchten seine dunklen, milden Augen von einem heiligen Feuer. Es sei, als sähe er beim Reden über Zuhörer, Stadt und Welt hinweg in jene überirdische Welt des Geistes und schaue jene ewigen Ideen und Urbilder, von denen alles Irdische nur unreine, schattenhafte Abbilder sein sollen. Wenn er aber von der Seele rede, die dem gefangenen Adler gleich im Kerker des Leibes sich heimwehvoll sehne nach jener einst geschauten Freiheit und Seligkeit in der ewigen Welt; und wie die Seele durch Reinheit und Abkehr von der Welt den Weg zu jener Freiheit wieder finden könne, dann bebe seine Stimme vor innerer Ergriffenheit, und dann werde die ganze Versammlung feierlich wie im Tempel. Er hatte Vorlesungen über Plato während des ganzen Sommers angekündigt. Die weiten Gärten der Akademie und die Säulenhallen der Agora wurden zu klein. Die Vorträge wurden auf den Areopag verlegt. Die vornehmsten Häuser luden den gefeierten Lehrer zu Tische, zum Gastmahl. Er lehrte in den Prunksälen der Reichen. Sein eigentümlicher Name Agathangelos war stadtbekannt. Man erfuhr über Abstammung und Herkunft nur das, daß er aus Cäsarea in Kappadocien stamme und der Sohn eines Fürsten namens David sei. Seine hohe, schlanke, kraftvolle Gestalt, sein auffallend kluges, ovales Gesicht mit der hohen Stirne, der ruhige Blick, der die Menge in Bann zu halten schien, die edlen, wenigen, ruhigen Bewegungen, die klangvolle, aber immer ruhig und maßvoll bleibende Stimme — alles half mit, den Einfluß zu erhöhen, der von Tag zu Tag stärker wurde. Die größten Namen wurden vergessen. Agathangelos' natürliche Bescheidenheit half ohne sein Wissen am meisten zu seiner allgemeinen Beliebtheit. Griechen, Römer, Juden, Christen waren gleich stark vertreten. Auffallend viele Jünglinge, auch Nichtstudenten, Kaufleute, Handwerker drängten sich hinzu. Mehr und mehr ward Agathangelos der Sittenprediger der Stadt. Herzlich erwiederte er die Grüße aller. Er lächelte den Kindern zu. Er ging mit den Vornehmsten. Man sah ihn bei Taglöhnern und Sklaven stehen. Er ward im Theater von allen Seiten begrüßt. Nur in einem Tempel sah man ihn nirgends. Mit Neid sahen die andern Lehrer auf ihn. Seinem Wissen, seiner Beredtsamkeit, seiner sittlichen Kraft war keiner gewachsen. Bald wurde naturgemäß er-

zählt, daß einige der ersten Matronen Athens versucht hätten, ihre Töchter an den Mann der Stadt zu bringen. Aber ebenso bald wurde erzählt, es versuche es keine mehr.

Auch im Studentenverein, im Gasthaus am Ilissos drunten, ward Agathangelos eifrig besprochen und beurteilt. So mancher Witz über den Sittenprediger fiel, er hatte es zweifellos doch allen irgendwie angetan, um so mehr, als er ja in seinen Vorträgen jede Beziehung zur Religion vermied. Die Macht der Ideen beherrschte alles, was er sagte. Die Idee des Lichtes war der immer wiederkehrende Grundgedanke. Allgemein wurde unter den Kommilitonen bedauert, daß Tird auf langen militärischen Ausflügen mit jungen Offizieren abwesend sei. Dem würden die Lichtpredigten des Agathangelos gut tun. Der Ansicht waren alle. Das Gespräch blieb bei Tird und seinen letzten Streichen. Daß er vor einiger Zeit Würmer verhackt, insgeheim in der Küche der Villa Licinia dem Koch ins Hasché vermengt und fröhlich am Tisch mit dem Fürsten und der ganzen Familie verspeist hatte, das rief bei den einen wieder unbändiges Gelächter hervor, die andern schüttelten sich auf ihren Polstern ausgestreckt vor Ekel und tranken, als müßten sie selbst die Vorstellung von Würmern hinunterspülen, und einige beantragten ernstlich, Tird auszuschließen. Doch die armen Schauspieler, die armen Studenten, Künstler, Maler, Bildhauer, die von Tirds Börse lebten, traten energisch für ihn ein. Ein Streich Tirds nach dem andern wurde erzählt. Eine lange, immer ernster werdende Unterredung folgte über Tirds Verhältnis zu Briseïs. Alle sahen unabwendbar ein Unglück kommen. Einer mutete dem andern zu, Tird ernstlich davon zurückzuhalten. Jeder lachte verzweifelt auf über die Unmöglichkeit. Eher wollte einer einem Löwen das Lamm aus dem Rachen rauben. „Schade um ihn.“ — „Schade um Briseïs.“ — „Er kann sie nie heiraten.“ — „Niemals! — Das wird er nie tun. — Ein Prinz! — Ein König von Armenien — bist du verrückt!“ — „Aber das arme Mädchen!“ — „Pa, eine Christin — eine Sklavin, was liegt daran?“ — „Schweig’ du!“, war die Gegenrede, „geh’ und hör’ einmal Agathangelos über die Menschenrechte, über Frauenrechte, Sklavenrechte!“ — „Das wäre auf jeden Fall nicht platonisch, daß die Rechte haben sollen.“ — „Mag sein“, wurde geantwortet, „darin sind wir über Plato hinaus.“ — „Wirkung des Christentums!“ wurde gerufen. „Gibt’s ein Unglück mit Briseïs, so werden die Christen unter Athenagoras für sie prozedieren.“ — Das Ende der lan-

gen, bis über Mitternacht dauernden Kneipe war, daß man darüber abstimmte, ob Agathangelos vom Verein eingeladen werden solle, oder nicht. Gegen eine kleine Minderheit wurde beschlossen, eine Vertretung des Vereins solle in Agathangelos Wohnung gehen und ihn fragen, ob er den Verein etwa einmal durch seinen Besuch beehren und ihnen von seinen Ideen in ungezwungener Unterhaltung mitteilen wolle. Die gewählten Vertreter besuchten den Philosophen in seiner vornehmen Mietswohnung am Agoraplatz.

Sie trafen ihn in seinem Arbeitszimmer am Tisch, der bedeckt war mit Büchern und Pergamenten, Papieren. Er zeigte große Freude, zu kommen, unterhielt sich lang mit den Studenten, die wie scheue Schüler vor ihm saßen und bald wünschten, sie wären nicht gekommen. Von ihm examiniert zu werden über den bisherigen Studiengang, über das vorhandene Wissen, vor ihm zu stottern, zu erröten, in Wissen und Denken so kläglich zu versagen — schon das war genug. Aber Agathangelos fragte weiter mit unabgewandtem, durchdringendem Blick nach ihrer Lebensweise, nach dem Aufstehen am Morgen, nach der Zeit der Nachtruhe, nach ihrer Freundschaft, nach Eltern, Geschwistern, nach ihrem Gutestun, nach Wahrhaftigkeit und zuletzt im Ton selbstverständlichsten Rechtes, ob sie an Leib und Seele bis dahin rein geblieben seien. Wie kam's nur, daß die drei Studenten ohne jedes Zögern dem Philosophen Antwort auf Antwort gaben, Bekenntnis auf Bekenntnis ablegten und endlich zum Abschied wie übernommen in seine schöne, kraftvolle Hand das ernste Gelübde ablegten, fortan seine Freunde zu sein und ihm genaue Rechenschaft über ihr Denken und Leben geben zu wollen? Als sie schon vor der Schwelle der Türe standen, rief ihnen Agathangelos nach: „Saget, verkehrt nicht auch ein armenischer Prinz in eurem Verein?“ Auf ihre gemeinsame Bejahung hin rief er sie zurück. Wohl eine Stunde dauerte die wieder aufgenommene Unterredung. Es gab kein Ausweichen. Nachdem der Philosoph alles erfahren hatte, was er zum Staunen seiner neuen Schüler wissen wollte, entließ er sie. Wie verwirrt gingen sie still auseinander, ein jeder in sein Haus. Jeder fürchtete die Rückkehr Tirds. Mit guten Gründen. Roher als je kam er von weiten Militärreisen zurück. Er brachte einen neuen Freund mit. Ungefragt führte er ihn schon am nächsten Vereinsabend ein. Agathangelos war noch nicht erschienen. Die Freunde wollten erst die erwartete Tobsucht Tirds über sich ergehen lassen, bevor sie den Philosophen einluden. Von ihrem

Vorhaben, ihn bei sich einzuführen, wollten sie unter keinen Umständen abstehen. Mußte einer von beiden weichen, so müßte es Tird sein. Doch allen graute vor der Entscheidung. Sie waren längst versammelt, bevor Tird erschien. Gedrückte Stimmung herrschte. Man sprach nur leise. Die drei Abgeordneten, die bei Agathangelos gewesen, waren sichtlich angegriffen, sahen sich oft fragend an, liefen umher, setzten sich, prüften die Tiefe unter dem Fenster, reservierten sich die der Türe nächsten Plätze, schauten abwechselnd in die Nacht hinaus und hinab in den friedlich rauschenden Ilissos. Um die Zeit, da man Tird erwartete, ward eine allgemeine dumpfe Stille. Die drei Abgeordneten flehten alle um Schutz an. Da stunden alle auf und stellten sich um sie im Kreis, erhoben zum letztenmal die heftigsten Vorwürfe gegen sie als Verräter ihres Vereinsgenossen und des Vereins, dann aber gaben sie den Dreien die Hand und alle gelobten ihnen, sie auf Tod und Leben zu schützen. Alle gelobten, von dem Verrat von Tirds Lebensweise kein Wort Tird zu berichten. Tird erschien. Herzlich, voll Leben und Witz, alle belebend und mitreißend. Sein Begleiter wurde willkommen geheißen. Er war kleiner als Tird, aber von gedrungener Gestalt, mit muskulösen Armen. Ein schwarzer Krauskopf, mit breiter Stirn, stumpfer Nase, kleinen, dunklen, glitzernden, unruhigen Schlitzaugen. Das Kinn trat stark hervor, war voll und rund. Die Lippen rot, wulstig. Wenn er lachte, öffnete er den breiten Mund so weit, daß sein mächtiges, weißes Gebiß sichtbar wurde. Die drei Freunde hatten einen triftigen Grund mehr zur geheimen Furcht. Mehrere Stunden vergingen indessen während der anschaulichen Erzählung Tirds, der alle gespannt folgten und die oft gewaltiges, andauerndes Gelächter auslöste. Die herrliche Seereise nach Ägypten hinüber, die Küste, das Nildelta, Alexandrien, seine Bewohner, die Trachten, die Universität, die Studenten — man sah, man erlebte alles mit Tird wieder. Und nun, seine neue Freundschaft: Alexander von Alexandrien. Von Tird aufgefordert, ergriff er selber das Wort und erzählte sein Leben und sein erstes Erlebnis mit Tird. Aus gutem Hause stammte Alexander. Außer seiner ägyptischen Heimatsprache beherrschte er vollkommen auch das Griechische und Lateinische. Der Vater war Offizier. Auch er sollte es werden und verbrachte eine rohe Jugendzeit im Militärleben, zu Wasser und zu Lande. Schon war er Offizier in der thebäischen Legion unter Diocletian geworden, als dieser Kaiser wurde, und der

General Achilles in Alexandrien seinen bekannten Aufstand wagte und Tausende von Soldaten an sich riß. Der Einfluß seiner Person war unwiderstehlich. Man mußte ihn lieben oder fürchten. Alexander war ihm leidenschaftlich ergeben. Er hoffte durch ihn und mit ihm zu einem Herrscher über einen Teil Ägyptens zu werden. Mit größter Spannung folgten alle der lebendigen Schilderung Alexanders vom unglücklichen Ausgang des Aufstandes. Jetzt bekamen alle, auch Licinianus und Tird, einen Eindruck vom Imperator Diocletian und seinem gewaltigen Auftreten. Man sah ihn vor sich, hoch zu Roß, den siegreichen Feldherrn, der geschworen, in Alexandrien ein Blutbad anzurichten, daß sein Roß bis an die Knie im Blut waten würde. Aber gleich hinter dem Stadttor schon glitt das Pferd des Siegers auf einem blutigen Leichnam aus, und beinahe wäre der Kaiser gestürzt. Darin sah er einen Wink seines Gottes. Er gab Befehl, vom Morden abzustehen. Die dankbare Bevölkerung ließ dem Imperator ein Denkmal errichten, da, wo sein Pferd glitt und sein Befehl der Begnadigung ausging. Hoch aufgerichtet, rückwärts gewandt, mit gewaltiger Kraft die Zügel des im Sturz begriffenen Pferdes haltend, sitzt der Imperator da. Achilles Haupt fiel. Das seine verdankte Alexander der Gnade des Kaisers. Aber er wurde aus der Armee gestoßen. Er kam auf vielen Irrwegen und Fehltritten mit einem Christen zusammen, der ihm mit solcher Wärme und Klarheit das Heil der Christen darlegte und ihn in die Versammlungen der Christen einlud, daß er folgte. Von diesen Christen erfuhr er nur Liebe. Sie kleideten ihn, nährten ihn, bis er Arbeit fand. Da wurde er von ganzem Herzen Christ. Er ließ sich unterrichten und taufen. Noch in der Erzählung dieser längst vergangenen Erlebnisse merkte man Alexander an, daß jene Zeit die beste und glücklichste seines Lebens gewesen sein mußte. Doch Tird ließ ihm nicht Zeit, sich jenen glücklichen Erinnerungen hinzugeben. Er riß das Wort an sich und erzählte mit lachender Schadenfreude, was Alexander verschweigen wollte: „Allmählich hat er sie besser kennen gelernt, diese Christen. Belogen und betrogen haben sie ihn; benieden haben sie ihn um seinen Verdienst, verklagt und verleumdet haben sie ihn beim Bischof, das Geld haben sie ihm abgestohlen und endlich haben sie ihn ausgestoßen, weil er ihnen zu viel auf die Finger sah und zu gescheit war, alle ihre albernen Märlein zu glauben. Und da setzte sich der Koloß von Rhodos, der sieben olympische Kränze erfochten, die stärksten Kerle wie Mücken verdrückt

hat, nackt von der Nasen- bis zur Fußspitze, als Einsiedler in die Nilsümpfe, läßt sich von Mücken stechen und den Leib voll Pestbeulen werden, läßt sich zu Ehren seines Gottes Krallen wachsen und eine Mähne wie ein Auerochs, daß schon meine Jagdbegleiter auf das seltsame Tier anlegen. Aber dem Heiligen ist sein Leben doch noch teuer genug. Wie er da aufbrüllte und aufsprang! Nun gingen wir zu. Zuerst genierte sich der Heilige da recht sittsam, ganz jungfräulich, aber ein Entrinnen gab's da nicht, nicht wahr, du Athlete, deine Beteuerungen, deine Sünden abbüßen und der Welt entfliehen zu wollen, hielten nicht gar zu lang stand! Wir brachten dir die Welt wieder. Ein Ringkampf — und ich lag mit krachenden Knochen im Dreck. Ein Militärmantel über ihn und der Einsiedler ist mein Freund und bleibt mein Freund! Später, in Armenien dann mein bester Offizier, mein General, mein Tischgenosse an der Tafel!"

Alle lachten auf. Nur einige der Freunde Tirds blieben ernst und schwiegen betroffen. Am stillsten war während Tirds spöttischem Bericht Alexander selber geblieben. Es war, als sinne er, stumm vor sich hin blickend, einem verlorenen, allzuschnell preisgegebenen Glück nach. Eine auffallende Stille bemächtigte sich nun aller. Die drei Abgeordneten spürten den anfänglichen Druck auf Herz und Magen wieder. Tirds Löwenaugen forschten erstaunt in der Runde umher, als wollte er den Grund der allgemeinen schwülen Stille erraten. „Was habt denn ihr getrieben, während wir fort waren? Was war los? Beim Styx! Warum redet denn keiner von euch? Seid ihr alle Christen geworden?" — „Das nicht", rief endlich einer, „aber Platoniker sind einige geworden." — „Platoniker!" schrie Tird hohnlachend auf. „Auch gut. Das paßt zu unserm Verein, der kaum mehr die Schulden für's Fressen und Saufen aufbringt, wenn ich nicht alles zahlte. Seid ihr verrückt? Fühlt ihr die Freiheit des Geistes nicht mehr? Das kommt davon, wenn ich fort bin. Wein her! Es lebe Bacchus, die Freiheit, die Liebe, der Rausch!" —

Tird hatte die Seinesgleichen schnell wieder gewonnen und mit seiner Lebensfülle angesteckt. Sie lachten auf und schrien mit: „Es lebe Bacchus, die Liebe, der Rausch!" und tranken aus Hörnern, Bechern und Gläsern. — Einer der ernsten Freunde ergriff wieder das Wort und erzählte unter allgemeiner Aufmerksamkeit von Agathangelos und seinem beispiellosen Erfolg. Wie erstaunt waren alle, wie erleichtert die drei Abgeordneten,

als Tird zum Gedanken, Agathangelos in den Verein einzuladen, seine volle Zustimmung gab und die ganze Versammlung sich endlich in aller Freundschaft auflöste. — — — —

An einem der nächsten trüben Winterabende — es dämmerte schon in den Straßen Athens — lief wieder einmal vom Dämon des Lebens verfolgt, Tird allein durch die Straßen, kreuz und quer, ohne Anhalt, gereizt, und laut vor sich her schnaubend, wild auflachend, bald laut johlend. Alles wich vor ihm aus. Wer nicht auswich, wurde von Tirds gewaltigem Gesäß zur Seite geschleudert und umgeworfen. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand ausgenommen. Die einen sahen sich geehrt davon und lachten über den Lebensdrang des Prinzen. Die andern vermehrten die Zahl derer, die längst berieten, wie sich die Stadt endlich dieses Ungeheuers von einem Menschen entledigen könnte. Es war Nacht geworden. In der Hauptstraße traf Tird unwissend Agathangelos an. Er wurde von vielen Passanten gegrüßt. Er schritt, in einen langen, dunklen Regenmantel gekleidet, mit breitrandigem Filzhut auf dem Kopf Tird entgegen. Langsam näherte er sich ihm. Ein durchdringender, ernster Blick fiel auf Tird. Er verzögerte den Schritt, glotzte von unten herauf den um einen Kopf größern Unbekannten an. Ein furchtbarer Ruck mit der linken Gesäßhälfte — und Agathangelos flog aufs Pflaster hinaus. Der Hut flog davon. Der Kopf schlug hart auf, Agathangelos blieb einen Augenblick betäubt liegen. Schon sprangen Passanten hinzu. Im Augenblick eine Ansammlung von Menschen. Eine Flut von Schimpfworten ergoß sich über Tird, der unschlüssig einen Augenblick still stand, hämische Freude und Kampflust im Gesicht, die Fäuste geballt. Frauen- und Männerfäuste erhoben sich gegen ihn von allen Seiten. Langsam schritt er durch sie hindurch. Ein Mädchen bester Kreise, eine leidenschaftliche Verehrerin des Philosophen, verfolgte ihn einige Schritte, auf den Zehen laufend. Tird tat, als merkte er's nicht. Da schlug ihn das Mädchen mit der flachen Hand ins Genick. Ein einziger Angstruf aller erfüllte die Luft, und löste sich alsbald in schallendes Gelächter aus. Tird hatte sich blitzschnell umgewandt, den Arm des Mädchens erfaßt, dann seinen Kopf und einige Küsse in ihr Gesicht gedrückt. Über alles Gelächter hinweg kreischte die Stimme des verzweifelten Mädchens. Agathangelos war längst entschwunden. Sollte wegen dieser fatalen ersten Begegnung mit Agathangelos Tird von der Kneipe wegbleiben, in der diesen Abend der gefallene Philosoph

zum erstenmal erscheinen sollte? Tird — wegbleiben? Im Gegenteil.

Der Saal war wundervoll arrangiert. Ein Symposion vornehmster Art. Ein langer, niederer Tisch. Um ihn herum die Polster und Stühle. Apelles hatte einige kleine Statuen herbringen lassen; Vigilius von seinen neuesten Bildern. Im Verlauf der Zeit, bevor Agathangelos mit den ihn abholenden Freunden erschien, waren Valerius der Arzt, Licinianus und Tird gekommen. Der Saal war dicht besetzt. Tische und Statuen, Wände, Geräte, Lampen, Kandelaber, alles mit Blumen geschmückt oder mit Efeu und Lorbeer verhängt. Die Musiker unter den Künstlern spielten auf Saiteninstrumenten feine Weisen. Über allen lag eine feierliche Erwartung. Mit größter Einfachheit trat Agathangelos ein. In wenigen Minuten war eine ungezwungene, herzliche Unterhaltung entstanden. Der Philosoph war bei Apelles, der ihm sofort aufgefallen war, stehen geblieben, die andern hatten sich um die beiden gruppiert. Plötzlich entdeckte Agathangelos in der entlegenen Ecke des Saals Tird, wie er mit aufgezogenen Beinen auf einem Diwan kauerte und völlig apathisch zu ihm herüberblickend etwas aß. Eine sanfte Röte übergoß plötzlich den Philosophen. Er schien die Fragen der Umstehenden nicht mehr zu hören und merkte plötzlich, wie erwachend, daß alle ihn erstaunt ansahen. Sie sahen, daß er Tird im Auge hatte und wollten ihm, etwas verlegen, ihn vorstellen. Da lachte Agathangelos auf und rief durch den Saal schreitend: „Kein Vorstellen nötig! Wir kennen uns. Das Aufstehen fällt dir schwerer als mir heute abend, Prinz!“ Agathangelos reichte Tird die feine, aber doch starke Hand hin. „Ich will dir helfen aufzustehen!“ sagte Agathangelos munter. Tird umschloß die Haad des Agathangelos mit seinen Riesenhänden und sah spöttisch dem Philosophen ins Gesicht. Aber, er irrte sich, der Tird. Eine ungeahnte Kraft zog ihn empor, und erstaunt stand er plötzlich auf seinen Füßen. Jetzt schlich er wie ein wundriger Löwe um Agathangelos herum und betrachtete ihn von allen Seiten. Mit Kopfschütteln sagte er endlich vor sich her: „Er gefällt mir, der Kerl, er mag Platoniker sein oder was er will, er hat Kraft. Das gefällt mir.“ Agathangelos hatte, von den Studenten gedrungen, in der Mitte des Symposions Platz genommen. Alle tranken ihm zu. Das Gerede wurde immer schwächer und verstummte allmählich. Alle sahen auf den Philosophen, der so schlicht wie irgendeiner der Kommilitonen

da saß, als erwarte auch er von irgend einem den Anfang einer Verhandlung. Keiner sprach. Da richteten sich die stillen Denkeraugen prüfend auf Apelles. „Du hast diese Götter da geschaffen, Apelles?“ — „Diese Bilder von Göttern, Agathangelos“, korrigierte lächelnd der Künstler. „Warum schaffst du Bilder von Göttern, wenn du so wenig an Götter glaubst, als wir alle?“ Apelles: „Uns Künstlern sind die Götter Symbole von Kräften, von Licht, von Fruchtbarkeit, von Leben und Freude —.“ Agathangelos: „So verstehen auch wir die Götter. Doch nimmst wohl auch du, Apelles, an, daß alle Kräfte, die wir kennen, nur verschiedene Arten und Wirkungen einer einzigen Kraft, einer Urkraft sind?“ Apelles: „Ja wohl. Einer Urkraft, die das All durchströmt, die alles trägt und erhält.“ Agathangelos: „Glaubst du, Apelles, diese Urkraft sei die Luft, oder Wasser, oder Feuer, oder der unendliche Raum; sei selber nur eine Kraft, ohne eigenes Bewußtsein, ohne das Vermögen, denken und fühlen zu können, wie wir?“ Apelles: „Das letztere meine ich, Agathangelos: bewußtlose Urkraft, nicht Feuer, oder Wasser, oder Luft und Raum selber, sondern nur Kraft, die aber alles andere hervorbringt, sich vielleicht in Feuer, Wasser, Luft verwandelt und den unendlichen Raum erfüllt.“ Agathangelos: „Warum, Apelles, hältst du es für wahrscheinlich, daß die Urkraft selbst nicht geistig ist, wie Anaxagoras meint, und die nicht denken und fühlen kann?“ Apelles: „Ich meine, Agathangelos, eine unendliche Kraft und ein persönlicher Geist sei nicht miteinander zu vereinen.“ Agathangelos: „Warum nicht?“ Apelles stockte: „. . . . Es widerspricht unserer Vorstellung von Person, von einem denkenden Wesen wie wir sind. Person ist begrenzt. Unser Denken, unsre Begriffe und Vorstellungen sind alle zeitlich und räumlich begrenzt, und einen Geist, der über alle diese Grenzen erhaben wäre, können wir uns nicht vorstellen.“ — „Darum kann es keinen solchen Geist geben, weil wir ihn uns nicht vorstellen können?“ Apelles: „Ich glaube nicht!“ Agathangelos: „Apelles und Vigilius! Was ist euer erstes Werk, der erste Anfang, wenn ihr Künstler schaffet?“ Sie rieten und blickten sich an. Apelles rief: „Der Entwurf!“ Vigilius: „Die Zeichnung!“ Agathangelos: „Falsch!“ Allgemeines Schweigen. Aus der fernen Ecke grunzte eine tiefe, brummige Stimme: „Die Idee doch, Kamel!“ — „Getroffen, Prinz, auch ohne platonische Liebe zur Idee“, rief Agathangelos. „Die Idee. Das Abbild oder Urbild einer Sache.“ Vigilius, Apelles und alle gaben zustimmende Zeichen

und Rufe von sich. Agathangelos: „Bei uns Denkern und Dichtern ist es mit den Ideen so: Wir haben nur Ideen, wenn sie uns einfallen — darum fleht Horatius zu den Musen, und ihr Künstler?“ — „Bei uns dasselbe! Agathangelos! Das müssen wir zugeben! Die Ideen zu unseren Werken müssen uns gegeben werden!“ Agathangelos: „Nur die Ideen der Kunst wohl? Nicht jede Idee? Jeder Gedanke? Jede Erinnerung? Jedes Gefühl? Haben wir die Macht uns zu freuen, wenn wir wollen, zu lieben, zu hassen?“ — „Nein. Das alles kommt über uns, oft gegen unsern Willen!“ Agathangelos: „Nicht wahr? Woher kommen diese Kräfte, diese Ideen und Gedanken über uns?“ — „Aus unserer Natur!“ wurde gerufen. „Was ist Natur?“ Apelles rief: „Die Gesamtheit aller unserer Kräfte in uns!“ Agathangelos: „Doch Apelles hat eben behauptet, daß Kräfte nicht zu denken vermögen, und wir selbst können uns das Vermögen zu Gedanken und Ideen nicht geben! Wie nun? Was ist Natur?“ Allgemeines Schweigen folgte. Agathangelos fuhr fort: „Wir wissen nicht, was unsere eigene Natur ist! Kennen nur die Kräfte in uns und wissen, daß von unserer Natur uns Leben, Denken, Fühlen, selbst das W o l l e n gegeben werden muß. So wie uns, so, wohl auch den Vorfahren, den ersten denkenden Menschen. War wohl der erste Mensch fähig, sich Leben, Denken, Fühlen und die Idee seines Leibes selbst zu geben, endlich sich selbst zu schaffen? Das wohl nicht, Apelles, Vigilius, sonst wüßte ich nicht, warum nicht diese Statuen sich selbst geschaffen haben könnten. Deinen Gebilden, Apelles, fehlen bei aller wunderbaren Menschengestalt nichts — als Leben und Denken. Aber Leben und Denken gab uns die Natur. Damit muß in der Natur die Fähigkeit liegen, denken zu können, wenn sie die Gabe zu denken geben kann. Sie muß die Ideen in sich tragen, die sie in Künstler legt. Sie muß Liebe haben, wenn sie Liebe in Vater-, Mutter- und Kindesherz legen kann. Sie muß Freude haben, wenn sie den Menschen mit Freude erfüllt, selbst die Mücke, den Wurm. Sie muß trauern, leiden, weinen, zürnen, hassen können, wenn sie den Menschen damit erfüllt. Stimmt ihr dem bei?“ Agathangelos sah zu Tird hinüber. Das Kinn in die Hand gestützt, die Nase zwischen dem zweiten und dritten Finger hervorstreckend, schaute Tird mit Stirnrunzeln und prüfenden Augen unverwandt den Philosophen an. Befriedigt sah dieser weg und fuhr fort: „Ihr gebt zu: In der Natur liegt die Fähigkeit zu denken, zu fühlen. Die Natur hat sie dem

Menschen mitgegeben. Den Künstlern am meisten. Doch den größten Teil dieser Gaben hat sie für sich behalten. Eure Schöpfungen, Apelles, Vigilius, sind groß. Auch ich bewundere sie. Aber, ihr verzeiht, neben den Werken der Natur sind sie Kopien, und erst noch unvollkommene und — tote. Eure Melodien sind Niederschriften, Nachklänge von Harmonien, die euch Künstlern die Natur ins Ohr gesungen hat, so gut wie dem Kind sein Gassenliedchen." — „So ist's", lachten die Musiker. „Und du, Valerius, vielgeliebter Arzt, bewunderst noch über dem kranken Leib und über der Leiche auf dem Seziertisch die Kunst der Natur, die solchen Organismus schuf —" — „Ich glaube an einen Schöpfer", erwiderte Valerius ernst. Wie ein Glaubensbekenntnis klang es. „Gut. Weiter. Apelles! Du nimmst an, daß alle Kräfte nur Arten und Wirkungen der einen Urkraft seien?" Apelles nickte. „Wie steht's bei deinem Schaffen? Gehen nicht auch bei uns alle Kräfte auf eine einzige, auf das Leben zurück? Alle Kräfte, alle Gaben, alle Ideen, alles Schaffen und Wirken geleitet von einem Willen, einem Bewußtsein. Wir — nur ein Teilchen der Natur, ihr Abbild. Was wir können, muß sie auch können; sie muß auch Geist und Vernunft, Wille und Weisheit haben, das um so unendlich mehr, als ihre Werke die unseren übertreffen. Wie dürfen wir, o Apelles, diesem Geist vorschreiben, du kannst nicht sein, weil wir uns dich nicht vorstellen können? Hier entscheidet nicht unser Wünschen und Wollen, unser Vorstellen oder Nichtvorstellen. Hier entscheidet allein die Tatsache: die Urkraft kann nicht nur unbewußte Kraft sein — sie muß Geist — unendliche Weisheit — sie muß L i e b e sein. —" Nun erhob sich von allen Seiten der Widerspruch. Es kam Leben und Bewegung über alle. Still zurücklehnend, den Kopf aufgestützt, hörte Agathangelos die von allen Seiten auf ihn eindringenden Einwände an. „Ich anerkenne deine Beweisführung, Agathangelos", rief Apelles, „deine Schlüsse vom denkenden Menschengeist auf einen denkenden Weltgeist scheinen mir zwingend. Ich glaube nun wirklich, im All muß etwas Geistiges, eine ewige Vernunft und Güte sein. Das All im Ganzen ist ein Kosmos, ein strahlendes unaussprechlich großes Kunstwerk. Aber wie kann vom gleichen Weltgeist so viel Torheit und Unvollkommenheit, von der gleichen Liebe so viel Haß und Finsternis kommen —" — „Du vergissest in den Harmonien deiner Gottheit die Dissonanzen, Agathangelos", riefen die Musiker. „Ich anerkenne", sagte Va-

lerius, „daß der leibliche Organismus ein Abbild des großen Kosmos ist, ein Kunstwerk unendlicher Weisheit, alles auf Zweck und Ziel des Lebens hin geschaffen — aber, wenn ich meine Kranken vom Krebs gemartert, ihren Leib von Würmern zerfressen, den Geist umnachtet, die Glieder gelähmt sehe; wenn der Tod das Kind der Mutter aus den Armen reißt — Agathangelos, komm', besuch' einmal mein Spital. Ich weiß nicht, wieviel Leiden du schon sahest —." — „Ich weiß nicht", rief eine dumpfe, haßverhaltene Stimme darein, „ob Agathangelos schon erfahren hat, daß diese ewige Liebe für gut erachtet hat, mir meinen königlichen Vater durch Mörderhand zu rauben und in mein Herz das einzige, unstillbare Verlangen zu legen, den Mörder oder des Mörders Sohn zu suchen und in seinen Todesmartern meine Glut zu stillen!" Es war still geworden. Alle sahen auf Agathangelos und bemerkten, daß er einen Augenblick starr den Prinzen ansah und alle Farbe verlor. Sofort faßte er sich und sagte ruhig: „Prinz! Dein Schmerz muß so groß sein wie dein Haß. Wie die Wirkung, so die Ursache. Ich begreife dich. Die Schuld des Mörders ist so groß wie deine Liebe zu deinem Vater war." Tird schien gerührt. Er wollte es wie gewohnt nicht zeigen, sondern schneuzte, räusperte, hustete und stierte wild vor sich hin. Agathangelos ergriff nach dumpfem, schwülem Schweigen, dessen Stille nur da und dort vom leisen Klirren von Bechern oder Gläsern unterbrochen war, das Wort. „Freunde!" begann er abgemessen. „Auch ich kenne das Leid und über meinem Leben liegt schweres Dunkel. Aber ich habe mich immer bemüht, gegen das Leben aufrichtig zu sein. Wer nur Leid sieht, ist gewöhnlich unwahrhaftig. Das Leben ist nun einmal in Leid und Freud geteilt. Neben dem Ungeordneten die Ordnung. Neben der Dissonanz die Harmonie. Neben Krankheit die Gesundheit, neben Unglück Glück, neben Haß Liebe, neben Tod das Leben. Wer vor Tränen nicht mehr sehen kann, sieht nur das Leid. Er will oft nur noch das Leid, das Unglück, das Böse sehen. Aber dann kommt so oft die Freude unversehens, ein Glück, ein Hoffen, ein Lieben geht an, der unzerstörbare Drang des Lebens kann sich sogar so stark wieder geltend machen, daß er auf der Straße Passanten aufs Pflaster schleudert" — alle lachten auf und am lautesten Tird — „und dann, verzeihe, Prinz, wird die Trauer zur Komödie, man will trauern aus Grundsatz und dabei zerspringt fast Leib und Seele vor Lebenslust." Nach einigen Augenblicken allgemeinen Aus-

lachens fuhr Agathangelos fort: „Spaß beiseite! Genug, übergenug von Leid, von zerstörenden Mächten in der Welt, im Kleinsten wie im Großen — und ihr habt Recht, Freunde, es kann nicht Weisheit und Torheit, Liebe und Haß aus demselben Wesen kommen. Durch das Gemälde der göttlichen Weisheit ging ein Riß. Durch die Harmonie der schrille Mißton. Hat Plato wohl so Unrecht mit seinem Glauben an den Fall der Geister vor aller Welt Anfang? Ist der Satan der Juden, der Ariman der Perser, der Vritra der Inder, der böse Set der Ägypter, sind es nur Symbole des Bösen oder sind es furchtbare Mächte der Finsternis, des Bösen; die Urheber aller Leiden, die Empörer gegen die Gottheit des Lichtes, die Versucher und Verderber der Menschen, die Väter der Dämonen?“ Valerius, der Arzt, rief: „Das Böse ist meistens Irrtum und Unwissenheit, Mangel an Willen und Selbstzucht. Dämonen sind Krankheitsstoffe im Menschen, Laster und Verbrechen kommen durch Erkrankung des Gehirns. Weg mit dem alten Kram von Sündenfall und Teufeln! Aus tierischem Dasein ist der Mensch aufgestiegen. Von seiner höheren Bildung aus betrachtet er die niedrigere als das Böse! Bildung und Wissen vertreiben die Dämonen.“ Apelles rief: „Ich für meine Person glaube an eine böse Macht, die uns zum Bösen treiben kann. An den Gegenständen der Welt oder an den Menschen kann sich eine Lust, eine Leidenschaft entzünden, die uns ins Verderben reißen kann. Das glaube ich.“ — „Auch ich“, riefen viele. Agathangelos: „Ihr glaubt also an eine Versuchung?“ Sie sprachen: „Ja.“ Auch Valerius gab zu, an eine gewisse Versuchung glaube er. Agathangelos: „Freunde! Ihr wißt alle vom Helden Achilles. Seine Mutter Thetis hat ihn, erzählt die Sage, als Kind am ganzen Leib unverwundbar gemacht, damit, daß sie ihn in ein heilig Wasser tauchte Sie hielt ihn an der Ferse des einen Fußes. Den vergaß sie auch noch einzutauchen. Hier blieb er verwundbar. Hier traf ihn Paris' Pfeil vor Troja. Und er starb. Freunde!“ — Agathangelos blickte ernst um die Runde die Versammlung an. — „Wir alle haben eine Stelle in unserem Wesen — da sind wir versuchbar. Da sind wir zu Fall zu bringen. Ist's nicht Geiz nach Geld, so ist's Geiz nach Ehre und Ruhm. Ist's nicht Stolz, Empfindlichkeit, Eitelkeit, so ist's Zorn, Haß, Neid. Ist's nicht Unmäßigkeit im Essen oder Trinken, so ist's Sinnlichkeit. Es ist jeder Mensch zu Fall zu bringen. Die Versuchung braucht gar nicht immer von unsern Mitmenschen auszugehen. In uns ersteht sie. Ich berufe mich

auf eure Erfahrung. Wer weiß nicht, wie sie schmeichelt, lockt, verspricht, reizt, beschwichtigt das Gewissen, wie sie wacht des Nachts und am Tag nicht müde ist, wie sie uns Narren und Feiglinge schilt, wie sie scheinbar weicht, um mit doppelter Macht und neuen Listen zu kommen. Wir kämpfen. Wir sind entschlossen, dem Gewissen zu folgen — wir sind uns völlig klar: ich will das Gute, nicht das Böse. Vernunft und Gewissen warnen, rufen, schreien — wie wissen, daß wir Pflicht und Gutes wissen — und wollen das Gute, — tun das Böse und fallen. Die Festung unseres guten Willens, unseres reinen Herzens ist gefallen. Sie war wohl verwehrt bis auf eine kleine, unbeachtete Ritze in der Mauer. Hier drang die Schlange ein. In die Ferse traf der feurige Pfeil. Versuchung, sagst du, Apelles? Was ist Versuchung, die listiger ist als wir? List ist Geist, ist Denken! Versuchung ist nichts. Ein Versucher hat uns gefällt. Ein Geist des Bösen. Ein Satan. Ein Ariman. Zwischen zwei Geistern stehen wir. Zwei Geister ringen um unsre Seelen: Ahura — Ariman. Mithras der Lichtgott weckt uns mit Morgenglanz. Der Dämon Bushyancta mit den langen Händen läuft vor der Morgenröte her und ruft hinab zu den Menschen: „Schlafet, o Menschen, schlafet, sündlich Lebende! Schlafet, die ihr ein sündiges Leben führt! Nichts ist der eine, für sich allein. Einen Bund der guten Geister des Lichtes sollten wir gründen. Heut' noch. Jetzt. Sofort! Wer ist dabei? Ganz Athen muß es fühlen und mit Augen sehen, wenn das Licht kommt. Freunde, ich ruf' euch! Kommet! Tretet zusammen! Einen Bund des Lichtes laßt uns gründen!" —

Feurige Kraft ging von Agathangelos aus. Alle waren aufgestanden und im Kreis um ihn getreten. Begeistert rief Apelles: „Das wäre ein herrlicher Bund, wenn der unter uns zustande käme. Alle Religionen, alle Ideen unserer Zeit streben dem Licht entgegen. Die Sonne ist unser leuchtend Vorbild. Nach ihrem reinen Licht streben wir alle. Warmes, heißes Leben begehren wir. Und wie die Sonne allen Menschen, selbst den Bösen, leuchtet, so wollen wir alle Menschen ohne Unterschied lieben und keinem vor dem Licht der Sonne und vor seinem Glück stehen." — „Ich begehre mehr, Apelles!" unterbrach Agathangelos den Apelles. „Ich möchte, — verzeih' dem Philosophen! — wissen, was wir unter Licht verstehen wollen? Reinheit — Leben — Liebe — nanntest du, Apelles! Die Worte sind mir zu allgemein. Nach welcher Reinheit, welchem Leben, welcher Liebe wollen wir streben? Laßt sehen, ob wir

uns einigen können darüber, was Licht sei? Wir wollen suchen und nicht rasten, lieber hungern und dursten, bis wir erkannt haben, was Gott ist. Wenn wir Gott erkannt haben, wollen wir kein Gut der Welt, keinen Genuß, kein Geld, keine Ehre, keine Kunst, kein Wissen, keinen Menschen mehr lieben oder mehr fürchten, als Gott. Nur dann werden wir ganz rein, wenn wir alle Liebe, alle Ehre der Gottheit geben. Wir wollen wandeln auf Schritt und Tritt, als ob die Augen der Gottheit auf uns gerichtet wären. Mit garnichts am Himmel, auf Erden, oder unter der Erde wollen wir das Bild der Gottheit vergleichen. Sie muß uns wie die Sonne unvergleichlich sein. Zur Gottheit wollen wir beten, weil wir glauben, daß sie uns allezeit hört, umgibt und uns hilft zur höchsten Reinheit, zu Trost und Frieden, und uns retten kann aus aller Not und selbst aus der Finsternis des Todes. Wahr wollen wir sein: in uns, an der Welt, und an den Menschen, immer alles so erkennen, wie es ist, und gar nicht anders, und darnach allein handeln, nie anderes denken, als wir reden, nie anderes reden, als wir denken. Nie wollen wir etwas entlehnen und nicht mehr zurückgeben. Bei allen Dingen wollen wir fragen, wozu sie die Gottheit bestimmt hat, und nur nach ihrem Zweck wollen wir sie benützen, nie zu einem andern. Das ist Reinheit der Seele. Darum wollen wir auch in Gedanken nichts anderes tun, als dem höchsten Zweck, dem Glück aller Wesen nachdenken, auch wenn es uns scheinbar Nachteil bringt. Darum wollen wir nur ein Weib lieben und dem alle Liebe schenken und Treue halten. So werden wir die andern Frauen aufs höchste ehren und mit reinen Herzen die Gemeinschaft des Geistes mit ihnen pflegen. Darum auch niemand hassen, selbst nicht den Feind, weil Haß Finsternis ist und immer ungerecht, weil aus Zorn und Haß und Neid der Mord kommt. Wir aber wollen jedem sein Glück von Herzen gönnen, jedem, der uns beleidigt hat, von Herzen vergeben, wir wollen dem bösen Blick und Gesicht ein freundlich Angesicht, dem bösen Wort ein gutes, der bösen Tat eine gute entgegensetzen, wir wollen uns berauben, schelten, schlagen, wenn es sein muß töten lassen und selber das Leben mit Freuden opfern, wenn wir eines Menschen Leben und Seele retten können. Wir wollen alle Zeit, alle Kraft, alles Leben daran wagen, diese Liebe als das schönste Licht auf Erden leuchten zu lassen. Damit allein beweisen wir uns rein gegen Gott und Menschen, und die Menschen werden uns glauben. Das wahre Licht muß leuchten, man muß es sehen, es muß wärmen und wohl-

tun, Freunde glaubt an den Sieg des Lichtes, und sein Sieg wird kommen. Mit euch, ihr drei Freunde, die ihr mir geblieben, gründe ich den Bund des Lichtes, den Bund der Gottes- und der Menschenliebe!" —

Drei Freunde waren geblieben, alle andern hatten sich weggestohlen. „Wisset ihr", fragte sie Agathangelos ganz leise, „wer das lehrte, was ich euch lehre?" Die Studenten hoben ihre heißen Gesichter zu Agathangelos empor: „Ja, Jesus Christus!" flüsterten sie miteinander. Agathangelos blickte sie mit leuchtenden Blicken an und legte den Finger auf seinen Mund.

Agathangelos erwartete bestimmt, daß Tird nicht nach Hause gegangen sei, sondern in der Trinkstube drunten sitze and, wer weiß, wieder betrunken sein werde. Kaum waren seine Begleiter verschwunden, so stieg Agathangelos im warmen Wollmantel wieder aus seinem Zimmer herab in die Straße, durchlief die schweigenden Straßen und Gassen Athens abermals; nahte vorsichtig dem Gasthaus, lüftete das Velarium der Wirtsstube ein wenig und sah hinein. Tird saß stieren Blickes abseits vom Haufen zechender Studenten und trunkenen Gesindels auf einem niedern, schmutzigen, versessenen Polster. Ein halbnacktes Mädchen saß auf seinem Schoß und liebkoste ihn schweigend. Es graute der Morgen über der Stadt, als Agathangelos dem trunkenen Tird folgte. Zwei ebenso berauschte Studenten begleiteten ihn. Nachdem Tird zuerst den einen, nach einiger Zeit den andern umgeworfen und liegen gelassen hatte, sank auch er um. Auf dem Rücken des Agathangelos wurde er heimgebracht. Am Mittag wußte es die ganze Stadt. Am Abend wanderte der Prinz allein mit furchtbaren Kopfschmerzen die Periklesstraße hinab, zum Piräus. Mehrmals erbrach er sich, setzte sich auf ein Stück der alten Piräusmauer, hielt lang den Kopf zwischen den Händen, stierte zu Boden, ließ sich schwerfällig herab und ging weiter. Agathangelos folgte ihm längst unbemerkt. Tird umging die Hafenstadt Piräus und wandte sich zur Linken, dem Ufer entlang, immer weiter von Stadt und Menschen weg. Agathangelos blieb in der Dämmerung stehen. Denn er sah, daß Tird sich am Ufer entkleidete. Eine göttergleiche Gestalt, leuchtend im letzten matten Schein der scheidenden Märzsonne, stieg ins Meer hinab. Kein Aufspritzen des Wassers, kein Jauchzer. Still, wie ein riesiger Fisch schwamm Tird umher. Als er triefend aus dem Wasser stieg, stand Agathangelos am Ufer und hielt schweigend in der getreuen Stellung

eines Badesklaven seine eigene Toga dem Prinzen ausgebreitet hin, um sie ihm über die Schultern zu legen. „Du erniedrigst dich, Agathangelos!“ sagte ungeniert und ohne Erstaunen Tird. „Was suchst du bei mir? Ich begreife nicht, was dich treibt, mir solche Dienste zu tun; und ganz Athen ist voll deines Ruhms.“ — „Laß’ mich dein Diener sein, Prinz Tiridates!“ Er rieb Tird trocken. „Was fällt dir ein? Warum nimmst du diese Stellung mir gegenüber an?“ Agathangelos: „Ich bin ein Freund des Mithras. Ich weiß aus der Religion der Parsen und Armenier, daß ihre Könige das Havareno in sich tragen. Wenn ein König stirbt, so geht sein Havareno auf den Sohn und Nachfolger über. Du, königlicher Prinz, trägst in dir das Havareno. Du wirst Armeniens König sein. Du bist von königlichem Geblüt, bist Mithras Bruder und Ahuras Sohn. Der Geist des Vaters ist in dir — und du — Prinz — du schändest deines Vaters Geist, du verlierst das Havareno, die Königswürde und das Königsrecht. Du sagst, du liebest deinen Vater, so wie du seinen Mörder hassest, und — wo ist deine Liebe? Deines Vaters Geist, der lebt und um dich ist, schreit in meine Seele: ‚Agathangelos, sei um meiner ewigen Ruhe willen ein guter Engel für meinen Sohn! Schon hat sich Mithras von ihm gewandt, schon sinkt die Finsternis auf ihn und Ariman streckt seine Hände nach seinem Havareno aus. Zum Trinker, zum Sklaven schändlicher Lüste und der Weiber ist er herabgesunken. Er hat der Liebe und der heiligen Rache vergessen und der Glanz seines Hauses geht in Finsternis unter. Sei ihm ein Engel des Lichts. Rett’ ihn, Agathangelos!‘ “ — Stumm hatte sich Tird währenddem angezogen. Dann war er auf den Rasen hingeglitten und ließ den Kopf immer tiefer sinken. Und sprach kein Wort. Agathangelos wiederholte: „Darf ich dein Diener sein, Prinz Tiridates? Darf ich dir helfen, aus der Finsternis zum Licht?“ Tird lachte: „Wie willst du das fertig bringen? Mithras — Ahura — Havareno — der ganze Glaube meiner Kindheit ist zerbrochen, ein Irrtum ist mir alles. Der Mörder meines Vaters hat auch mich gemordet. Warum hat Ahura den Pfeil nicht abgewandt von Vaters Herzen? Was soll ein Gott, der nicht vermag, dem Teufel abzuwehren? Wo waren Mithras tausend Augen, tausend Ohren, als der Mörder in der Finsternis den Teufelsplan besprach? Was ist das Havareno? Was ist Königswürde, die dem Mörder feil sein darf? Was hat’s für einen Zweck, königlich gesinnt zu sein, nach Licht, nach Gerechtigkeit, nach Reinheit und Wahrheit zu

streben — um zuletzt unter Mörderhand sein Havareno auszuröcheln und einem andern zu überlassen?"

Agathangelos: „Prinz Tiridates! Du schwurst dem Geist des Vaters Rache. Die Sühne seines Blutes ist dein heiliges Gelübde. Sein Geist kommt nicht zur Ruhe — das ist dein Glaube — bevor du diesen heiligen Schwur erfüllt hast, bevor du den Mörder oder des Mörders Sohn deiner Rache geopfert hast, bevor du des Vaters Thron und Reich wieder aufgerichtet hast und richtest im Lande mit Recht und Gerechtigkeit. Und dazu — Prinz Tiridates, braucht es Kraft. Dieses Ziel kann keiner erreichen, der Leib und Seele Ariman verkauft, in Laster sich verstrickt, entnervt, entkräftet, krank und welk dem frühen Tod verfällt und seine Krone schmählich einem Fremden — wer weiß — am End' dem Mörder, oder des Mörders Sohn überläßt —" — „Nimmermehr — nimmermehr!" schrie Tird auf. In einem Sprung war er an Agathangelos Seite. Seine ganze Gestalt bebte. Seine Lippen zitterten und in das nächtliche Meer hinaus scholl der Ruf seiner vor Haß und Reue brechenden Stimme: „Vater, Vater! Vergib. Ich komme. Ich stehe auf. Vater, vergib deinem schlechten Sohn, der deiner vergessen, die Rache vergessen hat! O, o Vater! Vater!" — Schluchzend lag er der Länge nach da auf seinem Gesicht und weinte in das nachtfeuchte Gras hinein. Sein Leib schüttelte sich vor Leid und Frost. Agathangelos bückte sich nieder, ergriff Tirds Hand und sagte im herzlichsten Ton: „Prinz, stehe auf. Komm'! Schon haben die guten Geister sich deiner angenommen. Ein neuer Tag bricht für dich an. Ein neues Havareno leuchtet auf! Komm', folge mir nach Hause, daß wir uns wärmen und von Reich und Krone reden." Tird stand auf. Schweigend schritten die beiden nach Agathangelos Wohnung. Am flackernden Kamin saßen sie und erwärmten sich, aßen Brot und tranken warme Milch. In seinen bequemen Liegstuhl von dunkelrotem Samt zurückgelehnt, vernahm Agathangelos die Erlebnisse Tirds vom Tod des Vaters an bis zur letzten Zeit. Ohne eine Miene zu verziehen, hörte er Tirds offene Beichte an. Wie war sein Havareno gefallen, wie sehr Leib und Seele beschmutzt vom Laster! Erschüttert vernahm der Freund, daß wohl kein Laster der Athener Tird fremd geblieben. Wie alt schien der nun Zwanzigjährige! Wie welk, wie fahl dies prächtige Gesicht! Wie hohl der Blick, voller müder, hoffnungsloser Resignation, voll wortlosen Bekenntnisses: ich bin gebunden, löse du mich; ich bin verloren, suche mich; ich bin gefallen, hilf mir auf-

stehen, Agathangelos! Blaugrüne, breite Halbringe umschlossen die Augen. Tird lehnte zurück. Es war Agathangelos nicht mehr schwer, von Tird zu erfahren, was er treibe, wo er sich aufhalte, er ergänzte selber, was Tird nicht gesagt hatte, daß er die Nacht verprasse und am Mittag aufstehe, daß er des Gastfreunds, Licinius' Geld verschwende, ohne gewiß zu sein, es ihm je wieder erstatten zu können; daß er Harsa und Koswita hintergehe, daß er lüge, stehle, daß er seine Bildung vernachlässigt habe. Dann — plötzlich sich hoch aufrichtend, mit furchtbarem Ernst Tird anblickend, stellte Agathangelos Tird die Frage: „Und — Prinz Tiridates!“ — Er sah gespannt auf. — „Briseïs?“ Dunkle Röte übergoß das Gesicht des Prinzen. „Woher weißt du alles, alles von mir, Agathangelos? Mir graut vor dir! Ich bin verraten!“ — „Nicht doch, Prinz. Nein. Wie? Hat doch am Ende Mithras tausend Augen und tausend Ohren?“ Beide lächelten. Agathangelos wieder mit großem Ernst: „Prinz Tiridates! Du warst so offen zu mir. So viel Vertrauen hast du mir schon erzeigt — sei noch einmal offen, bekenne mir noch eines: hast du mit Briseïs noch nicht gesündigt?“ Freudig rief Tird: „Nein, bei den Göttern, nein Agathangelos!“ — „Dem Gott des Lichtes Dank!“ rief aufstehend Agathangelos. „Und, wenn der Geist des Vaters nicht zur Ruhe käme — Prinz Tiridates! — Wenn Reich und Krone es verlangten, daß —“ — „Nimmermehr, niemals, schweig, Agathangelos! Du zerstörst alles, was du in mir gebaut, nimmst alles wieder, was du mir gegeben — ich haß' dich, ich — ich — ich töte dich, Agathangelos, wenn du mir Briseïs rauben willst!“ rief Tird, aufspringend und mit geballten Fäusten vor Agathangelos tretend. Den funkelnden Augen Tirds begegneten zwei mildflammende Blicke voll gelassener, überlegener Ruhe, treu, gütig. Ebenso die Stimme: „Achilles gab Briseïs und ließ vom Zorn, als sein Heer von Hektor hingeschlachtet wurde. Tird wird seine Briseïs opfern und einem frohen Hirtenknaben lassen, wenn sein und seines Vaters Reich es will!“ Tird sank wie gebrochen auf sein Polster zurück und stöhnte: „Ich kann nicht!“ — „So wirst du sie zum Weibe nehmen. Die Großen des Reiches und ihre Frauen werden zwar sich gegen eine Königin wehren, die eine Sklavin unbekannter Herkunft war. Neid und Mißgunst werden von Anfang an den Frieden stören. Und ob Briseïs die Gaben hat, die Königin des Reiches zu werden — allen Frauen und Töchtern des Adels ebenbürtig zu sein — das mußt du selber wissen, Prinz! Eines ist gewiß:

Entweder Briseïs wird Königin — oder du läßt sie frei. Zur Dirne wirst du das liebliche Kind nicht machen — du, ein wiedergefundener Sohn des Lichtes!" — „Nein!" versprach mit fester Stimme Tird, „Königin wird sie!" Agathangelos: „Überlege, Prinz! — Du sagtest am Meer drunten am Piräus, du könntest nicht mehr glauben. Ahura — Mithras — Anahita — alles sei dir ein Traum!" — „Ein süßer Traum!" warf Tird schmerzlich dazwischen. „Dazu der Palast — der Tempel — der See von Vagharschabad, alles ein Traum. Ein Mordstahl — ein Pfeil — auch ein Traum? . . . ." Tird schloß die Augen und wiegte das Mähnenhaupt. „Wirklichkeit!" bestätigte Agathangelos. „Ahura — Mithras — Anahita — nicht Wirklichkeiten, so wie du sie und Koswita sich dachten. — Auch Zeus, Apollo, Athene, Poseidon keine Wirklichkeiten, wie sie Phidias darstellte. Aber eine Gottheit — ein einiger, guter, heiliger Gott voll Licht und Leben, der dir und mir und allen zugegen ist, der alles weiß und wahrnimmt — den e i n e n Gott — den glaube ich." Tird bekannte: „Ich glaubte auch das nicht mehr. Aber dein letzter Dialog im Athenäum hat mich interessiert, das muß ich sagen." — „Prinz Tiridates! Ich weiß, du fühlst jetzt ein starkes Sehnen nach einem neuen, reinen Leben! Du strebst im tiefsten Herzen aus der Finsternis nach Licht. Gutes ist Licht. Böses ist Finsternis. Nenne Ahura den Gott des Lichtes. Alle Götternamen deuten auf das Licht. Lege in die vertraute Gestalt deines Mithras alles Gute, Schöne, Wahre, die Treue, die Liebe, die Redlichkeit und Ehrlichkeit — so glaubtest du ihn, so hat der Knabe zu ihm gebetet. Schaffe Mithras wieder in deinem Herzen, gelobe ihm, als einem heiligen Ideal nach seinem Wesen zu leben: rein, wahr und treu wie er! Denke ihn in dir, um dich, über dich wie das Licht des Tages und versuche, mit diesem Glauben an die Idee des Mithras zu auferstehen, zu neuem Leben! Ich will dir helfen, Prinz! Erlaub' es mir!" — „Sage nicht mehr Prinz", bat Tird, ganz still und nachdenklich geworden, „sage Tird zu mir und sei mein Freund, mein guter Engel. Sag' mir meine Fehler. Mahne mich. Habe Geduld mit mir. Ich bin sehr böse. Aber ich will und kann besser werden. Du wirst es sehen." — „Hab' mit dir selber Geduld, mein Freund, wie ich dich dann mit deiner Erlaubnis nenne. Du hast bekannt, du seist gebunden! Glaubst du, du werdest dich selbst lösen können?" — „Warum nicht?" — „Versuch's! Tird. Ich las einmal das treffliche Wort: ‚Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das

Gute, finde ich nicht'." — „Das verstehe ich nicht", erwiderte Tird. „Was ich will, das kann ich. Dafür werde ich König. Ich befehle. Und ich will. Und was ich will, muß geschehen!" Tird stampfte bei dem „muß", daß der Boden zitterte.

Agathangelos stand auf und trat ans Fenster. Der Morgen war angebrochen. Das Zimmer des Gelehrten war heller. Er nahm die Dochte aus den Ölschalen. Schweigend standen sich die Freunde gegenüber am Fenster. Agathangelos brach die Stille. Nahm beide Hände Tirds. Mit einem Blick merkwürdiger Traurigkeit, und wie von Furcht erfüllt, sagte er leise zu Tird: „Die Nacht ist vorgerückt. Der Tag aber nahe herbeigekommen. So lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichtes!" — „Ein schönes Wort!" erwiderte Tird, „Woher?" — „Auch irgendwo gelesen, Tird!" Sie gaben sich die Hände frei. Wie träumend zog Tird durch die dämmernden Straßen. „Der Tag ist herbeigekommen! Ablegen die Werke der Finsternis. — — Anlegen die Waffen des Lichtes! . . . ." So tönten in seinem verwunderten Herzen die Worte seines neuen Freundes nach.

Um zehn Uhr morgens strömte eine Menge Gebildeter und Studierender nach dem Areopag. Gewaltiger denn je sprach Agathangelos heute. Vom menschlichen Willen sprach er. Tird aber schlief in der Villa Licinia. Briseïs war im Traum Königin. Doch er sollte dem Eindruck, den Agathangelos heute auf alle gemacht hatte, nicht entgehen. Noch in derselben Woche erschien Agathangelos auf der Kneipe am Abend, und die Gäste vom letztenmal waren auch wieder anwesend. Die Diskussion war bald im vollen Gange. Denn Valerius hatte die Rede des Agathangelos berührt und vorgeschlagen, daß sie den Abend benutzten, um das Thema vom freien oder unfreien Willen weiter unter sich zu besprechen. Agathangelos hatte auf dem Areopag mit viel Witz und Geist nachgewiesen, wie der freie Wille des Menschen nur eine Einbildung sei. Immer handle er nach Eindrücken von außen, nach Trieben, Wünschen, Sorgen, Furcht. Charakter und Temperament des Menschen sei von Eltern und Vorfahren vererbt. Valerius der Arzt, Apelles und andere stimmten heute abend dem Philosophen zu. Tird und viele Jünger widersprachen Agathangelos, und behaupteten immer lauter und energischer die v o l l e Freiheit. Der Mensch könne frei tun, was er wolle. „Er könne doch aufstehen, wenn er wolle", rief Tird ungeduldig werdend, und sprang zum Beweis auf. „Nein, Tird", rief Agath-

angelos ruhig, „du springst auf, weil du zeigen willst, daß du aufspringen kannst. Du folgst dem Trieb, deine Meinung zu beweisen. Sonst wärst du jetzt nicht aufgestanden.“ Alle lachten. Tird wurde aufgeregt. „Bei den drei Köpfen des Höllenhunds, ich hab doch in der letzten Zeit im Tag mindestens fünf Becher Weins weniger getrunken und zehn Würste weniger gefressen — das sollen Longinus und Martius bezeugen.“ — Der Saal dröhnte vom allgemeinen Gelächter, das sich verstärkte, als Valerius, der Arzt, Tird zurief: „Wieder falsch, Prinz! Du reduziertest deine, für gewöhnliche Sterbliche unmögliche Nahrung, auf eine für Wölfe gewöhnliche Menge, weil ich dir weissagte, daß du in kurzem dich zu Tod essen würdest — wieder nicht aus freiem Willen.“ Tird gröhlte auf in unbändigem Gelächter, warf sich auf den Rücken und hob im Lachen abwechselnd bald das linke, bald das rechte Knie empor. Er ward die Zielscheibe von allen Seiten auf ihn einfallender Witze. Ob er freiwillig oder unfreiwillig so lang am Morgen schlafe? Briseïs küsse? Sich schminken und pudern lasse? In der Tat duftete Tird heut abend wieder einmal von wunderbaren Narden. Und sein Gesicht glänzte wie von rosarotem Wachs. Agathangelos hatte es vorausgesehen, daß Tird so erscheinen werde. In einem kleinen Schächtelchen hatte der Philosoph einige große Schmeißfliegen mitgebracht. Längst, unbeachtet im erregten Disput der Versammlung, hatte er sie unter der Toga hervorfliegen lassen. Sie schwirrten im Saal herum und begannen ein mehrstimmiges Gesumme. Mit unschuldigen Blicken verfolgte auch Agathangelos die Fliegen. Richtig. Sie finden den Ursprung der Wohlgerüche. Da und dort schon war eine Hand über ein Gesicht, oder das Haar gefahren. Da ein Klaps auf den Tisch, dort einer auf den Nacken des Nachbarn. Aber Tird war das Opfer. Sie sammelten sich alle an ihm. Erst ruhig, mit vornehmer Handbewegung, dann leise, dann ärger gereizt, schlug er nach ihnen, patschte sich die Riesenhand vergebens ins Gesicht, begann zu fluchen, sprang auf, warf den Becher um, übergoß sich mit dunkelrotem Wein, und begann, vom tobenden Gelächter der Kommilitonen immer mehr gereizt, eine förmliche Jagd nach den Fliegen. Die Freunde mußten flüchten. Über Polster, Stühle, Tische, auf dem Gesims, an der Türe, den Wänden entlang, ging die wilde Jagd mit fliegenden Haaren, mit offenem Dolch. Wohl eine halbe Stunde. Drei zermalmte seine Hand an der Wand, drei zerrieben seine Finger. Am Dolchspitz starben an-

dere langsam den grausam verlängerten Feuertod über der Flamme eines Kandelabers. Kaum war wieder Ruhe eingetreten, so vernahm man Valerius', des Arztes, foppende Stimme: „Tird, hast du freiwillig die Fliegen gemartert, oder vom Zorn bemeistert?“ Tird trank ihm lachend zu: „Erfolg ist die Hauptsache!“

Man hatte den Spaß längst wieder in weiterer ernster Besprechung des Themas vergessen. Tird wollte es nicht glauben, daß der Mensch nie aus eigenem Willen handle. Da griff Agathangelos schweigend wieder in die Toga und brachte eine kurze Schnur hervor, an der ein ihm allein bekannter Knopf war, den er daheim künstlich geschlungen hatte. Er gab ihn dem Nachbarn. Jeder um die weite Runde bemühte sich vergebens, ihn zu lösen. Tird fiel abermals in die Falle. Sein minutenlanges Ringen mit der Geduld endete abermals zum schadenfrohen Gelächter der Kommilitonen damit, daß Tird in wahnsinniger Wut den Knoten zuletzt am Boden zertrat, darauf stampfte, ihn wieder aufhob, die Enden um die Mittelfinger beider Hände wickelte und — wie einen Faden zerriß. Dann sprang er hinaus. Kein Zurufen half. In der schwülen Kneipe drunten lag er, der alte Tird, bis in den Morgen. Während die Auditoren des Agathangelos zum Areopag strömten, schlich Tird durch die Außenquartiere nach der Villa Licinia. Zwei Fragen plagten ihn außer stechenden Kopfschmerzen: „Wenn auch Anag, oder wer der Mörder war, den Vater töten mußte, weil er nicht anders konnte, was hasse ich ihn? Wenn auch Agathangelos glaubt, ich habe keinen freien Willen, was sucht er mich zu bessern, zu erlösen?“

* * *

„Mit Tird wird es ärger denn je!“ So seufzte Harsa zu Koswita. „Ariman hat alle Geister aufgeboten, die Seele unseres Tird in die Finsternis zu ziehen.“ Koswita tröstete Harsa: „Ich glaube aber, der neue Freund hat dennoch Gewalt über ihn. Ich merke es. Agathangelos ist ein merkwürdiger Mensch. Ich weiß nicht, warum, so oft ich ihn seh und mit ihm rede, wird mir . . . ich weiß nicht wie!“ — „Koswita!“ kam es warnend von den schalkhaft gestellten Lippen Harsas und ihre Augen blitzten prüfend auf. „Was fällt dir ein, Harsa?“ — Aber Koswita errötete lieblich. „Nein, nein!“ — „Ja, ja“, lachte Harsa, „aber Valerius, der arme!“ — „Hast du, hat der heilige Mobed nicht längst entschieden: ein Königskind kann

keinen Arzt zum Mann haben? Unrein ist der Arzt und Valerius niedriger Abkunft! — Agathangelos ist ein Fürst, sag ich dir, von hoher Abkunft. Mir hat Paula erzählt, sie sei mit andern letzthin beim Bischof gewesen. Lange hätten sie im Atrium auf ihn gewartet. Endlich sei, schon in der Dämmerung, ein hoher, schlanker Mann, in Mantel und Kapuze ganz verhüllt, aus dem Sprechzimmer des Bischofs herausgekommen. Paula habe dem Fremden nur einen Augenblick ins Gesicht gesehen. Es sei weiß gewesen. Um die Augen fieberrot. Sicher sei es Agathangelos gewesen. Der Bischof hab ihn den ganzen Tag bei sich gehabt. Kein Wort habe er davon gesprochen. Es muß ein düsteres, schweres Unglück auf seinem Leben liegen. Das meinen viele, die ihn näher kennen. Welche Macht der in den Augen hat! O, so ganz, ganz anders als Mobed. — So rein. Ganz wie die Christen schauen. Denk, viele in der Stadt glauben, er sei Christ.“ — „Jetzt schweig, Närrchen“, schmollte Harsa. „Du weißt, ich traue keinem Manne mehr als dem alten Fürsten.“ — „O Agathangelos, rette Tird“, sagte wie betend, in Gedanken verloren, Koswita. Das alles war auf dem Lager Harsas geredet worden. Koswita war, der täglichen Gewohnheit folgend, vor dem Aufstehen zu ihr ins Bett gesprungen. Ihr gegenseitiges Herzen, Küssen, Umarmen, Schmollen und Wiedersichküssen begleitete nebendran mit wahren Posaunenstößen der schnarchende Tird. Von Mittag an war er fort. Am Abend in der Dämmerung flogen wieder Passanten links und rechts aufs Pflaster. Als der Mond aufging und die eigentümliche Stimmung der halbhellen Märzennacht sich über die Dächer, über Gärten und Felder ergoß, stand der Prinz am Hadriantor mutterseelenallein am Ilissus und wartete scheinbar auf jemand. Unruhig lief er uferauf, uferab, schaute immer wieder nach der Stadt, stampfte und fluchte laut. Eine Gestalt in Mantel und Kapuze tauchte endlich in der Ferne auf. Kam näher. „Ist sie es?“ Tird zog die Stirnfalten und beugte Kopf und Brust vor. „Wer wollte es anders sein? — — Endlich! — Endlich! — Schätzchen. Windchen der Aphrodite! Göttliche Augustula!“ Tird begann zu tanzen, vorwärts hüpfend, mit den Knien wippend, die Arme im Takt balancierend. Ein Kosenamen nach dem andern schallte der vermeintlichen Briseïs entgegen. Ein Anlauf! Im Sturm mit weitausgebreiteten Armen auf die Gestalt los! Eine Mannesstimme lachte weithin dröhnend auf. Wie von Wasser übergossen, stand Tird da, senkte Kopf und Hände und sprach

lange kein Wort. Es war die Stunde der Dämonen. Scham und Haß, Vernunft und Leidenschaft rangen um seinen Willen. Agathangelos fühlte augenblicklich, daß er sich in große Gefahr begeben habe. Sie war groß. Tird wurde rasend. Die Fäuste ballten sich ohne seinen Willen. Alles an ihm zitterte. „Freudverderber!" hauchte er heiser. „Woher weißt du mein Vorhaben?" — „Mithras hat tausend Ohren, tausend Augen, Tird!" Ein Faustschlag. Agathangelos taumelte. Blut quoll aus Nase und Mund. Ohne jede Klage wandte er sich um. Ein zweiter Schlag in den Nacken und Agathangelos fiel besinnungslos zu Boden. Ein gräßlicher Fluch, ein kurzes, furchtbares, tonloses Lachen. Tird erschrak über sich selbst. „Wer Fliegen am Feuer röstet, kann Menschen martern", hatte dieser da gesagt. Lange lief Tird wie besessen herum. Im Kreis herum. Immer wieder, wie gezwungen, zum bewußtlosen Freund zurückkehrend. Die Erinnerung an Briseïs kehrte wieder. Wieder der Haß. Der da ist schuld! — Ein Fußtritt! Agathangelos stöhnt auf. Briseïs kam nicht. Wer hat den Plan verraten? „Die Christen", flüstern die Dämonen, und neuer Haß wallt in ihm auf. Aber auch die Vernunft kehrt wieder. „Wenn er stürbe?" Im nächsten Augenblick stürzt Tird zu Agathangelos nieder. Was er von Valerius weiß, wendet er an. Der nasse Togazipfel tut gut. Der Ilissus rötet sich vom Blut des Freundes. Die Besinnung kommt langsam. Tird will fliehen. Er kann die todesblasse Hand, die ihn umklammert, nicht mehr abschütteln. Reue, Scham — die Geister des Lichtes siegen. Erschüttert liegt Tird neben dem Freund und deckt ihn mit der eigenen Toga. Keine Hilfe holen! Niemand darf etwas erfahren! Agathangelos' Liebe gibt Agathangelos Kraft. Von Vergeben, von Schuld und Verlorensein will er nichts hören. Nur das Bekenntnis Tirds macht den Todesmatten lebendig und freudig, daß Tird jeden Glauben an eigenen Willen und Selbsterlösung aufgeben wolle und daß, ohne Agathangelos' Erscheinen, Tird diese Nacht den Schwur um Briseïs' Schonung gebrochen hätte. Agathangelos versuchte aufzustehen. Er fiel zurück. An Tirds Arm glitt er wieder zu Boden. Auf dem Rücken trug ihn Tird schweigend heim. Der Haussklave fuhr vom Schlaf auf, als er Schritte hörte. Auf seinem Lager im Schlafzimmer lag nun Agathangelos, und seine Kenntnisse genügten, Tird das Rufen des Arztes zu ersparen. Die Freunde sprachen bis ins Morgengrauen. Nun wußte Tird, wie Agathangelos die Freiheit des Willens verstehe. Der Mensch habe

keine Freiheit denn die, daß er wählen könne zwischen Licht und Finsternis. Zwischen den guten und den bösen Geistern. Wir müssen tun, wozu die guten Geister des Lichtes uns treiben, oder den Trieben der bösen folgen. Gehorsam ist unser Leben, freiwillig oder unfreiwillig. Triebe treiben uns von oben oder unten, von links oder rechts. Wir haben nur eine Möglichkeit: wir können warten mit dem Handeln, bis wir die Geister geprüft haben; dann nach oben oder unten, nach dieser oder jener Seite unsern Willen neigen, und sofort wird der Wille wieder getrieben und der Mensch muß willenlos folgen ins höhere Licht oder in tiefere Finsternis.

* * *

Im Hochsommer wurde in Athen das Fest des Apollos gefeiert. Es ging auf die uralte, heidnische Sitte zurück, ein jugendliches Paar, das die Sünden aller büßen sollte, an Leib, Hals, Armen, Händen und Füßen zusammengebunden, von allem Volk und Priestern mit Gebeten und Gesängen begleitet, durch die Straßen Athens, durch die Piräusstraße ans Meer zu führen und draußen vom Schiff in die Tiefe zu versenken. Aus der heiligen Sitte wurde mit der Zeit ein Volksscherz voll Roheit und Gelächter. Statt dem jungen Paar wurden alte, arme Leute gewählt, gut dafür gekleidet, gespiesen, bezahlt, und aus dem Wasser zur rechten Zeit mit langen Haken wieder aufgefangen. Wer sich dazu hingab, das blieb immer ein Geheimnis. Wer mochte das Paar sein, das so toll, so verliebt tat und doch so alt schien in weißen Perücken, in farbigen enganliegenden Tuniken, die alle Glieder wie in Natur erscheinen ließen: das von groß und klein belacht, mit Blumen, Steinchen, Kot beworfen, dahintrippelte, trotzdem der Priester und die alte feierliche Hymne von stellvertretenden Leiden zur Versöhnung der Götter nicht fehlten. Ein derber, häßlicher Karnevalscherz, der seinen, vom gröhlenden Beifallsgebrüll des Volkes begleiteten Abschluß fand, als das Wasser aufspritzte und das verkleidete Paar mit lautem Wehgeschrei ins Meer purzelte. Einige Augenblicke gespannter Stille. Todesstille am Ufer, als das Paar länger, als erwartet, nicht auftauchte, am andern als erwarteten Ort wieder erschien, wieder versank und nur mit Mühe von den Haken erreicht und heraufgezogen werden konnte. Schon während des Umzugs in der Stadt vernahm man den Ruf aus den Reihen des Volkes: „Der armenische Prinz.“ — „Tird!“ — „Briseïs!“ Jetzt, am Piräus war

es offenes Geheimnis. Die geheimen Spione waren längst mit der Botschaft wieder unters Volk getreten, Briseïs und Tird seien beide nicht in der Villa Licinia.

Es war spät in der Nacht, als Tird, schön gekleidet und frisiert, mit sehr kühler Zurückhaltung im Athenäum von den Kommilitonen empfangen wurde. Agathangelos lag bleich und traurig in der Mitte des Symposions. Seine Vorträge hatten vom Schlag Tirds her gelitten. Pausen, kleine Sprachfehler, Anstoßen, Versprechen, das plötzliche Halten des Herzens mit der Linken, der plötzliche Wechsel von roter und weißer Gesichtsfarbe — was mochte der Redner haben? „Ist Agathangelos krank?“ — „Was trägt er wohl für ein großes Leid?“ So ging's durch die ganze Stadt. Und noch größer war der Eindruck seiner Person und Worte. Noch größer die Menge der Hörer. Matt reichte er heute abend im Athenäum Tird die blasse Rechte. Tiefe Bekümmernis lag in seinen Augen und Zügen. Um seinen blassen, breiten, feinen Mund spielte tiefe Wehmut, die weißen, schmalen Linien der Lippen öffneten sich langsam: „Tird, ich hörte, dein Havareno sei heute abend ins Wasser gefallen!“ Niemand lachte. Die allgemeine Kühle des Empfangs hatte Tird gereizt. „Du hast, lieber Tird, im Grund etwas getan, was tiefere Bedeutung hat, und ein Opfer gebracht, dessen du im Ernst nicht fähig wärest, vielleicht auch keiner von uns.“ — „Das wäre?“ — „Ein stellvertretendes Leiden!“ — „Die Torheit!“ rief Tird hohnlachend, von vielen Kommilitonen unterstützt. „Was verstehst du darunter, Agathangelos?“ — „Die Pflicht jedes Menschen, für seinen Nächsten irgend etwas zu leiden!“ — „Das kann nie Pflicht sein!“ — „Wer wollte das tun?“ — „Wer wäre das fähig?“ — „Das ist gegen alle Natur des Menschen!“ — „Der Mensch haßt das eigene Leiden und flieht es, und sollte noch pflichtgemäß fremde Leiden auf sich nehmen!“ — So tönten die Widerreden von allen Seiten Agathangelos entgegen. In unbeirrter Ruhe fuhr Agathangelos fort: „Stellvertretend leiden, das tut jeder, ohne daß er es erst nur weiß. So wie die Welt ist, ist alles dem Gesetz unterworfen, daß ein Wesen für das andere leide, ob es will, ob nicht. Jungholz stirbt im Schatten der stolzen Bäume und muß diesen Nahrung, Raum und Licht geben, bis auch sie wieder fallen unter der Axt des Menschen. In Meer und Luft und Wald und Feld muß das kleine Tier das große speisen. Die Stärke des Tieres bestimmt sein Recht. Valerius könnte uns sagen, was Mütter leiden, bis das Kind

geboren ist, wie oft sie sterben, während sie dem Kind das Leben geben. Was leiden die Sklaven, die Bauern, die Frauen für uns — die Männer, die Reichen, die Gelehrten, die Künstler, was leiden die Soldaten, die Schiffer? Seht, durchs ganze Leben zieht sich ein furchtbares Gesetz: das stellvertretende Leiden. Ist einer gesund, es muß einer für ihn krank sein, für jeden Fröhlichen muß einer trauern, für jeden Reichen einer arm, für jeden Geehrten einer verachtet sein, für jeden Lebenden muß einer sterben. Anders kann das Leben nicht bestehen, als daß einer für den andern leidet. Das geschieht meistens unwissend. Der Glückliche weiß meistens nicht, daß ein anderer um seines Glückes willen leidet, der Unglückliche nicht, für welchen Glücklichen. Sie brauchen einander nicht nahe und bekannt zu sein. Sie können an den Enden der Erde wohnen, vom Meer getrennt sein und doch füreinander leiden. Aber nicht unwissend — wissend sollten wir füreinander leiden, freiwillig, freudig. Je mehr wir von Land und Leuten erfahren, von ihrer Arbeit, von ihren Leiden, je näher sie uns durch Handel und Verkehr kommen, desto mehr müssen sie uns Brüder werden. Das lehren uns die Stoiker, daß alle Menschen Brüder seien, und alle Welt ist ein Vaterland, und die Gottheit sei der Vater aller. Ein ungeheuer Leiden umschlingt uns alle gleich einem Riesennetz. Keiner entrinnt. Für jeden kommt seine Stunde, für die andern zu leiden. Aber sehet, Freunde, das meine ich, sei der Wille der Vorsehung, daß alle wissend stellvertretend leiden. Jeder soll freudig arbeiten und dazu noch das, was sein Nächster nicht mehr zu leisten vermag. Jeder soll von seiner Zeit, Kraft, Freude und Lust, von seinem Recht und seiner Freiheit dem Nächsten zum Heil aller opfern. Und wer vom Schicksal durch Unglück, Krankheit oder Alter vom Kampf des Lebens ausgeschaltet ist, der sollte ohne Furcht und Scham leben dürfen von der Arbeit der Starken.“ Unter allgemeiner, laut und lauter werdender Opposition Tirds und seiner Genossen fuhr Agathangelos mit erhobener Stimme fort: „Die Weisen, die Guten, die Reinen, die Wahrhaftigen, die Frommen, die Gerechten — was lehrten sie zu allen Zeiten, was taten sie? Sie lehrten das Leiden füreinander, indem sie das Gute lehrten. Und wo man sie verhinderte, verfolgte und tötete, da litten sie den Tod; im Kampf fallend oder ohne Kampf und Schwert in stillem Tod. Dann glaubten ihnen die Menschen und sagten nicht mehr, er tut nur so, er redet für Lohn, für Ehre, für eigene Macht! — Sie gaben ihr Blut und

drum glaubten sie ihnen; ergriffen von ihrer Reinheit glaubten sie ihre Wahrheit, taten Buße und taten nach ihren Worten und ihrem Vorbild. So sagt es Plato vom Gerechten. So starb Agamemnons Tochter Iphigenie. So Sokrates. So der Christus der Christen; drum sind sie nicht auszurotten, diese Christen." — „Ein Verführer, ein Rebell, ein Wahnsinniger, dem Recht geschehen!" rief wütend Tird. „Glaubenssache, mein Freund," beruhigte Agathangelos, „Tatsache ist, daß jetzt nach allen Verfolgungen gegen eine Million Menschen diesen Christus als ihren König verehren und bereit sind, jeden Augenblick Leib und Leben für ihn zu lassen." — „Dummes Zeug!" brummte Tird. Unbekümmert fuhr Agathangelos fort: „Und nun, Freunde, treibt es mich wieder, euch einen Vorschlag zu machen! Ihr habt mir schon einmal die Hand zum Bund gegeben. Nur wenige zwar, damals, als wir den Lichtbund schlossen. Ihr habt Licht gewirkt in Athen. Ich weiß es. Nun schlag ich vor: wir schreiten fort, vorwärts, aufwärts im Licht. Jeder, der im Lichtbund ist, suche freiwillig Leiden von Mitmenschen und nehme sie stellvertretend auf sich. Stellvertretend mit Wissen und Absicht. Er suche den Kranken oder den Armen oder den Traurigen, den Gefallenen und Gebundenen im Laster, er breche ins Reich der Finsternis ein und entreiße dem König der Nacht seine Opfer — er sage in allem die Wahrheit, er dringe auf völlige Ehrlichkeit und Redlichkeit und leide den Haß der Unwahren, Unredlichen, Geizigen. Er bekenne sich überall als Kämpfer des Lichtes — und leide Haß und Tod mit Freuden. In keinen Zirkus gehe er mehr, wo Tiere oder Gladiatoren zu Tode gehetzt werden. Kein Duell nehme er an. Keine Waffe ergreife er mehr. Aller Gewalt, allem Krieg, allem Widerstand entsage er — Leiden, Leiden, Leiden sei sein Sieg! Sanftmut, Geduld, Vergebung seien seine Waffen. — O Brüder, ahnt ihr euer Leben, fühlt ihr, wie ihr frei werdet, seht ihr von ferne das Reich des Lichtes leuchten im Glanz des Himmels? Hört ihr's läuten, singen und klingen? Friede, Friede auf Erden! Leiden schafft Frieden! Leiden bringt Erlösung! Leiden ist Tat! Kraft, Gewalt, Sieg! — — — Wer tritt bei?" Außer jenen drei ersten kamen noch einige. Die andern blieben im Hintergrund. Tird hatte sich längst durchs Fenster in die Trinkstube hinabgelassen. Der Morgen brach an, als die Getreuen des Agathangelos in seine Hände gelobten, sie wollten als Kämpfer des Lichtes nun auch freudig aller Gewalt und Macht ungeistlicher Art sich enthalten und willig durch Leiden

für das Licht die Finsternis besiegen helfen. Zu den drei ersten seiner Lichtfreunde sagte Agathangelos vor seiner Wohnung: „Ihr wißt, woher ich die Idee des stellvertretenden Leidens habe?“ Sie sprachen miteinander tiefbewegt: „Von Golgatha!“

Fünfzehntes Kapitel.

Dionysos.

Aurora fuhr auf. Sie färbte den östlichen Horizont, als wollte sie den Himmel mit Spätrosen bestreuen. Phöbus rollte auf dem flammenden Sonnenwagen dahin, als wollte er über das festgeschmückte Athen alle seine Strahlen gießen. Äolus ließ aus seiner Höhle die sanftesten Zephire hervor, und säuselnd fächelten sie durch den herbstlich gefärbten Park und vor den Fenstern Tirds. Der stand schon längst am Fenster und hatte mit Unruhe das Erwachen des Tages erwartet. Als die ersten Rosawölkchen am Himmel erschienen, fluchte er und lief zornig im Zimmer auf und nieder. „Nur heut und morgen nicht, Aurora! Am dritten Tag — nun denn, wenn du dein Wasser nicht verhalten kannst, alter Zeus!“

Wieder maß Tird den Himmel ab. Die Rosenwölkchen mehrten sich und wurden rot und feurigrot. Tird ballte die gewaltigen Fäuste gegen Aurora. Friedlich schwammen die Wölkchen vorüber. Tird dachte an Briseïs und legte sich nieder. Eine riesige Gestalt war er geworden. Das Lager ächzte bei jeder Bewegung. Aller Unmut war dahin. Briseïs wird auch Rosen tragen und Geisblatt im Haar und Astern und Chrysanthemen am blendenden Linnenkleid. Aurora, was bist du gegen Briseïs! Äolus, fächle ihre Seidenhaare, die goldschimmernden, mit deinem süßesten Zephir! Phöbus, gieß über sie dein schönstes Licht! Zeus, wenn du sie verregnest, Zeus! Tird sprang auf und rannte wie zum Zweikampf gegen die Marmorstatue des Olympiers an der Wand bei der Türe. Er faßte sie beim Kopf und rief mit dröhnender Stimme: „Zeus, ich schwöre dir beim Styx, du wirst zerschmettert werden, wenn du regnen lässest. Segne Briseïs, Zeus! Hera Gamelia, mach mir Briseïs willig!“ Dann lachte er laut auf, daß drüben Koswita und Harsa vom Schlaf auffuhren und entsetzt riefen, was ihm fehle? „Briseïs!“ schrie er wild auf

und schlug mit beiden Fäusten an die Türe. Koswita und Harsa schwiegen stille. Doch Tird vernahm deutlich den schwachen Ton eines verhaltenen, tiefen Seufzers. Wütend warf er sich wieder aufs Bett und sein Unmut richtete sich nun in lautem Spott und Trotz gegen Christus und die Christen. Koswita war dem neuen Glauben verkauft, Haß stieg in Tird auf gegen die Schwester. Sie gönnte ihm Briseïs nicht. Aber Briseïs war klüger. Mobed hat seine Sache gut gemacht. Ich will dir's danken, heiliger Mobed, wo du auch seist! Wieder ein unbändiges, häßliches Lachen! Tird beschaute seinen mächtigen Leib, betrachtete sorgsam jedes Glied, dehnte, streckte, reckte sich nach allen Seiten und rief, wieder aus dem Lager springend: „Bacchus, du bist nichts! Aber ich bin Bacchus! Ein herrlicher Bacchus, ich!“ Er sprang ans Fenster. Feierlich lockte der Morgenhimmel. Wie im Feuer standen die Götter und Göttinnen der Akropolis. Ernst thronte der riesige Zeus. „Was schaust du so ernst, Vater Zeus! Ich saß ja auf deiner Nase und fing in deinem Bauche Ratten. Tu' doch nicht so ernst! Und du, gute Pallas, auch auf deinen Schultern bin ich ja gesessen und habe von dort regnen lassen auf Erden wie dein Vater Zeus!“ Verwundert schauten die ersten Sklaven im Park auf und forschten, woher das weithin dröhnende Gelächter kam. Sie sahen Tird mit bloßem Oberleib am Fenster stehen und lachten ihm laut zu. Einige Zeit später wanderte er zum allgemeinen Ergötzen des Gesindes im Atrium und im Park herum, zum weiblichen Ergastulum hinüber und erregte dort wilde Flucht, hohe Angstrufe, weithin hörbares Gelächter. „Gott Bacchus“ war erschienen. Eine mattgelbe Tunika kleidete ihn von den Schultern bis oben an die Knie. Gelbe Stiefel reichten bis zur Hälfte der Unterschenkel. Ein flammendroter Gürtel zog die Tunika in liebliche Falten. Am Gürtel hingen die Sinnbilder des Herbstes: kleine silberne Winzermesser, kleine runde Sicheln, goldene Trauben, Sönnchen, Möndchen von Silber und Gold. Das Lockenhaar war vom Diadem mit Perlen und Diamanten durchzogen und voll von Weinlaubblättern in allen Farben des Herbstes, vom matten Hellgelb bis zum dunklen Weinrot. Um die breite Stirne schlang sich ein festes Band von braunem Leder und aus dessen Mitte ragte ein blitzendes, scharf zugespitztes, vergoldetes Horn hervor. Der ganze Leib war von Weinreben und Geisblattzweigen voller großer Blätter umwunden. In der Rechten führte er den Tyrsusstab: einen starken, mannshohen Waldstock, gleichfalls von unten bis oben

von Weinlaub umwunden. So lief und sprang er umher und übte sich in den bacchantischen Bewegungen und Sprüngen. Überall suchte er Briseïs. Sie war aber bereits in den Händen der Kammerdienerinnen der Fürstin und wurde gekämmt, gelockt, mit Herbstblumen und Weinlaub, Perlen, Diamanten und allem nur denkbaren Schmuck als Führerin der Bacchantinnen hergerichtet. Sie war das helle Entzücken aller. Im gelbseidenen Festgewand mußte sie die Bewegungen der Bacchantinnen probieren, von den ersten, kaum merkbaren Bewegungen bis zu den wilden, kreisenden, wirbelnden, fliegenden, die den Schluß der Dionysosfeiern, die rasende Ekstase vorstellen sollten. Prächtig kamen die Falten des Kleides und die Farben zur Geltung. Jubel und Händeklatschen lohnten ihre Leistung. Droben in ihrem Schlafsaal aber saß Koswita in hellen Tränen, von Harsa um die Schultern gehalten. Beide hatten sich eingeschlossen. Beide wußten: der Tag wird bitteres Unglück bringen. Die Finsternis wird siegen über das Licht. Tird wird sich vergessen und niemand kann ihm widerstehen. „Arme, unglückliche Briseïs!“ schrie Koswita auf. „Ich muß hinab. Ich will!“ — Harsa hielt sie fest. „Laß mich, ich muß! Briseïs!“ schrie Koswita aus allen Kräften. Als Antwort erschallte vom Ergastulum her wildes, wieherndes Gelächter beider Geschlechter. Hörner, Fanfaren, Tuben schmetterten, Tamburine, Glocken, Zithern — alles stimmte, probierte, spielte. Dazwischen dröhnte Tirds Löwenstimme, der den Zug ordnete, die Gäste alle, und die Sklaven und Sklavinnen, von denen alle mitziehen mußten, die durch Gestalt und Temperament noch irgendwie zur Fülle des Festes in Betracht kommen konnten. Der Zug ordnete sich; voran die Bläser, Pfeifer, die Tamburinschlägerinnen in hellgrünen oder traubenblauen Röcken, dann Dionysos, der Führer der Jünglinge, alle ähnlich bekleidet wie er, doch ohne Diadem und Horn; Briseïs mit den Mädchen, alle in glänzendem Safrangelb und weißen Schuhen, Weinlaub, Gaisblatt im Haar. Es folgten Winzer in ihrer Tracht, Keltertreter mit einer breiten Kufe, reich an den Rändern mit Weinlaub und Trauben behangen, Jäger, Jägerinnen in grüner Tracht, mit Bogen und Pfeilen, Bacchantinnen mit dem Fuchsfell, eine Reihe von Leuten mit Tierfellen und Tierköpfen, wandelnde Löwen, Tiger, Eber, Auerochsen. Unter schmetternder Musik, mit Jauchzern, Jodlern und Abschiedswinken verließen sie die Villa und zogen alle in die Stadt. Koswita und Harsa lagen auf ihren Knien und beteten für Tird und Briseïs. Auf der

Treppe standen Fürst und Fürstin und sahen abschiedswinkend dem Zug nach.

Die Stadt war ein Garten, ein Wald von Laub und Reben. Die Straßen wimmelten von Menschen. Wie Bächlein zum Strom, so zogen aus allen Straßen und Gassen einzelne oder Gruppen Verkleideter zum Marktplatz. Der unabsehbare Festzug setzte sich in Bewegung. Reiter, Wagen, Tausende zu Fuß, Priester, Beamte, Konsuln, Richter, die Aristokratie Athens in leuchtendweißen Gewändern, die Frauen in offenem Haar. Diademe, Perlen, Diamanten, Goldketten und Spangen blitzten im vollen, warmen Morgenlicht wie Tau im Feld. Die Springbrunnen schossen stäubend in die Höhe. Fenster, Balkone, Dächer waren verdeckt von Menschen, die Luft voll Balsam, von Weihrauch und Blumendüften geschwängert. Ein Regen von Blumen, Früchten und Schmuckgegenständen aller Art fällt auf den Festzug, aufs wogende Volk; Rennen, Haschen, Streiten, Zanken beim Auflesen. Ein Meeresrauschen von Menschenstimmen. Dionysosgeist. Leben! Ungebundenes, sorgenfreies Leben im Festglanz des tiefblauen, wolkenlosen griechischen Himmels. Durch die Hauptstraßen windet sich schnekkenartig der Zug um das Stadtinnere, dann hinaus in die Gärten, durch den Olivenwald der Piräusstraße nach dem Hafen, um dort zu rasten und am Ufer in wimmelnden, sonnbeglänzten, farbenschillernden Gruppen oder auf wein-, früchte- und fleischbeladenen Barken sich zu erfrischen. Die höchsten Spitzen der Masten sind beflaggt. An der allerhöchsten hängt Dionysos. Über Volk, Stadt, Meer hin schallen seine Jauchzer, auf allen Masten und Tauen sind seine Gesellen, schwingen Zweige und Stäbe, rufen, jauchzen, jodeln. Dazu kreisen mit sonnbeglänzten, schimmernden Flügeln die Meervögel. Im grünen, samtweichen Rasen am Ufer liegt Briseïs inmitten ihrer Bacchantinnen. Keiner Senatorin, keiner Matrone Athens wurde heute mehr Ehre erwiesen, als ihr, der Sklavin des Licinius.

Mittag. — In hellen Haufen eilt das Volk voraus, lange, bevor die Herolde in langen, silberblitzenden Tuben die Zeichen zum Aufbruch bliesen. Zum Theater des Dionysos! Seit der Nacht schon war es umlagert von Tausenden, die auf die Öffnung der Pforten harrten, um als die Ersten die besten Plätze des ungeheuren Amphitheaters zu füllen. Wein und Lebensmittel hatten sie bei sich. Doch erst, als der Festzug nahte, schmetterten im Orchesterraum des Theaters die Tuben und Hörner. Die Tore taten sich auf. Der Menschenstrom

flutet herein. Der Festzug füllt den Raum, und die Menge des Volkes überfüllt ihn. Mit der Kraft der Augusthitze brennt die Sonne auf die unzählbaren Köpfe nieder.

Der ganze Nachmittag ward dem Schauspiel geweiht. Still wie der Himmel über ihm, war alles Volk, als die Zeichen zur Eröffnung erklangen und König Ödipus auf der Bühne erschien.

Die Wirkung der Tragödie war ungeheuer. Minutenlang nach dem Schluß regte sich kein Glied in der Zuschauermenge. Dann brach ein Beifallsturm aus, der die Luft erzittern machte. Ergriffen standen die Schauspieler da. Ströme von Blumen fielen auf sie nieder, ganze Körbe von herrlichen fremdländischen Pflanzen wurden vor sie gestellt. Der Sturm der Begeisterung erlahmte erst, als die Schauspieler tatsächlich unter einem Hügel von Blumen begraben lagen.

Verwirrender Wohlgeruch erfüllte die Luft. Dazu der Weingeruch, die Düfte von frischen Lebensmitteln, Früchten, Süßigkeiten, die Puder- und Toilettengerüche. Es wogte und wallte wie in einem Berg voll Ameisen. Ödipus ward vergessen. Dionysosgeist erfaßte langsam die Versammlung wieder. Es strömten die Massen aneinander vorüber, hinaus, hinein. Man suchte die verlorenen Bekannten und fand inzwischen überall andere; grüßte, lachte, sprach vom Fest, vom Schauspiel, vom Wetter, von Tird und Briseïs, von Politik und Handel, von Kaiser und Reich, bis die schmetternden Tuben den Beginn des zweiten Stückes verkündeten und alles wieder seinen Plätzen zuströmte. Die Sonne sank. Flammendes Abendrot und tiefes Violett färbten den hellgrünen Himmel. Sommerliche Wärme blieb vom Tag zurück. Auf der Bühne loderten auf hohen Kandelabern mächtige Fackeln und verbreiteten über den dunkelnden Zuschauerraum Harz- und Pechgeruch. Gespannt erwartete die Menge die Eröffnung des zweiten Stückes, das wieder die dionysische Stimmung wecken und allgemein eine Ekstase vorbereiten sollte. In aller Munde waren jetzt die Namen Tird und Briseïs. Tird war der Dichter und sollte selber die Hauptrolle spielen. Briseïs, seine stadtbekannte, vielbesprochene Geliebte, sollte die Heldin des Lustspiels sein. Kein Mensch wußte, was gespielt werden würde.

Warum begann das Spiel nicht? Die Menge wurde ungeduldig. Rufe, Pfiffe ertönten. Man trampelte mit den Füßen. Alles kam in Bewegung. Aus den vordersten Sitzreihen stiegen einige hinab zum Proszenium und fragten Diener nach dem Grund der Verzögerung. Bald lief die Kunde durchs Thea-

ter: Briseïs weigere sich, zu spielen. Einige Minuten später wußte das ganze Theater, Briseïs sei Christin. Hohngelächter, Spottreden gegen die Christen schallten durch den Raum. Wut packte die Jugend. Allgemeine Empörung drohte auszubrechen. Briseïs wurde immer lauter, immer trotziger gefordert. Da gellten dreimal die Fanfaren. Sofortige Stille trat ein. Aus schwarzem Hintergrund, dessen Ringmauerrand die Sterne zu berühren schien, stierten mit wollüstigem Verlangen Augen, Augen, unzählbare Augen auf die Bühne nieder, auf Briseïs, die Christin.

Ein Ruf allgemeinen Staunens lief durch die Menge, als die wallenden Vorhänge mit ihren riesenhaften Dessins einer ägyptischen Landschaft mit dem grünen Nil, mit Palmen, Krokodilen, Pyramiden und Obelisken, ägyptischen Bauern mit Pflug und Ochsen, Krieger, Priester mit dem Apisstier, endlich fielen, und ein ägyptischer Königshof mit seinen Säulen und Sphinxen, mit plätscherndem Brunnen, mit dem König unter grünem Baldachin, in schneeweißem Byssos und goldener Krone sichtbar wurde. König Rhampsinitos bespricht mit wichtiger Geheimtuerei allein mit seinem Baumeister einen Plan, auf welche Weise seine großen Schätze ganz geheim und sicher vor Diebstahl, Erdbeben und Feuer aufbewahrt werden könnten. Die Beratungen zwischen beiden, die verschiedenen Projekte des Königs, die überlegenen Einwände des Baumeisters und sein endgültiger Rat bildeten den ersten Akt, der von Anfang an die ganze Menge in Spannung hielt und von Zeit zu Zeit durch die komische Darstellung des schlauen Baumeisters stürmische Heiterkeit hervorrief. Still wie die Nacht, die über dem Theater lag, verfolgten die Zuschauer den weitern Verlauf. Der Baumeister wird krank und liegt sterbend zu Bette. Er läßt durch seine Frau seine beiden Söhne rufen und verrät ihnen unter großen Beschwerden das Geheimnis vom königlichen Schatz. Den sollen sie sich mit größter Vorsicht nach und nach holen. Bei unheimlich flackerndem Laternenschein sieht man die beiden Diebe an der Wand des Palastes arbeiten. Das Klirren der Schlüssel dringt durch die Grabesstille bis zu den höchsten Sitzen des Theaters empor. Der Stein wird herausgenommen. Der eine Bruder kriecht hinein, der andere hält die Hände hin. Das Gold blitzt auf. In langen Kapuzenmänteln schleichen die beiden davon.

Helles Licht beleuchtet die Szene und deutet den Tag an. Der König wandelt allein in seinem Schatzhaus und merkt den

Verlust. Die Szene des Diebstahls wiederholt sich. Der König legt eine Fußschlinge. Der Dieb verfängt sich darein in der nächsten Nacht. Man hört durchs ganze Theater die Klagen des Gefangenen und die Beratung der Brüder, wie das Geheimnis bewahrt und der freigebliebene Bruder vor Entdeckung und Tod gerettet werden könnte. Ausrufe des Entsetzens tönen jetzt durch den Zuschauerraum, denn in der einen Hand trägt der freigebliebene Bruder den Beutel voll Gold, in der andern den Kopf seines Bruders. Der König findet voller Entsetzen am Morgen den Leichnam und läßt ihn öffentlich hängen. Wächter des Königs mit Spießen und Fesseln bewachen den Leichnam. Wer kommt und jammert um den Gehängten, den sollen sie ergreifen und zum König führen. Die Mutter der Söhne macht in komisch-traurigem Auftritt dem Sohne Vorwürfe, jammert und heult und droht, alles dem König zu verraten, wenn er nicht den Leichnam seines treuen Bruders hole und begrabe. Der Sohn gelobt es. Als Bauer verkleidet erscheint er mit einem Esel, der auf beiden Seiten mit Weingefäßen von Tierhäuten beladen ist. Der Bauer öffnet vor seiner Begegnung mit den Wächtern ein wenig den Halsverschluß des einen Schlauches. Weingeruch steigt auf. Die Wächter riechen es, und bald schlürfen sie heimlich von dem ausfließenden Wein. Ein derbe Volksszene spielt sich im fahlen Lichtschein eines imitierten Mondes ab. Nur der Galgen und die kopflose Gestalt vermochten noch ein wenig die immer lautere Beifallskundgebung der Zuschauer zurückzuhalten. Aber die Szene wurde immer drolliger. Der verkleidete Eselsführer fluchte, drohte, schlug auf die Wächter ein, während diese mit verhaltenem Mund und stummen Gebärden ihn baten, zu schweigen. Das Augen- und Mienenspiel der weingierigen Wächter in ihren Helmen, Panzern und kurzen Leibröcken wirkten urkomisch. Sie hüpften um die Schläuche her, gaben summende, brummende Töne von sich, endlich wurden sie betrunken und sanken, einer nach dem andern, neben den Esel hin. Denn der Führer hatte zuletzt den Gutmütigen gespielt und einen Schlauch nach dem andern geöffnet. Als alle trunken waren und laut schnarchten, schnitt der Bauer den Leichnam seines Bruders ab, belud den Esel damit, schor den Wächtern noch die rechte Wange kahl und ritt davon. Die folgenden Szenen führten zu einem eigentlichen Taumel von Lust und Beifall der Zuschauer. Briseïs trat auf, sicher, keck, übermütig, die Stimme zitterte zwar vor Erregung, das Gesicht schien weithin bleich

und angegriffen, wie von Angst erfüllt, aber ihre Rolle als Königstochter spielte sie mit bezauberndem Reiz, mit meisterhafter Schalkheit und Verschlagenheit. Sie sitzt nach dem Willen des Königs Tag und Nacht am offenen Königshof am Brunnenrand, unter den ihr Haupt berührenden Zweigen des Wacholderbaums, und jeder Mann und Jüngling vom Wege her darf kommen, ihr seine Taten erzählen, und wer die klügste Tat getan, soll ihr Bräutigam werden. Damit hoffte der König, den Dieb mit List fangen zu können. Aber der Dieb war klüger als der König. Wieder verkleidet, kommt er nachts im Zwielicht der am Brunnen aufgestellten Fackeln zur Königstochter, seiner einstigen Jugendgespielin. Sie kennt ihn nicht. Er erzählt ihr alles ganz genau, vom ersten Diebstahl bis zum Tod des Bruders. Die Königstochter bekommt Gefallen an dem klugen Jüngling, Liebesworte, Liebeszeichen werden gewechselt. Die Fackeln erlöschen. Mit totenstiller Wollust bohren sich die Augen der Menge durch die nur von ganz schwachem Lichtschimmer durchbrochene Finsternis. Der Sinnenreiz der Zuschauer ist durch den raffinierten Lichteffekt der roten und grünen Lichter, durch den Silberglanz der gazeartigen, amorgischen Gewebe, die Briseïs Leib und Glieder bei jeder Bewegung in weißem Glanz erscheinen ließen, durch die stumme Szene eines halbverhüllten Liebesaktes aufs äußerste gespannt. Alle atmen auf, viele schreien mit auf, als die Königstochter nach dem König, nach den Wächtern ruft. „Ich hab ihn, ich halt ihn, schnell!“ ruft Briseïs gellend hinter die Szene. Lichter werden von allen Seiten sichtbar. Der König erscheint, die Szene füllt sich mit Wächtern, Rittern, Dienern. Ein nächtlicher Aufzug in Halbkleidung und halbwachem Bewußtsein. In allgemeiner Verwirrung sitzt die Königstochter da und hält noch immer krampfhaft — den kalten Arm des getöteten Diebes. Der listige Bruder aber ist auf und davon. Mit ihren Liebesklagen füllt die Briseïs-Königstochter die Luft, wird von Vater, vornehmen Rittern und Beamten eines Bessern getröstet. Doch aller Trost umsonst. Mit leidenschaftlicher Gewalt verlangt die Tochter die Aufsuchung des entflohenen Geliebten. Ihn, und keinen andern wolle sie. Die Verlegenheit des dummen Königs mit seiner goldenen Krone, die stummen Zeichen und fragenden Mienen und die affenähnliche Nachahmung der Hofleute löste donnerndes Gelächter aus, das sich steigerte bis zu unsinnigem Toben und Brüllen, als der Dieb wieder erschien, und als Sohn des verstorbenen Baumeisters entdeckt wurde.

Auf Grund der vom König erlassenen Amnestie wird ihm alle Schuld vergeben. Versöhnung folgt. Hochzeit in fabelhafter Pracht und Lichtentfaltung wird gefeiert. Der kluge Bruder wird zum höchsten Rat ernannt. Taghell war die Bühne beleuchtet. Tausende von Mitwirkenden belebten die Szene. Ohrenbetäubender Lärm von Hörnern, Trompeten, Zithern, Tamburinen. Volksspiele, Ringkämpfe, Wettläufe. Und allmählich ging die ganze Aufführung in das eigentliche orgiastische Dionysosfest über. Die Tänze des Gottes und seines Gefolges begannen. Der griechischen Sitte gemäß tanzten die Jünglinge und die Jungfrauen je für sich. Tird als Dionysos führte seine Schar. Briseïs die Mädchen. Jede Abteilung führte, eins hinter dem andern, zunächst in ruhigen Schritten und rhythmischen Bewegungen unter schmeichelnder, ländlicher Musik der Pfeifen und Flöten Halbkreise aus und trafen in der Mitte zum vollen Kreis zusammen. Tirds und Briseïs' Augen glühten einander entgegen, wenn sie zusammentrafen. Ihre Glut riß alle Mitwirkenden mit. Die Reigen der Bacchanten in ihren Weinlaubkleidern oder Fuchsfellen und Tierköpfen wurden ekstatisch. Das Religiöse, das Unheimlich-Mystische packte Spielende und Zuschauer. Die Musik wird wild, immer sinnlicher, immer aufreizender. Die Menge wird gepackt. Viele Zuschauer tanzen an Ort und Stelle mit und wissen es selber nicht. Wilder der Tanz der Bacchanten. Das goldene Horn des Dionysos gleicht einem hin- und herzuckenden Blitz. Seine Sprünge werden löwenhaft. Keiner vermag mehr zu folgen. Briseïs glüht. Wangen, Nacken, der ganze Leib steht wie in Flammen. Um sie her donnert der Beifall. Alles in ihr, um sie, unter ihr, über ihr tanzt, wogt, schwankt. Wie ein Strom, der das Gelände überflutet, brach endlich der Chor der Bacchanten, allen voran Tird, hinter ihm Briseïs, über die Bühne herab, in den Zuschauerraum, die Zwischengänge hinauf, um die Rundgänge, in rasendem Lauf um das ganze Theater herum. Alles weicht vor ihnen zur Seite, schließt sich hinten an — eine gärende, brodelnde, schäumende, nach Atem ringende Masse von Wahnsinnigen! Hunderte fallen ohnmächtig hin. Über sie weg braust der Zug. Die Gottheit ist nahe. Der Taumel ist zur Religion, ist heilig geworden. Dionysos hat sich in seinem Sinnbild, in Tird verkörpert. Briseïs ist voll von seinem Geist, ist Gottheit geworden. Das Letzte, Furchtbare, fehlt noch: Blut. Blut! Im Blut des heiligen Stiers kann die Gottheit getrunken werden. Schon brüllt der Feststier auf hinter der

Szene. Kaum können ihn die Wächter mehr an ihren Stricken halten. Tird stürmt voran, der taumelnde Menschenknäuel ihm nach. Rang und Stand, Geschlecht und Alter, Freundschaft und Feindschaft — alles ist aufgelöst in e i n e n heiligen Wahnsinn. Tird ist Gott. Briseïs ist Göttin. Mit lufterschütterndem Geschrei, in dem Wonne und Angst durcheinander zittert, begrüßt die Menge auf der Bühne den losgelassenen Stier, der, von all den farbigen Lichtern, von all dem schmetternden, kreischenden, ohrenzerreißenden Lärm von Musik und Evoë-Geschrei verwirrt, gereizt, die Nüstern hebt, wild mit dem Schweif schlägt, mehrmals aufbrüllte und endlich in gewaltigen Sätzen gegen Tird sprang, der, mit langem Spieß und einer riesigen Streitaxt bewaffnet, mit seinem Rücken das Gefolge hinter ihm schützte. Einige Augenblicke dumpfer Stille. Man hörte nur die Hufe des wütenden Tieres am Bretterboden der Bühne aufschlagen, und von Zeit zu Zeit sein hohes, pfeifendes Gebrüll. Die Augen drangen drohend aus den Höhlen. Das Weiße blitzte auf. Je nach den Sprüngen des Stiers schrie der Haufe hinter Tird wild kreischend auf, und mehrmals vernahm man eine Stimme voll bebender Angst: „Tird, Tird!“ Der stand zunächst wie eine Mauer still und regungslos, als zielte er nach einer Stelle am Hals des Tieres. Dann erhob er seinen Spieß, ging allen Bewegungen, sprang allen Sprüngen des Stiers nach, erhob den stierähnlichen Ruf, und alsbald stimmte die Menge hinter ihm in gleichen Lauten ein. Der Boden zitterte unter allen Füßen, die Luft vom Geschrei, als das erste Blut des Tieres aufspritzte. In rasendem Sprung sprang es gegen Tird. Die Axt blitzte auf und mit entsetzlichem, dreimaligem Todesgeschrei stürzte der Stier in strömendem Blutverlust nieder. Ein Augenblick — und, was Hände hat, füllt sich die Hände mit Blut, schlürft es wie Wasser von der Quelle, füllt sie wieder. Die Hintern stoßen, drängen, stürzen über die Vordern. Man schlägt, tobt, flucht. Erstickende stöhnen nach Luft, greifen mit den Händen unter der Masse hervor wie aus ihrem Grab. Umsonst. Alle wollen des Gottes teilhaft werden. Alle wollen Vergebung, Erlösung, Leben, ewiges Leben! Wollen in übernatürlicher Weise mit der Gottheit vereint werden — sie schauen! Im Blut des Opfers trinkt man die Gottheit. Im rohen Fleisch, das mit den Händen in tausend Fetzen vom Leib des Stiers gerissen wird, ißt man die Gottheit.

Der Morgen graut. Von trüben, schweren Wolken, deren

letzte, zerfranzte Enden wie Kulissen zur Szenerie der Bühne zu gehören schienen, tropft leiser, lauer Regen. Weiße Nebel steigen vom Meer herauf und umringen bald die bluttriefende Szene. Der weite Theaterraum steht öde und verlassen. Blut — Schweiß — Weingeruch erfüllt alles. Der Boden, die Gänge, die Sitze des Theaters liegen voller welker Blumen und Kränze.

Das Volk war nach und nach verschwunden, denn es regnete längst. Unter dem Menschenknäuel auf der Bühne zu unterst liegen Tird und Briseïs. Indem sie in sinnloser Liebestrunkenheit Leib und Seele vereinigten, stürzte die blutdürstige und liebesgierige Menge der Bacchanten über sie. Welk und kraftlos, vermochte Tird nicht mehr sich des Haufens zu erwehren. Die Sinne verschwammen ihm in unendlichen Seligkeiten. Er wußte nichts mehr von sich. Als er endlich wieder zum Bewußtsein kam, lag er noch auf der Bühne. Kein Mensch war mehr da. In seinen Armen hielt er den Leichnam der Briseïs. Das goldene Horn des Bacchus hatte im Augenblick der höchsten Wonne ihrem jungen Leben den Todesstoß gegeben. Einige Augenblicke höllischer Schrecken und Seelenqualen; einige unwillkürliche Zuckungen des gewaltigen Leibes, vom unsagbaren Grauen geschüttelt — dann wurde es finstere Nacht vor Tirds Augen. Wie leblos sank er auf den Leichnam zurück und das Bewußtsein schwand wieder. Als er erwachte, lag er in seinem Bett. Die eine seiner Hände hielt der Arzt Valerius, die andere Koswita, die vor dem Lager kniete und ihr Gesicht auf des Bruders Brust verbarg, die in kurzen, schweren Atemzügen auf und nieder ging. Ernst blickte das Standbild des Zeus an der Wand auf den Kranken nieder.

Schluß des ersten Teiles.

Zweiter Teil.

Sechzehntes Kapitel.

Die Sorgen des Imperators.

Wo das einfache Feldherrnzelt Diocletians gestanden hatte, da war seither ein Palast erbaut worden, der mit grauen Granitquadern sich lagerähnlich in Rechteckform aus dem Boden erhob. Massive vier Türme an den vier Ecken gaben dem Palast ein majestätisches, aber düsteres Aussehen. Ein herrlicher Park umgab ihn und reichte mit seinem untern Teil bis gegen das blaue Marmarameer hinab. Zwei Legionen von je sechstausend Mann umgaben im weiten Lagerkreis und Park den Palast. Kein Mensch gelangte mehr unvermittelt vor den Kaiser. Ohne Anmeldung beim Offizier der kaiserlichen Leibwache, ohne dessen Weiterleitung von Namen und Gesuch an den Oberhofmarschall und dessen Weiterleitung an den Oberzeremonienmeister vermochte kein Senator und kein Fürst mehr das Angesicht des Kaisers zu sehen. Alle Grade waren militärisch. Jeder Beamte trug die Chlamys mit dem Cingulum von purpurgefärbtem Leder mit goldenem Verschluß. Das ganze Erdgeschoß des Palastes war für die Regierungsgeschäfte bestimmt. Zimmer für Zimmer waren mit Schreibtischen, Aktenschränken, Schreibern besetzt. In einem großen Saal in der Mitte der Flucht aller dieser Räume lag das kaiserliche Arbeitszimmer. Der obere Teil des Palastes faßte die Wohnung, die Prunkgemächer, Gastzimmer und Bäder. Sommerpracht lag über Nikomedien. Im Regierungssaal standen an den offenen hohen Fenstern die beiden Imperatoren Diocletian und Maximian. Sie trugen den Panzer mit den goldenen Adlern und den Purpur.

Wohl eine Stunde schon hatten die beiden die Lage des Reiches besprochen und ihre Meinungen gegenseitig aus-

getauscht. „Herkulius“ * hatte seinem „Jovis“ genauen Bericht gegeben von seinen letzten Waffentaten. Maximian war im September unseres Jahres, 302, in Köln, von wo aus er mit dem Schrecken seines Namens die aufrührerischen Germanen und Goten der Rheinlande überwachte. Am ersten November rief ihn plötzlich Diocletian nach Afrika, um dort einen Aufstand zu unterdrücken. Maximian zog mit seiner Legion auf dem kürzesten Weg über den großen Bernhard nach Brundisium, dem italienischen Einschiffungsplatz. Damit war er am 22. September in helvetischem Gebiet, im Vallis. Den Aufstand in Afrika schlug er nieder und berichtete eben dem Imperator das einzelne davon. Alle seine Vorkehrungen billigte Diocletian. Dann umwölkte sich die hohe Stirn des Kaisers. Maximian war auf eine ihm unangenehme Frage gefaßt. — — —

„Dann zogst du nach Afrika?“ — „Du sagst's, und zwar durch Helvetien, in das Vallis, um über den großen Bernhardus nach Italien zu kommen.“ — „Dann meuterten die Thebäischen Legionen? Wie?“ Statt der Antwort erging sich Maximian in wilder Wut und rohen Flüchen über diese Legionen, die nach allgemeinem Urteil im Heer für die tapfersten und treuesten Soldaten galten, und wenn auch diese Legionen, aus dem eroberten Ägypten stammend, vielfach Christen waren. „Ihr Glaube hätte sie bis dahin nicht feig und untreu gemacht, im Gegenteil“, meinte Diocletian. „Sie kamen doch getreu aus dem Orient, sobald sie unsern Befehl hatten?“ — „Nun ja, das taten sie“, erwiderte gereizt Maximian. „Aber im Engpaß von Agaunum, da faßten sie Posto, weil sie meinem Befehl zum allgemeinen Opfer des Heeres für Jupiter nicht gehorchen wollten. Ich war mit meinen Truppen bei Oktodurum.“ — „Und dann ließest du sie alle zusammenhauen?“ fuhr Diocletian ergrimmt auf. „Nein, zuerst einige“, erwiderte Maximian mit gehässigem Spott, „dann weitere, zuletzt alle die afrikanischen Krausköpfe. Nur die milchweißen Zähne daran reuten mich, sonst nichts. Beim Herkules! Haben die Schädel Zähne! Und nie kein Zahnweh, denk dir, Jovis, nie kein Zahnweh!“ — „Das mag dir in deinen alten Hauern damals übel gezuckt haben, als du den verrückten Befehl gabst, Herkulius! Was fiel dir eigentlich ein? Wie, Augustus? Ohne mich vorerst zu fragen! Ohne Überlegung! Einfach wieder aus einer deiner bösen Grillen heraus?“ Maximian warf sich gelangweilt und von der Hitze

---

* Beiname Maximians. Jovis = Diocletian (Jupiter).

des Sommermorgens geplagt, wie ein brummiger Bär auf ein Ruhebett, das unter seiner Last aufächzte und laut krachte. Der Imperator zog die groben, staubigen Stiefel an sich, daß die Fersen das Polster niederdrückten. Die Arme kreuzte er unter dem Kopf. Die gefürchteten, schwarzfunkelnden Augen blickten von unten nach Diocletian hinüber. Ein gewisser Hohn lag in Maximians Blick; eine Art leiser Verachtung in der häßlichen Haltung seines plumpen, schweren Leibes. Doch Diocletian gab nicht nach. Gereizter klang seine Stimme: „Ich denke, der, der seinen alten Jugendfreund zum Mitkaiser erhoben hat, darf wohl wissen, warum die tapfern Thebäer fallen mußten?“ Ohne ein Glied zu bewegen, oder einen Blick von ihm abzuwenden, brummte Maximian: „Wegen Ungehorsam deportierte Kaiser Diocletian die guten Thebäer aus der Heimat. Wegen Ungehorsam ließ sie Maximian töten.“ — „Wollten sie dir nicht folgen nach Afrika?“ — „Hm — das gerade nicht. Aber nicht helfen wollten sie, die verdammten Christen im Heer und unter den Germanen und Helvetern auszurotten. Nicht opfern wollten sie den Bildern des Kaisers, deinem und meinem, und dem Jupiter auf dem Bernhardus droben. Der verfluchte Oberst Mauritius habe seinen Soldaten gedankt, daß der kaiserliche Blutbefehl ihre Seelen nicht erschreckt habe. Bis jetzt hätten sie nur von Märtyrern gehört, jetzt hätten sie solche gesehen aus ihren Reihen, denen müßten sie nachfolgen. Er sei umgeben von Leichnamen, bespritzt mit dem Blute der Heiligen“ — Maximian lachte roh auf — „und juble darüber, ihrem ruhmvollen Beispiel zu folgen. So riß der Kerl die halbe Legion mit sich ins Verderben. Exuperius, der Fahnenträger, nahm die Legionsfahne und forderte mit dieser in der Hand die letzten zum Märtyrertod auf. Ist das nicht Verrat? Nicht todeswürdig?“ Maximian bekam seinen Wutanfall, sprang auf und fing an über die Christen zu toben und zu fluchen, daß in den Schreibstuben die Federn der Schreiber stille standen, und diese selber an die Wände, unter die Türen traten, das unerwartete Gewitter zu belauschen, das ihnen in die trockene Statistik-, Kopie- oder Rechnungsarbeit angenehme Abwechslung brachte. „Dazu hattest du kein Recht!“ hörten sie Diocletian donnern. „Warum nicht? Wozu bin ich Imperator?“ — „Du kennst ja nicht einmal die Gesetze, Dummkopf, sonst wüßtest du, daß die Christen seit vierzig Jahren Glaubens- und Kultfreiheit haben.“ — „Der Cerberus freß deine Gesetze“, schrie Maximian. „Wärst du ein rechter Imperator, ein rechter Jovis, so hättest

du dies dritte Geschlecht, diese Abart von Menschen, schon längst bis auf den letzten christlichen Hundeschwanz vertilgt. Dafür hältst du dir christliche Kammerdiener, Bibliothekare, Vorleser, von deiner Leibwache sollen die meisten Christen sein, und immer noch steht dort die weiße Kloake dieser Eselskopfanbeter, ihr Bethaus, satt neben deinem Palast, das du vergessen hast, niederreißen zu lassen beim Bau dieses Hauses. Die wachsen dir über den Kopf, Jovis, das sag ich dir, dein treuer Herkulius. Du lässest sie sich ausbreiten, bis sie eine Macht sind und dich zwingen, selber Christ zu werden." Diocletian lachte höhnisch auf: „Du und die Cäsaren* tun ihnen schon dafür. Was brauch ich auch noch unschuldig Blut zu vergießen?" — „Es wär das erste nicht, mein Freund!" Mit hämischer Schadenfreude glotzte Maximian den Mitkaiser aus der Tiefe herauf an. Diocletian biß sich in die Unterlippe und machte sich an einem hochaufgeschichteten Haufen von Kanzleistücken zu schaffen. Als er aufblickte, stand Maximian neben ihm und legte seinen schweren Arm auf Diocletians Schulter. Sie sahen sich schweigend an. „Zürnst du, Jovis?" — „Nein. Unsere Freundschaft hält fester. Ich kenn dein Herz, grimmiger, alter Eisbär! Wenn wir nicht zusammenhalten, geht alles in Brüche. Doch, nicht wahr — gib deine Rechte, Freund! — so! — nicht wahr, unsere Freundschaft kann nicht wanken? Du meinst es ehrlich, gut und treu? Du lässest mich nicht fahren, läßt mir nicht die Bergeslast der Regierung dieses Riesenreiches allein. Dazu hat eine Stunde uns geboren, daß wir beide wie ein Szepter sind —! Maximian, verlaß mich nicht! Alle Zeichen stehen gut, die ich deinetwegen befragen ließ. Die Orakel von Delphi und Milo bestätigten deine Treue." — „Großes Vertrauen hast du, Jovis, das muß ich sagen, daß du von allen Ecken und Enden meine Treue bestätigen lässest", warf Maximian lachend dazwischen. „Verzeih", flehte Diocletian, „sei mir nicht böse! Du kennst mein furchtsames, abergläubisches Gemüt. Es braucht nun einmal Zeichen und Schwüre. Höre! Nein, komm, wend dich nicht ab", flüsterte erregt Diocletian und verfolgte Maximian auf den Fersen durch den ganzen Saal, bat, flehte, immer dringender: „Nur noch einmal, Herkulius!" — „Nein!" — „Nur einmal noch!" — „Nein!" — „Nur ein einziges, letztes Mal noch, Herkulius!" — „Ach! — was schadet's mir, abergläubische Gans du." — „O Dank

* Cäsaren = Unterkaiser.

und Heil dir, Herkulius!" frohlockte Diocletian. „Also, schwör mir noch einmal Treue bis übers Grab, schwöre —" — „Mach's kurz, Jovis", stöhnte Maximian, „ich habe fürchterlichen Durst." Diocletian erholte sich erst mühsam von einem Lachkrampf, dann begann er: „Schwör bei Herkules!" — „Bei Herkules!" — „Schwör bei Jupiter!" — „Bei Jupiter!" — „„Schwör bei Jehova!" — „Wer ist das, beim?" — „Der Gott der Juden: Jehova!" — „Auch beim Judengott, immer besser mit dir! Also bei — Jesova!" — „Nein: Jehova." — „Beim Donner des Zeus denn: bei Jehova!" Maximian war bereits durch beständiges Zurückweichen vor Diocletian in die Nähe der Türe gelangt. „Schwör beim Styx!" — „Beim Styx!" — „Schwör bei Mithras tausend Augen!" — „Tausend Augen!" — „Schwör bei Mithras tausend Ohren!" — „Tausend Ohren!" vernahm noch Diocletian. Mit diesem, von wieherndem Gelächter begleiteten Ruf war Maximian hinausgesprungen. Diocletian stand vor der zugeschlagenen Türe.

Es klopfte. Dreimal noch, bis Diocletian es vernahm. Auf seinen Ruf trat der Oberzeremonienmeister ein und meldete, die Schar der Audienzbegehrenden sei nun so groß geworden, daß der Kaiser heute sie kaum mehr alle anhören könne. „Du glaubst nicht?" — „Ich glaube kaum, Augustus." — „Laß den ersten ein!"

* * *

Statt einem kamen viere. Zwei gewaltige Germanen in blonder Haarfülle, mit großen wilden Bärten. Die rohen Linnenhemden ließen die nackte, breite Brust hervorschauen. Sie war bedeckt von schwarzem Kraushaar, zwischen dem breite, mattrote Narben kreuz und quer hervorschimmerten. Auch Wangen, Gesicht und Stirne trugen die Spuren wilder Kämpfe. Zwei Offiziere in voller Waffenrüstung bewachten rechts und links die beiden Goten. Sie standen hochaufgerichtet, mit stolz zurückgeworfenem Haupt vor dem Imperator und blickten ihn unverwandt mit ruhigen, großen, blauen Augen an. Das Tierfell über dem Rücken, mit den Vordertatzen oben auf der Brust in Halshöhe zusammengeheftet, gab ihnen ein naturhaftes Aussehen, nur die gebleichten Wangen und eingefallenen Augen ließen ahnen, daß ihr letzter Aufenthalt nicht am Rhein oder an der Donau und nicht in den Wäldern Germaniens, sondern im Kerker Nikomediens gewesen war.

Prüfend lag der Blick des Imperators auf den beiden Füh-

rern der „Bagauden“, jener umherziehenden Scharen armer, halb heidnischer, halb christlicher Germanen und Goten. Nach langen, schweren Kämpfen hatte Maximian sie endlich niedergeschlagen und diese beiden Führer nach Rom an den Triumphzug mitgenommen. Durch die Straßen Roms waren sie zwischen lebenden Mauern von gepreßten Menschenreihen, mit Ketten aneinandergebunden vor dem Siegeswagen Maximians marschiert. Nach seinem Willen mußten sie sterben. „Warum habt ihr immer wieder die Waffen ergriffen und den Aufstand geschürt? Ihr wußtet doch, daß euch zur Strafe der Tod erwartete!“ — „Wir fürchteten keinen Tod“, antworteten beide wie aus einem Munde. „Warum habt ihr nicht gehorcht und seid ruhig geblieben?“ — „Der Hunger trieb uns“, erklärte der eine. „Wir mußten vor den nachdrängenden Goten flüchten, von der Donau dem Rhein zu. Da stießen wir auf das römische Heer. Das wollte uns nicht weiterziehen lassen. Wir baten umsonst. Die Not trieb uns zum Kampf. Sonst wären wir mit Frau und Kind verhungert. Nur die Christen waren uns gut. Sie speisten unsere hungernden Frauen und Kinder. Unsere Kranken legten sie in ihre Betten. Ihr Gott, Christus, ist gut und macht gute Menschen aus den Heiden. Die Christen gaben uns ihre heiligen Bücher zu lesen. Ihr Herr, der Christus, ist den Armen gut. Er ruft: Wehe den Reichen und Gewaltigen, die uns verjagt und beraubt haben. Er verheißt den Armen ein Himmelreich. In diesem Reich ist der Christus Imperator. Er wird alle Gewalt haben und alle eure Macht zerschmettern.“ — „Nun, ihr glaubt auch an diesen Gott der Christen?“ — „Wir glauben an ihn“, riefen beide mit Kraft und Wärme. „Er ist unser Herzog. Er gab uns manchen Sieg und Brot und Obdach.“ — „So . . .! Warum ließ er zu, daß ihr geschlagen wurdet?“ — „Sein Reich ist nicht von dieser Welt.“ — „Wir müssen hier leiden, aber es kommt ein großes Reich vom Himmel, dann werden wir essen und trinken mit ihm, wir werden für ihn kriegen und alle seine Feinde besiegen. Alle Cäsaren werden fallen; alle Reiche der Welt werden untergehen, auch das deine, Imperator, und nur der Christus wird herrschen.“ — „So, das wollen wir abwarten, ihr Kerle. So, ihr seid noch Christen zu allem andern? Dann müßtet ihr erst recht sterben. Sucht Gnade!“ — „Wir begehren keine!“ — „Was? Dieser Trotz. Ihr wollt sterben, durchs Schwert?“ — „Uns ist gleich wie. Laß uns sterben, Imperator, und zu Christus kommen. Unsere Frauen und Kinder sind gefangen, die Genossen ge-

tötet. Was soll uns das Leben?" — „Geht. Ich will euer Leben retten. Den Tod verdient ihr nicht." Die beiden grüßten und riefen mit ergreifendem Flehen: „Imperator, gönn uns den Tod!" Ins Staunen versunken stand der Kaiser vor dem Schreibtisch. So oft er die Feder ergriff und die Todesurteile unterzeichnen wollte, so oft hielt er wieder inne und legte den Keil weg. „Christus ist der Imperator". So tönte es in ihm weiter. — — —

Es klopfte. Der Kaiser rief. Einige vornehme Senatoren traten ein und verbeugten sich ein wenig vor dem Kaiser. Sie trugen über der weißen Tunika eine blaue Toga von feiner Leinwand. Es waren Abgeordnete der Frumentarii *, deren frühere hohe Stellung und Einkünfte Diocletian bald nach dem Anfang seiner Regierung abgeschafft hatte. Der Sprecher der Abordnung bat ums Wort. Doch kaum hatte der Kaiser gemerkt, warum es sich handle, so loderte sein Zorn auf: „Ihr wagt es schon wieder, vor mich zu treten? Glaubt ihr am Ende, ich sei reuig geworden und werde euch wieder zulassen am Hof. Fort, sag ich. Jetzt will ich sehen, wer Imperator ist! — Nein! — Still! — Kein Wort! Keine Widerrede. — — Ich will nicht hören! Ich mag und will diese widerwärtige Kriecherei an meinem Hof nicht. Nie war diese Angeberei von Gutem. Wer kann kontrollieren, daß ihr in allem die Wahrheit meldet und euch nicht bestechen läßt von den Reichen? Wie mancher Unschuldige mag durch euch Habsüchtige zu Fall gekommen sein. Euer Beruf ist auch für den besten Mann eine ehrwidrige Stellung. Pfui! Wer wollte auch sein Leben dafür hingeben, die Verfehlungen der Menschen aufzuschnüffeln und am Rüssel hierher zum Kaiser bringen — schmählichem Geld, elendem Ehrgeiz zuliebe. Nein — nein, ich mag und kann dieses Amt an meinem Hofe nicht mehr dulden! — — Was?" — „Ein Wort nur! Imperator!" — „Es sei!" — „Euer Urteil über unsern Beruf ehrt Euch, allerweisester, allermächtigster, allergütigster Imperator! Wie alles, was Ihr in der kurzen Zeit Eurer Herrschaft gewirkt habt. Alles beweist nur Eure Weisheit, die nicht zurückbleibt hinter Eurer Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit." Diocletian neigte dankbar den Kopf und lauschte andächtig. „Doch — darf Euer Diener weiter reden?" — „Redet!" — „Gerade Eure Rechtschaffenheit, ja Eure Frömmigkeit, die allem Volk bekannt ist, gerade die ist

* Inspektoren des öffentlichen Verkehrs und Handelswesens.

es, die uns hierher getrieben hat. Alle wissen, wie sehr Ihr allen gerecht werden wollt. Darum habt Ihr das verdorbene Münzwesen restauriert und Silber und Gold wieder zu Ehren gebracht. Darum habt Ihr der Frauen, der Witwen, der Waisen, der Sklaven sogar, in bewundernswerten Gesetzen unerhörter Staatsweisheit Euch wahrlich als ein Vater des ganzen Menschengeschlechtes angenommen. Die Christen sogar rühmen Eure Milde und hoffen auf Eure Gerechtigkeit." — „Ich danke dir, Sprecher, für deine Anerkennung", unterbrach der Kaiser und stand auf. „Doch eben", fuhr der Frumentarier vorsichtig fort, „gerade Eure Güte, Eure Rechtschaffenheit, ist es ja, die uns heute auf langer schwerer Reise zu Euch treibt. Denn — o glaubt uns vielgereisten Männern, die so viel Menschen und Beamte kennen, glaubt es uns doch — die Menschen sind — schlecht! Die Menschen sind falsch!" Wie ein eingeübter Chor fielen die sechs andern einstimmig ein: „Glaubt es, Imperator, göttlicher Augustus, die Menschen sind schlecht — die Menschen sind falsch!" Diocletian setzte sich in den Armstuhl und sah den Chor bekümmert, mißtrauisch an. Der Redner fuhr fort: „Darum glauben wir nicht, daß e i n Imperator oder zwei, und wären sie noch einmal so weise, als ihr beide seid — wenn anders das möglich wäre — daß der Imperator ein Reich von Millionen Menschen selber übersehen kann." — „Das ist nicht möglich", bestätigte der Kaiser. „Das ist unmöglich", bestätigte der Chor. Der Sprecher fuhr fort: „Darum glauben wir eben, sollte der Imperator — wenn anders ihn unser allerdemütigster Rat nicht beleidigt — die altbewährte Einrichtung der Frumentarier nicht ganz abweisen. Wir, als oberste Beamte des gesamten Handels und Verkehrs im Reich, wir kommen unversehens, unerwartet an die abgelegensten Orte Eures Imperiums. Wir kennen alle Beamten, haben unsre geheimen Hörer und Berichterstatter, die sind Eure geheimen Augen und Ohren, und prüfen die Beamten auf ihren Gehorsam und ihre Treue gegen Eure Befehle. Erlaubt der Imperator eine Frage?" — „Fraget!" — „Wie wollt Ihr selber die Beamten und die Menschen alle prüfen? Wer soll sie kontrollieren, wenn Ihr uns des alten Amts und Rechts enthebt?" Der Kaiser schwieg. Der Redner fuhr fort: „Wohl wissen wir hier, wie sehr die Mehrzahl der Frumentarier Euren Zorn verdient hat, weil sie ihr ernstes, heiliges Amt zu Geiz, Bestechung, Rache und Ausbeutung mißbraucht haben. Aber, erlaubt, hoher Imperator, hat einer von uns schon sein Amt mißbraucht? Könnte einem von uns die

allergeringste Bestechlichkeit, Ausbeutung, Unwahrheit oder Ungerechtigkeit nachgewiesen werden?“ — „Nicht, daß ich wüßte“, bestätigte der Kaiser. „So erlauben wir uns, allergerechtester Imperator, an Eure Gerechtigkeit und Weisheit zu appellieren und Euch den Vorschlag zu machen: Ihr setzet wenigstens uns sieben unbescholtene Frumentarier wieder durch kaiserlichen Erlaß in unser früheres Recht und Amt ein und nehmet wieder in regelmäßigen Audienzen unsre Berichte über Volk und Beamte, vor allem über das Treiben der gewissenlosen Kaufleute, in allen Gnaden entgegen.“ — „Ist denn über die Kaufleute immer noch zu klagen?“ fuhr der Kaiser grimmig dazwischen. Die Senatoren lachten in einstimmigem Chor. Der Kaiser war verwirrt. Der Sprecher antwortete mit süßer Demut und sanfter Stimme: „Der furchtbare Wucher hat wohl aufgehört, göttlicher Augustus, aber gewisse Kaufleute scheinen vorzuziehen, deine treuen Soldaten und Untertanen, das arme Volk der Hauptstädte Rom und Athen mit all den unschuldigen Kindlein — verhungern zu lassen, als die Lebensmittel, vor allem das Getreide, zu dem Preise zu liefern, den Ihr, allergütigster Vater des Reiches, in öffentlicher Kundgebung als Höchstpreis bestimmt habt.“ Gramerfüllt schnellte der Kaiser vom Stuhl empor und maß in großen Schritten den Saal. Nur die Brandung des Meeres und das Summen der vielen Fliegen unterbrach die minutenlange Stille. Die sieben Männer verfolgten mit ihren Blicken jede Miene, jede Bewegung des Kaisers, dessen Inneres vor Wut bebte. Bleich trat er vor die Sieben. Seine blauen Augen durchforschten jeden einzelnen der Reihe nach.

„Sprecht die Wahrheit! Ich beschwöre euch! Es geht auf Tod und Leben! Kennt ihr gerade mit aller Sicherheit einen Groß- oder Kleinhändler, der mein Gebot mit Füßen getreten hat?“ Feierlich ertönte, wie das Urteil eines einzelnen Richters, der Chor der sieben Senatoren: „Asser von Athen, der Jude.“ Es war, als hörte man ein Richtbeil fallen, so kurz und dumpf klang das Urteil des Kaisers: „Er ist des Todes!“

Nach einigen Augenblicken trug der Sprecher der Frumentarier ein Pergamentblatt davon. Die Unterschrift des Kaisers erhob die sieben Senatoren wieder in ihr früheres Amt am Hof.

Der Kaiser trat an den breiten, offenen Fensterraum und blickte sinnend über das Meer hinaus. Am Strand herrschte wimmelndes Leben. Wie Ameisen sahen von weitem die Menschen aus, die die Ankunft des Schiffes erwarten mochten, des-

sen hohe Masten mit weißglänzenden Segeln eben aus blauer, duftiger Ferne den Augen des Kaisers sichtbar wurden. Gedämpft schlug das Willkommgeschrei der Menge ans Ohr des Imperators. Seine Blicke schweiften sehnsüchtig über das tiefblaue Meer, dessen Wasser beim milden Wellengang aus der Ferne im Licht der Mittagssonne aufblitzte. Ein unendlicher Friede lag über Meer und Land. Wie weiße Schmetterlinge schwebten die vielen Segel der großen und kleinen Lustschiffe und Barken dem Ufer entlang oder weit im Meer draußen über dem Wasser. Der Kaiser hatte wieder überhört, daß es dreimal, jedesmal stärker, geklopft hatte. Wie war da draußen die Welt so schön und das Leben so heiter! Es klopfte stärker.

„Ach, ja doch! Nur noch einen Augenblick; — Das Schiff kommt eben an.“ Ein mächtiges Geschrei drang bis zum Kaiser hinauf, mehrmals nacheinander. Fahnen wurden auf den Masten geschwenkt. Da — er wußte nicht, wie es kam — brach der Kaiser einen großen Zweig voll duftender, blauer, traubenartiger Blüten unter seinem Fenster ab, schwang ihn mehrmals hoch in der Luft dem Schiff entgegen und schrie aus aller Kraft mit, die Ankunft des Schiffes zu begrüßen. Es klopfte stärker. Der Ruf des Kaisers zum Eintritt klang gereizt. Die Tür wurde auseinandergeschoben. Judith, die Jüdin aus Athen, trat ein und fiel wortlos vor dem Kaiser nieder. Ihr pechschwarzes Kraushaar bedeckte die weißseidenen Halbschuhe des Kaisers. So schnell waren Eintritt und Fußfall Judiths geschehen, daß der Kaiser ganz verwirrt dastand und ratlos einige Augenblicke auf die, in weiße, dichte Schleier verhüllte Gestalt Judiths blickte. Sie blieb so liegen und rührte sich nicht, bis der Kaiser ihr mit etwas unsicherer Stimme sagte: „Steh auf! Wer bist du? Was willst du?“ Judith warf den Kopf in den Nacken zurück und schüttelte mit einer energischen Bewegung das Haar aus dem Gesicht, das sie nun offen zum Kaiser emporrichtete. Zwei große, schwarzflammende Augen suchten nach dem Blick, nach dem Herzen des Kaisers. Noch immer hatte Judith kein Wort geredet. Das feine Gesicht war fahl. Die Augen waren gelblich umrändert, die Lippen blaß, die Hände wie tot, in seltsamem Kontrast zu den in rot, schwarz, grün schimmernden Diamanten, Smaragden, Rubinen und Topasen an den Ringen. Zwei volle, weiße, feingegliederte Arme hoben sich jetzt zum Gesicht des Kaisers empor, die bebenden Lippen flüsterten deutlich vernehm-

bar: „Ich bin Judith, Assers Weib. Ich suche dem Anschlag seiner Feinde zuvorzukommen. Imperator, ist es noch Zeit, für sein Leben zu flehen?" — „Er ist des Todes!" Der letzte Hauch von Röte schwand aus dem Gesicht Judiths. Die schneeweißen Lippen preßten sich aufeinander, die schwarzen Augen drangen hervor und die Lider öffneten sich, als wollten sie die Augen fallen lassen. Schweißtropfen perlten auf der Stirne Judiths bis zu den Haarwurzeln hinauf. „Waren sie da, Imperator?" flüsterte sie. „Wer?" — „Die Frumentarier!" — „Eben waren sie da. Doch nun steh' auf, Judith. Dein Leid macht dich krank. Setze dich, hier!" Judith stand auf und wankte, vom Kaiser höflich am Arm gestützt, dem Armsessel am Schreibtisch zu. Sie sank gebrochen hinein und ließ Kopf und Arme kraftlos fallen. Die Füße in den goldgestickten Sandalen, mit Purpurbändern um die Knöchel und Unterschenkel im Kreuzband geschlungen, fielen wie leblos von ihr. „Ihr tötet auch mich, Imperator!" flüsterte sie, ohne aufzublicken. „Ich lasse nur die strafen, die meine Gebote verletzen und mich mißachten!" — „Das tat mein Mann nicht. Im Gegenteil. Er ist ein vorsichtiger Kaufmann, der nicht nur seinen Gewinn im Auge hat, sondern immer das Wohl des Volkes und der Cäsaren suchte." — „Gewiß, sein Geld hat den Imperatoren und vielen Fürsten treffliche Dienste getan. Aber —" — „Und was sie ihm schuldig blieben, was er nie wiederbekommt, weiß das der Imperator?" — „Was geht mich das an, Judith? Ich bin ihm nichts schuldig!" Judith lächelte matt. „Oder etwa? Judith. Was soll dein verlegenes Lächeln, dein unheimliches Schweigen?" Judith lächelte lieblich, ihre Wangen röteten sich ein wenig, die hohlen Blicke nahmen etwas Glanz und Leben an, die Stimme wurde sicherer: „Der Imperator wird überall als großer Bauherr, als Förderer von Kunst und Wissenschaft, als Gründer herrlicher Bibliotheken und Akademien gelobt. Unsterblich wird sein Name sein, denn alle die Tempel des Jupiters und des Mithras, die Cirkus, die Bäder, vor allem die Thermen, die der Imperator Rom geschenkt hat, alle diese Bauten werden den spätesten Geschlechtern bezeugen, was für ein Augustus des Friedens Diocletian war." — „Wenn mir die andern Städte nicht mehr Dank wissen, als Rom, so wird mein Ruhm nicht weit reichen!" — „Weiß der göttliche Augustus, warum die Römer ihn nicht lieben?" — „Genaues weiß ich nicht, sag es, sag es, Judith! Du tust mir großen Gefallen. Sag es mir", bat Diocletian, Judith begierig sich nähernd. „Ist's

deshalb, daß wir beide, ich und Maximianus, die unzuverlässigen Prätorianer nicht mehr zur kaiserlichen Leibwache begehren, sondern uns sicherer fühlen, daß uns zwölftausend Illyrier und Dazier umgeben, die als unsre Stammesgenossen auch guten Grund zur Treue haben?" — „Das auch, Imperator!!" — „Oder weil ich nicht mehr in den unheimlichen Palästen Roms, in dieser Stinkkloake Rom wohnen will, wo jede Straße, jeder Palast, jeder Stein auf dem Quirinal und Palatin an Mord und Raub erinnert?" — „Auch das liebt man nicht, daß der Kaiser hier wohnt. Aber noch viel mehr." — „Nun, Judith? — — daß ich die Christen nicht verfolge." — „Auch dies wohl. Doch in Rom weniger." — „Nun denn, was?" Judith errötete und zierte sich mit bezwingender Lieblichkeit. Sie streckte den Hals vor und neigte den Kopf leise gegen den Kaiser: „Die Senatoren Roms — und nicht nur Roms —, auch in Athen sind ungehalten der großen Steuern wegen, die sie allein zu tragen haben, während so viele von den Reichen, vom Volk nicht zu reden, nur genießen, was du, göttlicher Augustus, ihnen an Ehren und Erleichterungen erweisest." — „Ich weiß, ich weiß, meine Mitkaiser sind grausam und verlangen zu viel." — „Solche Regierung kostet auch viel, wer begriffe das nicht", bemerkte Judith klug dazwischen. „Und ein Imperator, der nicht über Geld genug verfügt, hat nur halbe Macht." — „Das ist wahr, Judith. Sehr wahr!" — „Und ein Kaiser, der in der Gewalt seiner Gläubiger ist, ist schlimmer daran, besonders, wenn ihm, wie dir, allergerechtester Imperator, immer Recht vor Gewalt geht. Man weiß, wie einfach du selber lebst, weiß deine väterliche Gesinnung und darum tut es denen, die dich lieben, um so weher, dich den Händen deiner Gläubiger ausgeliefert zu sehen. Bedenke auch, göttlicher Augustus, die Macht des Geldes und die Verdorbenheit der Menschen unserer Tage. Mit Gold kauft man Mörder und Dolch! Die Handelsleute, die Frumentarier besonders, sind eine furchtbare Macht, Augustus! Sie spinnen ihre geheimen Netze durchs ganze Reich. Sie haben ihre geheimen Boten unter Reichen und Armen, ihre Spione in den Marktplätzen, Häfen, in den Fabriken und Werkstätten, sie wissen alles, Imperator, wissen den letzten Denar, den du schuldest." — „Darum wollte ich sie ja eben abschaffen", seufzte der Kaiser. „Doch die Senatoren, die eben da waren, sind mir gewiß gut gesinnt, die muß ich haben, sie haben mir es deutlich bewiesen." — „Die müssen d i c h haben, Augustus. Ihr Sklave wirst du, in ihre Netze gerätst du und

wirst zuletzt erwürgt.“ Geheimnisvoll, warnend ruhten Judiths funkelnde Augen auf dem wieder ängstlich gewordenen Kaiser. Er lief unruhig vor Judith auf und ab. Dann blieb er vor ihr stehen, schaute sie lange durchdringend mit seinen stahlblauen Augen an und sagte dann plötzlich barsch: „Das sagst du alles gegen die Frumentarier, weil sie deinen Mann verklagten.“ Judith lächelte wieder siegesgewiß. „Jehova sei gepriesen“, rief sie, „die waren deine Feinde, bevor sie meinen Mann verhaften ließen. Da — lies, Imperator.“ Aus ihrem Busen unter der Toga über dem Gürtel zog sie ein versiegeltes Pergament und übergab es dem Kaiser. Er wollte es nicht annehmen. In höchster Aufregung lief er im Zimmer herum. „Sag, was es ist. Bedeutet es Unglück. Laß uns die Priester rufen, die Zeichen fragen. Unglück steht bevor, ich ahn' es!“ — „Bei Jehova, der Himmel und Erde geschaffen, es bedeutet dein Glück, göttlicher Augustus!“ — „Schwör, Judith, schwöre bei deinem Gott Jehova!“ — „Ich schwöre“, sprach Judith aufstehend und feierlich, „ich schwöre bei Jehova, dem einen Gott Himmels und der Erde, ich schwöre beim Himmel, ich schwöre bei der heiligen Stadt Jerusalem, ich schwöre bei der Erde: Dein Glück, göttlicher Augustus, ist es. Nimm es, öffne, lies, Imperator!“ Jetzt tauchte Diocletian seine Hände in eine goldene Schale, die auf einem Gestell in einer Ecke stand. Mit Weihwasser benetzten Händen, Gebete murmelnd, öffnete der Kaiser und las. Judith betrachtete ihn von Kopf bis Fuß. Mitleid und Verachtung wechselten in ihrem Gesicht. Diocletian las das auf dem Tisch über vielen Akten ausgebreitete Schriftstück. Kein Laut kam von seinen Lippen. Nur tiefer und tiefer beugte er das schon ergrauende Haupt. Mit den Händen auf der Tischkante stützte er den gebeugten Leib. Rot war sein Gesicht, verlegen waren seine Blicke, matt seine Stimme, als er sich endlich Judith zuwandte und sagte: „Also! Die Bank von Rom hat ihr Guthaben an mich deinem Mann übergeben. Es ist gut, Judith, daß du gekommen bist. Dein Mann soll leben. Gerne will ich ihn als Gläubiger anerkennen, und auch sein edles Anerbieten mit zwanzig Talenten Goldes kommt mir gerade sehr gelegen. Ich brauche viel Geld für die nächste Zeit. Ich gedenke in Salona mir für mein ruhiges Alter einen Palast zu bauen, gegen den dieser ein Maulwurfsloch ist. Wollt ihr mir behilflich sein?“ — „Das Doppelte, das Dreifache, göttlicher Augustus, kannst du haben, ohne Zinsen.“ — „Ohne Zinsen“, wiederholte staunend der Kaiser.

„Ohne Unterschrift!“ — „Ohne Unterschrift!“ — „Nur ein Fetzchen Papier, ein Wort, ein Namenszug von dir, göttlicher Augustus, daß mein Mann in deinem Schutz stehe und frei sein soll, sobald ich heimkomme.“ Mit dem kaiserlichen Siegelbrief in den Händen fiel Judith zu seinen Füßen nieder und wollte gehen. Unter der Türe kehrte sie um und rief: „Und unser Darlehen! Soll ich es dir verschreiben im Namen meines Mannes?“ Diocletian schüttelte eifrig abwehrend den Kopf. „Nein, Judith!“ Er führte sie feierlich, als zögen sie in einen Tempel ein, zum Fenster. Die Sonne stand im Zenit und über den weißen Villen und Häusern Nikomediens, über den sanften Geländen mit ihren Weingärten, Feigenbäumen, Zypressen und über dem still ruhenden, glitzernden Meer lag die feierliche, träumerische Glast der Mittagsstunde. Kein Lüftlein wehte. Kein Laut war hörbar. Langsam, wie ein betender Priester, sprach der Kaiser: „Judith. Glaubst du auch, daß ein Schwur eine bindende Kraft hat? So eine unsichtbare Gewalt von Geistern, oder einer Gottheit ist darin. Ein Segen für die, die ihren Eid halten, ein Fluch und Verderben für die Meineidigen?“ — „Ich glaub es auch“, bestätigte Judith ernst. „Dann“, fuhr der Kaiser noch feierlicher fort, und seine Stimme zitterte vor Erregung, „dann braucht es keine Unterschrift. Mit einem Eid verpfänden wir die Seele den guten Geistern oder den bösen, zum Himmel oder zur Hölle.“ — „So glaube auch ich, und so glaubt mein Mann!“ — „Bei wem willst du schwören, Judith?“ — „Wir haben keine Wahl. Wir glauben nur an einen Gott, den Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs. Der ist der eine und einzige, der hat allein Himmel und Erde geschaffen. Sein Licht ist heller als die Sonne. Er kennt unsere Gedanken von ferne und keiner kann seinem Arm entfliehen. ‚Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen! Du sollst Gott deinem Herrn deinen Eid halten‘, so lautet unser Gesetz!“ — „Was bedeutet euer Gottesname?“ fragte der Kaiser flüsternd. „Der Ewige!“ — „Schwöre bei seinem Namen, Judith!“ Da erhob die Jüdin den entblößten Arm und hielt die Hand zur Sonne empor. „Ich schwöre dir Hilfe, die ich dir zugesagt habe. Ich schwöre es bei Jehova, dem Ewigen!“ Da merkte Judith, wie ein Schauer den Kaiser überlief. Ein leises Zittern war durch ihn gegangen. „Ich danke dir und deinem Mann. Jehova segne euch!“ — „Und dich, frommer Imperator!“ schloß Judith mit tiefer Verbeugung. Der Kaiser blieb am Fenster stehen und schaute der Jüdin nach,

wie sie langsam, noch ernst zurückblickend, verschwand. Dann kehrte er sich um, überblickte sein Reich, und seine Lippen wiederholten ungewollt wie ein Gebet: „Jehova, der Ewige!" Dann kehrte er sich blitzschnell um und sprang hinaus. Ein Eilbote jagte den Frumentariern nach.

Der Kaiser unterbrach die Audienzen für kurze Zeit. Im Speisesaal bedienten ihn die Kammerherren Lucianus und Dorotheus mit Fleisch und Wein und Früchten. Prisca und Valeria, Frau und Tochter, erschienen, ihm Gesellschaft zu leisten. Als sie kein Wort von ihm erhielten, verzogen sie sich wieder. Auch die Kammerherren, selbst Lucianus, erhielten kein einziges Wort vom Kaiser, der wie geistesabwesend aß und trank und sehr besorgt dreinblickte. Als er sich nach kurzem Mahl erhob und durch das Velarium schritt, das Diadem um die Stirne, sagte Lucianus, der ihn begleitete: „Unser Gott möge den Imperator mit Weisheit und Frieden erfüllen!" — „Ich danke dir, Lucianus. Wie nennt ihr schon euern Gott?" — „Den Vater unseres Herrn Jesu Christi, Imperator!" — „Ist das derselbe Gott, wie der Jehova der Juden?" — „Derselbe, Imperator! Der Ewige. Aber den Juden ist er ein Schrecken, uns ein Vater durch Jesus Christus." Da stand der Kaiser einen Augenblick still, blickte besorgt hinter sich und nach beiden Seiten und vorwärts, dann neigte er den Kopf nahe zu Lucianus und flüsterte: „Ich weiß, daß du, Petrus, Dorotheus, Gorgius, Christen seid, ich trau euch mehr als allen andern. Ich fürchte den Christus. Ihr sollt ruhig bei mir eures Glaubens leben, aber seid vorsichtig. Die andern Herrscher außer Constantius Chlorus hassen euch grimmig. Es soll euch nichts geschehen, so lange ich die Macht habe. Betet für mich zu eurem Gott!" Dankbar drückte Lucian des Kaisers Hand. „Wir Christen fürchten keinen Tod, fürchten auch Christum nicht, sondern lieben ihn und sterben für ihn. Kannst du uns bewahren, Imperator, durch die Macht, die dir Gott gegeben, dann tue es nach deiner Güte. Wir danken dir, und beten für dich und dein Reich." Der Kaiser stand noch einen Augenblick unschlüssig und blickte zu Boden. Schon hatte er einen Schritt vorwärts getan, als er wieder zurückschaute. Der Kammerherr trat ganz nahe zum Mund des Kaisers. „Sag mir", lispelte der Kaiser, „sag mir offen, waren die Kaiserin und meine Tochter seit letzter Zeit wieder in den Versammlungen der Christen?" Lucianus stand unschlüssig und schaute den Kaiser mit flehenden Augen an. „Schon genug!" murmelte der Kaiser.

Aber sein Gesicht zeigte nur Besorgnis, keinen Zorn. Dann ging er. Die Audienzen begannen wieder. Eine Gluthitze lag über Nikomedien. Mit aller Mühe nur vermochte der Kaiser die vielen Petenten anzuhören, die bald Recht, bald Gnade, bald Hilfe, bald Rat vom „Vater des Reichs" begehrten. Ganz der hohen Auffassung seines Berufes gemäß gab sich der wohlmeinende Herrscher dem Volke hin. Ohne Unterschied der Person und des Standes fand jeder Zugang zum Kaiser und — jeder fand Recht, ohne daß der Imperator ungerecht sein wollte.

Zwischenhinein kamen und gingen die Kanzlisten. Kein Aktenstück durfte versandt werden, das der Kaiser nicht durchgelesen und unterschrieben hätte. Der Eilbote, der den Frumentariern nachjagen mußte, kam schweißbedeckt um die fünfte Stunde des Nachmittags zurück und meldete: ihre Spur sei nicht mehr zu finden gewesen. Erst nach langem, vergebenem Suchen hätten Schiffsleute am Ufer ihm sagen können, die Senatoren seien schon am Morgen mit dem Schiff abgefahren. „Wohin, welche Richtung?" rief Diocletian erregt. „Die Propontis hinab, Imperator." — „Nach Athen!" schrie der Kaiser erbleichend. „Sofort spring wieder, nimm einige Schnelläufer, durchforscht alle Straßen, geht durch alle vornehmen Gasthäuser, ruft in allen Straßen, auf dem Markt nach Judith, der Frau des Juden Asser von Athen. Eilt, eilt! Unglück droht mir!"

Schon war der Eilbote draußen und seine Jagd begann von neuem mit Hilfe einiger Schnelläufer. Der Kaiser sank in seinen kühlen Marmorsitz, legte die Hände auf die Tierköpfe mit den offenen Rachen, und seine Augen bohrten sich in die grünen Baumgruppen und die liebliche Oase mit Quellen, Moos und Farnen, den kunstvollen Mustern seines Mosaikbodens. Seine erregbare, stets von Aberglauben, Mißtrauen und bösen Ahnungen gequälte Seele litt heute ganz besonders schwer unter seiner Unsicherheit und Schwachheit. „Wem soll ich trauen? Wo ist Treue und Dank? Kann ich auf Maximian zählen? Ach ja, die Schwüre! Die Zeichen! Aber er ist so roh, so ungebildet, und paßt so gar nicht zu der Art meiner Regierung. Er will Krieg, ich Frieden. Er will Würfelspiel und Zecherei; ich Wissenschaft. Er will nur eine Religion oder lieber keine, ich möchte alle Religionen meines Reiches so gerne zusammenschließen zu einer großen Reichsreligion, wo alle nach ihrer Weise ihren Göttern dienen, ihren Kult feiern, ihre Tempel

haben, und doch ein Reich, ein Kult, ein unsichtbarer Tempel, da alle in ihrer Weise doch wieder das oberste Wesen anbeten, das sie ja doch in allen ihren Religionen und Sprachen Gott oder Licht oder Himmel nennen, und von dem du, schöne, flammende Sonne, mit deinem alles erfüllenden Licht nur das sichtbare Abbild bist!"

Der Kaiser schaute tiefbewegt der nach Westen neigenden Sonne zu. Nikomedien und weit hinaus das Meer, lagen im Schatten. Meer und Himmel gleich dunkelblau, und über die Kronen der Palmen- und Zypressenhaine weg noch blauer, — unendliche Bläue. Der sorgenschwere Imperator stand und stand und vergaß die Audienzen, vergaß Amt und Zeit und Erde und Welt, und vor seinem Geiste wuchs ein Tempel auf, er sah ihn wachsen und wachsen, langsam, feierlich sich erheben, Stein auf Stein, Fuge auf Fuge, und zuletzt das Dach, dessen First die blauen Himmelsbogen berührte. Vorne aber auf der Giebelwand droben schimmerte ein goldenes Kreuz, das sich in scharfen Umrissen vom Himmel abhob. Ein Gefühl nie empfundener weihevoller Seligkeit kam über den Kaiser. Ein Reich — Eine Religion — Ein Glaube — Ein Friede! — Ein Wesen mit vielen Namen — Jehova — der Ewige! — Der Vater Jesu Christi! — so kreisten die Gedanken dieses Tages wieder von neuem durch den Geist des Herrschers. Als er durch lautes Reden und Laufen vor seinem Arbeitszimmer wie aus einem süßen Traum geweckt wurde, ward er sich erst bewußt, daß seine Blicke längst auf der weißen, stattlichen Kirche der Christen ruhten und am vergoldeten Kreuz des Giebels haften geblieben waren. Dem ahnungsgläubigen Kaiser war das nicht Zufall. Ein Zeichen? Eine Offenbarung? Wird diese Kirche wachsen über alle Reiche und alle Welt hinaus? Und eine Stimme antwortete in seinem Herzen: Der Vater Jesu Christi! —

Die Türen wurden aufgestoßen. Maximian mit schwerem, unsicherem Gang wankte hinein. Schweißtropfen am ganzen Gesicht. Schweißnaß die Hände. Feuchtfröhliche, kleine, stechende Äuglein. Wild verstrubeltes Haar. Mit lallender Begrüßung, von der der Imperator nichts verstand, nahm Maximian seines Freundes feine Hände in seine nassen und quetschte sie mit bärenhafter Kraft, bis der Kaiser vor Schmerz aufschrie. „So", lallte Maximian, „jetzt haben wir Audienz und Anrecht. Fort mit den Akten." Im andern Augenblick schon flogen die Pergamente von der Mitte des Schreibtischs auf Haufen rechts und links. Unterdessen hatte Diocletian, sichtlich ermüdet,

die hineinflutenden Gäste begrüßt, die Maximian im Empfangsraum vorgefunden und einfach dem Kaiser zugeführt hatte. Einige Patrizier und Senatoren, Dichter und Rhetoren, Philosophen und Handelsleute von Nikomedien. Von auswärts waren Gäste oder hohe Audienzsucher mit dem Schiff gekommen, dessen Ankunft der Kaiser vom Fenster aus mitgefeiert hatte. Unter ihnen — Licinianus und Tiridates in hoher Offiziersuniform. Staunend ruhten des Kaisers Augen auf Tirds gewaltiger Gestalt und überraschender Schönheit. Tird bat mit auffallendem Ernst, ja mit gewisser Traurigkeit den Kaiser, einige Tage bei ihm bleiben und eine Unterredung mit ihm führen zu dürfen. Der Kaiser verschwand darauf und erst im Festsaal beim Abendessen erschien er wieder mit vollem kaiserlichen Ornat, im Peplon, Purpur und Diadem. Auch Maximian trug den Purpur und das Diadem und wurde damit erst recht die Zielscheibe der Witze und des Gelächters. Galerius fehlte noch. Auch er war gegenwärtig am Hof des Schwiegervaters Diocletian. In auffallender Stille bewegten sich in der, meistens aus Männern bestehenden Gesellschaft die Kaiserin Prisca und die Tochter Valeria, nun die Frau des Galerius. Der ersten Frau hatte er den Abschied gegeben. Die Frauen waren in weißseidene, altjonische Gewänder gekleidet, die in einem Stück vom Hals bis zu den Fußspitzen reichten. Der obere Teil fiel vom Nacken nieder bis auf die Taille herab und nach vorn über die Brust bis zum Gürtel. Die Arme waren bis zum Schulteransatz frei und trugen feine, geschlängelte Goldspangen. Die Schuhe waren weißseiden und mit Gold gestickt. Ein feines Goldnetz hüllte das aufgenommene Haar ein. Man saß an der mit Prunkgeschirr und Pflanzen überladenen Tafel. Die Unterhaltung wurde nach dem ersten Gang lebhafter. Maximian sprühte von Leben und Witz. Je weniger ihm zugehört wurde, desto lauter sprach er und erzählte in peinlicher Ausführlichkeit die Vergnügungen seines Tages. Trotz seiner Umneblung entging ihm nicht, wie Prisca und Valeria zu keinem seiner derben Witze lachten, sondern zuletzt ihn keines Blickes mehr würdigten. Nachdem die Pracht des Sommertages, die Herrlichkeiten Nikomediens die gemachten Ausflüge und Erlebnisse, die Tagesneuigkeiten der Weltlage besprochen waren, mußte der Kaiser trotz allem innern Ekel und Widerspruch die wichtigsten Ereignisse seines Tages berichten. Die Frumentarier bildeten für lange den Stoff erregter Diskussion unter den Männern, während der die Frauen sich in einer gartenähnlichen, mit Palmen

und überseeischen Pflanzen und Blumen aller Art ausgeschmückten Nebenhalle des weiten Festsaals zurückgezogen hatten. Während Maximian fluchte und tobend im Saal auf und nieder stampfte, und die einen ihn, wenn auch mäßiger, unterstützten, gaben die andern Diocletian recht und sahen im Amt der Frumentarier eine traurig-notwendige Einrichtung für die Regenten. Wenn Maximian erst wüßte, was Diocletian noch wußte! Er wich ihm aus, so viel er konnte. Aber als ihm der Oberzeremonienmeister von hinten ins Ohr flüsterte und der Kaiser hinauseilte, nach einigen Minuten mit schlecht versteckter Unruhe schweigend, zerstreut unter den Gästen herumlief, da faßte ihn der alte Bär wieder an beiden Achseln und seine, immer kleiner gewordenen Äuglein stierten ganz nahe auf Diocletians Gesicht herab. Von der linken Seite kamen Galerius mit nicht weniger Zärtlichkeit, von der Rechten Hierokles, der Statthalter von Bithynien, und alle wollten die Sorgen des Kaisers teilen. Er führte die Erwähnten in einen Erker, dort standen sie zusammen. Hier erzählte Diocletian sein Erlebnis mit den Frumentariern und Judith. Die Eilboten hätten nach undenklicher Mühe erfahren, daß die Frumentarier nach Athen gefahren seien, und Judith sei nirgends mehr aufzufinden gewesen.

Während draußen Nikomedien seine Sommernacht feierte, die Wellen des Meeres im Goldglanz des Vollmonds auf- und niedergingen, Schalmeien und Flötenklänge, Lieder und Jauchzer vom menschenwimmelnden Gestade her, aus Villengärten und hochaufsteigenden Weinbergen zu den, jäh ins Meer abfallenden Felswänden des Lybissagebirges hinüber — und als Echo wieder zurück zum Erker des Palastes emporstiegen, wurde hier von ernstgewordenen Männern mit gesenkten Köpfen beraten, wie das Leben Assers vor dem Tod bewahrt werden könnte. Allen stand fest, daß sein Leben in Todesgefahr schwebe, wenn die Frumentarier vor Judith nach Athen zurückkommen würden. Sieben waren Zeugen von Diocletians Ruf: „Er ist des Todes!“ Man kam überein, bis zum Morgen zu warten. Während der ganzen Nacht sollte nach Judith geforscht werden, wurde sie nicht gefunden oder konnte ihre Abfahrt nicht sicher festgesetllt werden, so mußte sofort ein Schnellsegler nachjagen, die Frumentarier einholen oder so schnell als möglich nach Athen fahren. Galerius ging, den Befehl zu erteilen. Erst jetzt war Diocletian etwas ruhiger. Das Gespräch verstummte für einige Augen-

blicke. Doch bald hörte man Maximian wieder räsonieren. Seine Kritiklust verschonte auch Diocletian nicht. Seine alten Klagen flossen wieder von den weinseligen Lippen: der Augustus sei zu gut. Solche Gutmütigkeit tauge für einen Priester, aber nicht für einen Kaiser. Auch sei er viel zu fromm und zu abergläubisch. Zum Unglück erinnerte sich auch Maximian der Bagauden und wollte wissen, ob Diocletian das Todesurteil gefällt habe. Der Kaiser schüttelte verneinend das Haupt. „Da seht ihn wieder, den guten Jovier! Einen solchen Jovis könnte der Olymp brauchen! Ich bin einige Male von diesen Kerlen beinahe gehenkt worden in den fürchterlichen Kämpfen am Rhein — und der Vater aller Menschenkinder da, der wollte sie laufen lassen. Das dachte ich mir, Bester! Aber die laufen nicht mehr, Jovis, denen sind die Beine gestreckt worden.“ Galerius lachte laut auf. Die andern schwiegen. Diocletian starrte den Freund mit bleichem Entsetzen an. „Du hättest —?“ — „Ich habe Befehl gegeben, und auch in deinem Reichsteil wird mir gehorcht! Waren es nicht meine Bestien, die ich dir vorzeigen wollte. Aber, beim heiligen Stier, — die Kerle konnten sterben. Kämpfen und sterben konnten die. Das ist wahr!“ —

Ohne ein Wort zu sagen, stand Diocletian auf und wandelte schweigend, in sich versunken auf und nieder. Von der Kirche der Christen her scholl feierlicher Gesang. Diocletian lauschte und trat ans Fenster. Es war, als wären durch die Hymnen der Christen die bösen Geister in Galerius, Maximian und die anwesenden Priester gefahren. Prisca, Valeria und die andern Frauen waren gleich bei den ersten Klängen durch eine Pforte der Nebenhalle entwichen und in den Park hinab geeilt. Sie wandelten durch die mondbeschienenen Wege nach dem hohen Zaun, der den Park und die Kirche trennte. Hier legten sich Mutter und Tochter die Arme um den Rücken. Die Gäste und einige, noch ungesehen dazu gekommene Sklavinnen der Kaiserin, standen hinter ihnen. Der feurige, herzbewegende Hymnus der Christen strömte über sie, und deutlich vernahmen sie:

„Warum toben die Heiden
Und die Völker sinnen so Vergebliches?
Die Könige der Erde treten auf.
Und die Fürsten ratschlagen miteinander
Wider den Herrn und seinen Gesalbten?
Lasset uns zerreißen ihre Fesseln
Und von uns werfen ihre Stricke!
Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer.
Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn,

In seinem Grimm wird er sie schrecken.
Habe ich doch meinen König eingesetzt
Auf dem Zion, meinem heiligen Berge!"
Ich will Kunde geben von einem Beschluß:
Der Herr sprach zu mir: Du bist mein Sohn;
Ich habe dich heute gezeugt.
Heische von mir, so will ich dir die Völker zum Erbe geben,
Und der Welt Enden zum Eigentum.
Mit eisernem Stabe magst du sie zerschmettern,
Wie Töpfergefäß sie zertrümmern.
Nun denn, ihr Könige, handelt klug.
Laßt euch warnen, ihr Richter auf Erden!
Dienet dem Herrn voll Furcht.
Und jubelt unter Zittern.
Küsset den Sohn, damit er nicht zürne,
Und euer Weg euch ins Verderben führt.
Denn bald wird sein Zorn entbrennen;
Wohl allen — wohl allen — die auf ihn trauen!"
(Ps. 2.)

Die Wut des Galerius kannte keine Grenzen, als er entdeckte, daß Valeria davongeeilt sei. Es kam im Festsaal droben zum leidenschaftlichen Disput. Abermals mußte Diocletian die heftigsten Vorwürfe hören. Maximian hielt ihm die Bemerkungen von heute morgen vor, der Thebäischen Legion wegen. Galerius, unterstützt von den Priestern, vor allem dem Ober- und Hofpriester Tagis, behauptete: kein Opfer könne mehr richtig vollzogen werden. Der Wille der Götter könne nicht mehr aus den Eingeweiden der Tiere erkannt werden, weil jene erzürnt seien, daß bis zum Schlafsaal des Kaisers hinauf Christen ihm dienen dürfen. Eine Schande, ein Verbrechen sei es gegen Götter, Staat und Reich! Daher die vielen Katastrophen überall. Die unaufhörlichen Aufstände! Die Pest drohe schon wieder. Von allen Seiten wurde Galerius unterstützt. Die Priester nickten dem Kaiser bedeutungsvoll mit aufgezogenen Stirnfalten zu. Die Rhetoren unterbrachen Galerius mit schwülstigen Lobreden, in denen sie den Kaiser als Feldherr, Sieger, Bauherr, als Förderer der Wissenschaft und des Rechtes, vor allem der Religion feierten. „Wir begreifen nicht, o göttlicher Augustus", redete Mamertinus in singendem Ton, „wie du noch zögern magst, den letzten Schritt zu tun und dich, dem Kaiser Augustus um nichts nachstehend, nicht auch für dich die göttliche Verehrung verlangst und annimmst?" — „Das fehlte noch", rief der von allen Seiten umringte Kaiser, „um mich bei den Römern noch verhaßter zu machen. Nie würden sie mir den Titel Dominus verzeihen."

— „Was gehen dich die Römer an“, schrie Maximian, „das ganze Morgenland verlangt nach deiner Gottheit!“ — „Bist du weniger als die Sassaniden, weniger als die Pharaonen? Wenn die Könige Persiens und Ägyptens die menschgewordenen Götter des Lichtes auf Erden sein durften, warum nicht auch du, o Imperator, in deinem dreimal größeren Reich!“ — „Wenn die stolzen Römer sich vor der Gottheit Neros beugten, wenn sie das Pferd Elagabals als Gott verehrten, warum sollen sie nicht in dir die menschgewordene Gottheit verehren?“ — „Du bist immer noch viel zu viel für alle zugänglich. Darum macht dir die Regierung solche Qual und Unruhe. Sei ein Gott! Wohne im Licht, in stolzer Einsamkeit! Laß' die Audienzen deinen Beamten und regiere du nur durch deinen verborgenen Willen und Befehl von deinem unnahbaren Throne aus!“ — „Wie mag das gehen?“ lachte der Kaiser. „Dafür laß uns sorgen, göttlicher Augustus!“ — „Langsam nur soll es im Volk bekannt gegeben werden. Die Diener deines Palastes fangen an, dir Gottheit zu sagen, beugen vor dir ihre Knie, werfen sich vor dir zur Erde, wie sich's gebührt für Kreaturen, die von deiner Gnade leben und vor dir Staub sind. Bald wird's das ganze Volk erfahren und es nachtun, wenn du dich zeigst an den großen Festen.“ — „Ein Teil meines Volkes wird mich nie als Gottheit anerkennen“, rief der Kaiser dazwischen. „Die Christen —“ schallte es ihm mit einmütigem Hohn ringsum entgegen. „Wieder die Christen!“ nahm Galerius das Wort. „Sieh da, Vater, immer und überall die Christen! Diese Seuche des Reiches, die längst auch unser Heer zersetzt, die besten Soldaten entfremdet und zu Weibern macht.“ — „Das ist mir neu“, warf der Kaiser dazwischen, „bis dahin wußte ich nur, daß sie meine treuesten, tapfersten Krieger waren!“ — „Und jetzt fangen sie an zu meutern“, schrie Galerius wütend. — „Wie die Thebäer“, rief Maximian stampfend. „Wie?“ fragte erstaunt Diocletian, „sie meutern? Verweigern Gehorsam, Treue?“ — „Ganze Kohorten fliehen“, schrie Galerius, „andere bleiben, aber sie erklären, lieber sterben zu wollen, als weitern Kriegsdienst zu tun, der Sünde sei, eine Verleugnung ihres Glaubens! So lehren sie ihre Bischöfe.“ — „Das ist mir neu. Das führt zu weit. Beim Licht des Himmels!“ rief erschüttert der Kaiser. „Und nun verlangen alle Offiziere, und ich voran verlange, Augustus, als dein Cäsar: gegen diese Verseuchung der Armee muß eingeschritten werden! Den Soldaten muß der Christenglaube verboten werden!“ — „Die Christen haben seit

Galienus Recht und Freiheit.“ — „Was schert uns das. Ein neues Gesetz — ein Edikt muß erlassen werden, und zwar morgen schon, daß alle Soldaten deinem Standbild Weihrauch streuen und es als Gottheit verehren sollen, wenn nicht, dann —“ — „Blut darf keines fließen. Merk dir's, Galerius!“ Bei diesem Befehl wuchs die gebeugte Gestalt des Kaisers zusehends empor. Seine bleichen Wangen wurden dunkelrot, die blauen Augen blitzten wieder wie einst vor der Legion, der Saal dröhnte, als er rief: „Kein Tropfen, hörst du, Affe?“ Funkelnde Blicke waren Galerius' Antwort. Aber er schwieg. Die andern wichen langsam auseinander. Der Kaiser rief: „Licinianus, tritt vor!“ Er trat, sich verbeugend, vor den Kaiser. „Kannst du die Behauptung meines Cäsars aus deiner griechischen Legion bestätigen?“ — „Ich bestätige es, Augustus! Die Christen fangen an, dem Kriegsdienst zu entsagen.“ — „Ich werde morgen die Offiziere der Illyrier rufen lassen. Morgen um die zehnte Stunde versammelt euch!“

Ohne Gruß eilte der zürnende Kaiser davon. Von den Zurückbleibenden spielten und tranken die einen; die andern setzten sich abseits und berieten weiter, wie sie den Kaiser dahin brächten, in die gänzliche Vernichtung der Christen einzuwilligen.

Draußen war es längst stille geworden. Nur die Brandung des Meeres toste durch die Nacht. Die Senatorinnen wandelten durch alle Wege des Parkes und sprachen von Valerias traurigem Schicksal, nach kaiserlichem Willen, weil es das Reich verlange, an Galerius gebunden zu sein. Sie sahen alle voraus, was ihrer Freundin warte.

Der Kaiser selber saß weit ab auf einer Steinbank unter einem mächtigen Feigenbaum. Sein Kopf, in der Rechten gestützt, sank immer tiefer auf die Brust. Seufzer auf Seufzer entrang sich seinem Herzen. Es rauschte wie von Frauenkleidern. Prisca und Valeria standen vor ihm. „Mein Gatte!“ — „Mein Vater!“ tönte es sanft und herzlich dem Kaiser entgegen. Er sah nicht auf. Sein Haupt sank noch tiefer. „Du würdigst mich keines Wortes mehr, Imperator?“ fragte gefaßt, vorwurfsvoll Prisca. Der Kaiser sah nicht auf, streckte aber seine Linke nach ihr aus, die die Kaiserin sanft faßte und drückte. Sie ließ sich auf die steinerne Fußbank nieder und hielt schweigend des Kaisers Hand. Valeria stand hinter ihm und legte den Arm über seine rechte Schulter. Ihre Hand hing über die Brust des Kaisers herab. Er hob den Kopf, faßte mit der Rechten die

Hand Valerias und drückte sie mehrmals schweigend. „Endlich, endlich wieder einmal allein. Du und wir, Vater“, sagte sie. „Du hattest heute einen schweren Tag, mein Gatte!“ — „Heute! Heute?“ fragte der Kaiser in verwundertem, langgezogenem Tone. „Jeder Tag ist schwer. Einer schwerer als der andere. Was wiegt wohl schwerer, liebe Prisca, mein Diadem oder dort das Meer?“ — „Wirf es hinein, wo es am tiefsten ist!“ schrie Valeria leidenschaftlich. „Nimm uns zu dir, und komm, wir lassen alles und fliehen in deine stille Heimat nach Dioclea. O, wie wohl geschähe dir und uns!“ — Diocletian drückte ihr wie zum Dank stark die Hand. „Sobald Salone gebaut ist! Kind!“ — „O, wieder ein Palast, wieder ein Hofleben!“ seufzte Prisca schaudernd. „Eine Hirtenhütte, Vater, eine Weide, ein Stall voll Vieh, eine sonnige Weide.“ — „Still, still, Kind, zerreiß mein Herz nicht mehr mit Bildern von süßem, stillem Frieden, der mir ja doch nie, nie mehr beschieden ist.“ — „Und das war einst dein! Dein und Galerius. Und damals warst du glücklich, damals, Vater, ohne Zepter und Reich.“ — „So verkauft der Tor die Seele um diesen Tand.“ — Mit einem zornigen Griff riß der Kaiser sein Diadem vom Haupt und warf es in den Rasen, aus dessen dunklem Grund die Diamanten wie Sterne aufleuchteten. Prisca hob es gleichgültig auf und legte es in ihren Schoß. „Wie lange geht es noch, bis der Bau vollendet ist, Vater?“ — „Noch zwei Jahre, Valeria. So lang haltet aus mit mir. Ich will nicht feige sein. Ohne Willen der Gottheit bin ich nicht Imperator geworden und ohne ihren Willen darf ich den Purpur nicht niederlegen.“ — „Ach ja, mein Gatte, du glaubst das nun einmal. Wer ist die Gottheit? Seit dir jene Druidin die Herrschaft weissagte, glaubst du der Stimme der Gottheit, erlegtest deinen ‚Eber‘, beflecktest deine reinen, treuen Hände mit Blut und verkauftest deine Seele, unser Eheglück, das Glück unseres Kindes deinem Ehrgeiz — das ist dein Gott, mein lieber Gatte!“

Still versunken ließ der Kaiser die Frau reden, die ihrem Herzen freien Lauf gab und in einem Ausbruch stillbebender Leidenschaft fortfuhr: „O, ich kenne dich, Imperator! Ich weiß — wie niemand sonst —, was du bist, du reiner, herzensguter Mensch. Nie hättest du Krieger, nie Kaiser werden sollen. Ein Priester steckt in dir. Ein Christ bist du im Grund deines Herzens. Aber eines fehlet dir: der Mut, zu zeigen, was du bist, zu fordern, was du für recht hältst. Du gibst nach, wo du standhaft sein solltest, und fürchtest dich auf Schritt und

Tritt. Du glaubst deinen Zeichendeutern mehr als uns, und wirst noch uns preisgeben, wenn die Hofpartei es verlangt.“ — „Niemals!“ rief der Kaiser. „Vater!“ warnte Valeria. Da schwieg er wieder und schauderte im Innern wieder auf beim Gedanken, was er Galerius bereits opfern mußte: diese Hand! Dieses Herz! Ach Valeria!

„Wenn ihr nur von eurem neuen Glauben lassen könntet. Ihr bringt mich in harten Kampf. Sie drängen mich zur Ausrottung der Christen und . . . .“ — „Sei ohne Furcht um uns, Vater. Bei Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, erklären wir dir: verfolgst du die Christen, so verfolgst du uns. Dann kümmere dich um uns nur nicht. Uns liegt an deinem Reiche nichts, wenn du wider Gottes Reich kämpfst. Sei jetzt standhaft! Zeig deine Macht. Steh zur Wahrheit. Wir wissen es, du kennst sie. Die künftigen Geschlechter werden es dir danken. Ströme unschuldigen Blutes kannst du verhüten. Weh dir, Imperator, wenn du schwach wirst. Christus wird doch Imperator werden, und sein Reich wird siegen. Das glaub uns, Vater!“ —

Der Lärm von Männerstimmen unterbrach Valeria. Sie faßte, wie von heißer Angst gepackt, die Hand des Vaters fester. Prisca war aufgesprungen und hatte eben Diocletian das Diadem um die Stirne befestigt, als Maximian, Galerius, Licinianus und Tird aus dem Schatten traten.

„Da ist er ja! Bei Weib und Kind!“ stotterte Maximian, und Galerius hatte schon Valeria umschlungen. Licinianus und Tird blieben in angemessener Entfernung, und als sie merkten, daß der Kaiser in rauhen Worten die weinbetäubten Störer anfuhr, machten sie sich wieder unbemerkt davon. Diocletian war machtlos. Er wußte, zu welchem Ausbruch wilder Roheit sein Freund es kommen ließ, wenn er in diesem Zustand beleidigt wurde. Er schwieg und bat auch Frau und Tochter, zu schweigen. So mußte die Kaiserin sich Liebkosungen des trunkenen Mitkaisers gefallen lassen und ihre kühle Zurückhaltung mit einer Flut von Flüchen und Spottreden büßen, die hinter ihr drein schallten, bis sie mit flinkern Schritten im Schatten der Bäume und im Palast verschwunden war. Mehrmals blickte sie um. Diocletian folgte allein, hinter ihm Maximian. Miteinander betraten auch sie den Palast. Valeria blieb allein der Gewalt des Galerius ausgeliefert. Der Morgen begann zu grauen, als sie, endlich allein gelassen, auf ihrem Ehelager zusammenbrach.

Kein Schlaf war in die Augen des Kaisers gekommen. Was

alles in den wenigen Stunden der Nacht durch seine Seele ging! Ehrgeiz und Ekel an allem; Weltflucht und Welteroberung; Sorge um Valeria, Furcht vor Galerius — die lange Reihe der Götter, deren Namen, wohl an die dreihundert oder mehr, der Kaiser wie betend in abergläubischer Furcht durchging — dann die toten Bagaudenführer mit ihrem Herzog Christus, der alle Reiche der Welt niederwerfen wird — dann die Frumentarier — Judith — ihr Mann — die Angst vor Jehova und seinem Arm — dem Eid und seiner Zauberkraft — das war die Nacht des Kaisers. Zuletzt, als er schon daran war, das Bewußtsein zu verlieren, tanzte ein schwarzäugiges, schwarzhaariges, mageres Mösiermädchen mit gelbem Gesicht und Seherinnenblick vor ihm auf und ab und gäxte: „Wenn du Kaiser sein wirst, wenn du Kaiser sein wirst!“ — Da überkam ihn wieder jener Schauer über der geheimnisvollen Erfüllung ihrer Weissagung, und dann — glaubte er doch wieder, daß er die Gottheit repräsentiere, die ihn zum Imperator gemacht habe. Das wollte er noch erleben, das noch kosten, wenn alles sich vor ihm beugt, kniet und alles flüstert: „Unser Kaiser — unser Gott!“ Das will er noch erleben und dann — dem Purpur entsagen.

Damit war es Tag geworden. Judith war nicht gefunden worden. Der Eilsegler fuhr ab. In langer Unterredung bekannte an diesem Morgen Tird dem Kaiser sein Unglück mit Briseïs und weinte vor ihm. Seit seines Vaters Tode hatte außer dem Fürsten Licinius niemand mehr sein Vertrauen und seine Liebe gewonnen wie der Imperator. Seine hohe, edle Gestalt, die natürliche Herzlichkeit, die spürbare Fürsorge taten dem seelisch schwer erkrankten Prinzen wohl. Auf die Klage des Bischofs Athenagoras hin hatte der Präfekt von Athen die Akten der gerichtlichen Untersuchung dem Kaiser eingesandt und das Urteil ihm überlassen. Dem Kaiser aber tat es wohl, mitten in seiner Umgebung einen Menschen zu finden, mit dem er — endlich einmal — von Herzen, nicht nur von Staats wegen über Religion, über Erlösung reden konnte. Tird war bußfertig, daran war kein Zweifel. So viel hatte Agathangelos erreicht. Die Erkenntnis grenzenloser Unreinigkeit und Gebundenheit war über Tird gekommen. Briseïs' Tod hatte ihn an den Abgrund der Verzweiflung gebracht, seine Gesundheit zerrüttet, seinen Übermut gebrochen. Nach wochenlangem Schweigen, Fasten und einsamer Verborgenheit in seinem Zimmer war er mit Licinianus nach Nikomedien aufgebrochen. Diocletian bot alles auf, ihn aufzurichten. Er, der selber nach

Frieden rang, sollte nun einem nach Erlösung und Frieden schreienden Gemüte zum Frieden helfen. Das suchte Tird — Erlösung! Ein Kanzlist ging auf Diocletians Befehl Tagis, den Oberpriester Mithras', zu rufen. Er erschien. Seine Kleidung und Tonsur war die Mobeds, aber in diesem Gewand steckte ein Mann, dem der Ernst um sein Amt aus jedem Zug seines vornehmen Gesichtes schaute. Feierlich war Blick, Wort und Haltung. Mit bewegungsloser Ruhe nahm er vom Kaiser das Begehren Tirds entgegen. Dann sprach er mit derselben Ruhe: „Schuld will Sühne. Erlösung will Blut. Wir geben Frieden denen, die das Opfer des Mithras und das Blut des heiligen Stieres empfangen haben. Wer Erlösung begehrt, muß die Mysterien und ihre Leiden kosten, um aufgenommen zu werden in die Zahl der heiligen Mysten. Der Jüngling muß wallfahren und im fernen Rom die Martern der Mysterien ertragen. Niemand darf ihn kennen. Niemand darf er kennen. Dort werden ihm die Priester Mithras sagen, was er tun soll. Vorher soll er keine Krone tragen. Der Fluch der Götter würde ihn treffen.“ Er verneigte sich tief vor dem Kaiser und schritt feierlich hinaus, ohne Tird eines Blickes zu würdigen. „Willst du nach Rom ziehen und die Mysterien leiden?“ fragte der Kaiser Tird besorgt. Er wollte wissen: „Welche Leiden, Imperator?“ Der Kaiser legte die Hand vor den Mund und blickte Tird noch besorgter an. „Ich will gehen und leiden“, sagte Tird entschlossen. „Je mehr Leiden, desto besser!“ — „Du wagst dein Leben!“ — „Ich wage es, Imperator!“ — „Kommst du wieder“, sprach der Kaiser, „erlöst und gereinigt, so sollst du mit einer Legion heimziehen und die römische Provinz Armenien in meinem Namen regieren.“ Tird küßte dem Kaiser beide Hände. Der Imperator küßte ihn auf die Stirne. Tird ging hinaus, seine Abreise Licinianus kundzutun.

Während der Kaiser mit Aufbietung der letzten Kraft die folgenden Petenten empfing, auch lange mit Licinianus sprach und ihm die Möglichkeit einer baldigen Cäsarwürde in Aussicht stellte, waren in einem abgelegenen Winkel des weiten Parkes Galerius, die Priester und der Oberpriester mit einem Weib in flüsterndem, geheimnisvollem Gespräch begriffen. Hohes Gesträuch verbarg sie. Es war Romula, des Galerius' Mutter, die Priesterin. Alle hingen an ihrem Munde, der sich kaum öffnete, nur in unaufhörlicher Bewegung war und Worte heißer Leidenschaft sprach, während die dunkeln, großen Uhuaugen lodernd hin und her rollten. Dabei stand ihre, in ein dunkles, bis zu

den Füßen wallendes Gewand verhüllte große, hagere Gestalt ganz unbeweglich. Die abgezehrten, mit kostbaren Ringen versehenen Hände krallten sich wie Adlersklauen immer grimmiger in den Goldgürtel, der eine grauseidene Tunika zusammenhielt. Unter der Kapuze des Mantels war der Kopf verhüllt, der mit den eingefallenen Augen und Wangen und dem kurzen, krausen Kopfhaar, durch das sonst der weiße Schädel sichtbar war, den furchtbaren Anblick eines alten Geiers machte. Ihre lodernden Augen schossen ab und zu haßfunkelnde Blicke nach der über dem Zaun sichtbaren Christenkirche; dann wieder zum Himmel empor, wie racheflehend. Am Horizont waren über dem Meer Gewitterwolken aufgestiegen. Die Sonne stach mit dumpfer Hitze. Die Stimmung vor dem Gewitter lag über Stadt und Land. Alles Leben schien erlahmt. Je höher die Wolken stiegen, je dunkler sie wurden, desto wilder wurden Blicke und Bewegungen der Romula. Als der erste Blitz in feurigem Zickzack die grauschwarze Wetterwand zerriß, da hörte man von weitem ein gellendes, jäh abbrechendes, hysterisches Lachen. Die See brauste weit hörbar, und die Brandung toste bis zum Park und Palast hinauf. Diocletian entließ beim ersten Donnerrollen sofort seinen Petenten und befahl, den Oberpriester zu rufen. Bis der in jenem Winkel des Parks gefunden wurde, war schon der Imperator mit kaltem Schweiß bedeckt. Mit zitternden Knien durchmaß er den Regenzsaal nach allen Richtungen. Blitz auf Blitz funkelte durch den fast nächtlich gewordenen Himmel. Schneller schon setzte der Donner ein. Der Kaiser rief mit überschnappender Stimme in den Korridor hinaus, wo denn der Oberpriester sei? Alle Kanzlisten waren auf der Jagd nach ihm. Prisca und Valeria kannten des Imperators schwere Stunde und kamen beide gesprungen. Bleich und verstört setzte sich der Kaiser auf ein Ruhebett, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, das Gesicht mit den fest verschlossenen Augen in die fast finstere Ecke gegenüber gerichtet. Frau und Tochter setzten sich neben ihn und hielten seine zitternden, schweißbedeckten, kalten Hände.

„Willst du deine Binde, Vater?“ frug herzlich Prisca. „Nein, nein, bleib!“ Der Kaiser umklammerte die Hand der Frau, und drückte sie wieder zum Sitzen nieder. „Das Opfer!“ stöhnte Diocletian kurz abgebrochen. „Wo bleibt denn auch bei allen Göttern Tagis? — Vae, Vae!* —“ schrie er auf, als

* Weh, Weh!

ein Blitz den Saal erhellte und ein lang andauernder Donner den Mosaikboden unter den Füßen des Kaisers erzittern machte. „So verlassen mich meine Diener“, seufzte der Kaiser tief auf. „Und wir allein bleiben dir treu, wir, die Christen“, sagte Valeria. Der Kaiser schwieg und schnappte nach Luft. Seine Sandalen klirrten am Boden. Die Türflügel wurden auseinandergerissen. Der Oberpriester Tagis stand auf der Schwelle, die andern Priester, alle in weißen Linnengewändern hinter ihm, Galerius zuhinterst. Der Oberpriester Tagis kam vom Opfer her im Hofe. Dort lag unter freiem Himmel und strömendem Regen auf steinernem Altar das noch lebende, zuckende Rind, in dessen Eingeweiden Tagis geforscht hatte, ob wohl die Götter gnädig seien und das furchtbare Gewitter schonend vorübergehen werde? Die Götter schwiegen. Die Eingeweide verrieten den Willen der Götter nicht. So oft der Priester die Gedärme befühlte, sie befragte — nur das schauerliche Stöhnen des gemarterten Tieres, der rollende Donner, die zuckenden Blitze gaben Antwort. Der Zweck jener geheimen Unterredung mit Romula war erreicht. Mit roten Armen, an denen das Blut des Tieres klebte, war Tagis zu Diocletian hingelaufen. „Was sagen die Götter, Tagis?“ schrie Diocletian ihm entgegen. „Nichts, Imperator!“ — „Nichts? Weh, weh mir!“ — „Womit, glaubst du, haben wir sie erzürnt? Warum schweigen sie?“ — „Der Christen wegen! Imperator!“ — „Der Christen wegen“, wiederholten mit kalter, feierlicher Ruhe die Priester und Galerius. „Der Christen wegen?“ fragten ebenso ruhig Prisca und Valeria nacheinander. Ein furchtbarer Blitz funkelte durch den dunklen Saal. Ein Donner schmetterte, als krachten hundert Eichen voneinander. „Geschlagen, gezündet!“ riefen wie aus einem Munde die Priester und Galerius. Dem Oberpriester aber entfuhr unwillkürlich der Ruf: „Romula!“ Diocletian war aufgesprungen. Die Götter hatten geantwortet. Ihr Zorn war entladen. Das Unglück da. Immer, wenn die Ungewißheit gewichen und die Gewißheit eine klare, wenn auch gefahrvolle Lage geschaffen hatte, war auch die Angst des Imperators vorüber, und die Not weckte seine Kraft. „Wo hat der Blitz gezündet?“ schrie er und teilte den Menschenhaufen vor der Türe mit Wucht auseinander. Im Hof und Palast war alles in Bewegung. Der Blitz hatte das Dach durchschlagen, und in goldgelben Flammen züngelte schon das Feuer empor. Der Regen aber goß herab, daß es nicht aufkam und gelöscht wurde, bevor größerer Schaden entstanden war.

Diocletian selber leitete die Feuerwehr und Hof und Palast widerhallten von seiner gewaltigen Stimme. Als er wieder in seinem Regenzsaal saß und ein wenig ruhen wollte, klopfte es schon wieder. Der Oberzeremonienmeister meldete Tagis. Er trat ein, hinter ihm die Priester, hinter ihnen Galerius und seine Mutter Romula. Sie blieb wie eine Bildsäule an der Türe stehen. Kein Glied war sichtbar. Nur das knochige Gesicht blickte fahl aus der Kapuze hervor. Einige weiße Krausen um Stirn und Schläfen waren sichtbar. Zwei schwarze Kugelaugen flammten über die Priester weg auf Diocletian nieder. Unter diesen Blicken verlor Diocletian jede Widerstandskraft. Tagis, Hierokles, Galerius hatten darum leichte Mühe, dem Kaiser zu beweisen, dieses Unglück sei erst eine Warnung der erzürnten Götter gewesen. Jetzt müßten die Christen fort! „Fort aus dem Heer!" verlangte Galerius. „Fort aus dem Reich!" verlangten die Priester. Und wie eine Geisterstimme, tief und hohl tönte es zuletzt von der Türe her über alle weg: „Fort aus der Welt!"

In einigen Wochen sollte die fünfzehnjährige Wiederkehr der Erhebung Maximians zum Mitaugustus im Heer gefeiert werden. Opfer und öffentliche Festmähler waren vorgesehen. Alle Soldaten, die des christlichen Glaubens wegen dem Bild des Kaisers keinen Weihrauch streuen und nicht für ihn die Gnade der Götter anrufen würden, die alle sollten sofort ausgestoßen werden. Unter den Blicken der Romula unterzeichnete der Imperator das Edikt, das ihm Galerius vorgeschrieben hatte. Sie gingen hinaus. Beim Durchschreiten der weiten Hallen trafen sie auf Valeria. Romula schritt stolz auf sie zu, maß sie von unten bis oben mit Blicken unsäglicher Verachtung, spie sie an, und ihre Geisterstimme dröhnte durch die hohe Halle: „Sieh da, Ausgestoßene, Arimans Dirne, Abgefallene, Kinderfresserin, Zauberhexe!" — Es klatschte hell auf. Romula schlug Valeria einige Male die Pergamentrolle ins Gesicht. „Sehr liebenswürdig, Schwiegermutter!" bemerkte mit freundlichem Lächeln Valeria und ging davon.

Als die Gäste mit dem Kaiserpaar an der Abendtafel lagen, brachte der Oberzeremonienmeister die letzte Botschaft des Tages. Der König möge eilends hinauskommen. Er ging. Bekümmert kam er wieder. „Krieg!" warf er unwillig hin und setzte sich ärgerlich. Da war Maximianus im Element. Seine Bärentatzenhände krallten sich wieder in Diocletians Schultern, und das Gesicht so nah als möglich zu ihm haltend, fragte er

neugierig immer wieder: „Krieg? Mit wem denn, sprich doch, mit wem?“ — „Mit den Goten. Ein Bote ist draußen und läßt von seinem König ausrichten: er rufe mich zum Zweikampf mit einem ihrer Helden. Werde ich besiegt, so wollen sie freien Durchzug und Land zur Ansiedlung. Wenn ich siege, sehen sie sich als besiegt an und bleiben einstweilen, wo sie sind. Sie wollen sich und uns eine Schlacht ersparen!“ — „Rufe ihn herein!“ schrie Maximian. Galerius war schon draußen. Ein Riese von einem Goten begleitete ihn zurück, das zottige Kriegsfell mit den Auerochshörnern um die Schultern. Er stand geblendet im Kaisersaal, in dem es merklich stiller geworden war. Eine gute Stunde verging, bis er alle Fragen beantwortet hatte und bis er endlich gestand, daß er selber der Zweikämpfer sein werde. Unter dem Schutz der Hauptleute, die ihn durch die Leibwache geführt, kehrte er ins römische Lager zurück, um zu warten, bis Diocletians Entschluß gefaßt sei. Der Abend verlief in großer Unruhe. Diocletian war sofort bereit, den Kampf anzunehmen. Aber er wisse, er werde das Leben lassen. Seine Kraft reiche nicht mehr aus. Zudem seien ihm die Götter gram, und ihren Willen wollten sie gegenwärtig ja nicht offenbaren. Maximian wollte ebenfalls willig sich zur Verfügung stellen, aber er glaubte zur Stärkung so viel Wein trinken zu müssen, daß er am Ende vor dem Kampf wieder zu schwach würde. „Und? Fürst Licinianus?“ rief Diocletian über den Tisch mit Augenblinzeln ihm zu. Alle sahen auf ihn. Licinianus rief erbleichend: „Es sei, aber ich falle!“ Da sprang Tird auf und beugte sein rechtes Knie in lieblichem Erröten vor dem Kaiser. „Ich will an deiner Statt kämpfen, Imperator. Fall ich, nun — — du weißt, Imperator!“ Diocletian wehrte ab. Tird blieb in seiner knienden Stellung, blickte mit großen, bittenden Augen den Kaiser an, bis ringsum alles stille ward, die ganze Gesellschaft sich erhoben hatte und auf ihn niedersah. Diocletian schüttelte das graue Haupt. Tird nickte mit seinem braunen Lockenkopf und flehte mit den Augen, faßte zuletzt mit unbeweglicher Miene, ohne einen Blick vom Kaiser abzuwenden, dessen Rechte und drückte sie so, daß der Imperator in vergebenem Bemühen, sich vom Griff Tirds freizumachen, laut und lauter stöhnte. Alle schrien auf vor Lachen, und Diocletian versprach mit schmerzverzogenem Gesicht, Tird für ihn kämpfen zu lassen.

Ein Tag furchtbarer Stille verging im Palast zu Nikomedien. Am Abend aber wurde Tird bei auserlesener Pracht der

Tafel und im Festglanz aller Lichter gefeiert als Retter des Kaisers, des Reiches, und — als König von Armenien. Währenddem ruhte auf einer großen kupfernen Platte mit festgeschlossenen Augen das von Efeu und Lorbeer umhüllte Haupt des Goten im Hof des Palastes. Während der ganzen Nacht defilierten die römischen Soldaten an ihm vorüber und besahen das gewaltige Haupt, das Tird nach furchtbarem Ringen dem Riesen im Genick abgedrückt und mit dem Schwert vom Rumpf getrennt hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Mysterien des Mithras.

Agathangelos blieb bei seinem Gelübde. Wenn Tird glaube Erlösung zu finden in den Mysterien des Mithras, so wolle er ihn durch alle Gefahren derselben begleiten, und koste es auch sein Leben. Anfangs Winter 303 wanderten die beiden auf der Appischen Straße Rom zu. Beide wurden schweigsam. Rom in der Dämmerung! Rom mit seinem Namen — seiner Geschichte — Rom auf seinen sieben Hügeln! — Rom bedrückte die Seelen der Jünglinge. Und dazu die Möglichkeit, hier das Leben lassen zu müssen in furchtbaren, geheimnisvollen Leiden, die ihre Seelen versöhnen sollten mit der einen Gottheit, die beide glaubten und verehrten unter dem Symbol des Lichts. Sie suchten Herberge in einem vornehmen Gasthaus in der Stadt.

Noch am gleichen Abend fuhren sie in offenem Gefährt zur Wohnung des Oberpriesters der Mithrasgemeinde am Mons Palatinus. Sie wurden in einen weiten, weißen Saal geführt. Der Boden war mit tiefem, weichem Wollteppich belegt. Hohe Rundbogenfenster, die nur den freien Himmel sehen ließen, gaben Licht. An langen, dünnen, goldenen Stangen hingen drei goldene, ganz einfache Kronleuchter in gleichen Abständen von der Decke herab. Auch die Polster und Stühle waren von schimmernd weißem Leder oder Atlas überzogen. Schweigend saßen die Jünglinge sich gegenüber. Einige Kerzen leuchteten von oben herab, und von draußen schien das letzte Licht des Tages herein. Tird fühlte sich wie in einem Gerichtssaal. Er erwartete seinen Richter. Agathangelos wollte schuldlos mit ihm leiden und mußte mit ihm jetzt die Entscheidung der Priesterschaft erwarten. Kaiser Diocletian hatte dem Priester-

kollegium alles, was Tird verschuldet hatte und was beide begehrten, mitgeteilt, und ihre Aufnahme in die Mysterien empfohlen.

Der Oberpriester erschien. Ein wahrer Hohepriester. Auch Agathangelos war ergriffen von der Hoheit, die über der Gestalt und dem Antlitz dieses Greisen von hoher, schlanker Statur lag. Kopf und Gesicht ganz kahl. In den Augen, um den zuerst festgeschlossenen Mund, in allen Zügen des Gesichtes lag Bekümmernis, Mitleid, Ernst. Er trug das lange, schimmernde Linnenkleid, den Goldgürtel, weiße Halbschuhe. In der Rechten das Schreiben Diocletians, daß er nach kurzem, wortlosen Grüßen den beiden Besuchern vorlas:

Diocletianus Imperator, den Priestern des Mithras in Rom: Freude und Gruß zuvor.

Tiridates, königlicher Prinz von Armenien, will aus freien Stücken eine schwere Schuld abbüßen, aus einem unreinen und sündigen Leben auferstehen zum Licht des Himmels und dazu die Mysterien des Mithras leiden. Es soll ihm keine Qual und Angst erspart und seine Seele ganz durchläutert werden. Soll er sein Leben hinausbringen aus den Gefahren, so soll ihm auch von kaiserlicher Hoheit Gnade widerfahren und seine Schuld vergeben werden. Ob er dann würdig sei, in die Zahl der Mysten aufgenommen zu werden, möge Euer Kollegium unter der Leitung des heiligen Geistes Pekuras entscheiden. Tiridates bat mich, von seinem Freund Agathangelos, einem Philosophen aus Kappadocien, begleitet werden zu dürfen. Ich empfehle Euch die Bitte! Doch Euer Wille geschehe. Seid meiner kaiserlichen Huld und meines Schutzes ferner versichert. Gedenket meiner in Euren Opfern und Fürbitten.

Diocl. imp.

Der Oberpriester stand vor den beiden Freunden. Es bewegten sich kaum seine Lippen, als er, mit durchdringenden Blicken immerfort prüfend, Agathangelos betrachtend, mit sonorer Stimme sprach: „Tiridates! Agathangelos! Wollt ihr die heiligen Mysterien des Mithras empfangen und seines himmlischen Lichtes teilhaft werden?“ Beide sagten miteinander ja. „Wer will zu Mithras Herrlichkeit erhoben werden, muß zuvor tief erniedrigt werden und viel leiden, muß sterben können, damit er lebe — muß schweigen können und darf kein Wort reden; keine Klage, kein Seufzer soll aus seinem Munde

kommen; nie darf er das Geheimnis der Mysterien verraten, oder der Tod ist ihm gewiß. Könnt und wollt ihr leiden und schweigen?“ Tird und Agathangelos: „Wir können und wollen es.“ — „Es ist euch gestattet, miteinander zu leiden. Es darf einer für den andern leiden, einer dem andern helfen. Doch — um aller Himmel und aller Götter willen: Sprecht kein Wort zusammen. Höret! Stärket euch diesen Abend mit reichem Mahl. Bereitet eure Seelen zum Tode vor. Betet und macht eure Seelen stark. Die Leiden des Mithras sind furchtbar. Morgen um diese Zeit stehet auf dem Mons Palatinus. Dort ist ein eisernes Tor. Es wird euch geöffnet werden und sich hinter euch schließen. Werdet ihr sterben, so hat euch Mithras gerufen und ihr werdet leben. Werdet ihr die Leiden bestehen, so wartet euer Wunderbares! Gehabt euch wohl! Mithras mit euch!“

Der Oberpriester fuhr mit der Rechten segnend über ihre Häupter und schwebte lautlos davon. Ein Sklave führte die Freunde hinaus. Es war Nacht. Der Wagen rollte davon. Ein fürstliches Zimmer beherbergte zwei Menschen, die eine Nacht, bald schweigend und bald redend, bald betend wachten und von diesem Leben für den Fall des Todes Abschied nahmen.

Zur bestimmten Stunde, von Dämmerung umhüllt, standen die Freunde in vorgeschriebener Tracht vor dem eisernen Tor. Tird wagte nicht zu klopfen. Er war bleich wie eine Wand, als Agathangelos ruhig dreimal pochte. Ein echoartiger Widerhall dröhnte drinnen lange nach. Lautlos, wie von unsichtbaren Händen geöffnet, tat sich die kleine Pforte im großen, in den Felsen eingebauten Torflügel auf. Agathangelos ging hindurch. Tird schaute noch einmal dem weiten Himmel nach, auf die ewige Stadt hinab, zog laut mit weitgeöffneten Nasenflügeln noch einmal die freie Luft ein, dann, wie nach einem gewaltsamen Sichlosreißen vom Leben selber — hinein! Von selbst schloß sich die Türe. Der Weg der Leiden begann. Zwei, drei Schritte in dem engen Gang, und sie standen in vollkommener Finsternis. Sie gaben sich die Hände, zuerst neben-, dann hintereinander. Sie folgten sich auf den Fersen. Sie bissen auf die Zähne, damit kein Wort ihnen entrinne. Auf jeden Schrecken gefaßt, tappten sie vorwärts. Moderluft, Felsgeruch. Sie mußten im Innern des Berges wandern. Agathangelos steht plötzlich still, fährt zurück und hätte beinahe Tird umgeworfen. Agathangelos war an eine Wand gestoßen. Sie mußte dem Ton nach von Holz sein. Agathangelos klopfte daran. Sie öffnete sich. In einem halbkreisrunden Raum in

Felsen ausgehauen, von Kerzen an den Wänden matt erhellt, saßen der Wand entlang Menschen mit Tierhäuptern: Eule, Kranich, Rabe, Adler, Tiger, Löwe, Hund. Sie stellten die sieben Weihegrade dar: den verschwiegenen Mysten oder Eingeweihten; der Geweihte; der Bote Jupiters; der Sonnenläufer; der Krieger; der König; der Begleiter Mithras. — Und dies bedeutete, ins Leben umgesetzt, wieder: Verschwiegenheit, gottgeweihte Heiligkeit, Klugheit, Hoheit des Geistes und Streben nach Licht, Tapferkeit, Macht und Majestät, Treue. — Die sieben Masken saßen in einer Apsis hinter einem Tisch mit schwarzem Tuch und weißen Rändern. Tird und Agathangelos wurden vom Nächsten der Mysten zu ihrer Rechten Mund und Augen verbunden, durch den Raum an die gegenüberliegende Wand vor ein ganz niederes Törchen geführt. Kein Rat, kein Befehl ward mehr gegeben. Alles mußte nun erraten, versucht, getastet werden. Tird schwelgte in nie gekanntem Gefühl von Furcht und Abenteurerlust. „Das erst ist Leben!" — wollte er eben laut ausrufen, doch das Band drückte leise und erinnerte ihn heilsam des Verbotes und Gelübdes. Sie krochen auf dem Bauch durch die Öffnung und krochen weiter, Tird satt auf den Fersen des Freundes. Er hielt inne, tastete vorwärts, aufwärts. Die Hand fand kein Hindernis. Sie erhoben sich langsam und streckten die Arme hoch empor. Sie standen aufrecht, doch zu beiden Seiten waren kalte, naße Steinwände zu spüren. Grauen überkam beide. Wo mochten sie sein? Wie wieder ans Licht kommen? Was mochte im Weg lauern? Abgründe? Tiere? Menschen? Lautlos bewegte sich Agathangelos vorwärts. Immer tastend. Seine Hand hielt die Tirds. Die Augenbinden ließen nicht den geringsten Schein durch. Beider Gehirn zermarterte sich nach dem Sinn dieser ersten Prüfung. Werden sie ihn erraten, oder so lang dasselbe Rätsel durchleben, bis sie die Lösung finden? Zum Ungewissen, zur Angst, die steigende Atembeklemmung in einer immer dumpfer werdenden Luft. Zeit war ausgeschaltet aus Gefühl und Bewußtsein. Es konnte Tag, es konnte Nacht sein. Kein Wort reden! — Und sich so nahe sein! Und das erst der Anfang der Wehen! Hunger und Schwäche befiel sie. Der Wille ersetzt die Speise. Nach stundenlangem Tasten kreuz und quer im Berg herum, oft gradaus, oft zurück, bald links, bald rechts, bald an neuen, bald an scheinbar schon berührten Felsvorsprüngen und -figuren vorüber — fühlten beide plötzlich frische Luft um ihre Gesichter wehen. Es war wie scharfer,

kalter Morgenwind. Sie waren naß vor Dunst und Bangigkeit und schauerten zusammen vor dem plötzlichen Luftzug. Sie preßten sich dicht aneinander und rieten still, wo sie sein könnten. Sie hatten beide nebeneinander Platz. Hinter ihnen war der Felsengang. Vor ihnen mußte freie Luft sein. Die Arme konnten sich ungehindert in die Höhe und nach beiden Seiten ausstrecken. Agathangelos versuchte mit dem einen Fuß die Tiefe. Er fand keinen Boden mehr und zog ihn mit warnender Schnelligkeit zurück. Tird tat dasselbe. Aber sein Fuß stieß an ein Seil. Ein Laut der Hoffnung entfuhr ihm. Doch Agathangelos stieß ihn heftig. Auch er spürte nun mit den Fußspitzen das freihängende Seil. Er hob es mit untergeschobenem Fuß langsam empor und ergriff es. Wohin führt es? Wie lang ist's? Stark genug? Zur Rettung, oder zum Tode? Agathangelos reichte schweigend dem Freund die Hand. Auch die Tirds war kalt und naß. Minuten werden zu Ewigkeiten. Beide schlottern vor Kälte. Tird klappern die Zähne. Er nimmt Agathangelos' Hand und richtet sie rückwärts. Zurück? Den gleichen Weg? Tird drängt und beginnt den Rückzug. Agathangelos folgt. Die tastenden Bewegungen stocken. Tird kann nicht weiter. Da sitzen sie hintereinander vor einer eisernen Wand. Die muß hinter ihrem Rücken durchgeschoben worden sein. Gänzlich abgeschlossen. Kein Rückzug möglich. Wagen oder sterben. Tird drängt hastig nach vorn. Wer gleitet voran in die Tiefe? Agathangelos will Tird dienen. Sein dunkles Geheimnis treibt ihn abermals, das Leben für Tird zu wagen. Tird muß König werden. Tird muß leben. Doch wie? Wenn Agathangelos fällt, das Seil bricht, die Tiefe ihn verschlingt? Dann — —? Das Geheimnis. Dann muß Tird warten, auf Rettung von irgendwoher? Oder verhungern? Oder mir nachspringen? Wohin?

Agathangelos verschwand langsam in der Tiefe. Mit inbrünstiger Liebe umklammerte noch Tird den Kopf des Freundes. Für alles danken, für alles um Verzeihung bitten, an den Vater, Mutter, Koswita, Briseïs — an alles denken — war ein Augenblick. Die Seelen zweier Freunde schweben zwischen Tod und Leben. Übereinander hängen die starken Körper am nicht sehr dicken Seil. Wird's halten? Wie weit hinab noch? Immer noch kein Abstehen. Aus der Tiefe dringen Töne von Glocken. Trompetenstöße. Rufe, wie von Verkäufern in der Straße. Wagengerassel. Tird will schwindeln. Seine Hände krallen sich in wahnsinniger Angst ums Seil. Ein Angstruf

entfährt ihm. Sie schweben zwischen Himmel und Erden. Schweben über Rom. Das Seil war oben am vorspringenden Felsen befestigt und hing scheinbar in endlose Tiefen hinab. Da, als Tird abermals die Sinne schwinden wollten und sich seinen todesblassen Lippen abermals ein Schrei der Ohnmacht entrann, da wurde plötzlich von unten unter Agathangelos' Füßen das Seil angezogen. Sie hielten mit Klettern und warteten mit zitternden Sinnen. Agathangelos fühlte plötzlich eine Hand über seiner Stirne. Dann wurde von hinten die Binde seiner Augen gelöst. Ebenso Tird. Sie schwebten Hunderte von Metern an der Felswand des Palatinus. Tief unter ihnen die Stadt. Der Tiber glänzte im Morgenlicht. Ein bläulich ferner Duft lag über der Stadt. Wie Silhouetten ragten Tempel und Türme und Kuppeln aus dem Häusermeer auf. Noch ein Augenblick, und im andern schon hätte Tird das Seil den Händen entgleiten lassen. Da wurden beide in ein Fenster hineingezogen, das in eine kleine, mit Holz ausgetäfelte Kammer führte. Der Priester des Mithras im Linnenkleid mit der Hundskopfmaske legte ihnen grußlos eine schwarze Tafel vor. Darauf galt es, den Sinn der ersten Prüfung zu schreiben. War die Antwort unrichtig, so begann der gleiche Weg von neuem. Agathangelos schrieb mit fester Hand: Glaube. Tird schrieb: Vertrauen.

Der Priester nickte zustimmend und winkte ihnen zu folgen. Er führte sie eine dunkle Wendeltreppe von unzähligen Stufen empor. Sie warteten vor einer Türe. Trompetenstöße erschollen von innen. Von selbst ging die Türe auf und die Freunde betraten unter den Klängen der langen, silbernen Tuben der im Halbkreis in helleuchtenden Gewändern und goldenen Gürteln dastehenden Priester mit Tierköpfen den Raum, von dem sie abends vorher ausgegangen waren. Als Tird und Agathangelos im Halbkreis der Priester standen, verstummten die Tuben und die Priester stellten sie neben sich zu Fuße. Der Priester mit dem Löwenhaupt nahm die Tafel und las die Antworten. Die Tuben hoben sich in freudigem Schwung und die Priester bliesen drei starke, gleichfeierliche Töne. Dann erhielten — immer wortlos — die Freunde jeder ein Netzchen mit Brot und Käse und einem Fläschchen Wein. Ein Tubenstoß. Der hundsköpfige Priester erschien, der sie dahin geführt hatte. Er ging schweigend voran. Sie folgten. Die zweite Prüfung begann. Kein Wort durfte geredet werden. Aber ihre Augen und Glieder waren frei. Wieder stockfinstere

Nacht hinter einer vom Priester geschlossenen Türe. Das Irren und Tasten begann. Agathangelos kam bald auf den Gedanken, mit dem mitgegebenen Vorrat könnte es seine eigene Bedeutung haben. Er aß einige Bissen Brot und Käse und trank ein Schlücklein Wein. Er tastete nach Tirds Mund und Händen. Sie waren richtig voll großer Stücke. Agathangelos klopfte ihm warnend auf die Hände und verschloß ihm den Mund mit der Hand. Sofort versorgte Tird das übrige im Netzchen am Gürtel. Er hatte den Freund verstanden. Doch der kannte Tird. Je mehr ihm die Ahnung aufging, wo der Sinn der zweiten Prüfung liegen möchte, desto banger wurde ihm für Tird. Immer wieder kehrte er sich um und befühlte Hände und Mund Tirds, bis dieser einmal laut auflachte. Beide fuhren zusammen. Das Lachen Tirds setzte sich in langem unterirdischem Echo fort, wie durch große, viele Hohlräume. Ein Labyrinth! Die Götter seien uns gnädig, seufzte Tird leise. Ein Schauer überkam Agathangelos. Schlangen. Vermoderte Gebeine verhungerter Mysten, die der Probe erlagen, am Ende noch Lebende, Verhungernde, in diesen schauerlichen Gewölben? Und Tird! Tird mit seinem Hunger und seinem Netzchen voll Vorrat. Wieder tastet Agathangelos nach dem Freund. Richtig! — der Mund kaut. Die Hand ist voll Brot, die andere voll Käse. Stark klopft er ihm auf die Hand. Der Käse entfällt Tird. Ein wütender Fluch donnert durchs Gewölbe, und das vielstimmige Echo gibt ihn deutlich bis zum letzten Wuthauch zurück. Tird hat sich zu Boden geworfen. Hastet und tastet wie ein Verzweifelnder nach dem Käse. Dumpfe Fluchlaute lassen Agathangelos erkennen, daß Tird ihn nicht findet und immer mehr in Wut gerät. Er kniet nieder und hilft suchen. Tirds Augen suchen die Finsternis zu durchbohren. Beide liegen auf dem Bauch, tasten mit weitumhergreifenden Händen am Boden herum. Wieder ein grauenhafter Fluch Tirds. Seine Hand hat ein pelziges, kaltes Tier gefaßt, das er würgt, das er im Zorn von sich schleudert, und das an der nahen, nassen Felswand zerschmettert. Ein neuer — ein Freudenruf! Das Käsestück ist gefunden und schon im andern Augenblick von Tird verschlungen. Sie stehen auf und tasten weiter. Bald links einbiegend, einen Kreis beschreibend, bald rechts eintretend und wieder hinaus. Immer, dem Gefühl nach langsam tiefer steigend. Stunden vergehen. Sind's Tage? Sind's Nächte? Zeit- und Raumbegriffe sind entschwunden. Von Zeit zu Zeit tastet Agathangelos wieder nach Tirds Hän-

den und Mund. Ein harter Schlag Tirds läßt Agathangelos ahnen, daß die Gereiztheit des Hungerstadiums bei Tird eingesetzt habe. Kaltes Grauen überlief ihn. Hat er zu spät gewarnt? Hat Tird alles verzehrt? Er greift ins Netz und reicht einen kleinen Bissen Brot Tird hin. Er reißt es ihm wütend aus der Hand. Die leere Hand greift Agathangelos' Hand und möchte wieder gefüllt sein. Agathangelos bewegt sich vorwärts. Tird folgt ihm knurrend dicht auf den Fersen. Jeden Augenblick erwartet Agathangelos den Überfall und die Plünderung seines Netzchens. Als nach einiger Zeit Agathangelos wieder nach Tird tastete, griff er ins Leere. Er tat einige Schritte zurück. Tastete, griff nach allen Seiten. Das Herz schlug ihm zum Zerspringen. Sein Bewußtsein will schwinden. Das Schweigegelübde ist vergessen. „Tird!" schallt es angstvoll durch die Räume. „Tird" tönt es zurück. Dreimal wie einmal, stöhnt es wieder, und kommt es wieder zurück: Tird! Tird! Tird! Stunden. Ewigkeiten. So kommt es Agathangelos vor im Tasten und Suchen, im Weinen und Beten; auf, ab, links, rechts, vorwärts, rückwärts. Wahnsinn droht. Ohnmacht vor Hunger. Immer, immer stockfinstre Nacht. Er weiß es: Tird hat alles gegessen, auch seinen Vorrat. Beide werden Hungers sterben. Vor Durst verschmachten, wenn nicht Hilfe kommt. Agathangelos steigt nieder, wankt hinab. Ewigkeiten abwärts. Unterwelt. Hölle. Das muß sie sein. Er tastet den Umrissen einer neuen hohen Öffnung nach. Er tritt ein. Er stößt auf einen weichen, nachgebenden Körper. Lautlos, von Grauen geschüttelt, gleitet er zu Boden, betastet behutsam mit den Fingerspitzen den harten Gegenstand, tastet ihn ab. Eine Schuhform. Fuß, Bein — „Tird!" gellt es von Agathangelos Lippen. Kein Echo hier. Kein Laut von Tird. Tird, bist du's? Ach — das Schweiggelübde. Tird tot oder dem Gelübde treu? „Tird!" Oder ein fremder Toter? Agathangelos befühlt den ganzen Leib, Hände, Kopf, Glied um Glied. Tird ist's. Agathangelos legt das Ohr auf Tirds Herz, befühlt den Puls. Ein verglimmendes Leben. Letzter, leiser Hauch aus seinem Munde. Die Augen? — sind geschlossen! Und nur nicht reden! Alle Leiden noch einmal! Lebt Tird, so wird er sie noch einmal durchmachen. Er will seine Schuld sühnen. Tird, Tird, wüßtest du, was für eine Schuld ich büße — fremde Schuld! „Vater! Vater! Vater!" schrie es in Agathangelos auf. Unwissend hält er Tirds Hände. Er bewegt sie leise. Ein Taumel von Hoffnung wirft Agathangelos auf den

Freund. Er reibt ihm Leib und Glieder, bis er vor Erschöpfung nicht mehr kann. Die Lippen flüstern „Agathangelos“. Er: „Tird, mein Tird!“ Er: „Ich sterbe.“ Agathangelos: „Ich sage dir im Namen unseres einen Gottes: Du wirst leben. Doch nun — schweigen.“ Er: „Schweigen? Ich verdurste. Wasser!“ Feuer ist das Wort in Agathangelos' Seele. „Wasser!“ stöhnt Tird wieder. Es girrt und klirrt die Stimme von Trockenheit. Ein Gedanke! Offenbarung! Agathangelos streckt die Hand aus nach der Wand. Sie ist zu ferne. Er springt auf. „Warte, Tird!“ — Die Wand ist trocken wie Gemäuer in der Mittagssonne. Eine unerträgliche Schwüle in der Höhle. Ungesehen liegt Agathangelos auf den Knien und betet zu seinem Gott. Der Tod ist nahe. Die Hilfe eilt. Weisheit Gottes, bist du unergründbar? Wieder die Offenbarung. „Stellvertretend Leiden!“ Im Blut ist Leben. „Trinken mein Blut — essen mein Fleisch —“ Mysterien des Christus. Jesus, hilf! Blitzartig durchzucken die Gedanken sein Gehirn. Agathangelos entblößt den Arm. Lautlos graben sich die Zähne in das Fleisch. Schnell an Tirds Munde. Kein Tropfen daneben! Mit Lachen und Heulen saugt der Verschmachtende das quellende Blut und trinkt und trinkt. Die Besinnung kommt. Er läßt nach. Er umschlingt mit schwacher Kraft den Hals des Freundes und zieht ihn zu sich herab. Mund auf Mund pressen sich. Tränen vereinigen sich und Agathangelos vernimmt den leisen Ruf Tirds: „Wunderbare Liebe!“ Der Trank tat Wunder. Noch mehr wirkte die Liebe darin. Agathangelos unterband die Wunde und richtete sich auf. Er ging vor die Höhle. Ein Ruf freudigen Staunens entfuhr ihm. Tird versuchte aufzustehen, fiel aber kraftlos zurück. Eilends kam Agathangelos zurück und richtete ihn auf. Am gesunden Arm des Freundes wankte er hinaus in den Gang der Höhle. Da schwebte in mehr als Manneshöhe ein Pünktchen Licht. Rings um es her war Finsternis. Aber das Pünktlein schwebte voran. Es wartete, wenn Tird warten, sitzen und ruhen mußte. Es bog sicher um alle Ecken, stieg auf, stieg nieder, endlose Wege. Wieder ein Ohnmachtsanfall Tirds. Los die Binde, ein Druck Agathangelos, und Tird trank wieder des Freundes Blut. Niemand beschreibt den Ausdruck dieser vier Augen und Gesichter, die dem Lichtlein folgten. Als es stillstand — eine Tagreise schien den Freunden vollendet —, da standen sie vor der Türe zum Halbkreisraum. Das Lichtlein verschwand. Als die Tuben ertönten drinnen, da brach Tird bewußtlos vor Freude

zusammen. Die Türe öffnete sich von innen. Die Priester in den Tiergestalten bliesen, freudiger denn zuvor. Agathangelos trug mit letzter Kraft den ohnmächtigen Freund hinein in den Halbkreis der Priester und legte ihn sanft nieder. Die schmetternden Töne verstummten. Der mittlere Priester mit dem Löwenhaupt reichte die Tafel. Agathangelos schrieb für sich und den Freund die Worte untereinander:

Versuchung.
Liebe.
Hoffnung.

Die Tuben setzten wieder ein. Drei feierliche Stöße verkündeten die drei richtigen Lösungen. Tird schlief in tiefer Ohnmacht. Ein Priester war Arzt. Er verordnete beiden drei Tage und Nächte Ruhe, genügende Nahrung und Trank. Sie durften reden. Sie sprachen ernst und ausschließlich von der Erlösung, die sie suchten, vom Sterben füreinander und von der Treue, die sie sich halten wollten über den Tod hinaus. Und doch fühlte deutlich Tird eine gewisse leise Gereiztheit gegen Agathangelos. Er fühlte hier und mehr denn je die weite Überlegenheit des Freundes an Charakter, an Kraft des Willens, an Geduld, Ruhe und absoluter Furchtlosigkeit. Und eines verstand er gar nicht: Er begriff nicht, wie Agathangelos so furchtlos und erlösungsgewiß sein konnte, und doch, so oft Tird diese Mysterien als sündentilgende Macht und als ganz gewisse Garantien pries, so hatte Agathangelos immer nur ein merkwürdiges, wie spöttisches, überlegenes Lächeln, als wisse er ganz andre Garantien, ganz andre Erlösung. Dann fragte Tird: „Du glaubst doch auch an die Kraft dieses Blutes, von Sünden rein zu machen?“ Und Agathangelos: „Tird, der Glaube wirkt, nicht das Blut. Der Glaube reinigt, wenn er aus der Wahrheit kommt. Alle Völker suchen Heil im Blut. Immer hat das Blut Götter versöhnen sollen, Tier- und Menschenblut. Man nahm eben an, im Blut liege das Leben. Das eigene konnten die Menschen nicht dem Zorn der Götter opfern, darum mußten Tiere und Menschen stellvertretend leiden. Ich glaube aber, das Blut sei das heiligste von allen Opfern gewesen, das aus dem heiligsten Leben kam . . . . Doch sieh, Tird, wie wunderbar ist die Stadt beleuchtet.“ Zum Glück ging Tird darauf ein, und sie schauten beide in die ewige Stadt hinab, bis sie in Nacht versank.

* * *

Die weiteren Prüfungen begannen. Es vergingen Stunden, Tage, Nächte. Die Ration beider war aufgezehrt, noch hatte keiner im großen Haufen feinen Sandes etwas gefunden. Mit fragenden Blicken waren sie davor gestanden, nachdem der Myste die Tür hinter ihnen verriegelt hatte. Dann, als hätte einer des andern Blick verstanden, fielen Tird und Agathangelos über den Haufen her und ließen den Sand durch ihre Hände rieseln. Agathangelos zog durch die Mitte mit dem Finger eine Grenzlinie. Tird verstand und suchte gierig in seiner Hälfte. Beide nahmen immer weniger Sand aufs Mal. Beide häuften den gesichteten Sand an einem andern Ort auf. Es entstanden wieder zwei Haufen. Und nichts ward gefunden. Lautlos taten beide stundenlange Arbeit. Die Haufen standen bald rechts, bald links. In Tird begann's zu kochen. Agathangelos' flehende Blicke vermochten vorerst, ihn zu beruhigen. Auch mit der Ration ging er sparsam um. Es wurde Nacht. Lichter der ewigen Stadt schimmerten herauf. Sie schliefen ein. Am Morgen begann die Arbeit wieder. Tird war gereizt. Agathangelos blieb ruhig. Sein Blick- und Mienenspiel bot alles auf, Tird zu mäßigen. Er begann zu gähnen, ans Fenster zu sitzen und hinauszustarren. Kam wieder und arbeitete. Ging wieder weg und sah verstört der unermüdlichen Geduld des Freundes zu. Suchte wieder. Warf jetzt eine Hand voll wütend in die Kammer hinaus, und jetzt legte er sich auf den Haufen und schlief ein. Agathangelos wälzte ihn aus dem Haufen, um auch seinen Teil zu durchmustern. Nacht. Tag. Nacht. Tag. Die Ration neigte sich zum Ende. Agathangelos spendete wieder. Tird wurde schwach und bleich. Immer nervöser, wütender. Die erste Ohnmacht Tirds folgte. Als im letzten Licht der untergehenden Sonne neben dem ohnmächtigen Tird die Finger Agathangelos' wieder über den abseits auf dem Steinboden breitgestrichenen Sand hin spürten, stieß er auf ein hartes Korn. Wie oft schon! Zweifelnd hob er es auf und wankte zum Fenster. Es glänzte rötlich auf. Es war unzerreibbar hart. War Gold. Agathangelos sprang zur Tür und klopfte stark. Der Myste öffnete. „Wahrheit!" schrie Agathangelos. „Wahrheit!" wiederholte der Myste. Tird erwachte und wankte wie im Traum mit Agathangelos hinter dem Mysten in die Rundkapelle. Die Tuben weckten Tird aus der Schlaftrunkenheit, und Agathangelos legte ihm schweigend das Goldkorn in die Hand. Ihre Blicke begegneten sich. Agathangelos verstand Tird: „Wieder für mich!"

* * *

Kaum sattgegessen, begann für sie in einer andern Marterkammer die neue Arbeit. Was mochte das sein? Ein weißes Tuch am Steinboden. Sonst Felsenwände. Eine Öffnung in Mannshöhe. Der Himmel sichtbar; ein Quadrat Himmel. Keine Ration. Die Decke von dunklem, fast schwarzem Holz. Das Tuch muß das Rätsel enthalten. Richtig. Ein Flecken, denargroß *. Den austilgen? Wie? Womit? Welche Gefahren drohen? Begonnen! Gerieben! Du zuerst, Agathangelos! Er rieb umsonst. Tird desgleichen. Er warf das Tuch weg und schaute durchs Quadratloch das Stück tiefblauen Himmel an. Während seinen Sehnsuchtsseufzern nach Freiheit und Erlösung rieb Agathangelos weiter. Sein Speichel war vergeben. Nun netzte Tird lang und gut. Der Flecken blieb. Ihre Kehlen waren ausgetrocknet und brannten vor Durst. Auf den Knien rieben sie sich abwechselnd die Finger heiß, und der Flecken blieb. Aber Agathangelos bemerkte jetzt erbleichend, daß die Decke über ihren Köpfen niederer geworden war. Unmerklich mußte sie sich gesenkt haben. Er sagte Tird nichts davon und rieb wie wahnsinnig weiter. Der Flecken blieb. Die Decke sank. Ein abermaliger Angstblick Agathangelos' verriet ihn. Tird sah seinem Blick nach, sprang aufbrüllend vor Angst auf und rannte wie besessen ans Fenster, als wollte er vor dem Erdrücktwerden noch einmal den blauen Himmel schauen. Auch Hunger und Elendigkeit überkamen beide. Tird wollte diesmal der Retter sein. Es drängte, denn die Decke kam immer näher auf sie herab. Er nahm das Tuch am einen Fleckenende in den Mund und suchte es in einen Eckzahn einzudrücken und den Flecken herauszureißen. Agathangelos klopfte ihm auf die Hände und sagte mit angstvollen Augen, daß diese Lösung des Rätsels nie gelten werde. Auch war sie unmöglich. Denn das Tuch war von solchem zähen, starken Stoffe, daß ein Zerreißen mit Händen oder Zähnen unmöglich war. Die Decke stund handhoch über ihren Köpfen. Der furchtbarste Tod stand bevor. Lieber hinausspringen! Tird zog sich am Gesims hinauf. Schaurige Tiefe gähnte empor. Nichts sichtbar als Tiefe und das Quadrat Himmel, schon grünlich gefärbt. Agathangelos riß Tird herab. Er war entfärbt. Auch Agathangelos begann Ruhe und Sicherheit zu verlieren. Die Decke stand über dem Fenster. Die Luft wurde abgeschnitten und gepreßt. Der Atem ging schwer. Aus Tirds Augen stierte Verzweif-

---

* Silbermünze.

lung. Agathangelos legte sich still wie zum Sterben nieder. Durch Tirds Gehirn wühlten sich die Gedanken. Dieser Tod schien die letzten Reste des Selbsterhaltungstriebes in ihnen aufzurufen. Nun — noch das! Die Decke hatte die Fenster verschlossen. Es war finstre Nacht. Sie saßen nebeneinander und reichten sich die kalten Hände. Die Decke berührt ihre Köpfe. Ein furchtbarer Schrei Tirds und er glitt lautlos an Agathangelos Brust, die kaum mehr zu atmen vermochte. Ihre Köpfe wurden niedergedrückt. Beide legten sich nun der Länge nach hin auf den Rücken und hielten sich fest die Hände. Sie lagen wie im Sarg. Beiden schwanden die Sinne. Es fühlten beide wie sie langsam sanken und sanken und ihr Bewußtsein schwand. — Als sie erwachten, lagen sie nebeneinander auf Tragbahren vor dem Priesterkollegium im Halbkreisraum. Die Tubenstöße hatten beide geweckt. Ein Becher Weins gab ihnen Leben. Auf die schwarze Tafel schrieb Agathangelos mit unförmlichen Buchstaben das Wort: Sünde.

* * *

Die fünfte Plage. Sie treten, vom Mysten geleitet, in eine Kammer. Vor ihnen liegen zwei große Säcke von starken Tierhäuten. Was tun? Die Mimik der gegenseitig sich fragenden Augen, des Mienenspiels, der Gebärden und Bewegungen der Hände und Füße hatte bei allen Vorgefühlen kommender Qualen etwas Komisches. Sie rieten hin und her, gingen kopfschüttelnd auf und nieder, blieben stehen vor den Hälsen der Häute, die sich, wie nach ihnen verlangend, vor ihnen auftaten. Plötzlich schmetterte von irgendwoher eine Tube. Die Freunde fuhren zusammen. Eine tiefe Stimme rief: „Hinein!"

Gehorsam krochen die Freunde in je einen der Säcke. Mit einiger Kraft trennten Kopf und Hände das Leder voneinander. Der Leib drängte nach. Als auch die Füße drinnen waren, da schloß sich unbemerkt von außen die Öffnung, in dem der Hals der Tierhaut wie von einem Ring abgeschnürt wurde. Agathangelos ahnte nur in dumpfen, stoßweisen Lauten die Angst Tirds. Jetzt schlug in furchtbarem Anprall ein schwerer Gegenstand an Agathangelos Sack. Tird rollte sich vor Atemnot wie wahnsinnig in der Steinkammer herum. Agathangelos blieb ruhig. Ihm war nun klar geworden, daß es die Mysten doch nicht ganz auf ihren Tod abgesehen hätten, und daß die Hauptforderung aller Proben der Glaube sein muß. Er atmete ruhig,

langsam und suchte zunächst mit der vorhandenen Luft auszukommen. Siehe da. Es ging. Er fand immer wieder Luft und Atem, während Tird sich stöhnend, fluchend, seufzend, aufbrüllend auf dem Boden hin und her rollte. Wie will er die weiteren Qualen dulden, der arme Tird, und er will doch auf solchen Wegen Erlösung suchen — dachte Agathangelos. Kaum gedacht, so gingen die Schrecken der Hölle los. Was mochte das sein? Wie bringen sie diese Laute zustande? Wie kann es blitzen in diesem Sack drinnen, donnern in diesem Gemach? Ein Gewitter jetzt, im Winter? Ist's Tag? Nacht? Wirkliches Gewitter? Sind Löwen über dem Sack? Brüllen die wirklich? Rollen die mit ihren Tatzen uns herum? Immer wieder das Stöhnen Tirds! Jetzt Held! Keine Furcht! Alles tragen! Dummes Zeug alles? Nein, Löwentatzen können Sack und Körper nicht zur Bühne schleudern und wieder dröhnend auf den Steinboden fallen lassen. Was trampelt denn auf ihnen herum, Kopf, Leib, Glieder quetschend, stoßend wie mit Hörnern? Der heilige Stier? Der „eingeborene Stier“? „Preis dem Stier! Preis der heiligen Kuh!“ lachte Agathangelos laut auf, und von Tird her schallten dumpfe, grollende Laute, dann wehe Aufschreie eines immer wieder Getretenen und Gestoßenen. Dann wurde er still. Hat er wieder die Besinnung verloren? Wie muß sein Sündenleben doch Tirds Kraft zerrüttet haben, daß er so wenig auszuhalten vermag! Wann wird das alles enden? Was ist dieser Marter Sinn? Auch das gehörte zur Marter, denn auch Agathangelos hatte noch nicht die geringste Ahnung. Auch ihm fing an schlecht zu werden. Von irgendwoher mußte Luft zugeführt werden. Aber nachspüren war unmöglich. Kein Sichumkehren im Sack war möglich. Die Luft war zum Ersticken? Immer dumpfer. Die Sinne schwanden und kehrten wieder im fortwährenden Aufwurf und Niederfall. Sie erbrachen sich. Der Zustand wurde unerträglich. Jetzt — der Boden gibt nach — ein entsetzlicher, wahnsinniger Schrei Tirds — ein Hinabkollern, Anstoßen an Wänden, Ecken, Haken, Nägeln, die sich durch das Leder ins Fleisch bohren, warmes Blut fließt über Gesicht und Hände — eine Ewigkeit! dieses Hinabkollern! — ein Aufschlagen und Aufspritzen in Wasser. Es dringt hinein: kaltes, modriges, stinkendes Wasser — vertreibt die Luft — füllt den Sack. Kein Laut von Tird. Todesangst für den Freund schüttelt Agathangelos. Er will rufen, die Kehle ist voll Wasser, die Stimme tonlos. Bewußtsein will schwinden. Nein! Nur jetzt nicht.

Jesus! Jesus! Jesus! schreit es dreimal aus Höllentiefen in Agathangelos. Ein Kampf beginnt, in dem beide Freunde nicht mehr ihre, sondern dämonische Kräfte entwickeln. Eine Geburt! Schauerlicher als irgend eine auf Erden. Der Schädel preßt gegen die Öffnung bis zum Gefühl des Brechens, die Knie, die Füße, die Ellenbogen, Hände, Finger — alles stemmt, drückt, drängt, zwängt nach Leben, Licht, Rettung — alles einige Augenblicke — jeder eine Ewigkeit — umsonst — wieder umsonst! Jetzt ein Nachgeben — ein klein wenig, mehr, mehr! Tird schreit auf, lacht, heult, redet irre Worte. Agathangelos schauert und schlottert im Sack: der Verstand Tirds! Gott, mein Gott, war das zu viel? Wieder lachende, gröhlende Laute, irres Lachen Tirds. Agathangelos hörte ihn ganz nahe am Ausgang seines Sackes. Der wurde von außen mit Macht aufgerissen, und vor Agathangelos' Augen stand Tird, bleich mit wirren Blicken. Sein Haar klebte naß und fest um Stirne, Schläfen, Hals und Nacken. Schlingpflanzen umschlangen es. Bis ans Kinn ging ihm das Wasser. Er stand auf einem Felsen und half dem Freund aus dem Sack. Agathangelos versank sofort in der Tiefe, kam aber gleich wieder auftauchend voll Gras und Schlamm bedeckt, wieder zum Vorschein und schwamm, festen Boden suchend, umher. Die Finsternis war von oben her so weit durch ein grünliches Licht erhellt, daß die Freunde das kreisrunde Felsbecken mit seinen schaurigen, triefenden Wänden vom Felsvorsprunge aus erkennen konnten. Schwarz wie Kohle war das Wasser. Von Zeit zu Zeit sprang ein Tier von den Felswänden ins Wasser, oder vom Wasser auf einen der Vorsprünge. Jetzt eine Schlange. Jetzt eine riesige Ratte. Eine Kröte von niegesehener Größe. Schlotternd standen die Freunde auf demselben Stein in der Tiefe und hielten einander fest um den Leib. Unschlüssig starrten sie in der Felsenrunde umher, den Felswänden entlang aufwärts. Jetzt schmetterte von oben her eine Tube. Sie schnellten auffahrend die Köpfe empor. Dreimal klang mit furchtbarem Getöse die Tube hinab. Jetzt vernahmen wie aus unendlicher Höhe die Freunde eine tiefe, ruhige Stimme: „Menschensöhne! lebt ihr noch?" Sie riefen wie aus einem Munde: „Wir leben. Rettet unsere Seelen! Wir sind dem Ende nahe!" Die Stimme: „Was ist des Sackes Deutung?" — „Von neuem geboren werden! — Wiedergeburt!" riefen die beiden gleicher Zeit. Die Antwort aus der Höhe: „Getroffen! Eure Erlösung naht! Es kommt die Kraft aus der Höhe. Es kommt die Hilfe von oben. Esset und

trinket zuvor die Kraft aus der Höhe! Doch einen heiligen Rest behaltet ja!! Stärket euch zum letzten Kampf! Steiget auf beim Zeichen der Posaune an einer Wand empor. Schauet aufwärts, nie abwärts. Glaubet und zweifelt nicht. Euer Schutz sei der Ruf: Abracadabra! Vergesset ihn nicht. Sonst seid ihr des Todes. Aus dem Wasser ziehe jeder eine Kröte und eine Schlange und trage sie hinauf zu Sonne und Saturn. Ahuras Geist mit euch!" — Die Tube erscholl dreimal. Mit dem drittenmal ergoß sich helles, grünes Licht in die Tiefe. Jeder sah des andern Gesicht grünweiß wie im Tod. Aber die Blicke waren lebhaft, erregt geworden. Ein feuriges Verlangen nach Erlösung loderte aus ihnen. Das Ende der Qual war nahe. Als sie aufblickten, schwebten, an ein Seil gebunden, ein Korb, zwei Schwerter und zwei Gürtel herab. Sie aßen und tranken. Eine Flasche nie genossenen Getränkes jedem. Ein überirdisches Gefühl von Mut, Kraft und Seligkeit durchströmte und durchwärmte sie. Tird hatte die Weisung zum heiligen Rest bereits vergessen. Schon führte seine Hand den letzten großen Bissen feinen, wohlriechenden Brotes zum Munde, als Agathangelos mit erschrockenen Blicken die Hand abwehrend gegen ihn ausstreckte. Tird biß noch einen Teil davon ab und ließ auch in der Flasche kaum mehr als eine Bodenbedeckung. Seine Augen loderten. Sein grünes Gesicht wurde rot. Sein Mund verzog sich zu seligem Lachen, öffnete sich und im andern Augenblick dröhnte im Kerker drunten in unbändigem Gelächter sein: „a—i, a—i, a—i!"

Kaum war es verklungen, so schmetterte die Tube dreimal. Agathangelos legte seine Sachen auf den nächsten Felsvorsprung hinter ihm. Tird folgte ihm. Eine Jagd nach Kröte und Schlange begann. Ein Untertauchen bis auf den Grund voll kniehohen Schlammes und Grases, ein Auftauchen und Spritzen, Sichschütteln vor Frost und Grauen, ein Emporklettern an den Felsen und Hineingreifen in die Ritzen und Löcher, ein Aufschrei bald Tirds, bald Agathangelos', jetzt vor Schrecken, jetzt im Ausgleiten und Wiederhinabpurzeln ins aufspritzende Wasser. Tird gröhlt auf. Eine scheußliche Kröte zappelt an den Hinterbeinen in seiner Hand. Er bindet sie mit dem Gürtel und legt sie zu seinen Requisiten. Die Jagd nach der Schlange beginnt, und nun ist Tird der Helfer des Freundes, bis beide ihre Tiere haben. Der Daumen der Rechten drückt ihr Genick. Sie ringeln sich um ihren Arm. Wie sie halten im Aufstieg? Tirds Geist sprüht vor

List und Leben. Schon ist ein Band vom Gürtel abgeschnitten. Der Kopf der Schlange und die Füße der Kröte hängen im andern Augenblick daran. Tird hilft Agathangelos. Alles ist am Gürtel befestigt. Die Schlangen zischen und ringeln. Die Kröten suchen mit ausgebreiteten Vorderbeinen wie mit flehenden Armen nach Halt in der Luft. Tird steigt hinan. Agathangelos folgt. Ein Aufstieg auf Tod und Leben. Auf Glauben. Sie suchen und deuten einander die besten Tritte. Tird stößt warnende Laute aus. Ein Klettern beginnt wie im Couloir der Alpen. Ein Übersetzen mit fast unmöglichen Schritten. Ein beständiges Ausrutschen. Wie die Sandalen hindern! Sie reichen sich die Hände. Tird zieht den Freund. Agathangelos stützt Tird von unten. Schweiß- und Blutstropfen fallen in den tief unter ihren Füßen noch eine Weile schwarzschimmernden See, dann entschwindet er ihren Blicken. Die Kraft läßt nach. Der Berauschung folgt die Erschlaffung. Und sie kleben an Felswänden, die senkrecht in unbekannte Höhe streben und in schauerliche Tiefe hinabragen. Nie abwärts schauen! Die Losung nicht vergessen! Vorwärts! Aufwärts, dem Licht zu! Fledermäuse hüpfen übers Gesicht. Tird schnauzt und speit sie so fürchterlich an, daß sie gleich weichen. Eine besonders aufsässige empfängt von seiner freigemachten linken Faust den Todesstreich, der sie ins nasse Grab hinabbefördert. Dumpf tönt ihr Fall hinauf. Tird brummt etwas Schadenfrohes und zieht sich aufwärts. Eine gute Weile ernster Arbeit. Sie prüfen auf dem, eben erreichten Postament, ob die Steine halten, und klammern sich überbeugend mit Armen, Brust und Kinn an obern Vorsprüngen, da rauscht es gewaltig wie von Fittigen. Ein entsetzlicher Kampf beginnt, Tier und Menschen nur durch Angst und Raumnot gegeneinander getrieben. Keine Abwehr durch Zischlaute aller Art, kein Augenzwang, kein Gebrüll beider Männer hilft. Der Kauz ist verwirrt, versessen auf den Kampf, flattert auf und wieder herab, abwärts und wieder hinauf. Wie verzaubert, wie ein Dämon in Vogelleib. Agathangelos birgt das Gesicht unter Tirds Gesäß und stützt ihn mit der Stirne. Tird hat das Schwert, während der Vogel ihm Gesicht und Hände verkratzt und blutig reißt, mit größter Vorsicht mit der linken Hand fassen können. Beim Todesstoß riß er Tird noch ein Stück Fleisch aus dem Arm und sank in die Tiefe. Ein Bächlein Blutes rieselte die Felsen hinab. Minutenlang währte das Versorgen des Schwertes. Die Steine unter ihren Füßen hatten während

des Kampfes gezittert. Kaum, daß die Freunde sie aufgehoben hatten, so brachen die Steine ab, schlugen, im Fallen hin und her geworfen, an den beiden Wänden an. Ein dumpfes Aufplatschen ließ oben die beiden mit kaltem Schauer ahnen, von welcher Höhe sie gefallen wären. Sie stiegen weiter. Rötliches Licht strahlte von oben auf, mild und tröstend. Die Freunde blickten auf und sahen auf der andern Wand in einiger Entfernung über ihnen einen Lichtbogen, in dessen Halbkreis ein Engel mit Flügeln in strahlendem Weiß stand. Eine hohe, schöne Jünglingsgestalt mit goldenem Schwert an goldenem Gürtel. Bartlos das reine Gesicht mit den niederblickenden Augen, kurzes Lockenhaar um Stirn und Schläfen. Unbeweglich, wie eine Statue, die Hände rückwärts gehalten, ihre rosaroten Flächen wie einladend den Freunden zugewandt. Sie standen auf ihrer Seite von einem, kaum fußbreiten Steg getrennt dem Engel gegenüber. Die Erscheinung mit ihrem Kontrast zur schauerlichen Felsschlucht wirkte auch auf Agathangelos überwältigend. Der Steg war eine dicke, glatte, immer nasse Balkenhälfte, deren Schnittfläche den Pfad bildete, deren Rundteil über der Tiefe hing. Mit den Händen nachgreifen und hinüber zu handeln, war unmöglich. Der Engel blickte nicht auf. Aber um ihn und hinter ihm leuchtete immer mehr mildes, weißes Licht auf. Ewigkeitsbange Augenblicke für die Freunde folgten. Keiner blickte in die Tiefe. Nur immer auf die Brücke, ob sie halte, wie die Passage am besten erfolgte. Es gab keinen Weg, als den, aufrecht auf den Füßen! Tird blickte mit unvergeßlichem Blick wie zum Abschied den Freund an. Der aber hatte den Kopf in den linken Arm auf den Felsvorsprung gelegt, der vor Agathangelos' Brust stand. Tird überkam ein heiliger Schauer. Agathangelos betet. Und Tird betete auch, zum erstenmal betete Tird wieder zu Mithras, dem Gott seiner Kindheit. Ein kurzer Blickwechsel von unaussprechlicher Bedeutung, voll Liebe und Dank, voll Hoffnung für beider Bewahrung. Tird ging voran. Er kam, mit beiden Armen balancierend, bis in die Mitte — ein Schrei, als müßten die Felsen bersten — Tird war geglitten, aber mit ungeheurer Schnelligkeit hatten sich seine Kniehöhlen um den Balken geklammert und alle Muskeln, alle Fasern seines Leibes spannten sich zur Rettung an. Einen Augenblick hingen Tirds Kopf, Arme und Hände in die Tiefe hinab. Die Kröte zappelte vor seinem Gesicht, die Schlange ringelte sich um seinen Hals. Unwillkürlich schloß er die Augen, der Schwindel wollte ihn über-

nehmen. Aber Agathangelos hatte im Schrecken unbewußt dem Freund nachgeblickt, und in einiger Tiefe unter ihm sah er, wie ein breites, starkes Netz von Wand zu Wand straff gezogen war. Beinahe hätte Agathangelos des Schweigegebotes vergessen und im Jubel der entdeckten Vorsehung dem Freund es zugerufen. Doch es war nicht mehr nötig. Mit letzter Kraft hatte Tird sich aufgezogen und schob sich nun mit den gekreuzten Vorderarmen und Füßen ruckweise vorwärts. Er richtete sich bereits vor dem Engel auf, als Agathangelos mit ausgebreiteten Armen ruhig und sicher aufrecht über den Balken schritt und schon im nächsten Augenblick mit lachendem Gesicht neben ihm stand. Der Engel blickte zu Boden. Sein Gesicht war wie weißes Wachs und von majestätischem, furchtbarem Ernst erfüllt. Kaum bewegten sich seine Lippen, als er dennoch mit schneidender Stimme rief: „Gebt die Losung!" Tird fuhr erschreckt zusammen und schlug sich laut klatschend an die Stirne. — Agathangelos aber hatte das Losungswort immer wieder im Aufstieg wiederholt und rief laut: „Abracadabra!" Der Engel hob jetzt seine Blicke freudig zu ihnen auf. Wie Gesang tönten die feierlichen Worte:

> **Heil euch beiden, die gekommen**
> **Aus großer Trübsal.**
> **Rein wollt ihr werden!**
> **Darum steiget höher**
> **Und laßt der Erde,**
> **Was ihr gehört:**
> **Die Sinnlichkeit.**

Ratlos standen beide und wußten nicht, was sie zu tun hätten. Der Engel aber sprach: „Gebt mir die Nahrung der Erde!" Sie legten die Reste von Brot und Wein in die Hände des Engels und dieser ließ sie ohne Augenaufschlag, ohne eine Bewegung, in die Tiefe fallen. Die Flaschen zersplitterten klirrend in der Tiefe. Wie das geschehen war, öffneten sich langsam die Lider des Engels und seine Lippen verkündeten:

> **Erde muß zur Erde werden,**
> **Frei ist euer Geist geworden**
> **Von der Erde Stoff und Wesen.**
> **Geist muß Geist zur Nahrung haben,**
> **Geist aus Gottes Licht und Leben**
> **Kann allein in Gott genesen.**

Jetzt griff der Engel in die Toga hinter dem goldenen Gürtel und entnahm ihm zwei kleine, runde Brote und steckte sie

den Freunden in den Mund. Dann hob er feierlich die großen Schwingen, daß sie den Bogen oben und die beiden Seiten des Halbkreises berührten. Sie rauschten nach vorn über die Häupter der Freunde und zugleich hoben sich des Engels Arme und Hände segnend gegen ihre Gesichter. Ein Anblick von Reinheit und Majestät, der beide erschütterte. Ein Strom von Wohlgeruch breitete sich von seinem Kleid und von den Händen aus. Und schon weckte die himmlische Speise in ihnen feurigen Mut, alles durchdringende Kraft. Wie sie aber dastanden und sannen, was weiter geschehen solle, erblaßte das weißblendende Licht langsam. In weißlich-grünem Kleid mit ebensolchem Gesicht und Händen stand der Engel da. Seine Flügel hingen nieder. Seine Lider waren geschlossen. Aber der rechte Arm hob sich ganz langsam, der Zeigefinger wies nach oben. Wie träumend standen die Freunde da. Dann packte sie eine unbeschreibliche Sehnsucht nach oben, nach Licht, und Leib und Glieder wurden leicht wie Federn. Sie schwebten auf dem Balken über dem Abgrund. Sie kletterten wie Katzen die Wand hinauf. Tubentöne schmetterten dreimal ein unbekanntes Signal. Orangegelbes Licht ergoß sich plötzlich über die Freunde. Ohne weitere Mühe und Gefahr kamen sie aufwärts. Nach kurzer Zeit erblickten sie an der gleichen Wand, nicht hoch über ihnen, einen Torbogen vom gleichen Licht. Mitten drin stand ein Engel. Alle seine Gebärden, sein Ausdruck, sein Blick, gleich wie vorher. „Abracadabra!“ riefen beide Freunde wie aus einem Munde. Der Engel schlug die Augen auf, sein Antlitz wurde hell, die Stimme klang liebreich:

> **Heil euch beiden, die gekommen**
> **Aus großer Trübsal.**
> **Rein wollt ihr werden.**
> **Darum steiget höher**
> **Und laßt Merkurius,**
> **Was ihm gehört:**
> **Beutel und Gold.**

Sie gaben ihre Beutel. Ohne eine Miene zu verziehen, ließ er sie mit dem Gold darin über die Finger in die Tiefe gleiten. Der Engel wies wie triumphierend aufwärts und die ganze Erscheinung erblaßte. Sie stiegen auf, und in der Fülle blendenden Lichtes fanden sie das dritte Tor. Ein weißgelbes, blendendes Licht übergoß sie. Die Tuben schmettern unaufhörlich. Es rauscht wie von großen Wassern. Die Freunde vermögen

nicht aufzuschauen und sinken vor dem Engel nieder, der wie in einer großen Sonnenscheibe drinnen zu stehen schien. Es flammte wie von Feuer, wie geschmolzenes Gold; weiß-gold-gelb Kleid, Gesicht, Arme, Hände des Engels und seine riesigen Schwingen. Laut riefen die Freunde das Losungswort. Wie Posaune tönte des Engels Stimme:

Heil euch beiden, die gekommen
Aus großer Trübsal.
Rein wollt ihr werden.
Darum steiget höher
Und laßt dem Mond,
Was ihm gehört:
Den Neid!

Sie reichten die Schlangen hin. Mit langsamer Bewegung hieb der Engel wie mit flammendem Schwert die Tiere voneinander und ließ die Hälften in die Tiefe fallen.

Das Licht erlosch, der Engel erblaßte. Sie stiegen empor. Rotes Licht strömte herab. In rotem Bogentor steht der Engel und spricht:

Heil euch beiden, die gekommen
Aus großer Trübsal.
Rein wollt ihr werden.
Darum steiget höher
Und laßt dem Mars,
Was ihm gehört:
Den Zorn!

Sie reichten ihre Schwerter. Der Engel ergriff die beiden Griffe mit beiden Händen. Einen Augenblick hingen sie über dem Abgrund, dann sanken sie, klirrend an den Felsen aufschlagend, hinab.

In gelbem Bogen wieder steht ein Engel und begehrt die Locken der Freunde mit den Worten:

Heil euch beiden, die gekommen
Aus großer Trübsal.
Rein wollt ihr werden.
Darum steiget höher
Und laßt dem Jupiter,
Was ihm gehört:
Den Stolz!

Sie halten ihre Köpfe hin. Die Locken werden vom Schwert des Engels lautlos weggemäht und fallen in die Tiefe.

* * *

Die Tuben schmettern aus nächster Nähe. Pauken und Trommeln rasen darein. Die Schlucht wird von gelbgrünem Licht übergossen. Der Engel Saturns steht mit gezücktem Schwert im Bogen. Doch mit strahlender Freundlichkeit spricht er nach dem Abracadabra der Freunde das Engelwort:

Heil euch beiden, die gekommen
Aus großer Trübsal.
Rein wollt ihr werden.
Darum steiget höher
Und laßt Saturnus,
Was ihm gehört:
Den Hang zur Trägheit.

Von selber reichten die Freunde ihre Kröten hin. Des Engels Schwert teilt sie der Länge nach in zwei Teile. Sie versinken zuckend in der Tiefe. Kaum geschehen, so schmettern die Tuben und rasen die Trommeln. Zwei Jünglinge in weißen Gewändern erscheinen hinter dem Engel wie aus dem Licht heraus; treten vor den Engel zur Rechten und Linken und beginnen mit wortlosem Ernst die Freunde zu entkleiden. Die Sandalen fallen in die Tiefe, die Gürtel folgen. Die Togen, die Tuniken, die Beinkleider, Hemden — alles verschlingt der Abgrund. Nackt und kahlgeschoren werden sie von den Jünglingen unter fortwährendem Tuben- und Paukenlärm hinter dem Engel weggeführt. Sie betreten zusammen eine kleine Felsenkammer, die in Breite und Tiefe einem Grabe gleicht. Stockdunkle Nacht. Sie schlottern beide an allen Gliedern. Die Tuben und Pauken haben aufgehört. Eine unaussprechlich feierliche, flehende Musik beginnt: Blas- und Saiteninstrumente und ein Chor von tiefen, sonoren Männerstimmen setzen ein, und die Freunde im Grabe ahnen: es kommt die heilige Sühne, die Besprengung mit dem Blute des heiligen Stieres. Ein Deckel wird über ihnen weggeschoben. Es dringen durch viele runde, kleine Löcher wie durch ein großes Sieb Licht und Töne, so feierlich und ernst, wie sie auch Agathangelos nie vernommen. —

Was kommt? Musik und Gesang bricht jäh ab. Todesstille. Ein furchtbarer Schlag fällt. Etwas Gewaltiges, Un-

geheures ist zusammengebrochen und ein herzerschütterndes Todesgeschrei brüllt auf. Über der löchrigen Decke wird getreten, gestampft, gekeucht, gezerrt, geröchelt, — Musik und Gesänge setzen wieder ein, unendlich feierlich, heilig, bittend. Sie lauschen ergriffen im Felsengrabe, Agathangelos und Tird. Tird aber bricht zusammen. Seine Hände falten sich hinter Agathangelos' Kopf, und sein Gesicht birgt sich, von heißen Tränen überströmt, an der Brust des Freundes. Der schlingt seine Arme um den Leib Tirds, der sich schüttelt wie in Fiebern und Schmerzen. Tird schreit laut auf vor Weh und Seligkeit. Und von oben, durch die Löcher der Decke, beginnt es zu tropfen, zu regnen, endlich zu strömen: heiliges Blut des eingeborenen Stieres. Heiliges Sühneblut übergießt die Freunde. Kein Glied, keine Stelle des Leibes bleibt trocken. Warmes, lebendiges Blut. Und der Chor singt:

„Nehmet, trinket Blut und Leben,
Von dem eingebornen Stiere.
Rein und unschuldsvoll soll werden
Wieder euer Sinn und Wesen,
Wie des Kindes Seele rein.
Buße nur ist euch vonnöten,
Und der ganze ernste Wille,
Los zu werden von dem Bösen,
Frei zu werden von den Sinnen,
Gott zu weihen Leib und Leben,
Aufzugeben Haß und Feindschaft,
Rache, Habgier, Wollust, Ehrgeiz.
Wahr und klar wie Grund des Wassers,
Das der Sonne Klarheit spiegelt,
Euer Herz soll widerstrahlen
Mithras' Augen, Masdas' Himmel!
Wollt ihr trügen seine Augen,
Trügt ihr selber eure Seelen,
Und das Blut, auf euch geflossen,
Bleibt an eurem Herzen kleben,
Wird zum feurigen Verderben
Und zum sternenlosen Sterben.
Nehmet! Trinket, waschet, badet
Leib und Seele rein im Blute.
Aus der Wahrheit seid ihr Seelen!
Und der Himmel über euch
Öffnet seine blauen Räume,
Und es strömen sanft herab
Höchste Reinheit und Erlösung,
Trost und Frieden, Kraft und Leben.
Gottheit wohnt im Blut des Tieres,
Gottheit trinket; Gottes Geist!"

Den letzten Worten folgte tiefe, lange Stille. Dann, wie auf ein Zeichen, war es, als zerrisse der Himmel und berste irgendwo eine Wand, die bis dahin den leisesten Laut zurückhielt. Ein Taumel von Instrumenten mit hohen und tiefen, schrillen, kurzen, langen, dumpfen Tönen, Tuben, Trompeten, Klarinetten, Pauken, Trommeln, Lärm wie Donnerrollen, ein chaotisches Freudengeheul wie von wilden und zahmen Tieren erhob sich: Bären- und Löwenbrüllen; ein Pfeifen wie von brünstigen Hirschen, wütenden Elefanten; Miauen, Uhu- und Käuzleinrufen, Geschmetter von Nachtigallen, Lerchen, Geflöte von Amseln, Geschnatter von Gänsen, Reihern.

Die Türe wurde geöffnet. Weißgekleidete Jünglinge führten die blutroten Freunde hinaus. Ein Raum von fürstlicher Pracht, mit Marmorbädern in Vertiefungen des Bodens, nahm sie auf. Gereinigt, gesalbt, mit reinen, weißen Kleidern angetan, standen sie endlich da und lauschten dem nahen Festgewoge, von dem sie nur durch eine Türe getrennt sein konnten. Jetzt öffnete sich diese. Zwei Gestalten traten ein, von denen die eine einen Rabenkopf von menschlicher Größe trug, die andere ein Schlangenhaupt, das sich in weitem Bogen vornüber neigte. Der erste trug in den Händen ein mächtiges Löwenhaupt mit zottiger Mähne und großen Augenlöchern. Der andere trug einen Hundskopf. Tird wurde mit dem Löwenhaupt, Agathangelos mit dem Hundskopf bekleidet. Die Masken wurden mit Riemen um die Brust gebunden. Durch die geöffnete Türe rauschte jetzt Musik von herzentzückender Schönheit. Alle Sinnlichkeit war wie ausgeschaltet. Die wunderbarste Kunst war Gott Ahura, dem Himmel geweiht. Die Freunde wurden noch durch einen kurzen, finstern Gang geführt. Der Rabe klopfte dreimal an eine kleine Pforte, sie öffnete sich. Sie war nur von Kindeshöhe, ein ovales Loch, durch das ein Strom von goldenem Licht, und die Fülle himmlischer Töne in den Gang fluteten. Sie fielen alle nieder und krochen hintereinander durch das „goldene Tor“ in das „Reich der Sonne.“ Sie wußten nicht, wo sie waren. Im Freien oder in einem geschlossenen Raum. Hoch über ihren Häuptern ein flimmernder Sternenhimmel. Der Vollmond, von dem die Fülle geheimnisvollen Lichtes ausfloß und alles im Raum erkenntlich machte. Und der Mond lief mit den Menschentieren überall mit. Ein ungeheurer weiter Raum schien es zu sein. Unzählige wandelten darin mit ihren Tierhäuptern, neben- und hintereinander durch die feinen, schmalen Parkwege zwischen Beeten

voller herrlicher Blumen aller Arten; alle weiß, leichenhaft, geschlossen; aber ein betäubender Geruch strömte von ihnen aus. Dort hohe, ernste Haine von Zypressen, Pinien oder Palmen. Oasen mit plätschernden Wassern, die über moos-, feingras-, blumenbedeckte Felsengruppen rieselten. Unabsehbar weit schien der Garten zu sein. Und ganz weit ab in der Ferne schloß ein hoher Vorhang wie von loderndem Feuer die Perspektive ab. Dort war's ganz still; keine Musik. Kein Tiermensch in der Nähe. Niemand wehrte den Zugang. Niemand ging hin. Die Freunde im Löwen- und Hundskopf, in den weißschimmernden Tuniken, die bis an die bloßen Füße reichten, wandelten Hand in Hand. Agathangelos fühlte am Druck der Hand Tirds, wie tief er ergriffen war. Niemand sprach hier. Gedanke, Gefühl, Anschauung ist alles geworden. Verstand und Denken haben alle aufgegeben, die auf den Aufgang der Sonne warten. Auf allem lag's wie ein großes, heiliges Warten auf noch Größeres. Oft nahm die Musik der Harfen und Zithern, oder wieder der Gesang ferner, unsichtbarer Sänger und Sängerinnen eine solche Fülle von Schönheit und anschwellender Kraft an, daß sich Tird einmal losmachte, auf den Boden legte und im Wonneschauer dieser Heiligkeit am ganzen Leib erbebte. Alle Lebendigen dieses Raumes trugen am Leibe das enganschließende glitzernde Linnen-, Silber- oder Goldkleid. Nur die Füße, die freien Arme und Hände, wie leichenhaft im Grünlichte des Mondes, ließen erkennen, wer weiblichen und männlichen Geschlechtes war. Höhe und Breite des Körpers ließen etwa das Alter erkennen. Sonst waren alle Unterschiede aufgelöst. Ein Reich des Friedens. Ein Reich der Liebe. Eine Harmonie der Farben, der Töne, der Menschen, der Tiere. Alle durchs Blut gereinigt. Alle aus großer Trübsal und hartem Kampf gekommen. Alle tragen das neue Kleid. Keiner weiß des andern Schuld und Leiden. Alle warten auf die Offenbarung des Lichtes, auf den großen Morgen. Alle grüßen mit Kopf und Händen im Vorüberwandeln.

Der Mond ist am Sternenhimmel weit nach Westen gerückt. Stern um Stern erblaßt. Auch der Mond. Die Mysten des Mithras ziehen sich langsam gegen den Feuervorhang. Musik und Gesang werden immer schwächer. Alle liegen auf den Knien. Alle heben die Arme empor, und eine Totenstille legt sich auf die ganze, wie erstorbene Herrlichkeit. Die Springbrunnen sinken zusammen. Die Quellen hören auf zu rauschen. — Die Ewigkeit redet. — — —

Ein Blitz. Ein Donnerschlag. Ein ohrenbetäubendes Geschmetter von Trompeten. Signale in allen Höhen, Tiefen und Klangfarben. Wieder Blitze, Donnerschläge! als wollten Erde und Himmel bersten. Der Feuervorhang wird voneinander gerissen. Die Mysten springen auf, weinen, heulen, lachen, umarmen einander, werfen sich wieder nieder, schreien, springen, kriechen, winden sich, zappeln wie Tiere. Die Quellen rauschen und schäumen, die Springbrunnen steigen, wirbeln, brausen auf, die Lotosblumen, die Lilien, die Sternblumen, Veilchen, die Rosen, Nelken, alle fangen an zu blühen, zu duften, zu glühen — denn alles, alles wird von glutrotem Licht übergossen. Der Vorhang ist weg. Ahura sitzt inmitten einer halbrunden, weiten Apsis auf goldenem Thron, goldschimmernd das Gewand, das von seinen Schultern über Thron und Boden fällt und den ganzen Raum wie ein Teppich belegt. Kein Szepter. Kein Abzeichen. Die Hände von der Länge eines neugeborenen Kindes ruhen flach auf dem Schoß. Vollkommene, ewige Ruhe. Zeitlosigkeit. Das Gesicht des ungeheuren Hauptes, das die Decke der Apsis zu berühren schien, ist ein Wunderwerk des Meißels, das in unbegreiflicher Einheit erschreckende Majestät und Heiligkeit, Ruhe und Leben, Gericht und Gnade verkündet. Die gerade Lippenlinie offenbart die Energie des Weltalls. Die weitausschauenden Augen, die, Scheinwerfern gleich, Licht ausstrahlen, zeigen Allwissenheit, Allgegenwart. Furchtbare Schönheit. Gnade verheißende Heiligkeit! Hinter ihm, der Rückwand der Apsis entlang, im Halbkreis von rechts nach links: Kronos, die Zeit, ein Ungeheuer mit Löwenkopf, der Leib von Schlangen umwunden. Jede Hand trägt einen Schlüssel, die Rechte noch den Zickzack, als Blitz. Flügel an den Schultern deuten den Flug der Zeit. An Kronos schließen sich die Engel, die aus der Schlucht emporgestiegen waren; ferner symbolische Gestalten, die das Jahr, Monate, Tag und Nacht, die Jahreszeiten darstellten. Die Freude der Seligen, das Rufen, Singen, Lachen, Weinen steigert sich zur heiligen Ekstase, denn unter ungeheurem Getöse und Geschmetter, unter fortwährendem Blitzen und Donnern fährt langsam hinter Ahuras Thron Mithras empor, hoch im Bogen auf einer Brücke wie von Licht. Sind's wirkliche Rosse? Die Füße sieht man nicht, nur die Gestalten in Dunst, aber Mithras sitzt hochaufgerichtet in der Quadriga und hält die Zügel und steigt und steigt empor bis zur Höhe des Bogens. Jetzt steigt er aus. Jetzt küßt er von fern Ahura, und, während aller

Mysten Arme zu ihm erhoben sind und alle kniend ihn empfangen, schwebt er langsam zu ihnen herab. Das Gefährt rollt davon. Der Vorhang zieht sich langsam zusammen. Ahuras Herrlichkeit verschwindet. Mithras, der Gott des Lichtes! Eine hohe, vornehme Gestalt, den Kopf immer leicht nach vorn gebeugt. Ein königlicher Gang. Das Gesicht ist von einer feinen, goldsprühenden Maske verdeckt, nur Mund, Zähne, Augen sind sichtbar. Ein langer, tiefblauer Mantel fällt von seinen Schultern und bildet eine mehr als meterlange Schleppe. Der Mantel ist vorne offen und läßt einen Goldpanzer, dichtbesetzt von Edelsteinen, sehen. Beinkleider und Schuhe sind vom selben silber- und golddurchwirkten Stoff, wie bei den Mysten. Auf dem Kopf die Tiara, von feiner Goldarbeit, ganz besetzt von Edelsteinen, die so eingefaßt sind, daß sie an Krone, Panzer und Mantel in unzählbarer Menge den Eindruck der tausend Augen Mithras machen. Wohin er tritt, fallen die Mysten auf die Knie und Mithras segnet sie. Von seiner Maske leuchtet es wie Sonnenglanz, und durch die Öffnungen schauen prüfend seine Augen rings umher. Man merkt an allen möglichen Zeichen die Neugierde der Mysten. Wer mag es sein? In den Frühlingsmysterien stellte immer ein ganz Großer den Mithras dar. Er wandelte, stets umgeben von Mysten, von Hund, Raben, Löwen im Garten umher. Nun begann ein selig Wandern und Reden durch die Masken. Keiner verriet dem andern, wer und woher er sei. Man pflückte von den Bäumen Früchte, Obst, Süßigkeiten aller Art, oder nahm das alles auch aus zierlichen Silber-, Gold- oder Korbgeflechten, die von lieblichen Mädchen mit Vogel- oder Biberköpfen serviert wurden. — Nun trafen doch Jünglinge und Jungfrauen zusammen, und auch die Musik, die wieder anhob, schien zu einem himmlischen Reigen einladen zu wollen. Bald glänzte und wogte es um Mithras her in ruhiger, schöner Bewegung. Tird flüsterte Agathangelos zu: „Soll ich auch tanzen?“ — „Tu's nicht!“ warnte dieser. Tird: „Ich folg dir, guter Engel, aber, du weißt nicht, wie rein und gut ich geworden bin. Das ist Erlösung. Ich spür es. Ich bin rein geworden. Ich habe die Sinnlichkeit abgestreift. Hier ist noch kein unreiner Gedanke, noch Trieb über mich gekommen.“ Agathangelos: „Mich freut's. Möge es bleiben; aber — tanze nicht!“ — „Also. Nein denn.“

Sie wanderten und aßen und tranken aus den klaren Quellen, zu denen man sich niederbückte. „Hast du eine Ahnung, ob's in der Welt draußen Tag oder Nacht, Winter oder Frühling

ist, Tird?“ — „Ich glaube, wir sind Wochen und Tage in den Mysterien. O könnten wir ewig hier sein.“ — „Es würde auch dir verleiden, Tird!“ — „Niemals!“

Sie kamen zu einer Gruppe von Palmbäumen und sie lagerten sich an einer Felsengruppe mit plätscherndem Wasser auf kurzem, samtweichem Rasen. Tird wiederholte mit vielen Worten, wie rein und glücklich er geworden sei. Er durchging alle überstandenen Leiden und dankte dem Freund wieder für alle Treue. „Hättest du das alles um deinetwillen allein auch durchgemacht?“ wollte er wissen. „Nein! Niemals!“ antwortete Agathangelos entschlossen. „Also alles um meinetwillen; zu meiner Erlösung.“ — „Zu deiner Erlösung!“ — „Ich verstehe: Dein alter Grundsatz: stellvertretend leiden! Du hast eben keine Sünden, bist immer rein und gut und hast keine Schuld auf dich geladen.“ — „Niemand ist ganz rein und schuldlos“, fiel Agathangelos ein. „So hast du doch auch Erlösung und Vergebung hier gefunden?“ Agathangelos zögerte; sagte dann freudig: „Ich habe auch Vergebung und Erlösung gefunden!“ — „Hier gefunden!“ wiederholte mit starker Betonung Tird, „hier gefunden!“ Agathangelos schwieg. „Warum schweigst du? Warum sagst du nicht h i e r gefunden?“ forschte Tird mit den Löwenaugen, leise gereizt. „Laß das, Tird, bitte!“ Tird noch gereizter: „Sprich doch! Was soll das? Immer hast du Geheimnisse gegen mich. Du traust mir nicht — du — du verbirgst was? Du — du —“ Er streckte den Kopf nahe zu Agathangelos hin. Der sah die Augen Tirds in der altbekannten Wut jetzt gegen ihn funkeln, hörte ihn schnaufen, und ein Hauch heißen Atems drang in Agathangelos’ Gesicht. „Sprich doch! Warum schweigst du?“ — „Ich habe um deinetwillen mitgelitten, Tird. Laß es jetzt gut sein, ich bitte dich! Ich kann dir jetzt mehr nicht sagen.“ Tird kam noch näher. Ein furchtbarer Moment drohte. Zorn loderte gegen Agathangelos. Die Faust Tirds ballte sich. „Tird, ich glaubte, du seist erlöst! Tird . . . . du bist im Himmel Ahuras!“ Die Faust löste sich. Die Blicke wurden milder, blieben aber dunkel. Er schwieg und stützte sich im Liegen auf den rechten Unterarm. „Was kommt noch, Agathangelos?“ — „Was?“ — „Was noch komme —? Was noch gespielt werde?“ — „Wie soll ich das wissen, Tird?“ — „Darf ich aushelfen?“ fragte eine volle Frauenstimme plötzlich. Eine weibliche Gestalt von stattlicher Größe, mit vollen, runden Gliedern und breiter Brust, mit zierlicher, grüner Froschmaske als

Deckung, war unbemerkt von hinten zu ihnen getreten. Und sie schilderte lebhaft, was noch kommen werde. Bald werde die Geburt Mithras dargestellt werden. Dann folge der Stierkampf. Dann das Gericht. Dann — bei Nacht im Schein der Kerzen — das heilige Abendmahl und Abschiedsmahl mit Mithras — dann seine Himmelfahrt und der letzte Segen!" — „Dann?" fragte neugierig Tird. — „Dann" — das Weib seufzte tief auf — „dann ist alle Herrlichkeit zu Ende — und — wir werden wieder zurückkehren in die böse, sündige Welt."

Sie wollte gehen. Doch Tird bat sie, zu bleiben und sich zu ihnen zu setzen. Sie tat's und erzählte auf Tirds Wunsch im einzelnen, wie alles gespielt werde und was der Sinn von allem sei. Dabei klang fortwährend reine, beseligende Reigenmusik zu ihnen hinüber. Agathangelos merkte längst, wie Tirds Augen wohlgefällig die herrliche Körperfülle der Unbekannten maßen, und wie es Tird in Händen und Füßen zuckte beim Klang dieser Musik. Richtig! Schon unterbrach Tird die Erzählerin und sagte scheinbar gleichgültig: „Sie schlingen dort prächtige Reigen, unermüdlich!" — „Willst du nicht tanzen, Mithras zu Ehren?" fragte leidenschaftslos das Weib. Ein Blick Tirds auf den Freund, aufspringen und mit der Gestalt weggehen, war ein Augenblick. Agathangelos blieb zurück und legte sich todmüde und traurig auf den Rasen. Durch die Löcher seiner Hundemaske rieselten Tränen auf Tränen ins feuchte, duftige Gras. Hinter dem Hain wogte himmlischer Reigen von Menschen der höchsten Stände Roms in Tiergestalten vor Mithras auf und nieder, der sich inmitten des Parkes beim Springquell gelagert hatte und auf einem Polster liegend unverwandt dem paradiesischen Treiben zusah. Agathangelos blieb unbeachtet liegen. Er war eingeschlafen. Ihm träumte: ein junges, noch nicht zwanzigjähriges Weib, von schlankem Wuchs und blühender Gestalt, mit großen, feurigen Augen und ovalem, schönen Gesicht, zwei kleine, gelockte Knäblein in den Armen, war vor ihn getreten. Er kannte sie. Sie ihn nicht. Er rief mit bebender Stimme: „Maria!" — Sie starrte ihn an, wurde kreideweiß und sprang vor seiner Maske davon, wie von Dämonen verfolgt. Er schrie ihr nach und grub Gesicht und Hände tiefer ins Gras. — Tird und die Unbekannte hatten Reigen um Reigen getanzt. Und Tird war ruhig geblieben, frei von Sinnlichkeit. Die Musik war rein, darum der Reigen. Auch die Gefährtin wirkte in Blick, Wort und Bewegung rein auf Tird. Mithras herrschte. Die Idee des Lichtes. Es war wohl mehr die

immer größer werdende Neugier über die Persönlichkeit und Herkunft der Unbekannten, was Tird plagte, als die sinnliche Bewunderung ihrer göttingleichen Gestalt, der Kraft und Fülle ihrer Glieder, der Schönheit der Arme und Hände. Mehrmals waren sie auf einer ausruhenden Wanderung am schlafenden Agathangelos vorübergekommen, ließen ihn schlafen und gingen Hand in Hand weiter. Tird erzählte, was er von Agathangelos' Leben wußte. Von da an wurde die Unbekannte schweigsam und wollte auffallend viel von Agathangelos wissen. Tird erzählte und erzählte, er wußte nicht, wie's kam, in fliegender Hast sein eigenes Schicksal und das geheimnisvolle Erscheinen dieses Freundes, der gekommen sei, ihn aus der Finsternis zum Licht zu führen. Er glaube aber, auch über Agathangelos' Leben liege ein dunkles Geheimnis. Tird redete und redete, sie wandelten und wandelten. Er merkte nicht, daß die Hand der Gefährtin kalt geworden war, und ihr Gang langsam, schleppend.

„Wir müssen scheiden — man beobachtet uns — wenn wir uns zu erkennen geben — brechen wir den Mithraseid und sind des Todes — hier darf keines das andre kennen. — Ich bin die Priesterin der Isis. Morgen ist ihr Fest in Rom. — Such mich — ich beschwöre dich — Prinz!" Fort war sie. — Tird durchzuckte ein jäher Schmerz, als er sich allein sah. Er war verloren. Er irrte mit dem Löwenhaupt umher und suchte vergebens ihre Spur. Wie verschwunden war sie. Nirgends mehr dieser liebliche, träumende Froschenkopf! Agathangelos wird emporgerissen und ihm alles erzählt. „Amor — Amor — auch hier im Himmel", seufzte der Freund und ging mit Tird, die eben beginnende Darstellung der Geburt des Mithras aus dem Felsen zu sehen. Ein Weihnachtszauber in kaum erleuchteter Szene; eine Pracht der Szenerie auf dem großen, freien Hauptplatz, das geheimnisvolle Atmen, Ein- und Ausziehen des Felsenleibes — die Musik dazu, die Wehen, die Angst, die Hoffnung, den letzten, furchtbaren Riß und Schrei der Gebärenden darstellend — die langsam steigernde Morgenrotbildung, die Dämmerung: der Sieg des Lichtes — eine großartige Leistung symbolischer Kunst. Tird ließ es kalt. Kaum sah er hin und suchte unter den stillen Zuschauern nur das Froschenhaupt. — So war's beim weitern Spiel, der Darstellung des heiligen Stieropfers, ein lebendes Bild von unbeschreiblicher Pracht und Wirkung, das alle kniend anschauten und wobei der Chor zu gedämpfter feierlicher Begleitung sang.

Eine ungemein feierliche Stimmung war entstanden. Die Musik blieb ernst. Erlösung, Friede, Liebe, Reinheit atmete alles: — Luft — Szene — Menschen — der ganze Garten. Man fühlte das innerste Wesen der Liebe. Alle glaubten sich frei von jeder Sinnlichkeit. Alle innerlich frei; versöhnt, rein und ruhig genug, das Feierlichste von allem zu begehen, vor Mithras goldener Wage zu erscheinen und sein Gericht zu bestehen. Endlose Reihen bildeten sich. Der Feuervorhang öffnet sich wieder. Schwarze Nacht wird's im Park. Hohe Kerzen auf goldenen Kandelabern flackern leis. Gott Vater — Ahura thront in der ewigen Ruhe. Äonen, Engel hinter ihm. Unten am Proszenium vor schwarzglänzendem Marmortisch und goldener Wage Mithras, zu seiner Rechten Sraosha, zur Linken Rasnu. Alle Seelen kommen und bekennen ihre Sünden. Gewichte stellen die Schwere derselben dar, und belasten die Schale links vor Mithras. Von ebenso schwerem Gold ist die Gnade. Wer durchs Gericht zur auserwählten Zahl der Abendmahlsgenossen kommen darf, sammelt sich hinter Mithras und steigt zum „Himmel", zur Apsis, empor, wo ein Symposion bereitet ist. Polsterlager von dunkelgrüner Seide, in der Mitte der Dreifuß mit der Schale voll geweihter Brote und mit dem großen, goldenen Pokal, von Lilienkelchform, umkränzt von Sternen, von funkelnden Edelsteinen, wie Augen eingefaßt. Nur wenige gelangten dahin. Die meisten blieben von selber zurück oder unterlagen der Prüfung des Mithras, der durch die Öffnungen seiner Sonnenmaske mit durchdringendem Blick die Seelen prüfte und sie fragte, ob sie in Glauben, Liebe, Reinheit, in Wahrheit, Redlichkeit und Treue in Steuer und Gesetzen gegen Kaiser, Staat und Gemeinschaft alle Pflichten der Mysten erfüllt hätten. Unter denen, die sich anschickten, vor Mithras Wage zu treten, waren auch Tird und Agathangelos. Dieser von Tirds Neugier genötigt, nicht freiwillig. „Tird!" flüsterte er ihm zu, bevor sie in die Reihe traten, „du hast kein Recht, das Abendmahl des Mithras zu empfangen!" — „Warum nicht?" herrschte dieser ihn an. „Du hast nicht vergeben. Du hassest noch!" — „Wen? Niemand — nur den Mörder meines Vaters — ich geh doch —!" — „Geh nicht. Du tust Unrecht!" — „Nein. Niemand weiß das!" — „Doch. Der Gott des Lichtes!" — Tird hörte nicht mehr und drängte vorwärts. Er trat vor Mithras. Zittern befiel ihn, als ihn Mithras mit blauen Augen ansah und eine bekannte Stimme also ansprach: „Deiner Sünden sind viele und deine

Schuld ist groß. Deine Sühne ist angenommen. Deine Schuld vergeben. Zum Abendmahl des Mithras aber gelangt nur, wer von Herzen vergeben hat auch seinem Schuldner. Du hast nicht vergeben dem Mörder deines Vaters. Du hassest. Vergib und komm! Oder hasse und weiche von hier.“ — Mithras' Hände erhoben sich abwehrend gegen ihn und also taten Sraosha und Rasnu zur Rechten und Linken des Mithras. Wie von unsichtbaren Gewalten zurückgetrieben, wandte sich Tird rückwärts und zog Agathangelos mit sich. Schweigend standen sie mit vielen andern im Hintergunde an einer Palme und schauten dem bald beginnenden Abendmahl des Mithras zu. Die Musik setzte ein. Mithras und die beiden Götter stiegen langsam von der Seite zur goldenen Apsis empor. Die Mysten knieten nieder in der Runde um Mithras, Sraosha und Rasnu, und Mithras begann:

„Gereinigt seid ihr, meine Jünger und Genossen,
Erlösung ist zuteil euch worden.
Durch Kampf und Trübsal, durch Gericht und Gnade
Seid ihr zu Mithras Abendmahl gekommen.
Der Abschied naht heran. Empfangt die letzten Worte
Und laßt sie unvergeßlich eurem Herzen sein. —
Mir bebt das Herz, gedenk ich euer, Brüder!“
(Gedämpfte, traurige Musik begleitet melodramartig Mithras' Rede.)
Ich lasse euch zurück, indes ich aufwärts fahre
Zum Reich der Himmel, da nicht Sünde ist, noch Kampf
Mit Arimans Geschöpfen, Geistern und Dämonen,
Mit seinen Pfeilen, die des Nachts euch treffen,
Mit Krankheit, Not und Tod und tausend Ärgernissen.
Euch bleibt die Erde und der Erde Qual.
Euch bleibt das Leiden und des Leidens Tränen.
Euch bleibt Versuchung und der Sünde List! —
Ich steig' empor. Doch wißt! Im Himmel seiend
Bin ich doch bei euch alle Tage!
So oft ihr denket meiner, denk ich eurer!
Wer seine Augen bittend richtet zu der Höhe,
Wo meine goldene Quadriga durch den Himmel rollt,
Wo nachts die tausend Augen meines Sternenmantels funkeln,
So wißt: Mithras ist bei mir, Mithras sieht mich,
Mithras' Mantel deckt mich, Mithras' Schwert und Schild,
Sie decken mich. Er ist mein guter Hirte.
Er ist bei uns, ist unter und ist in uns.
So denkt, wenn zwei und drei von euch versammelt sind,
Wenn Freude euch erfüllt, wenn Trost euch tröstet,
Wenn leise wie der Wind am Abend
Mein Geist durch eure Herzen und durch eure Worte weht.
Wenn ihr, die Krieger eures lichten Gottes,
Im Schlachtgetöse steht, im Vordertreffen,
Sei's, daß ihr schwebt im Meere zwischen Berg und Tälern

Von Wellen auf den ächzenden Trieren:
Mithras mit euch! Fürchtet euch nicht!
(Mächtig übertönt Mithras' Stimme im Melodram die Musik, die in fortwährender Steigerung den Sturm im Kampf und Meer nachahmt.)
Ihm dienen Sturm und Wetter auf sein Wort,
Die Wellen müssen auf sein Wort sich beugen.
Die Sonne muß durch Nebelwände brechen,
Sie mag den Tag, die Woche sich verbergen.
Wißt: Mithras birgt sich wie die Sonne nur,
Ist dennoch da und will die Seinen prüfen,
Ob sie im Dunkeln auch, in Nacht, in Todesschatten,
In Leiden und Gefahren, in tausend Ärgern und Verdrossenheiten,
Vertrauen ihm, gehorsam seinen Worten,
Und immer hoffnungsvoll zu seinen tausend Augen schauen."

Lautlose, feierliche Stille herrschte. Mithras erhob sich. Die Musik spielte ernste, wehmutsvolle Klänge. Mildes, rotes Licht ergoß sich aus der Höhe inmitten des Parkes. Sterne gingen auf. Weihrauchwolken schwebten herab und erfüllten den ganzen Park. In der Mitte schienen sie sich zu lagern und bildeten eine dichte, mit den Augen undurchdringbare Wolke. Auf sie zu schritt Mithras, hinter ihm der ganze Zug der Abendmahlgenossen. Sie knieten um die Wolke. Er segnete sie mit ausgebreiteten Armen, dann trat jeder zu ihm und küßte ihn. Musik spielte herzinnige, sehnsuchtsvolle Töne von überirdischer Schönheit, und Mithras vollendete seine Abschiedsrede, während Tubenstöße schmettern und das Rollen eines Wagens hörbar wird. Mit hoher Stimmlage begann Mithras mit herzbewegender Feierlichkeit und Liebe:

„Getreue! Kommt, daß ich euch segne!
Empfanget kniend um mich her den letzten Segen.
Mein Licht und Wesen habt ihr mit dem Brot gegessen,
Mein Geist ist durch den heiligen Trank in euch getreten,
Bewahret beides bis zum ewigen Leben.

(Tubenstöße.)

Die Zeit ist ernst! Die letzten Weltperioden,
Sie rollen donnernd aus dem Himmel in die Zeit.
Licht wider Finsternis. Geist wider Fleisch.
Ahuras Geister wider die Dämonen.
Mithras-Apollos wider Christus Nazarenus
Zum letzten Kampf. Die Reiche dieser Welt,
Sie fallen. Zaratustra kommt!
Im See Kasawa kräuseln sich die Wellen
Geheimnisvoll. Sie lispeln und sie murmeln
Von Leben, das sich bildet in dem Grund des Sees;
Von Geist, der ausgegossen aus dem blauen Äther
Herniedersteigt zur Jungfrau, die da badet.
Drum wachet, fastet, heiliget das Leben!

Des Lichtes Waffen ziehet an und schaffet
Ahuras Sieg und Herrschaft auf der ganzen Welt:

(Lautlose Stille. Tiefste Ergriffenheit.)

Wohin ich geh, möchtet ihr Treuen wissen!
Des Himmels unaussprechlich weite, blaue Herrlichkeit
Möcht euer Auge gern durchdringen!
Zur selben Stunde wollt ihr gerne mit mir auf gen Himmel fahren!
Doch dazu sind noch nicht genug gereinigt eure Seelen.
So schaffet, daß sie immer reiner werden
Und immer würdiger zum Eingang in die ewige Welt des Vaters.
O schaffet, daß ihr selig werdet.
Ihr wißt nicht, wenn das Ende kommt.
Wacht! Betet! Und gedenket meiner,
So oft ihr feiert unter euch das Mahl des Mithras!
Lebt wohl! Ich segne euch! Nehmt meinen Frieden.
Ahuras Friede sei mit euch!"

Während dem Gesang schwebte Mithras langsam in die Höhe und verschwand zwischen den Sternen. Langsam schloß sich der feurige Vorhang und von oben herab kam ebenso langsam ein eiserner, der das ganze Proszenium abschloß. Das Licht ging aus. Ein hohes Tor öffnete seine beiden Flügel weit unten im Park. Langsam leerte sich der Raum. Wie träumend und mit einem peinigenden Gefühl der Leere und Ermattung schlich sich Tird unter den vielen dem Portal zu. Hinter ihm Agathangelos. Unter dem Tor sah Tird das grüne Froschenhaupt. Er drängte sich durch die Menge. Kaum vermochte Agathangelos zu folgen. Durch einen langen, finstern Gang gelangten sie wieder zu einem eisernen Tor. Deutlich erkannten beide den Eingang wieder, durch den sie eingetreten waren. Sie wurden von hinten gedrängt und hinausgestoßen. In der Tiefe lag die ewige Stadt im grünlichen Licht des Vollmonds. Der Tiber glänzte wie eine ungeheure silberne Schlange in ihren Windungen. Milde, weiche Luft wehte. Vorfrühlingsluft. Auferstehung. Ostern. Viel Lichter leuchteten auf und verschwanden wieder. Viele blieben leuchtend an ihrer Stelle. Aus weiter, weiter Ferne klangen Schellen, Hörner, Schalmeien, Menschenstimmen, die sangen, riefen, schrien. Tird sog in vollen Zügen die erquickende Nachtluft ein. Alle Mysten behielten ihre Masken auf dem Kopf. Tird rannte wie ein rasender Löwe dem Frosch nach. Agathangelos blieb zurück. „Erwart mich im Gasthaus!" schrie Tird zurück. Die Nacht verging. Der Tag verging. Tird kam nicht. Agathangelos wanderte, der Maske entledigt, durch die Stadt. Ein ungeheures Leben herrschte. Frühlingsanfang, das Sterben und Auferstehen der Götter

Attis und Osiris wurde gefeiert. Es wimmelte in den Straßen von aufrechten Tiergestalten aller Art, von Masken, von Priestern, Fackelträgern, Musikanten, von Zuschauern und Mitläufern, von ernsten, ausgelassenen und betrunkenen Menschen. Durch die fast taghelle Märzennacht, dem Tiber entlang rast Isis mit aufgelösten Haaren und sucht und sucht unter wildem Heulen und hysterischem Aufschreien den Gatten Osiris, dessen zerstückelte Körperteile der böse Gott Set da und dort, im Wald, im Fluß, in Höhlen, auf Felsen versteckt hat. Hinter ihr drein jagt die verrückte Menschheit und klagt und heult, und pfeift und spielt verzweifelnde Weisen. Alles schreit nach Leben und Auferstehen, nach Vergebung und Erlösung. Stundenlang. Den ganzen Tag. Bis alle Teile von Osiris gefunden sind, und unter einem sinnverwirrendem Taumel und wahnsinnigen Orgien die Wiederbelebung und Auferstehung des Osiris gefeiert wird. Auf Wagen, von Löwenmenschen gezogen, fahren die Göttergatten durch die Straßen Roms, zum Tempel der Isis, zu ihren Mysterien und Opfern, bis die Natur der Menschen versagt, bis die leibliche und seelische Kraft gebrochen ist, und alles sich verzogen und verborgen hat, tagelang auszuruhen und zu genesen vom schweren Werk der Erlösung. So ruht auch Isis in fürstlicher Pracht ihrer Priesterinwohnung im Tempel am Tiber. Sie hat viel hohe Besuche jahrein, jahraus, denen sie Gottheit vermittelt, als Medium der höchsten Lebenskraft und -freude. Kaiser und Fürsten sind ihre Beichtkinder und ihr „Osiris". Tage- und nächtelang ist es nun der Prinz von Armenien. Aber was er sagen, flehen, versprechen, drohen mag, Isis enthüllt ihr Geheimnis nicht. Nur eines weiß nun Tird: zwischen diesem Weib, und seinem und Agathangelos' Schicksal ist ein geheimer Zusammenhang. Beide, Isis und Agathangelos, wollen ihm dienen, beide leiden durch fremdes Schicksal. Beide wollen fremde Schuld büßen und stellvertretend leiden. Agathangelos leidet, Isis noch mehr, und Tird ahnt nur, daß sie beide irgendwie um seinetwillen leiden wollen. Beide wollen das Gute, Reine, Lichte, Göttliche, doch auf welchen verschiedenen Wegen! Eben reden Tird und Isis, auf hellblauen Seidenpolstern liegend, von den Mysterien. Agathangelos läßt sich anmelden und wird vorgeführt. Die Frucht stundenlanger Unterredung der drei geheimnisvollen Menschen ist: daß Isis, überwältigt vom Eindruck des Agathangelos und seiner Worte, zusammenbricht, das Gesicht in ihre Hände birgt und ihr ganzer Leib sich

schüttelt in Weinkrämpfen. Von Frauenehre hatte Agathangelos erzählt. Der Weg der Isis ist verfehlt. Er hatte wie mit Seheraugen in Leben und Seele der Priesterin geschaut. Ihr Dienst mochte noch so furchtbar sein, ein Irrweg mit irrendem Gewissen; aber das sah Agathangelos wohl, dieses Herz war rein in aller äußern Unreinheit. Keines darf das andere betrachten. Keines darf fragen. Die Gefahr ist zu groß. Tird kann nie vergeben. Isis schluchzt laut auf: „Prinz Tiridates, verlaß mich nicht. Laß mich dir allein dienen. Laß mich dir folgen in dein Reich. Ich muß dir dienen, dir allein!" Sie schrie das „muß" mit aller Macht hinaus. Dabei lag sie wie eine Hündin vor Tirds Füßen, legte das tränenüberströmte Gesicht auf sie und bedeckte alles, Gesicht, Kopf, Hände und Tirds Füße mit der Überfülle ihrer feinen, rötlichen Haare. Zuletzt nahm sie Tirds rechten Fuß und setzte ihn auf ihren Nacken. Wie betäubt ließ es Tird geschehen. Dann versprach er ihr, sie zu rufen, wenn er König Armeniens sein werde. Am See der Anahita werde sie getröstet werden. Agathangelos war längst draußen auf der Straße. Die Ahnung war übermächtig über ihn gekommen. Zwei Geheimnisse standen von nun an trennend zwischen den beiden Freunden: die eigentliche Religion des Agathangelos und das Geheimnis der Isis, die wie Agathangelos für fremde Schuld leiden will.

Achtzehntes Kapitel.

„Unser Kaiser — unser Gott!"

Antiochia in Syrien war taghell beleuchtet. Der Orontes spiegelt mit schwarzglänzenden Wogen die Lichter der festlich geschmückten Stadt wider. Durch die Straßen und öffentlichen Plätze wogt das Volk. Kein Mensch schläft. Alle warten auf die Eröffnung des Hippodroms. Die antiochenischen Spiele sollen mit ungeheurem Pomp gefeiert werden. Der Imperator Diocletian ist selbst erschienen und wird als „Jupiter" die Stellung des „Olytarchen" einnehmen. Dort auf unbedecktem Binsenlager unter freiem Himmel liegt er, inmitten des Stadions, der Rennbahn, zwischen dem Ausgangstore und den drei Säulen am Ende des Stadions, den Metä, wo die Wettfahrer die gefahrvolle Wendung zur Rückkehr nehmen. Kein Haus darf der Olytarch während des Festes betreten. Mit

keinem Menschen darf er reden. Nur der Grammateus und der Amphitates dürfen bei ihm weilen. Kein Wort darf auch zwischen ihnen gesprochen werden. Doch eine Ausnahme erlaubte sich der Imperator. Tiridates, der ihn aus Rom hieher begleitet hatte und der dem erkrankten Imperator so treu auf der langen Reise beigestanden hatte, er durfte die Nacht mit ihm zubringen, und auch Tird tat es wohl. Er vergaß die Erregung seiner Seele, die er mit allem Willensaufwand nicht zu bezähmen vermochte. Alle Zeichen standen gut für ihn. Alles, was an Übung, Enthaltung, an leiblicher und geistiger Vorbereitung vom olympischen Kämpfer verlangt wurde, lag hinter ihm. Seine Seele war gereinigt. Die Götter waren versöhnt. Kein Opfer war vergessen worden. Mithras war sein Gott und Freund. Das heilige Feuer brannte im Hain von Daphne. Seine Freunde lassen es nicht ausgehen. Er betet unaufhörlich zum tausendäugigen Mithras, dessen Sternenmantel am weiten Himmel über ihnen blitzt. Mit besonderem Glanz leuchtet der Stern Tistra. Tird liegt neben dem Imperator. Beide in warme Mäntel gehüllt. Kein Schlaf kommt in ihre Augen. Im Flüsterton reden sie zusammen. Was Tird erlebt und durchgelitten in den furchtbaren Mysterien, darf nicht über seine Lippen kommen. Kein Myste Mithras spricht davon. Der Sieg Tirds wäre dahin. Vom Reich reden sie, von der Zukunft des römischen Reiches. Seinen Zerfall sieht der Imperator voraus. Wer mag schuld sein daran? Hat er nicht alles versucht, den Niedergang aufzuheben? Hat er nicht alles geopfert, Geld, Zeit, Kraft? Weib und Kind? Die sind entflohen. Die Götter mögen wissen, wo sie weilen! Aber er, der Imperator, will sie nicht suchen, nicht mit Gewalt zurückführen, wenn sie ihn verlassen konnten, ohne Abschied, ihn im Alter, krank, elend! — Lange schwieg der Imperator. O, was diese starrköpfigen Christen ihm für Unglück bereitet haben. Nun hat er es selbst erfahren. Bis in seinen Palast, bis in seine Ehe hinein hat er es erfahren! Und — sicher, sie haben wieder vor einigen Wochen das Feuer im Palast von Nikomedien angezündet! Wer sonst? Sicher, sie stehen mit bösen Mächten in Verbindung. Sie haben ihren Gott gebeten, mich krank zu machen. Sie haben den Blitz auf mein Haus herabbeschworen. Sie — o gewiß, Tird, sie werden heute überall die einzigen sein, die mich nicht als Jupiter verehren und mich nicht Dominus nennen und meinem Standbild nicht opfern werden!“ — „Die Christen sind deine und meine Feinde, Imperator! Mein Vater starb

durch sie. Mein Leben steht in Gefahr durch sie, Imperator! Wie kannst du nur noch Christen deinen Leib wachend und schlafend anvertrauen und christliche Kammerherren und Leibwachen dulden?“ Leise flüsterte der Imperator: „Du weißt nicht, wie treu die sind.“ — „Treu? Mit Dolch und Gift!“ — „Die nicht!“ — „Du wirst es erfahren, Dominus!“ — „Sag du mir nicht so!“ lispelte der Imperator. „Warum nicht?“ — „Mir ist nicht wohl dabei, den höchsten Gott zu spielen! Das Volk glaubt es jetzt wohl, ich sei die menschgewordene Gottheit! Ach, Tird — — glaubst du's denn auch?“ — „Nicht du selber bist Gott, Imperator! Die Kaiserwürde ist es, in dir, das Havareno.“ — „Nun, noch heute, Tiridates, diesen Glauben, dann —“ ein lautes, tiefes Stöhnen entrang sich der Brust des Kaisers. Der würzige Nachtwind nahm es auf und hohl tönte der schwere Seufzer durch die weiten, menschenleeren Sitzreihen des Hippodroms, die links und rechts vom Stadion sich wie massive, schwarze Bergwände erhoben.

Der Kaiser schlief ein. Noch einige Zeit lauschte Tird seinen unruhigen Zügen, dann übernahm auch ihn der Schlaf. In einiger Entfernung schlief der Grammateus. Nur der Amphitates wachte. Ein zwölfjähriger Knabe mußte es sein, der noch beide Eltern hat. Mit goldenem Messer vom Ölbaum die Zweige zum Siegeskranz abzuschneiden, das war seine Aufgabe. Er allein fand keinen Schlaf. Die Rolle, die ihm am Fest zugefallen war, war gar zu groß für seine Knabenseele. Doch dies nicht allein. Dort lag der Imperator! Der leibhaftige Gott! Der Herr! So nahe bei ihm durfte er liegen! Immer um ihn sein! Er war so freundlich! Wie manchmal hat wohl des Kaisers ringschwere Hand über sein wallendes Haar und sein Gesicht gestrichen? Der herrliche Ring mit dem tiefroten Rubin war von ihm — dem Herrn! Aber — glücklich scheint er nicht, der Gottkaiser! Er blickt oft so traurig drein. Manchmal wie furchtsam. Und schaut immer um sich und hinter sich! — — gerade, als ob ihn jemand verfolge. Der arme Imperator! Aber, wenn er doch ein Gott ist! Wenn er Jupiter ist? Wie kann er sich denn fürchten? Er muß doch wissen, wenn ihm ein Leid geschehen soll? Warum hat er wohl so schwer geseufzt vorhin? — — Jetzt wieder! — — Ist das der Herr, der Imperator? „U—ai, U—U—uai! Emoi!“ stöhnte der Imperator von neuem auf. Keiner der Schlafenden erwachte. Das Getöse der vieltausendstimmigen Menschenmenge, die sich allmählich vor dem Hippodrom gesammelt hatte, verschlang den

furchtbaren Laut des von einem argen Traum gequälten göttlichen Kaisers. Der Knabe zitterte an allen Gliedern. „Er träumt! Gewiß von den Christen! — —“ Ein deutlicher Ruf: „Knabe!“ drang an sein Ohr. Er sprang auf. Die kleine, in Mantel und Kapuze vermummte Gestalt stand vor dem Imperator. Er riß die Kapuze vom Kopf, fiel auf seine Knie, legte die lockenverhängte Stirne auf die kalte Erde vor dem Herrscher und sagte mit bebender Stimme und keuchendem Atem: „Imperator — unser Gott!“ Der Imperator griff wie im Traum mit nassen Händen nach den Händen des Knaben und nach seinem Goldgurt. Der Knabe zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub. Der Imperator zog, immer noch im Halbschlaf, hastig das goldene Messer aus dem Gürtel des Knaben und flüsterte, schlaftrunken, aber wieder ruhig geworden: „So!“ Der Knabe kroch auf allen Vieren am Boden zu seinem Lager zurück und erwartete schlaflos den Anbruch des großen Tages.

Als die Menschenmassen Kopf an Kopf die Plätze füllten, und nur noch wie die ferne Brandung das Reden der Menge vernommen wurde, da schmetterten die Fanfaren. Die Seile vor den Ausgängen fielen. Zu Fuß, in schneeweißer Toga von purer Seide, die Längsborten und der breite Saum vergoldet; in weißen Halbschuhen, das Diadem um die Stirne, den Goldfiligrankranz im Haar — so trat der Jupiter-Imperator vor die mehrteilige Halle und tat langsame, abgemessene Schritte vorwärts in das Stadion hinein. Die Rechte führte den langen, weißen Stab. Es folgten ihm in einigem Abstand der Grammateus und der liebliche Knabe, der Amphitates. Vom ersten Anblick des Imperators an, bis daß er den ganzen Raum feierlich umkreist hatte, immer im gleichen, abgemessenen Schritt, immer gradausblickend, den Kopf leicht nach vorne senkend, — begann das Rufen und mehrte sich und ward zum Meeresbrausen: „Imperator — Jovius! Dominus noster!“ Tücher wehten und schimmerten in allen Farben. Rosen und Blumen aller Art fielen zu Haufen vor dem Imperator nieder. Im Morgenglanz der Maisonne perlten hoch über die Wände des Hippodroms hinaus die Kaskaden der Stadt. Diocletian erlebte seine höchste Stunde. Ein Gefühl frierenden Schauders durchrieselte ihn. Vernunft und Wahnsinn streiten noch einen Augenblick um seinen hellen Geist, Ernst und Narretei um seine Seele. Dann ist Geist und Seele vom Taumel hingerissen. Einmal! Nur einmal — wissen, wie es einem Gott zu Mute ist! — Einmal Gott, Jupiter — Herr sein!! Und wie Meeres-

brausen tönt es um seine Ohren: „Dominus noster! Deus maximus!“ *

Die Runde ist vollendet. Der Olytarch besteigt den Baldachin in der Mitte der einen Zuschauerseite, dem Ehrenplatz für Senatoren, Ritter, hohe Beamte und Adelige aus Stadt und Reich. Der Imperator grüßt niemand, sieht nicht um, wie das Spielgesetz es fordert. Den langen weißen Stab streckt er in feierlicher, wahrhaft göttlicher Haltung wagrecht über das Stadion aus. Er weiß, er fühlt es: das ist der allergrößte Augenblick in seinem Leben. Seine blauen Augen wurden feucht, die Züge des edlen Gesichtes verzerren sich wie zum Weinen. Die hohe Gestalt neigt noch mehr vornüber. Um so ergreifender wirkt sie auf die unabsehbare Menge, die in einem Taumel von Enthusiasmus, in unaufhörlichem Rufen und Schreien, Tücherschwenken und Blumenwerfen wiederholt: „Dominus noster, imperator Diocletianus!“

Der Stab fuhr empor. Die Blicke flogen nach den Ausgangshallen, und in rasendem Lauf eilen die, in kurze, blaue Wollröcke gekleideten Wettläufer, vier nebeneinander, durch das Stadion. Alle Erwartungen waren unter den wettenden Zuschauern auf Tird und seinen Gegner gesetzt. Die Grünen feuerten Tird, die Blauen seine Gegner an.

Die zwei andern blieben bald zurück. Tird und sein Partner liefen die ganze Strecke bis zu den Metä Schulter an Schulter. Beim Umkreisen des Zieles blieb Tird zurück. Das Zischen und Pfeifen, die Mahnrufe droben auf den Galerien galten ihm. Die Augen wurden ihm trüb, das Herz schlug, als wollte es versagen, und doch — noch einige Meter vor den Schranken hatte er den Gegner eingeholt. Der Knabe schnitt mit seinem goldenen Messer vom Ölbaum vor dem Ausgang die Zweige ab und legte den Kranz unter tosendem Beifallsturm der Grünen auf Tirds gebeugtes Haupt. Die weitern Wettläufe folgten, währenddem Tird sich im Vorbereitungsraum mit Öl salbte, die riesigen Glieder reckte und streckte. Der Zweikampf folgte.

Einer der stärksten Ringer seiner Zeit war von den Blauen gedingt worden. Die Grünen hofften wieder auf Tird. Die Spannung auf allen Gesichtern! Die Teilnahme in minutenlanger Todesstille! Dann wieder unmittelbare Kundgebungen von Wut, von Enttäuschung, von Schadenfreude, je nach dem

* Unser Herr! Der höchste Gott

Stehen oder Fallen des einen oder andern Ringers! — Solche Erregung im Zuschauerraum hatte man nie erlebt. Noch selten hatte sich ein königlicher Prinz zum Zweikampf hingegeben, und noch nie ein Prinz von Tirds Gestalt und Kraft. Wochenlang vor dem Kampf waren die Parteien verfeindet. Die Wetten waren nie so hoch getrieben worden. Jeder der Kämpfer wußte, was er seiner Partei schulde und tat Herkulesarbeit. Damit, daß Tird nach mehr als halbstündigem, lauerndem, unentschlossenem Plänkeln und einigen gegenseitig verfehlten Angriffen zum endgültigen Angriff überging, hatte er sich schon donnernden Beifall erworben, der sich zu wahnsinnigem Gebrüll und Getrampel steigerte, als Tird unter furchtbarem, anhaltendem Ächzen den Gegner mit beiden Armen über der Brust in die Luft hob und dann langsam auf den Rücken legte. Von Widerstand war für den Gegner nichts mehr zu hoffen. Ein Strom dunklen Blutes quoll ihm aus Mund und Nase. Erst, als der fürchterliche Griff Tirds seine Kehle wieder frei gab, kam seine Besinnung wieder. Unter dem Fluchen, Pfeifen und Toben der geschlagenen Partei wankte der Besiegte den Schranken zu. Tird empfing unter ohrenbetäubendem Lärm, und von Blumen und Kränzen beworfen, vom Knaben Amphitates seinen zweiten Kranz.

Bis die übrigen Kampfspiele und die große Mittagspause vorüber waren, schlief Tird erschöpft in einer der Rüstkammern der Halle. Als er endlich erwachte, standen Diocletian, Maximianus, Galerius und Maximinus Daza, Agathangelos und viele Freunde aus Athen um ihn und hatten längst dem heftigen Auf- und Niederwogen seiner Brust zugesehen. Noch stand ihm der schwerste und gefährlichste Kampf bevor, denn auch zum Wettkampf des Wagenrennens hatte sich Tird neben den berühmtesten Lenkern des Reichs und mehrmaligen Siegern der olympischen Spiele der Partei der Grünen verschrieben. Die höchsten Ehren und der größte Gewinn standen bevor, wenn er noch diesmal siegte. Er stand auf. Alles besorgte er selbst an Wagen und Rossen und vergaß nicht, seinem Bucephalus immer wieder das geflügelte Wort in die Ohren zu rufen „Abracadabra!“ Und jedesmal vermochte er kaum das aufspringende Roß zu bändigen. Wie er mit scharfen Blicken eben alles nachprüfte — jeden Halfter, jeden Riemen, Rad um Rad, Speiche um Speiche, — da fiel sein Blick auf einen, kaum mehr erkennbaren, rötlichen Flecken. Forschend stand er einen Augenblick da, und wollte eben Agathangelos rufen, es ihm zu zeigen. Da

schmetterten die Fanfaren. Die Rosse wieherten auf. Der Stab des Olytarchen hob sich weithin sichtbar in die Luft. Das Rennen begann. Vier Gespanne liefen nebeneinander. Die Erregung der Parteien wächst von Augenblick zu Augenblick, wird zum Kampf auf den Emporen selber; tatsächlich zum Kampf der Parteien, und da und dort zum Zweikampf in gegenseitigem Beschimpfen und Schlagen. Mit jeder Runde wächst die Leidenschaft. Die Blauen toben. Die Grünen jauchzen. Viele peitschen mit den Händen durch die Luft, heben die Beine, lehnen sich vornüber, zurück, nach links, nach rechts und merken vor Erregung gar nicht, wie sie alle Bewegungen Tirds mitmachen, der zum drittenmal sich den Säulen nähert, allen andern weit voraus, nur von einem der Wettfahrer beständig verfolgt. Die Spannung der Grünen steigert sich zu wahnsinniger Erregung, als Tird die gefahrvolle Wendung um die Säule linker Hand nahm. Sein Verfolger zwang ihn durch allzugroße Nähe den Bogen so knapp als möglich zu nehmen. Da — ein weithin hörbares Krachen — ein wütendes und zugleich klagendes Aufschreien im Stadion, ein Toben, Fluchen, Hetzen, niedergeschrieen durch das Frohlocken, den zum wahren Donner sich entladenden Siegestaumel der Blauen, die ihren Helden so mit Blumen und Kränzen, Tüchern und Früchten bewarfen, daß er noch einige Stadien von den Schranken entfernt halten mußte. Als der Amphitates die Ölzweige schnitt und den Kranz auf die Stirne des Siegers legte, da bebte der Boden des Hippodroms. Wie ein reißender Strom brachen die Zuschauer herab von den Sitzen in die Arena und folgten dem Sieger, der auf einem mächtigen Schild von Rittern hoch empor gehoben und davongetragen wurde. —

Tird war am Leitseil, das er mehrfach um seinen Leib geschlungen hatte, eine Strecke weit hinter den schäumenden Pferden am Boden nachgeschleift worden. Einen kleinen Augenblick hatte er beim Fall die Besinnung verloren, aber dann vermochte er, sich an den straffgespannten Zügeln aufzurichten und mit übermenschlicher Kraft die Rosse zum Stehen zu bringen, bevor noch die Freunde Tirds zu Hilfe kommen konnten. Der erste, der ihm beisprang, war Agathangelos. Er reichte ihm schweigend die Hand und führte ihn in die Halle nach dem Ausgang. Die andern Freunde brachten die Rosse dahin. Tird fiel erschöpft auf das weiche Heulager und seine Augen schlossen sich. Lange lag er so da, auf der Seite, mit aufgestütztem Ellbogen. Alles Fragen und Zureden war ver-

gebens. So lag Tird, bis der Taumel der Menge verhallt und das Hippodrom leer geworden war. Nur Agathangelos blieb bei ihm. Alle anderen Bekannten wichen verlegen davon, jeder froh, den kommenden Wutanfall Tirds nicht miterleben zu müssen. Die Grünen hatten verloren. Diocletian wurde auf seinem Baldachin auf den Schultern der vornehmsten Senatoren und Ritter in endlosem Festzug durch die Stadt getragen. Neben ihm saß glückselig der Knabe mit dem goldenen Messer. Der Kaiser war sichtbar ergriffen. Er segnete nach allen Seiten Volk und Stadt. Die Feierlichkeit, mit der er das tat, bewies, daß er seine Rolle als Dominus nun nicht mehr unwillig spielte. Er war sich bewußt, jetzt tatsächlich die Manifestation der Gottheit zu sein. Und wenn er es einen Augenblick vergessen hätte, im andern schon hätte er sich daran erinnern müssen, der Jupiter selber zu sein, denn unaufhörlich brauste es um seine Ohren: „Dominus noster, Deus noster Augustus, imperator Diocletianus!“ Wo der Baldachin erschien, sank alles auf die Knie und empfing den Segen des „leibhaftigen Gottes“. Ja, als der Olytarch längst auf seinem Binsenlager schlief, der Grammateus und Tird neben ihm, unweit der Knabe — jetzt noch, wo kein Gott und kein Baldachin mehr zu sehen war, gröhlte die Volksmenge, die sich trunken durch die von Fackeln hellbeleuchteten Straßen wälzte bis wieder ins Morgengrauen hinein: „Deus noster, Dominus noster!“ Trunkene Bettler umarmten trunkene Reiche, trunkene Dirnen trunkene Herren. Wer lachen konnte, lachte und kreischte durch die Straßen, über die Gassen, aus den offenen Fenstern, von den Dächern: „Noster Dominus, noster Deus!“

Währenddem schlief der Deus Dominus. Er hatte nicht vergessen, dem holden Amphitates das goldene Messer aus dem Gürtel zu nehmen. „Jupiter“ schlief, und seine Rechte umklammerte fest — das goldene Messer.

Kaum, daß der Tag dämmerte, so erwachten die Schläfer an einem wilden Volkstumult, der sich vor dem Eingang ins Hippodrom abspielte. Eine ungeheure Menge schien es zu sein, nach dem Gewirr der Stimmen, die unaufhörlich nach dem Imperator und Tird riefen. Zuletzt schlugen sie mit Schwertknäufen an die ehernen Tore mit ihren getriebenen Szenen olympischer Spiele. Als endlich Tird und der Imperator erschienen, da fiel die ganze Menge, einen Augenblick verstummend, auf die Knie, legten die Stirne auf die Erde und riefen: „Deus noster imperator Augustus!“ Diocletian stand im Fest-

ornat vor ihnen, Tird mit grollendem Gesicht und furchtbaren Blicken neben ihm. Mitten unter den Knienden standen hoch aufgerichtet einige ältere und jüngere Männer, einige in vornehmen Togen, die meisten in armen Tuniken der Sklaven oder Taglöhner. Sie standen unbeweglich ruhig. Aus bleichen Gesichtern blickten Augen voll Ruhe und Frieden. Keiner dachte an Flucht. Keiner war gebunden. Aber Beulen, blutunterlaufene Augen, Schwielen an Armen und Händen trugen sie. Romula, die Mutter des Galerius, sprang wie besessen hin und her, wieder im grauen Seidenmantel, in der Kapuze. Wieder die geierhafte Gestalt, der blutgierige, hohle Blick, die gekrallten Hände, die weiten Sprünge, das wilde Hüpfen, daß der Mantel im Wind fliegt. — Romula kreischt auf dem Boden vor den Füßen des Imperators: „Ave, ave Augustus, ave Deus, Dominus, wir knien — die dort stehen; wir beten an — die dort verachten dich; wir bauen dein Reich — sie zerstören es; wir schaffen dir Kräfte aus Blumen und Kräutern und Tieren zu deinem Nutzen und langen Leben — die dort treiben Höllenkünste — — — Höllenkünste — schreiben deinen göttlichen Namen auf Tafeln und verstecken sie im Boden, darum bist du krank, göttlicher Augustus! Darum stirbst du, göttlicher Herr!“

„Wie kann eine Gottheit sterben?“ tönte eine scharfe Stimme mit verhaltenem Grimm aus der Menge, die sich auf das huldvolle Handzeichen Diocletians erhoben hatte. Romula tat, als hörte sie es nicht. Noch wilder gellte ihre Stimme: „Sterben, sterben wirst du, Augustus! — wenn diese leben, wirst du sterben! Sie beten um deinen Tod, Herr! Sie beten um dein Ende, Herr! Ich weiß es.“ Romula rannte wie besessen zwischen dem Kaiser und den Christen hin und her. Immer schneller schossen ihre Blicke hin und her, und bald war der Dominus gefangen unter ihrem Bann. Blasse Todesfurcht schaute aus seinem verstörten, übermüdeten Gesicht. Zornig fuhr er die Christen an: „Warum beugt ihr eure Knie nicht vor mir, wie die andern alle?“ Sie riefen wie im Chor: „Du bist ein Mensch, Imperator, kein Gott. Wir beten Gott allein an!“ Romula flog mit fliegendem Mantel auf den nächsten Christen zu, ein ehrwürdiger Greis mit weißem, langem Bart. Die Geierkrallen Romulas hatten sich schon in Haar und Bart des Christen vergraben und zerrten daran, ohne daß der Christ auch nur einen Laut von sich gegeben oder nur einen Finger zur Abwehr erhoben hätte. Dann sprang sie wieder vor den Kaiser und fiel vor ihm nieder: „Töte sie, töte sie!“

hauchte sie zu seinen Füßen. Dann fuhr sie wieder wie eine Natter auf, und sprang vor Tird hin: „Weißt du, weißt du, schöner Held, göttlicher Prinz, warum du gestern verloren hast?“ Die verworrenen Blicke Tirds flammten auf. „Warum? Wie soll ich's wissen?“ Er sann und staunte, während ihm von unten Romula schadenfroh ins Gesicht lachte. „Weißt es noch immer nicht? Wie? Weißt du nichts von einem roten Flecken am Rad? — Wie? Uai! — Uai! U—ai! Armenischer König! Vater getötet durch die Christenhunde, Sohn getötet — beinahe — das nächstemal — U—ai! — U—ai! Gib acht —!!‘ Tird faßte die Romula am Arm, daß sie laut aufschrie und umsonst versuchte, sich vom eisernen Griff Tirds freizumachen. „Sprich! Bekenn, was du weißt! Oder!“ Tirds Dolch zielte im andern Augenblick nach der Brust Romulas. Sie lachte gellend auf, faßte die dolchbewaffnete Hand Tirds und richtete sie gegen die Christen. „Die da, die da“, zeterte sie. Tird drückte sie fester. „Ui, Ui!“ pfiff es in den höchsten Tönen. „Der dort, der dort!“ Sie deutete auf einen jüngern Christen, der seinen Händen und seiner Kleidung nach ein bekehrter Sklave zu sein schien. Er stand wie verklärt unter ihnen und schaute unbeweglich in den klar gewordenen Himmel. Pfeilschnell war Romula auf ihn gestürzt und zerrte ihn mit geiferndem Eifer vor Tird. „Du, gesteh, was du getan!“ — „Ich beschwor dein Rad im Namen Jesu Christi und übergoß es mit dem Blut des Herrn.“ — „Bist du verrückt, von allen Teufeln besessen?“ schrie Tird auf. „Mit welchem Blut? Welches Herrn?“ — „Mit dem geweihten Wein des Herrenmahls, der durch des Priesters Segnung und Gebet sich in das heilige Blut des Herrn Jesus Christus verwandelt.“ — „Ist in diesem Blute Zauberkraft enthalten?“ — „Große Kraft, Fürst!“ — „Er lügt, o Fürst,“ riefen die Christen durcheinander. „Wir kennen ihn nicht. Er ist kein Christ, weil er lügt. Das Blut des Herrn macht nur von Sünden rein und erlöst uns vom Zorn Gottes. Es wirkt keinen Zauber und kein Böses!“ Agathangelos trat vor Tird und den Kaiser und sprach laut vor allem Volk zu Romula: „Du hast den Menschen da zum falschen Zeugen bestellt! Du hast den Kaiser belogen. Ich klage dich an und führe den Beweis für diese da vor dem Gericht des Kaisers. Der Imperator will Gerechtigkeit, ich weiß es.“ — „Gerechtigkeit!“ rief der Kaiser laut. „Kommt vor das Richthaus, wenn das Fest zu Ende ist.“ Da brach ein allgemeiner Tumult aus. Die Heiden schrien wie auf Verabredung: „Was Gerechtigkeit? Für diese Hunde? Für deine

Verächter? Nieder mit ihnen." Schwerter fuhren von den Gürteln. Lanzen und Spieße blitzten auf. Fäuste ballten sich über den Köpfen der wehrlosen Christen. Agathangelos schrie aus allen Kräften: „Gerechtigkeit. Vor das Forum! Haltet ein!" Der Imperator rief mit ohnmächtiger Stimme: „Ruhe, Stille!" Tird stand unschlüssig und stierte mit großen Augen, wie geistesabwesend, in den Menschenknäuel. War es wahr — hatte er dem Zauber des Blutes Christi seine Niederlage zu verdanken, so sollen sie allesamt sterben. Ist's Wahnsinn? — — Ihr ganzer Glaube ist Wahnsinn und alle Christen soll Ariman holen. So dachte Tird und wartete, bis er aus dem Knäuel heraus die Stimme Agathangelos' vernahm, die immer noch, aber nur noch verzweifelt leise, „Gerechtigkeit" rief. Da rannte Tird mitten in den Haufen hinein. Nach links und rechts flogen die ersten und Romula auf einige Gefallene. Widerstandslos wurde ihm Platz gemacht und mit verkratztem, blutendem Gesicht zog nun Agathangelos mit Tird ab. Hinter ihrem Rücken aber fielen nun die Heiden, von der rasenden Romula fanatisiert, über die Christen her. Sie wurden, fast leblos schon, von der immer größer werdenden Menge nach der nächsten Brücke geschleppt und unter Flüchen, Gespött und Gelächter, einer nach dem andern, in den Orontes gestürzt. Romula tanzte wie besessen auf der Brücke herum, verwarf die dürren, langen Arme, krallte sich am Geländer fest und schrie den Unglücklichen Verwünschungen nach, bis der letzte Kopf der Ertrinkenden weit ab in den grünen Fluten verschwunden war. Während das trunkene Antiochia noch tagelang die Gottheit des Imperators feierte, kehrte er selber mit seiner Gefolgschaft nach Nikomedien zurück.

* * *

Tird und Agathangelos waren erst einige Tage wieder in Athen, und bald war die ganze Stadt davon überzeugt, mit Tird sei etwas Wunderbares vorgegangen. „Neugeboren auf ewig" sei er. Ein Gläubiger des Mithras. Auch Agathangelos. Und mehr denn je wieder interessierte man sich um den Mithraskult. Doch von den beiden neuen Mysten erfuhr niemand etwas. Sie bewahrten den furchtbaren Eid und sprachen nur untereinander davon, wenn sie ganz allein waren. Nur Harsa und Koswita, Paula, Judith, nun die christliche Witwe Assers, Licinia, alle Christen geworden, gaben sich keinen Täuschungen hin. Sie waren gewiß, daß eine noch so ernst gemeinte, selbsterdachte Religion nicht

wahrhaft erlösen könne. Wer seinen Gott selbst schaffen muß, legt in ihn das, was im Menschen selber ist, seine Wünsche, seinen Willen, seine Schwachheit, seine Sünde. Und doch, was für ein Mensch war Agathangelos! Warum die Christen der ganzen Stadt ihn so liebten? Der Bischof nannte ihn immer den Christen Agathangelos und hatte Koswita oft getröstet, sei getrost, Agathangelos führt deinen Bruder recht. Welch ein Zudrang wieder zu seinen Reden! Alles blieb stehen, alles schaute nach, wenn die beiden Freunde Arm in Arm durch die Stadt gingen. Eine wahre Erweckung ging durch die Stadt. Viele erinnerten sich Mobeds und des Anfangs seiner Wirksamkeit. Doch kein Mensch dachte an einen ähnlichen Ausgang. Und das Ende dieser Geistesbewegung kam unerwartet rasch. Ein Brief von Nikomedien — und Tird jauchzte, durchs Haus springend: „Koswita! Fürst Licinius, Licinia — ich bin König geworden!“ Er umarmte alle. Lange lag er, das Gesicht auf der Schulter des Fürsten verbergend, an Licinius' Halse. Der Fürst tat seinen Arm um Tirds Rücken und sah lange mit zuckendem Mund auf ihn nieder. Seine Augen waren naß. Licinia weinte. Koswita und Harsa standen ratlos da; Harsas Augen blickten scheu, wie hilfesuchend drein. Alle lasen das entsiegelte Pergament mit Diocletians Botschaft und Unterschrift, durch die Tird zum König Armeniens unter Oberherrschaft des römischen Kaisers ernannt ward. Tird riß sich los, ergriff das Pergament und eilte zu Agathangelos. Eine leise Reizbarkeit überkam ihn hier, denn der Freund erschrak sichtlich und auch in dessen Zügen zeigte sich etwas wie von Furcht. Schweigend stand er da und blickte in den Frühling hinaus. „Nun? Agathangelos, nur diese kühle, traurige Aufnahme meines Glückes?“ sagte Tird mit verhaltenem Ärger. „Verzeih, es überraschte mich. Ich freue mich dessen für dich!“ — „Für mich! Warum nicht auch für dich, teurer Freund, Retter meiner Jugend, Engel, der mich aus Finsternis ins Licht führte, du wirst der Oberpriester sein, wirst lehren, opfern, segnen, mein Volk zu Licht und Freiheit führen. Komm, folge mir freudig in mein Reich. Mein Reich und Mithras soll uns Gott und Sonne sein. Alles, alles will ich dir vergelten. Der Abschied von hier tut dir weh. Ich begreif es wohl. Von solchem Erfolg und Anhang. Oder würdest du wirklich lieber zu den Deinen zurückkehren nach Kappadozien?“ Agathangelos wehrte mit der Hand ab und blickte noch ratloser drein. „Wir fahren beide hin, du zeigst mir deine Heimat und nimmst noch Abschied von den Deinen.“ — „Meine

Heimat ist die deine, deine die meine!“ erwiderte Agathangelos, noch dringender abwehrend. „Was soll das, Agathangelos? Ich versteh dich nicht. Deine Heimat ist die meine? Bist du denn auch aus Armenien? Ist das dein Geheimnis? Seid ihr aus Armenien in Kappadozien eingewandert?“ — „Laß mich dir folgen, Tird, laß mir mein Geheimnis und laß mich dein Diener sein.“ — „Mein Freund bleibst du, was du für ein Geheimnis haben magst. Nichts soll uns voneinander scheiden.“ — „Nichts?“ wiederholte Agathangelos in fragendem Ton, langgezogen. Tird hörte nicht die Frage, nur die Bestätigung darin, und war schon draußen, als Agathangelos vor seinem Liegepolster zusammenbrach, sein Gesicht darein vergrub und mit beiden Händen den Kopf bedeckte, als müßte er ihn schützen vor kommendem Unglück.

Tird rannte von Freund zu Freund. Apelles, Vigilius und andere Künstler blieben freudig bei ihrem alten Versprechen, Tirds Palast in Armenien einst aufbauen und innen und außen mit den Werken ihrer Kunst schmücken zu wollen. Zu Valerius, dem Arzt, vermochte Tird nicht zu gehen. Er wußte genau, Koswitas Abschied werde des Valerius Unglück werden. Bald wußte die Stadt Athen die bevorstehende Abreise der Königskinder. Alles nahm Anteil daran. Mit gemischten Gefühlen für Tird. Mit allgemeinem Leid für Koswita. Tag um Tag wurden Abschiedsbesuche gemacht oder daheim empfangen. Wochenlang dauerten die Vorbereitungen, die Einrichtung desselben Schiffes, das, von Hauptmann Julius geführt, jetzt den König Tiridates und seine Schwester über das mittelländische Meer nach Antiochien bringen sollte. Harsa traf zum furchtbaren Ärger Tirds die Wahl, als Christin hier zu bleiben, und zwar vorderhand in der Villa Licinia. Koswita und Harsa nehmen Abschied voneinander in Harsas Zimmer droben. Hier bleibt Harsa, bis alles vorüber ist und Licinia zu ihr tritt, sie zu trösten. Fürst und Fürstin verziehen sich in ihre Gemächer. Die Sklaven bilden Spalier. Letzte Handgrüße. Lautes Weinen. Langes Nachrufen. Eine wahre Volksmenge den Piräus hinab. Athen liegt im leichten Nebel. In Silhouetten ragen noch einmal Götter und Tempel der Akropolis auf. Das Packen, Tragen, Rennen, Rufen am Ufer, auf dem Schiff nimmt ab, wird ruhiger. Ganz ruhig wird alles. Eine schweigende Menge am Ufer. Tird, Koswita, Agathangelos haben viel, viel Freunde gewonnen. Und viel erlebt! — —Tird gießt, den Helm in der Linken, aus dem goldenen großen Pokal — Licinius’ Ab-

schiedsgabe — einen Purpurstrom von Wein ins Meer. Auf den Speer gestützt steht er da. Noch lange wurde in Athen erzählt, Tird habe zuerst die Menge am Ufer noch einmal schweigend, ganz bleich, überschaut, dann zur Villa Licinia, dann zur Akropolis gesehen; am längsten aber und bis zuletzt zu jener Höhe, wo die Christenkirche stand und der Friedhof daneben, mit dem Grab der Briseïs.

* * *

„Durften wir wider unser Gewissen dem Bild des Imperators Weihrauch streuen, Bischof? Man zwang uns, es zu tun. Mit einem Körnlein Salz hätten wir den Glauben verleugnen können. Wir sollten Götzenopferfleisch essen und Wein trinken. Unser Vater ist machtlos, und machtlos hat er uns den Händen der Heiden preisgegeben. Was Valeria, meine Tochter, von Galerius gelitten, mag sie dir selber sagen, wenn du es willst. Auch sie glaubt mit vollem Recht den Vater und den Kaiserhof verlassen zu haben. Tue nun, was dir recht scheint, behalt uns hier oder schick uns fort, wir sind bereit, zu hungern, zu sterben, nur zu Diocletian zurück schick uns nicht.“ So sprach bewegt die Augusta Prisca, die Gattin Diocletians, die wirklich mit Valeria vor einigen Monaten aus Nikomedien nach Athen geflüchtet war. Sie hatten zuerst in der Villa Licinia bei Licinius und seiner Frau überaus ehrenvolle Aufnahme gefunden. Dann aber war Licinianus, der Sohn, von längerem Feldzug zurückgekommen. Harsa war seit Mobeds Flucht vor ihm nicht mehr des Leibes sicher gewesen und zu Paula geflüchtet. Tiefgekränkt über seine abermalige Zurücksetzung vor Severus * in der künftigen Neuwahl der Cäsaren, glaubte Licinianus jetzt in Valeria eine Geisel erhalten zu haben, um durch sie auf den Imperator Einfluß zu gewinnen. Darum bot er der flüchtigen, ja doch nur ihrem Elend entgegengehenden Kaisertochter die Hand und suchte ihr, wie der Mutter, auf alle Art seinen und ihren Nutzen aus dieser Ehe darzulegen. Umsonst. Der Schauer vor Galerius hatte sich bei Valeria zum Abscheu vor dem Manne und der Ehe überhaupt gesteigert. Ihre Abweisung war so energisch, daß Licinianus eines

---

* Flavius Severus aus Illyrien, nach Diocletians Abdankung zum Cäsar, später durch Galerius zum Augustus erhoben.

Tages grollend davonlief und beim Heer blieb. Prisca und Valeria brachen trotz unverminderter Freundlichkeit des Fürstenpaares auf und fanden sich im Frühjahr 304 eines Tages beim Bischof ein, seinen Rat einzuholen. So schwer es ihm fiel, die Flucht der beiden hohen Frauen vom Kaiser weg zu billigen — was vermochte er wider ihr Gewissen, wenn es sie zwang, und wenn der Gottkaiser nicht vermochte, Frau und Kind vor den Verfolgern zu schützen? Nach dem schlichten Mahl erschienen Paula, Judith in tiefem Schwarz, der Arzt Valerius und Älteste der Gemeinde. Nun hörten alle aus dem Munde der Flüchtlinge, was in Nikomedien geschehen war.

Die christlichen Soldaten und Offiziere waren mit keinen Drohungen oder Verlockungen zu bewegen gewesen, zu opfern oder nur am Opfer teilzunehmen. Hatten die christlichen Kammerherren Lucianus, Dorotheus, vor allem Lactantius, der zuletzt den größten Einfluß auf den Kaiser hatte, den Imperator durch Bitten und Mahnen, ja mit Androhung des Zornes Gottes — dem stärksten Motiv für Diocletians haltlos gewordene Seele — zur Schonung der Christen bestimmt, so schnaubte am andern oder noch am gleichen Tag Romula im Palast des Kaisers herum und verfolgte ihn mit ihren Drohungen und Blicken wie ein beutegieriger Geier. Hinter ihr folgten Galerius, Tagis, der Priester, Hierokles, der Statthalter, Philosophen, Eunuchen — alles fiel vor dem Imperator nieder, alle nennen ihn Gottheit, Herr. Alles droht, bittet, schmeichelt, lügt. Am dreiundzwanzigsten Februar 303, am großen Hauptfest der Heiden, den Terminalien, brach die Verfolgung aus.

„Ihr habt vorher nichts davon erfahren?“ fragte Athenagoras. „Nichts“, antworteten Prisca und Valeria, „wie gerne hätten wir die Christen vorher gewarnt!“ — „Was geschah?“ riefen alle. „Am Morgen früh, noch bei Dämmerung“ — erzählte Prisca — „zog der Gardepräfekt mit einer Abteilung Soldaten vor unsere große, schöne Kirche. Sie drangen hinein, sie raubten die heiligen Bücher und verbrannten sie in der Kirche. In wenigen Stunden war sie selber ein rauchender Stein- und Trümmerhaufen.“ Schweigend vernahmen die Christen im Hause des Bischofs diese Kunde.

Valeria nahm der Mutter das Wort ab und erzählte weiter, was sie wußte: „Die Christen liefen aus allen Häusern zusammen. Ich stand am Fenster unseres Schlafgemachs und sah zitternd vom Anfang an dem Werk der Zerstörung zu. Hinter mir standen Galerius und Romula und beide lachten mir ab-

sichtlich so laut und häßlich sie konnten in die Ohren. Sie fluchten Christus, und Romula tanzte auf meinem Bett herum, als sie die Flammen vom Dach der Kirche aufsteigen sah. Dann hörte man von der Kirche her einen besonders starken Lärm erregter Männerstimmen, wie im Streit. Da muß wohl gerade Romulus, der arme, unglückliche, das Edikt abgerissen haben, das vom Präfekten an eine noch stehende Mauer befestigt worden war. Romulus soll, tollkühn, wie er immer war, mit spöttischem Gesicht hingegangen sein und gerufen haben, er wolle doch sehen, was da für neue Siege des Imperators angeschlagen seien. Gewiß sei es wieder ein Sieg über die Sarmaten. Das habe er laut gerufen und im nächsten Augenblick das Edikt abgerissen und in Stücke zerfetzt." — „Das war vom Übel. Eine böse Tat!" urteilte der Bischof scharf. „Aber, Athenagoras", rief Harsa, „wie kannst du so urteilen, das war doch herrlich, schön, groß. Welcher Mut. Welche Treue!" — „Eine Tat der Übereilung, der Unbesonnenheit", wiederholte Athenagoras ernst. Valeria fuhr auf: „Weißt du denn, Bischof, was das Edikt enthielt?" — „Was es auch enthielt — es war des Kaisers Wort!" — „Nicht des Kaisers, Romulas Wort!" rief Valeria noch erregter, und schnitt dem Bischof das Wort ab. „Das Edikt befahl: alle christlichen Kirchen sollen niedergerissen, alle heiligen Bücher verbrannt werden. Den Christen sollen alle Versammlungen verboten sein. Alle Beamten und Vornehmen, die nicht den Christenglauben verleugnen, sollen ihres Ranges, ihrer Stellung und Güter verlustig gehen und ehr- und rechtlos sein. Christliche Sklaven, die Christen bleiben, dürfen nie Freie werden." Der Bischof war aufgesprungen und durchmaß wieder seiner Gewohnheit nach in mächtigen Schritten das Zimmer. „Was geschah mit Romulus?" wurde von mehreren miteinander gerufen. Valeria erzählte, wie er sofort ergriffen, geschlagen und gefesselt vor den Kaiser geführt wurde. Sein Heldenmut und seine kecken Antworten hätten sicher den Kaiser bestimmt, ihn freizugeben, aber die Augen Romulas — „O Bischof, könntest du einmal diese Augen sehen — man muß sie fürchten! Aber Romulus lachte ihr ins Gesicht. Er war wie immer nur in sein Hirtenfell gekleidet und sah gewaltig drein." Die Christen riefen um Gnade für Romulus, um Gerechtigkeit; die Soldaten und die heidnische Hofpartei schrien: ‚Nieder mit den Christen! Die Christen vor die Löwen!' Ehe der Vater nur recht urteilen konnte, hatten die Soldaten und der Pöbelhaufe, Romula an der Spitze, Romulus ergriffen und

zu Tod gemartert." — „Was taten sie ihm?" — „Was noch vielen, Bischof! Die Zunge rissen sie ihm aus und richteten ihn hin, nachdem sie ihn schon halbtot geschlagen hatten." — „Blieb er standhaft?" — „Kein Laut sei von seinen Lippen gekommen. Seine Augen sahen sicher den Himmel offen." Mit stiller Bewunderung gedachten alle des Märtyrers. Dann wiederholte Valeria energisch: „Wir können nicht zurück, unmöglich!" — „Der arme Imperator!" seufzte Athenagoras wieder tief auf. „So ist er denn ganz und gar rettungslos den Heiden und Mördern preisgegeben. Ich weiß, er meint es besser als die andern. Aber er ist verkauft an seine Betrüger. Gott sei seiner Seele gnädig! Laßt auch mich erzählen, was ich heute von Bischöfen aus Kleinasien, die auf der Flucht durch Athen reisten, erfahren habe. Die Verfolgung ist bereits weiter geschritten und wütet furchtbar. Der Kaiser wollte wirklich, wie auch die Flüchtlinge sagten, nicht weiter gehen. Kein Blut sollte vergossen werden — der gute Imperator, wir wollen ihm wenigstens dafür dankbar sein! — Aber bald darauf wußten Romula, Galerius und die Hofleute dem Kaiser den Glauben beizubringen, der ganze Orient stehe in Aufruhr. In Armenien und Syrien soll ja wieder Unruhe sein. Natürlich haben die Christen die Aufstände erregt. Zweimal nacheinander in kurzer Zeit brach Feuer im Palast zu Nikomedien aus, die christlichen Hofbeamten vom untersten Küchensklaven bis zu den christlichen Kammerherren wurden vor den erregten Kaiser geschleppt, dem man auch beigebracht habe, die Christen wollten ihn vergiften. Er scheint nun ganz allein noch der Heidenpartei zu vertrauen. Denn die christlichen Sklaven und Hofbeamten wurden alle —"

„Was? Gemordet? Getötet? Petrus? Lucianus? Dorotheus?" schrien Prisca und Valeria.

Athenagoras in immer gleicher Gelassenheit: „Petrus gepeitscht, die Wunden mit Essig und Salz eingerieben, die Glieder stückweise verbrannt; alle andern gefoltert, zum Opfer gezwungen oder gehängt." — „Gott sei allen, allen gnädig", rief Paula erschüttert. „Und denen besonders, die schwach wurden und verleugneten", fügte Athenagoras bei. Und fuhr fort: „Fasset eure Herzen in Geduld. Es kommt noch schlimmer. Das Edikt wird überall ausgeführt. Überall in den Provinzen werden die Kirchen niedergerissen, die heiligen Schriften den Christen in den Häusern geraubt und in Haufen verbrannt. In Karthago seien vierzig Christen von Abitina hingerichtet worden, weil sie

dem Gesetz zum Trotz doch Gottesdienst und das Herrenmahl hielten.“ — „Ehre, Ehre den Treuen!“ rief Harsa. „Ein zwölfjähriger Knabe war unter den vierzig Getreuen, Hilarius mit Namen. Der Prokonsul wollte ihn schrecken und drohte: ‚Ich schneide dir dein langes Haar ab, und deine Nase, und deine Ohren!‘ — ‚Tue, was du willst!‘ rief der Knabe, ‚ich bin ein Christ!‘“ — „Mit zwölf Jahren“, rief Harsa, „o, du Heldenknabe!“ — „Als er sein Todesurteil vernahm, rief er: ‚Dank sei Gott!‘“ — „Herrlich!“ riefen einige. „Ein Wunder Gottes, solche Standhaftigkeit!“ — „Nur Gabe Gottes!“ schloß der Bischof. „Was wird noch kommen?“ fragten einige seufzend. „Auch darüber weiß ich schon Bescheid. Zwar wird mein Weib nicht darüber erquickt sein. Das nächste Edikt ist gegen die Bischöfe gerichtet, man will die Hirten fangen und hofft, die Schafe kämen dann von selbst, ohne mehr Gewalt und Blutvergießen. Doch — sie irren sich. Wenn ihre Hirten schwach würden, so blieben die Schafe treu. Nun wißt ihr, was ich weiß und — was mir bald bevorsteht!“ — „Hier nicht“, tröstete Harsa ihn und seine Frau, „Licinius läßt euch kein Leid geschehen.“ Banges Schweigen aller. Draußen war es Nacht geworden. Die Mondsichel stand wie ein goldener Kahn zwischen halbhellen Wolkengebilden, und ihr Licht beleuchtete matt die kleine Schar der Christen, die auf ihren Knien lagen, für Freunde und Feinde beteten und bereit waren, ihr Leben in Martern für Jesus Christus hinzugeben, weil er ihr Herr war. Sie hatten das Gebet noch nicht beendet, als vom offenen Fenster her nach dem Bischof gerufen wurde. Er sprang auf, ans Fenster. „Du, Sextus, jetzt noch, so atemlos! Was ist’s? Komm herein!“ — „Kann nicht. — Bin des Todes — wenn meine — Abwesenheit — bemerkt wird — und ihr seid alle — verloren!“ Im Zimmer waren alle auf und ans Fenster gesprungen. „Was ist es? Soll der Arzt kommen?“ — „Unser Fürst und der Sohn — haben von Galerius einen Eilbrief erhalten. — Sie müssen sofort bei Todesstrafe für Ungehorsam Prisca und Valeria ausliefern und mit militärischer Begleitung nach Nikomedien zurückschicken! Große Aufregung herrscht in der Villa. Rettet euch!“ — „Gott spricht zu euch, Prisca und Valeria! Kehrt freiwillig um, leidet und sterbet wie wir.“ — „Nimmermehr!“ schrie Valerius. „Wie kannst du das verlangen, Athenagoras? Valeria zu Galerius zurück?“ — „Zur Pflicht zurück!“ rief majestätisch der Bischof. „Kommt!“ befahl Valerius, „ich rette euch! Diese Nacht sucht euch niemand bei

mir. Morgen in der Frühe — mit dem ersten Schiff — — in Gottes Namen und Schutz!" —

Sie folgten dem Arzt nach stummem, schwerem Abschied. Auch Paula und Harsa schieden. Lange behielt der Bischof die Hand der letzteren in der seinen und schaute ihr tief in die Augen, die in fester Ruhe und stiller Glückseligkeit leuchteten. Er blickte auf die Hand der ehemaligen Priesterin Anahitas und sagte ernst: „Keine Ringe mehr an den Fingern, kein Halsband, kein Armring mehr! Kein Möndchen, kein Sönnchen mehr am Gürtel, Harsa! Reut es dich nicht, die einfache Magd des Herrn, die demütige Dienerin unserer Kranken zu sein?" Da blitzten die braunen, herrlichen Augen auf, und fest rief sie ins Angesicht des Bischofs empor die Worte des Apostels, die sie seit dem Beginn der Verfolgung täglich, stündlich begleiteten: „Ich bin bereit, mich nicht allein binden zu lassen, sondern auch zu sterben um des Namens des Herrn Jesu willen, daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden, und das Amt, das ich empfangen habe von dem Herrn Jesus." Unwillkürlich sank sie daraufhin vor dem Bischof nieder, er legte seine Hand auf ihr Haupt. Wie als ein Gegenbekenntnis rief der Bischof feierlich: „Und ich achte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht der Rede wert seien, gegenüber der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden."

* * *

Am Hof Diocletians in Nikomedien fielen noch immer die Audienzsucher und Beamten bis hinauf zu den Kammerherren dem göttlichen Augustus zu Füßen. Wenn sie lachten dabei oder kicherten hinter seinem Rücken oder beim Vorbeigehen, so tat der alternde, bleiche Mann, mit den eingefallenen Wangen, der gramdurchfurchten Stirne, den angstvollen, unruhigen Blikken, die stets argwöhnten und immer forschten, als höre er es nicht. Den Gottkaiserkult aufheben konnte er nicht mehr. Der Geier bewachte alle seine Schritte und Taten. Romula regierte. Die Gemeinden der Christen waren ihrer Bischöfe beraubt worden, die Hirten waren getötet, aber die Herde fand neue Hirten. Romula wütete und ihre Partei sann mit ihr weiter, wie die verruchten Christen vom Erdboden vertilgt werden könnten. Die Gastmähler des Imperators waren ihm zur offensichtlichen Qual geworden. Da entspannen sich die letzten

Kämpfe, da wurde sein letzter Widerstand gebrochen und dem Imperator bald mit ernstgemeinten Gründen, bald mit schlechtverstecktem Spott klargemacht, daß er seine zwanzig Regierungsjahre bald vollendet habe und zum Wohl des Reiches schon ein Jahr voraus abdanken dürfte. Die Zahl der Christenfeinde am Hofe hatte sich um einen grimmigen Gegner, namens Ämilianus, vermehrt. Der Senator glaubte schon deshalb des Kaisers besondere Freundschaft beanspruchen zu dürfen, weil auch er Frau und Tochter des Christenglaubens wegen nicht nur wie der Kaiser von sich gelassen hatte, sondern bereit war, sie im nächsten Verhör dem Tode anheimzugeben, falls sie beim Wahnsinn des neuen Glaubens verharren wollten. Romula und Galerius, wie die andern Führer der Heidenpartei, hatten leichtes Spiel, dem schwankenden Imperator die altrömische, katonische Seelenstärke des Ämilianus vorzuhalten, und Ehrgeiz und Spott waren immer noch wirksame Mittel genug, den Willen des Kaisers zu überwinden. Das Verhör fand im Hof des Gerichtshauses in Nikomedien vor großem Volksgedränge statt. Ämilianus, in weißer Senatorentoga mit Purpurstreifen, klagte in eigener Person seine Frau, Julia, die Jugendfreundin Priscas, und Pelagia, seine Tochter, an, die vor dem Tribunal auf groben Holzbänken saßen und Arm in Arm schweigend die heftigen Klagen des Senators, das drohende Murren der Menge und die gellenden Zwischenrufe Romulas anhörten. Schweigend aber vernahm nun das Volk, wie vor einigen Wochen bei Nacht das Schiff des Hauptmanns Donatus, der Ämilianus und seine Familie geführt habe, durch fürchterlichen Sturm gezwungen worden sei, bei Libyssa zu landen. Auf dem Schiff sei ein junger Patrizier, namens Flavius, und ein älterer Mann mit grauem Haar und Bart, als Pilger gekleidet, mitgefahren. „Diese beiden sind Christen, und haben es nach unserer gefahrvollen Landung an dem Felsengestade und den Fischerhütten von Libyssa bewiesen, indem sie verschmähten, an unserem Opfer teilzunehmen und dafür kniend ihrem Gotte abseits dankten. Ich gebe als Römer der Wahrheit die Ehre: Donatus, Flavius und der Greis taten meiner ohnmächtig gewordenen Frau und meiner Tochter viel Gutes, sie trugen die Frau in die nächste Fischerhütte, sie brachten ihr zuerst die warmen Decken und Speisen. Dafür sind sie zu loben. Aber ich klage sie an, daß sie das Opfer verachteten; ich klage sie an als Christen, die den Kaiser nicht als Gott erkennen und die verbotenen heiligen Bücher lesen." — „U—ai, U—ai!" zischte es pfeifend durch die

stille Versammlung, und sofort hatte Romula den Tumult erregt, der sich nun, von Ämilianus absichtlich gesteigert, im allgemeinen Ruf auslöste: „Die Christen vor die Löwen! Nieder mit Donatus! Wo ist Flavius, wo ist der Alte?“

Der Geier aber flog mit flatterndem Gewande um Julia und Pelagia herum, hieb unter funkelnden Blicken mit gekrallten Fingern vor ihren Gesichtern immer wieder in die Luft, als wollte sie ihnen zeigen, was sie so gerne in Wirklichkeit in ihren Gesichtern täte. Je ruhiger und sanfter die beiden Christen aber mit ihren Blicken ihr begegneten, ohne sich zu rühren, desto wütender umkreiste Romula die Frauen, und plötzlich gellte es schauerlich durch die Luft, weit über alles Getöse des Volks hinaus, mehrmals, durchdringender jedesmal, bis alle mit einstimmten und, gebannt vom Blick der wahnsinnigen Priesterin, auch mit den Krallenfingern durch die Luft hackten, aufstanden, vorwärts drängten und schrien: „Nieder mit Julia! Tod der Pelagia! Zerreißt sie, zerhackt sie!“

Ämilianus erbleichte. Der Tumult war weiter gekommen, als er gewollt hatte. Und vor seinen Augen dieses Ende seiner Frau und Tochter! . . . . .

Keine Kraft seiner Lungen genügte mehr — er wurde überschrien. Die Menge schob sich lawinenartig vor. Die Vordern mußten weiter dringen, die Vordersten standen noch einen Augenblick unschlüssig vor den hohen Opfern ihrer Wut. Wieder gellte der Ruf des Geiers, da blitzte ein Schwert vor Romulas Augen auf. Sie bohrte ihre funkelnden Blicke auf den Imperator, als müßte sie erst sich überzeugen, daß er es wirklich sei. Er war's. In voller Imperatorentracht, im Purpur. Noch einmal der Feldherr, der Imperator. Als hätte der Blitz gezündet, wurde alles still. Dann fiel alles, Romulas Beispiel folgend, auf die Knie, bedeckte die Erde mit der Stirne, und wie im Chor, aber dumpf murrend, wie ein fernes Donnergrollen, klang es durch den Hof: „Ave, Deus, imperator noster!“ Des Imperators Augen ruhten prüfend, wohlwollend auf Julia und Pelagia. In mehr als einem Herzen stieg der Gedanke auf: er denkt an Prisca und Valeria! Er leidet.

„Wer zu klagen hat, klage!“ rief der Imperator. „Wer das Gericht stört, ist des Todes! Ämilianus, fahre fort!“

„Ich klage den Schiffshauptmann Donatus als Hehler an. Er hat gewußt, daß Flavius und der Greis Christen sind und hat ihnen zur Flucht verholfen.“ — „Wohin?“ — „In das Felsental von Libyssa. Von dort hörte man den Gesang der

Christen, Imperator." Jetzt pfiff das U—ai des Geiers wieder durch die Luft. Wilde Erregung packte die Menge wieder. „Donatus, rede!" rief der Imperator. Allgemeine Stille wieder. „Bist du ein Christ?" frug Diocletian. „Noch nicht." — „Hast du Flavius und den Alten gerettet?" — ‚Ich ließ sie gehen, Imperator!" — „Sag Dominus!" pfauchte Romula. „Gott allein ist der Herr!" — „U—ai, U—ai!" Und die Menge: „Nieder mit Donatus! Er leugnet deine Gottheit, Imperator! Er ist ein Christ! Gib Antwort, Donatus, wo sind sie? Wo ist Flavius, wo der Alte?"

Der Sturm war abermals ausgebrochen und wurde unter dem Hetzen der unter dem Volk zerstreuten Heidenpartei zum Orkan, den weder der Imperator, noch Ämilian mehr zu bändigen vermochte. Sie deckten mit Leib und Schwert die beiden Frauen, die bleich und zitternd ihnen durch die freiwerdende Menschengasse folgten. Sie sahen es nicht mehr, wie Donatus ausgefragt und gefoltert wurde, wie plötzlich ein Jüngling in feiner Patriziertoga, das Kurzschwert an der Seite, in den tobenden Menschenknäuel gesprungen kam. „Flavius, Flavius!" wurde immer lauter gerufen. Als die Hintersten endlich sich vor das Tribunal gedrängt hatten, war Donatus freigegeben worden. Flavius' Leib lag, von eisernen Hacken in Stücke zerrissen, im Blute. Romula tanzte wie besessen um die Leiche, bückte sich nieder — auf — nieder — auf; füllte die Hände mit dem Fleisch des Toten und warf es wieder zu Boden; füllte sie mit Blut und ließ es unter hysterischem Gelächter durch die Finger rieseln. Als sie endlich zur Besinnung kam und aufblickte, war sie allein im menschenleeren Richthaus. Nur die offenen, erloschenen Augen des Toten starrten sie an, dessen Kopf sie an den bluttriefenden Locken in den Krallenfingern auf ihrem Schoße hielt.

An der Nachmittagstafel wurde der Vorfall besprochen. Diocletian, der Dominus Imperator, erfuhr durch Galerius, Tagis, Hierokles und die ganze Partei, daß es nun Zeit sei für ihn, dem Purpur zu entsagen. Wer nicht mehr vermöge, einen solchen Auflauf zu verhüten, dürfe nicht mehr Imperator oder gar Dominus heißen. Offenbar habe ihn die Fortuna verlassen und sei auf Galerius übergegangen. Das Christentum sei nun einmal das Verderben des Reiches, alles Unglück komme vom Zaudern her, mit dem Diocletian seine Ausrottung aufhalte. Erst wenn dieses dritte Geschlecht vom Erdboden verschwunden sei, würden die Götter wieder reden und dem Reiche gnädig sein.

Was Diocletian, müd und krank, leise widersprach, verhallte im absichtlichen Lärm. Zuletzt stand Diocletian auf und ging hinaus. Ein gebrochener Mann. Nun beschloß die Hofpartei, Galerius zum Imperator zu bestimmen und die Christen gänzlich auszurotten. Diocletian wolle man nach Salona schicken und ihm ein junges, schönes Weib suchen.

Neunzehntes Kapitel.

Der Königlöwe.

Vagharschabad * war wieder erstanden mit seinen weißen Häusern und hängenden Gärten. Ein herrlicher Palast stand an der Stelle des alten. Mächtige Türme auf den vier Eckpfeilern der Residenz gaben ihr machtvolles, kriegerisches Gepräge. Die letzte Spur des Christentums schien in Armenien vernichtet. Vagharschabad war Ahuras Thron. Anahita hatte wieder ihr Heiligtum mit dem See, ihre Priesterin, ihre Tauben, ihre Fische, und der König Armeniens besaß das Havareno. Gottheit war in ihm und die neue Priesterin Anahitas vermittelte ihm dieselbe in heiliger Liebe. Tird hatte sein Versprechen nicht vergessen und bald nach der Errichtung des Palastes und des Heiligtums Aschka, die Isispriesterin, von Rom kommen lassen. Er war am Ziel. Die Perser waren geschlagen, die Rache für Vater und Mutter war furchtbar ausgeübt. Ihre Gebeine ruhten in geweihten Mausoleen zu unterst im Schloß. Koswita war bei Tird und trotz ihres persönlichen Christenglaubens ihm so lieb und unentbehrlich, daß er ihr denselben als Kinderglauben ließ. Sie saßen an einem Frühlingsmorgen im Wohnraum des Schlosses am offenen Fenster und schauten hinaus und hinab auf Vagharschabad, hinaus auf den glitzernden See, hinein ins blühende, wunderbare Land, aus dessen Ebene in der Ferne der Ararat im Gletscherglanz zum Himmel aufstieg. Schweigend sahen die Geschwister lange hinaus.

„Was denkst du, Koswita?“ — „An Griechenland. Ach, daß Harsa bei uns wäre.“ — „Warum kam sie nicht mit? Ihren Glauben hätt ich ihr verziehen, wie dir. Auch mir mangelt sie. Wo mag sie sein? Daß von Licinianus auch gar kein Bericht kommt. Ob er wohl endlich Cäsar geworden ist oder den Pur-

---

* An der Stelle des heutigen Klosters Etschmiadzin in Armenien.

pur trägt?“ — „Niemals, der wird nie Augustus“, rief Koswi
„Und Agathangelos, mangelt er dir?“ — „Schweig!“ herrscl
Tird die Schwester an. „Ich hab dir verboten, den Namen w
der vor mir auszusprechen. Der hat, hoffe ich, sein verdien
Ende gefunden. Der Schurke! Der Lügner! Der Läster
Den Himmel hat er betrogen, wie hätte ich ihm je wieder trau
können! Drei Jahre konnte er sich verstellen, von Himm
Gott, Mithras, Licht mit mir reden, meine Erlösung such
und selber ein Lügner sein! Ein Dämon ist er, der Arim
steckt in ihm, der Teufel selber ist er. . . . Drei Jahre mit r
leben, die heiligen Mysterien miterleben und fortwährend m
auf dem Glauben lassen, er sei ein Myste, ein Mithrasjüng
und — war ein Christ! Ein Christ! Wahrlich — hätte ich
seinerzeit auf dem Marsche hierher im Haine der Anahita ni
genötigt, zu opfern und um den Segen der Göttin zu bitten
der listige Teufel wär heute noch um mich und betrüge mi
Nun, ich denke, der hat genug bekommen im Gewölbe v
Artashat drunten. Dort ist keiner mehr auferstanden.
Der war wohl halbtot, bevor er herunterfiel. — Was
schah ihm auch alles vorher?“ — „Sei stille, bitte, Bruder,
flehe, nicht vor meinen Ohren — ich kann's nicht hören, Ti
ich bitte — ich schreie!“ — Koswita sprang auf und verhi
sich die Ohren, während Tird mit teuflischer Schadenfreude u
Wollust sich alle Martern des Freundes wieder laut in
innerung rief, und bei den einzelnen, schrecklichsten Momen
am ärgsten auflachte.

„. . . . wie er über die glühenden Eisen lief, über die Zacl
und Scherben und Nägel; — wie er aufgeblasen wurde mit
Blasrohren unter der Haut! Der Kopf im Aschensack! —
Stunden an der Mauer droben, am Seil aufgezogen! —
Steinchen im Leib, soweit der Darm sie faßte, ai —ai!!“ —
So ging's fort — mit Lachen und Gröhlen. „Und dann“ —
plötzliches Innehalten. Tird sinnt vor sich hin. „Es ka
nicht anders sein, ... ach . . . . was — unmöglich! Tot
er!“ — „Du weißt, mein Bruder, daß ich dieses Unrecht
billigen werde. Es bleibt dein Unrecht und dein Stachel
Gewissen. Darum bist du auch nicht glücklich in allem dei
Glanz und Ruhm. Die Feinde hast du besiegt, blutig besie
Aber dich kannst du immer noch nicht beherrschen. O Bru
ich weiß es ganz wohl, du bist nicht glücklich, du suchst
Glück und findest es nicht. Friede fehlt dir, Freude fehlt
Liebe, Ruhe des Gewissens, alles fehlt dir — und — Aga

angelos reut dich. Es fehlt dir sein Geist, seine Weisheit und Unterhaltung. Auf keinen deiner Beamten kannst du dich so verlassen, wie du ihm vertrauen konntest. Du mahnst mich an Alexander den Großen, der sich zu Tod getrunken hat vor Reue, daß er seinen liebsten Freund ermordet hat. Du trinkst aus Reue. Agathangelos fehlt dir allenthalben. Er verfolgt dich." Längst hatten seine Löwenaugen das Weiße gezeigt und sein Kopf war weiter und weiter in den Nacken gesunken. Jetzt donnerte er der Schwester sein erstes Halt zu. Koswita schwieg und stickte weiter. Der Bruder sah sie, bleich vor Zorn, lange von unten bis oben schweigend an. Die Hände hatte er in die Hüften gestützt, so daß der purpurne Mantel Rücken und Oberarme bedeckte und des Königs Postur in riesiger Breite sehen ließ. Koswita sah nicht auf und stickte ruhig weiter. „Warum sprichst du kein Wort mit mir, Undankbare?" Koswita schwieg. Tird, noch gereizter: „Warum du kein Wort zu mir sprächest?" Mit gleicher Gelassenheit, ohne aufzublicken, sagte nun Koswita: „Ich rede wieder, wenn du als Bruder zu mir sprichst. Jetzt bist du nicht mein Bruder, sondern fremd und furchtbar." Er: „Fremd und furchtbar? Furchtbar — das bin ich gerne." Koswita: „Und ungerecht — und unrein — und — ein Sklave, kein König. — So viel haben dich deine Mysterien erlöst. — O Tird, armer unglücklicher Tird mit — Mörderhänden!" Koswita legte den Kopf in die Hände auf den Tisch und schluchzte laut auf.

Bleich von Wut schritt Tird hinaus von Koswita und ging in den Königssaal. Das Zepter, ein langer, weißer Elfenbeinstab, der unten in einen Goldknauf auslief, klirrte auf dem Boden, der in seiner Breite und Länge auf herrlichem Mosaik einen Park mit See, Palmenhain, Pflanzen und Blumen darstellte. Der König schritt zum Thron, dem Armstuhl von Gold und Silber auf schwarzem, glattpoliertem Marmorsockel, zu dem wenige Stufen hinaufführten. Wer vor dem König erschien, warf sich da vor dem Sockel nieder und stand erst auf, wenn er das goldene Stabende gegen ihn ausstreckte. Mund und Nase der Beamten und Priester waren vor dem König mit weißer Binde verhüllt. Seine Gottheit darf nicht durch unreinen Hauch verunreinigt werden. So weit der König seine Untertanen und selbst seine Gäste durch feierliche Zeremonien von sich abzuhalten vermochte, so sehr sie seine Launen und Zornausbrüche fürchteten, so sehr wußte er sie wieder durch Gunst und Gnade, durch Witz und Geselligkeit, oft genug durch

Ausgelassenheit in nächtlichen Festen bei sinnverwirrender Pracht, an sich zu fesseln. Die ihm ganz nahe standen, wie Alexander, der frühere Christ und Mönch der thebäischen Sümpfe, Graf Oda, die Generäle Ardarat, Mog, Manag und andere, die wußten, sowohl wie Koswita, daß er oft stundenlang nichts sagen und mit gramdurchfurchter Stirne vor sich hinbrüten konnte. Dann durfte kein Mensch es wagen, ihm zu nahen; niemand ein Wort von Vergangenem reden.

Eine Audienz folgte heute morgen um die andere. Gelangweilt und verdrossen wandelte der König im Saal auf und nieder und gab kaum mehr Antwort. Was mochte es ihn kümmern, ob heute hundert Gäste mehr angemeldet wurden, und daß nicht mehr genügend goldene Becher für jeden vorhanden seien. Graf Oda kam und überreichte kniend dem König einen versiegelten Brief. Der brachte Abwechslung. Und welche! Von Diocletian, dem Imperator, kam er. Tird las:

„Imperator Diocletianus Tiridates, unserm Amtsgenossen, Heil und Friede!

Deine Brüderlichkeit möge erkennen, was für Schaden uns immer wieder zugefügt wird durch die hinterlistige Sekte der Christen, da in allen Dingen unsere Majestät und unsere Regierung durch sie und ihre Religion verachtet werden. Sie kennen keine Zurückhaltung. Sie beten einen Gekreuzigten an. Sie verehren ein Holz und verehren ebenso die Gebeine derer, die aus ihrer Mitte getötet wurden. Sie glauben, es sei Ruhm und Ehre, für ihren Gott zu sterben. Sie sind nach dem Recht unserer Gesetze verurteilt worden, weil sie unsere Vorfahren beleidigen und unsere Vorgänger in diesem Kaiserreich. Die Spitze unseres Speeres ist abgestumpft, und sie haben den Tod nicht gefürchtet. Verführt durch einen gekreuzigten Juden, lehren sie die Könige verachten und sich nicht zu kümmern um die Statuen der Götter. Sie achten gar nicht auf den Einfluß der Gestirne, der Sonne, des Mondes oder der Sterne, die sie sich geschaffen denken durch ihren gekreuzigten Juden. Sie lehren auch die Verachtung der Götterbilder, die sie ganz von ihrem Kult ausgestoßen haben. Sie raten den Frauen, ihre Männer, und den Männern, ihre Frauen zu verlassen.

Und, obgleich wir ihnen Martern und Todesurteile auferlegt haben, sind sie nur noch mehr entflammt und ihre Sekte verbreitet sich überall.

Ich habe eine schöne Jungfrau aus ihrer Sekte gesehen. Ich wollte sie mir zur Gemahlin wählen. Und sie, die Christen, haben es gewagt, sie mir zu rauben. Nicht allein, daß sie nicht entzückt war, davon, meine Frau werden zu können — die Frau des Imperators! — nein, sie fürchtet auch alle meine Drohung nicht. Und weil ich nicht zu ihrer Sekte gehöre, betrachten sie mich als unreines Wesen, beschmutzt, verabscheuungswürdig, und sie haben sie fliehen lassen in die Länder deiner Herrschaft. Nun, mein Bruder, laß sie überall aufsuchen, wo Christen sein mögen, und befiehl, Rache zu üben an denen, die bei ihr sind, und an ihrer Vorsteherin. Was aber den schönen, göttingleichen Flüchtling anbetrifft, so schick ihn mir zu. Denn man hat unter den Griechen nie eine Schönheit gefunden, die mit ihr zu vergleichen wäre.

Leb im Frieden im Segen der Götter und in allem Glück!" *

Die erste Wirkung des Briefes war ein unbändiges Gelächter Tirds, daß der weite Königssaal dröhnte. Dann wurde der König still und ging gedankenvoll auf und nieder. Jetzt galt es, etwas zu erleben. Alle Gäste an der Mittagstafel merkten, daß ihn etwas ganz Besonderes beschäftige. Man fragte, man neckte, plagte. Erst spät am Abend im Heiligtum drüben erfuhr es Aschka, die Priesterin, als erste. Wie erstaunt war Tird, daß sie ihn gar nicht ermunterte, dem Brief Folge zu leisten, ja von jeder Verfolgung dringend abriet. Als er sie foppend fragte, ob sie nicht eifersüchtig werde, nicht für ihre Stellung fürchte, falls die beispiellose Schönheit aufgefunden, und gar seine Geliebte würde? — da schmiegte sich die vor ihm kniende Priesterin mit ihrem Mund an des Königs Knie und sagte: „O König, weißt du es noch immer nicht, daß ich ja nur das Beste für dich will?" — „Wie könnte das mein Bestes sein, diese Christin zu finden? Sprich, Aschka!" Tirds Augen flammten auf und schauten bei dieser Frage lauernd auf die Priesterin nieder. Sie sprach: „Mein König. Ist die Flüchtige eine wahre Christin, so kann sie nichts Böses tun. Und ist sie schön und fromm — das wünsch ich dem König!" Aschka war während diesen Worten erblaßt. Ihr Atem stockte. Tird hielt sie an den Schultern nieder, als sie aufstehen und wegeilen wollte, und sagte sanft: „schön und fromm — —

---

* Überlieferter Brief Kaiser Diocletians.

das bist du, und du weißt, daß nur dein dummes Gehei
nis und Gelübde mich hindert, dich zur Königin zu machen!"
„Niemals!" flüsterte Aschka. „Du wirst mir nie deine H
kunft sagen?" — „Nie." — „Ich weiß, du bist von hoh
Stande." — „Ich will deine und Anahitas Magd sein und frem
Sünde tragen." — „Immer dieses Rätsel!" seufzte Tird u
streichelte sanft Kopf und Gesicht der Priesterin. Dann gi
er. Aschka lief eilends in ihr Schlafgemach, brach vor ihr
Lager zusammen und weinte, den Kopf in die Arme vergrabe
bis es finstre Nacht um sie geworden war. Tird war durch d
Park gegangen. Es trieb ihn zu Koswita, ihr den Brief
zeigen. Ihr Frauengemach war leer. Erst spät kam Koswi
zurück mit verweinten Augen. Sie war bei der Priesterin g
wesen. Sie wußte nun das Geheimnis Aschkas und war i
fortan wie eine Schwester.

Die nächsten Wochen waren für Tird und seine Umgebu
eine Hölle. Wurde wieder eine neue Möglichkeit entdeckt, d
Flüchtige zu finden, so lebte Tird wieder auf, schenkte reichli
Belohnung für jede Spur, und war um so trauriger oder gerei
ter, wenn auch diese Spur wieder erfolglos blieb. Tirds übe
reizte Sinnlichkeit und Phantasie schufen seinem Geist imm
schönere Frauengestalten, und um so mehr verlangte er darnac
seine Phantasiegestalt mit der wirklichen Schönheit der Flüc
tigen vergleichen zu dürfen, in der Hoffnung, eine noch schöne
Wirklichkeit zu finden. Dann kam das quälende Pflichtgefül
Sie gehört dem Imperator! Soll wieder eines schönen Weib
wegen Krieg entstehen? Vagharschabad belagert werden? Fa
len? Tird am Wagen des Kaisers als Rebell durch Rom od
Nikomedien laufen? Der Alte hat sich verjüngt. Will wied
lieben, freien! Ha—i, ha—i! Dem Dominus die Ehre, we
seine Gottheit in alten Tagen wieder verliebt ist. — In welch
Höhlen oder Wüsten schmachten wohl Prisca, die gute Kais
rin, und Valeria, der blonde Engel, dieses unglückselige Wese
Hast gut getan zu fliehen! Ob in der Wüste vor Hunger od
durch Ekel vor Galerius — ist gleich! — — — Aber Dioc
tians Flüchtling ist Christin! Auch das noch! Das wird s
wohl aufgeben, wenn sie mich sieht und diese Herrlichkeit! I
betrachtete sich von Kopf bis zu Fuß im riesigen Silberspieg
an der Wand des Königssaals, drehte sich nach allen Seite
frisierte sich, strich das Haar zurück, setzte die perlenbesetz
Zickzackkrone auf, legte den Purpurmantel über den Rücke
ergriff das lange Goldzepter, und wahrlich — der Spiegel zeig

ein Bild majestätischer Macht und Schönheit. Nur die Züge — der Ausdruck! — wirklich, so derb um Mund und Nase? — so sinnlich? — — ach, gerade was männlich ist, hassen diese Lämmer und Schafe, diese dummen Christen. Pah! Weib ist Weib. Ob Christin, ob Heidin — sie müssen ja lieben, und Macht und Sinnlichkeit gefallen ihnen ja doch am meisten!

Er trat ans Fenster. Der Frühling war vergangen. Der Sommer lachte am Himmelsblau, aus dem See, aus den grünen Gärten, aus den Villen und weißen Häusern von Vagharschabad. — „Ein Narr wärst du, schöne Heilige! Das alles soll dein sein, wenn du mein wirst. Wenn — — was sag ich — wenn? Du mußt!“ Laut donnerte es durch den Saal: „Du mußt! Ich, Tiridates, will es!“ Der goldene Knopf des Zepters klirrte am Boden und der Kopf einer herrlichen Lotosblume aus schillerndem Mosaik sprang ab unter dem Schlag. Er merkte es nicht. Es klopfte heftig an das hohe Portal. Auf Tirds Ruf sprang Graf Oda, der Oberzeremonienmeister, hinein, fiel Tird zu Füßen und stammelte, vor Freude trunken: „König und Herr! Sie sind gefunden.“ Tird erblaßte: „Was? Wie? Gefunden?“ — „Gefunden, mein Herr!“ — „Wie? Sag an! Steh auf!“ — „Alexander, dein getreuer und schlauer Diener, hat die Fährte entdeckt.“ — „Der! Das soll ihm unvergessen sein.“ Durch die offenen Fenster brauste der vielhundertstimmige Ruf der großen Volksmenge. „Was ist das?“ — „Sie kommen, Herr?“ — „Wer denn, beim Ariman?“ — „Sie! und vierzig Jungfrauen mit ihr, Herr! Alle sind braun gekleidet, sittsam, arm, die Köpfe von weißem Tuch umschlungen, die Gesichter verschleiert. Und sie! Herr, Herr, du hast nie solche Schönheit gesehen. Nie!“ — „Sag schnell — wie sieht sie aus — groß?“ — „Groß! Herr!“ — „Schlank?“ — „Schlank, Herr, wie eine Fichte!“ — „Haar?“ — „Rötlich, wie Zittergold, eine Fülle, Herr! Wie ein Strom den Rücken hinab.“ — „Gesicht?“ — „O, fein, niedlich, zierlich, wie aus Marmor gehauen.“ — „Blaß?“ — „Sehr blaß, müde.“ — „Schnell meine Sänfte, eil, befiehl! Holt sie darin. Ruf den Kammerherrn!“

Bis Ripsimene in der Sänfte im Schloß ankam, war der König von Kopf bis Fuß umgekleidet, frisiert und gesalbt worden und stand neben seinem Thron in safrangelben Schuhen, in blauseidenem Unterkleid und einem Mantel von weißer Seide, leuchtend wie Schneeglanz. Der Gürtel von Purpur flammte von Edelsteinen, das Haupt bedeckte die Kidaris, der persische weiße Kopfbund mit dem breiten Rundband von Purpur, das in

langen, breiten Enden über den Nacken und Rücken lief. Die Tracht Alexanders des Großen! Niemand durfte Zeuge seiner ersten Begegnung mit Ripsimene sein. Die vierzig Jungfrauen und ihre Vorsteherin Gaiena wurden nach Befehl in einem der Flügel des Palastes untergebracht und wohl verpflegt.

Ripsimene ward von den beiden höchsten Beamten vor den Thron geführt. Das Hofzeremoniell war ihr bis ins kleinste vorgesagt und vorgemacht worden. Aber der König, der wie ein aus Erz gehauenes Bild dastand, brauchte seinen Stab nicht gegen Ripsimene auszustrecken. Die Beamten lagen auf ihren Gesichtern, Ripsimene stand und blickte ruhig den König an, als betrachte sie verwundert ein Kunstwerk der Bildhauerei. „Knie nieder! Fall aufs Antlitz!" flüsterten die Beamten ängstlich. Ripsimene tat, als hörte sie es nicht. Tird streckte den Stab nach den Beamten und winkte ihnen, zu gehen. —

„Du willst nicht vor dem König knien?" Der erste Laut der weichen, vollen Stimme Ripsimenes voll Wohlklang und Ruhe, voll Vertrauen und Herzlichkeit, klang durch den weiten Raum, dessen Silber- und Goldfülle, Waffen und Zieraten im Glanz der Abendsonne funkelten, die in der Ferne auch die Firnen des Ararats mit Purpur übergoß. Ripsimene stand wie verklärt vor dem König, vergaß König, Schloß, sich und ihre Lage und rief in hellem Entzücken: „Ararat, Ararat!" Tird war hingenommen von ihrer Rührung und Freude. Froh, einen so trefflichen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch gefunden zu haben, fragte er leise, als wollte er ihre Andacht nicht stören: „Freut dich der Ararat?" — „Wie sollte er nicht? Der Berg Gottes, auf dem die Arche ruhte." — „Wolltest du nicht immer hier bleiben und ihn immer wieder sehen?" — „Nein. Wir möchten nach Jerusalem pilgern und Golgatha schauen und dort einst sterben." — „Du mußt hier bleiben, oder die Frau des Imperators Diocletian werden!" — „Ich muß weder das eine, noch das andere, König!" Tird klopfte leise mit dem Goldende des Stabes auf den Marmorboden seines Thronsockels. „Wem gehorchst du denn?" — „Jesus." — „Du bist Christin?" — „Ja!" — „Höre, was mir der Imperator schrieb. Ich stehe unter ihm und ich muß ihm gehorchen!" Ohne mit einer Wimper zu zucken, vernahm Ripsimene den Brief Diocletians. „Was sagst du dazu, Ripsimene?" frug Tird zögernd, überlegen. „Wir sind und bleiben Christen. Diocletian mag uns töten oder du. Wir müssen Gott und Christus mehr gehorchen als den Menschen." — „Höre, Ripsimene! Es ist dir und deinen Genossinnen noch

ein Weg offen. Ich bin dir gnädig gesinnt.“ Er zögerte, weiter zu reden. Ripsimenes Ruhe und forschenden Blicke verwirrten ihn . . . . „Höre!“ — „Ich höre, König!“ — „Du . . . . du könntest — du könntest auch — mein Weib und Königin werden!“ Tird streckte das gewaltige Haupt mit der leuchtenden Krone vor und schaute mit großen Blicken auf die Jungfrau, um den vollen Eindruck seines Vorschlags wahrnehmen zu können. Er bemerkte wohlgefällig einen Schatten von Furcht und Verlegenheit auf ihrem Gesicht, das in seiner Regelmäßigkeit und vergeistigten Schönheit dem König unbeschreiblich vorkam. Jetzt lag leise Furcht in den grauen, mandelförmigen Augen, leises Hilfesuchen, Prüfen, Fragen, und das bleiche, etwas hagere Gesicht nahm eine, vom leisen Rosa- zum Dunkelrot aufsteigende Farbe an. „Du bist überrascht, Ripsimene. Du darfst dich besinnen, so lang du magst, Tage, Wochen. Aber ihr seid bis dahin meine Gäste.“ — „Deine Gefangenen! König. Sprich nur die Wahrheit. Und Besinnung bedarf's keiner bei uns. Wir alle haben das Gelübde der Jungfrauschaft abgelegt. Jesus ist unser Bräutigam, unser König und Herr!“ Noch immer stand Tird mit vorgebeugtem Kopf da. Ripsimene hatte noch nie in solche Augen gesehen. Wie flammende Sonnen kamen sie ihr vor, und wieder wie Augen eines Löwen. Sie erbleichte und ihre Lippen bewegten sich. „Was sprichst du, Ripsimene?“ fragte Tird freundlich. „Ich bat meinen Herrn: Bleibe bei mir. Dein Kind wird schwach.“ Tird stand da, lächelnd und gerührt zugleich. „Fürchte dich nicht. Wir wollen morgen wieder zusammen reden. — Heute abend speisest du neben mir an meiner Tafel. Meine Dienerinnen werden dich bekleiden und schmücken, wie es dir am schönsten steht.“ — „Ist mein Kleid für meinen himmlischen König gut genug, so dürfte es auch dir, König, genügen. Aber ich bitte dich, laß mich mit meinen Genossinnen leben.“ So gab Tird nach. Was an Gold und Silber, Geschirr und Bechern, Blumen und Pflanzen aufzutreiben war, mußte die überreiche Tafel schmücken. Im Nonnenkleid erschien Ripsimene, aß kein Fleisch, trank keinen Wein, bezeichnete das Kreuz auf Stirne und Brust, als das heidnische Speise- und Trankopfer dargebracht wurde, und niemand wehrte es ihr. Hände, Gesicht und Haltung, ihr Reden, Schweigen, Bildung und Wissen, alles verriet ihre vornehme Abkunft. Gerade das reizte Tird noch mehr. So viel er fragen mochte, er bekam keine Auskunft darüber. Doch mit allgemeiner Heiterkeit vernahmen alle den köstlich-naiven Be-

richt Ripsimenes, von ihrer Flucht hierher. Die ganze, in bunten Feierkleidern prangende Gesellschaft hing lange mit lautloser Spannung an ihrem Munde. Man sah, was sie erzählte, so trefflich wußte sie Ort und Personen der komisch-ernsten Geschichte zu schildern: Das Nonnenkloster in Rom, in lieblicher Umgebung von grünen Hängen, bekleidet von Hyazinthen und Nelken, umsponnen von Kletterrosen und Glyzinien. Man sah vor sich die weiten Räume, den Garten mit dem Brünnlein, von Efeu umrankt, den langen Klostergang. Und die Nonnen knien, beten, singen und arbeiten wieder in Garten und Haus. Zwei Schwestern zankten eben eines Morgens darüber, wer von beiden den Klostergang zu fegen hätte. Gaiena, unsre herrliche Mutter, verwies sie zur Demut und warnte: in so ernster Zeit, wo der Wolf jeden Augenblick über die Herde hereinbrechen könne, sollten sie doch nicht streiten und der Liebe vergessen. Kaum gesagt, war der Wolf schon da. Gaiena wurde vor das Haus gerufen, und da standen zwei Maler, gesandt vom alten Kaiser Diocletian aus Nikomedien. Sie trugen untrügliche Zeichen des Kaisers und seines Willens bei sich. Der Kaiser sei alt und friere viel. Frau und Kind seien ihm davongelaufen. Seine Freunde aber hätten ihn ermuntert, noch einmal zu heiraten. Und wirklich: der alte Herr bekam wieder Lust, ein neues Glück zu suchen. Weil er aber zu alt und gebrechlich sei, selber auf die Suche nach einer neuen Frau zu gehen, so befahl er seine besten Maler zu sich und gab ihnen genau an, auf was sie bei der Aufsuchung seiner künftigen jungen Frau zu sehen hätten. Wer die Maler ins Kloster zu uns schickte, weiß ich nicht. Item, sie kamen und begehrten, uns nach kaiserlichem Befehl alle sehen zu wollen. Was wollten wir arme Tauben tun? Eine nach der andern kam, und mich wollten sie verstecken. Aber weil die Maler mit Schwert und Feuer des Kaisers drohten und Gaiena aufs Gewissen fragten, ob sie alle Nonnen gesehen hätten, rief natürlich Gaiena auch mich. Was fragte ich je nach Schönheit! Aber heute muß ich es wohl glauben, daß Gott mir diese Gabe verliehen habe, denn die Maler sagten es sehr oft und behaupteten, sie müßten mich abmalen, denn ich sei ganz das, was der Kaiser begehre. Ich wollte mich weigern. Sie sagten: „Kind, es ist der Imperator. Denk doch . . . . die Frau des Imperators sollst du werden.“ Da lachte ich sie aus und rief: „Mein Imperator ist Jesus Christus. Sagt das dem Kaiser.“ Sie fragten, ob ich mit meinem Ungehorsam alle meine Freundinnen verder-

ben wolle? Da riet mir Gaiena, mich malen zu lassen. Und sie malten mich in diesem Kleide, aber das Gesicht mußte ich enthüllen, damit sie, wie sie sagten, das leibhaftige Bild meiner Schönheit bringen könnten. Als die Maler fort waren, tummelten die Schwestern durcheinander, wie wenn ein Ameisenhaufen aufgestört wird. Die einen lachten, die andern weinten. Gaiena rief laut: „Laßt uns in die Kirche gehen und stille werden vor Gott." Wir gingen alle und knieten nieder. Es war Abend. Die ganze Nacht berieten wir, was wir tun wollten. Keines wollte von mir lassen. Aber Gaiena und ich wollten nicht, daß alle meinetwillen umgebracht würden. Wir packten eilends das Allernötigste zusammen, und in der stillen Nacht fuhren wir auf einer Barke den Tiber hinab ans Ufer. Wie war der Herr so freundlich. Ein Schiff stand bereit. Schon wurden die Anker gelichtet. Wir riefen und sprangen, und Gott wandte dem Hauptmann das Herz, er wartete, bis die letzte unserer Schwestern auf dem Schiff war. Tird wurde immer mehr hingerissen von Ripsimene und ihrer entzückenden Art, wie sie kurz und trefflich die Seereise, Meer und Inseln, Kandia und Zypern zu schildern wußte. Alles Lobes voll war sie über den Schiffshauptmann und die ganze Mannschaft. Sie glaube bestimmt, dieser Hauptmann sei im stillen ein Christ, oder nahe daran, einer zu werden. Tird fragte nach seinem Aussehen. Darauf noch gepannter nach seinem Namen. Natürlich war der alte, weißhaarige Hauptmann mit seinen hellblauen, tiefliegenden Augen und seinem verwetterten Gesicht voll Energie und Güte zugleich, der Hauptmann Julius, Tirds Führer hin und zurück von Antiochien nach Athen. Mit feiner Ironie wußte Ripsimene alle Artigkeiten, das ritterliche, feine Benehmen des Hauptmanns dem König vorzuhalten, bis er leise ärgerlich wurde. Als gar Ripsimene im Verlauf ihrer weiteren Schilderungen in ein eigentliches Bekenntnis ihres Glaubens überging und laut und freudig Christus zu verherrlichen begann, fiel ihr Tird ins Wort und rief scharf: „An meiner Tafel wird von Christus nicht gesprochen. Hier ist Mithras Gott und nur er wird verehrt." Ripsimene, ganz unerschrocken: „Gewiß hat der Herr unsern Weg zu dir, o König, gelenkt, damit du erfahren könntest, wer Christus sei." — „Das weiß ich längst!" lachte Tird auf. „Das glaub ich nicht, König. Wenn du ihn kenntest, würdest du an ihn glauben!" Alle an der Tafel blieben still. Am stillsten verhielt sich der frühere Mönch Alexander, der jetzige Offizier der Leibwache, der Kämmerer und vertrauteste Beamte

Tirds. Ihm brannte die Seele in Ripsimenes Gegenwart, wie wenn jenes Körnlein Salz wieder wirkte und brennte im Innern, das er, den Christenglauben verleugnend, damals ins heidnische Opfer geworfen. Alles war still geworden. An der weiten Tafel ward kein Wort geredet. Tirds Augen ruhten voll Entzücken auf Ripsimene. O dieser Christenglaube! Sie wird ihn nicht ablegen, wird ihr Gelübde nicht brechen! Schon diese Nacht kam kein Schlaf mehr in seine Augen. Das Bild der heiligen Jungfrau ließ ihn nicht mehr los. Briseïs tauchte wieder auf vom tiefsten Seelengrund und verschwand vor Ripsimenes Bild wie ein duftiges Nebelbild vor der aufgehenden Sonne. Der Morgen graute kaum, so befahl Tird seine Räte und Priester zu sich.

Opfer wurden geschlachtet und die Zeichen besehen. Die Eingeweide zuckten günstig. Die heilige Esche wurde befragt, und die Blätter bewegten sich wie erwünscht. In stundenlanger Beratung wurde besprochen, wie der König am besten vorgehe. Alle Minister waren einig, dieses Weib dürfe sich der König nicht entgehen lassen. In Begleitung seiner ersten Beamten zeigte Tird am Nachmittag Ripsimene und Gaiena das ganze Königshaus, alle Schätze, Bilder und Statuen, den Tempel Mithras' und erklärte ihr alle Symbole und Gebräuche seiner Religion. Tagelang verbrachte er zunächst stets in Begleitung mit Ripsimene, bald im Bibliotheksraum im Erdgeschoß, bald hoch oben im Königssaal, bald im Park, die Zeit in tiefen Gesprächen über die beiden Religionen, immer überwunden von der schlichten Klarheit des Geistes und der Frömmigkeit Ripsimenes. Je länger der König sich mit ihr unterhielt, desto mehr fühlte er den befreienden, reinigenden Geist, der von ihr ausging. Eine ungeheure Entscheidung drängte sich seinem Gewissen auf: Christ werden und dieses Weib gewinnen, dann Krone und Reich verlieren. Oder es behalten und dann? — ihm schwindelte. Er fühlte zu gut, Ripsimene war sein letzter Rettungsweg. Sie erkannte es wohl. Aber sie wich keinen Augenblick von ihrem Weg und Ziel. Am Morgen war ihre Kraft neu, die Kraft Gaienas und der vierzig Genossinnen war durch gemeinsames Beten und Loben über sie gekommen. Koswita litt namenlos, ebenso Aschka. Sie kannten Tird und sahen das Ende voraus. Mit geheimer Wonne verfolgten aber die Diener des Hauses, vom obersten bis zum untersten, den Kampf des Königs, der dem ganzen Haus allmählich zum nervenerregenden Schauspiel wurde, dessen furchtbares Ende jedem

klar war und sie zum voraus alle mit wonnigem Grauen erfüllte. Die Anteilnahme an diesem einzigartigen Kampfe wurde im Hof so groß, daß sich selbst die Sklaven in zwei Teile trennten, die eine für die Jungfrauen, die andere für den König. Die Vierzig verleugneten in Wort und Wandel ihren Glauben nicht. Als nach einigen Wochen die heiligen Hymnen der Jungfrauen vom König verboten wurden, hatten die frommen Weisen, die aus dem gemeinsamen Saal der Gefangenen alle Morgen und Abende ins Gesindehaus hinüberschallten, schon manches Herz für sie gestimmt. Die Sklavinnen, die den Vierzigen Speise brachten und andere Dienste leisteten, hatten zu viel Dank geerntet und zu viel beobachtet, mit welcher Inbrunst sich die Heiligen liebten.

Doch war auch hier am Hofe Tirds jene Partei der Magier und Rhetoren vertreten, die wohl merkten, daß ihr Einfluß auf Tird desto kleiner wurde, je größer der Ripsimenes ward. Mit ihrem Sieg mußte die Stellung der Hofpartei fallen. Darum mußte sie beseitigt werden. Es begann das gleiche, furchtbare Spiel der Lüge und List wie am Hof Diocletians. Die Magier traten zusammen und berieten, wie sie Tird zum Befehl der Hinrichtung der Ripsimene bringen könnten. Dann kamen sie, einzeln, zu zweien, in Gruppen zum König. Beim Lesen, beim Essen, im Schlafgemach, wo er ging und stand, wo er allein war, — da machten sie ihm klar, daß es des Reiches Wille und Recht sei, daß er auf dieses heimatlose, ruchlose Weib verzichte. Was nütze ein schönes Weib, wenn das neugegründete Reich wieder in Krieg mit den Cäsaren verwickelt würde und unterliegen müsse? Ob der König wirklich glaube, in ganz Armenien sei kein Weib zu finden, das dieser halsstarrigen Metze gleichkomme. Der Adel Armeniens werde nie diese Fremde als Königin anerkennen! Und ob er, ihr König, sich eigentlich nicht schäme, eine zur Königin erheben zu wollen, die nicht einmal ihre Vergangenheit verraten dürfe. Es gäbe doch, meinte Alexander, wahrhaftig noch einen andern Weg für den König, seine Leidenschaft zu befriedigen. Zu was führe er sein Zepter? Zu was sei er König, Gott? Befehlen, zwingen soll er, was er will. Dafür sei er König! Als aber Alexander und Ardava, die Obersten der Leibwache, tief in der Nacht vor der Türe sich ablösten, da flüsterte dieser jenem ins Ohr: „Die Götter seien uns gnädig! Der König wird noch verrückt. Hast du seinen veränderten Blick gesehen?“ — „Nein“, bemerkte Alexander, „aber hast du ihn schon seufzen und stöhnen

hören?“ — „Nein!“ — „So horche ein wenig.“ Sie horchten. Lang blieb es ganz stille. Dann fuhren beide zusammen. Ein Laut drang aus dem Schlafgemach des Königs, wie wenn ein Löwe aus weiter Ferne hauchte. Mehrmals noch vernahmen sie es. „Er träumt schwer.“ — „Du wirst sehen, der teure König wird noch krank dieser Hexe wegen. Verzaubert hat sie ihn. In ihrem Bann ist er und kann nicht mehr heraus“, flüsterte Alexander. „Hilf ihm heraus“, mahnte ganz leise, mit bedeutsamen Blick Ardavat. „Wie?“ — „Wie doch? Tu so unwissend. Wär's deine erste Tat?“ — „Ich fürchte des Königs Rache“, flüsterte Alexander. „Aber —“ zischte er gleich darauf: „Agathangelos ist weg. Und die muß auch weg.“ — „Schauriger Mensch“, sagte Ardavat leis vor sich hin. „Erst Mönch, dann Teufel. Dich wollt ich nicht zum Kämmerer.“

Eine Entscheidung mußte kommen. Der König war krank. Alle sahen es. Alle litten und spürten erst, wie sie doch alle im Grunde ihrer Seele ihn liebten. Aber auch Ripsimene hatte die meisten Herzen insgeheim übernommen. Sie mußte fallen, das Opfer werden. Kein anderer Weg war offen. Wird der Gott der Christen ein Wunder tun? Ripsimene entführen? Des Königs Herz ändern, daß er sie und die Vierzig ziehen läßt? Wie sie alle beten! Koswita betet. Aschka betet. Tird betet! Die Priester beten! Welcher Gott wird hören? So fragten einander die Sklaven. Koswita und Ripsimene waren gänzlich getrennt worden. Kein Gast erschien mehr. Der König war am Ende seines Wissens, seiner Erkenntnis, am Ende seiner Geduld und Zärtlichkeit. Das letzte Opfer Tirds wurde von der Heiligen abgewiesen: sie durfte nach ihrem Glauben und Gewissen auch dann nicht seine Frau und Königin werden, wenn er ihr erlaube, für sich, in der Stille Christin zu sein und nur zum Schein die Opfergebräuche seiner doch so ähnlichen Religion mitzumachen. Immer wieder stieß Tird auf ihr Gewissen. Immer wieder sagte dieselbe liebe, gütige, aber feste Stimme: „Weil es mein König will.“

Während eine steigende Glut verzehrender Liebe den König nicht mehr essen und schlafen ließ und ihn völlig entnervte, war Ripsimene in der Kraft ihres Glaubens so getrost geblieben, daß sie bis dahin ruhig gelebt und geschlafen hatte und bei voller, ja gesteigerter Kraft war. Die klare Erkenntnis eines nahen, furchtbaren Endes steigerte in ihr die religiösen Kräfte und die Weihe ihres Wesens ins Wunderbare. Von den Vierzig gänzlich getrennt, spürte sie die Kraft ihrer Fürbitte und Mitlei-

dens als tatsächliche Macht an ihrem Geist. Ihr Martyrium begann damit, daß sie Tird nicht mehr von sich ließ, und sie zum erstenmal auch die Nacht bei ihm zubringen sollte. Eine raffinierte Ausstattung des königlichen Schlafzimmers und Lagers in sinnverwirrender Pracht; die kostbarste Seide, die feinsten Gewebe, und wunderbare Spitzenarbeit sollten ihre Bewunderung erregen. Rosen und Nelken, erst noch mit den stärksten und köstlichsten Nardenwassern getränkt, waren über das ganze Lager hingestreut und sollten die Sinne Ripsimenes betäuben. Der König empfing sie im Alexanderkleid. Sein Lockenhaar, das über Nacken und Schultern strömte, glänzte von starkduftendem Öl. Die Edelsteine an Gürtel, Krone, Stirnband und Ringen funkelten im Zwielicht von kleinen, roten und grünen Lichtern. Gespensterisch hoben sich die weißen, nackten Statuen aus der Dunkelheit ab.

Ripsimene war gewaltsam in unbeschreibliche Pracht, in Seide und glitzerndes Goldgeschmeide gekleidet worden. Ein voller armenisch-persischer Brautstaat. Auch ihr entströmten Wohlgerüche, die sie selber zu betäuben drohten. Aller Widerstand war vergebens gewesen. Als sie zum König hineingeführt wurde, wollten ihre Sinne schwinden. Ein Blick in des Königs Augen ließ sie erkennen, was ihr bevorstand. Seine großen, weitgeöffneten Augen glänzten in unheimlichem, fremdem Glanz. Ein geheimnisvolles Lächeln umspielte seinen Mund, der sich bei ihrem Eintritt in unverhülltem Staunen öffnete, und aus dem bleichen, grellen Antlitz lachte die — Wollust selber. Die Kämmerer führten Ripsimene vor das Lager, auf dem der König saß, warfen sich vor ihm nieder und wurden von Tird mit seltsamem, unruhigem Blick entlassen. Alexander und Artavat wachten vor dem mächtigen, mit gewaltigen Ornamenten versehenen Eichenportal. Zuerst vernahmen sie nur ein langes, leidenschaftliches Reden des Königs, ohne die Worte zu verstehen. Alle Kunst der Überredung, alle Liebe, alle Güte schien er aufzubieten. Von Ripsimene vernahmen sie keinen Ton. Nur nach einer lauten letzten Frage des Königs schallte ein machtvolles, von heiliger Erregung erfülltes: Niemals! Dann, wieder nach einigen scharfen Worten des Königs, die furchtbare Drohung bedeuten mochten, zweimal derselbe Ruf Ripsimenes: Niemals! Niemals! Dann vernahmen sie nichts mehr. Stille des Todes. Nun aber setzten die ersten, leisen Geräusche eines zuerst wortlosen Kampfes ein — ein Knistern der Seidengewänder, ein Reißen von Stoff, dann ein Ächzen,

jenes fremde Stöhnen, Pusten und Pfauchen, ein Knacken der Glieder, das schwere, dumpfe Fallen eines Körpers, ein Poltern von umstürzenden Möbeln, das Klirren von zerschmetternden Statuen und Kristallen. Die Kämmerer vor der Türe zitterten. Jeder Ruf, jede Störung war aber bei grausamer Todesstrafe verboten. Die Leibwache zog die Schwerter und stellte sich zum Kampf bereit. Mancher zitterte vor den Dämonen, die man drinnen wähnte. Zuletzt schrien alle: „Dem König zu Hilfe!" — „Ruhig! Still! Um der Götter willen!" befahl Alexander. „Hört!" Deutlich vernahm man zwischen den immer stärkeren Zeichen eines wilden Kampfes die siegende, jubelnde Stimme der Heiligen: „Auf, heiliger Geist! Vater — Sohn! Tue Zeichen und Wunder, Herr, an deiner Magd! Auf, Kraft des Herrn!" Dann wurde alles wieder still und ergriffen, hörte die Wache dem Gesang zu:

> „Schon spürt dein Kind die Kraft von oben,
> Auf, Geist des Herrn, gib Kraft um Kraft!
> Debora, Jael, Esther schlugen Männer nieder,
> Im Glauben, in der Unschuld wurden sie zu Helden
> Und siegten über Männer, schwerbewaffnet."

Plötzlich klirrte von innen der Riegel. Die Türe sprang auf und Ripsimene erschien in zerrissenem Brautstaat, mit verwirrtem Haar, das ihr glühend Gesicht fast bedeckte. Aus Augen und Gesicht aber flammte ein Ernst und zugleich eine Siegesfreude, daß vor ihrem Blick die Wache scheu zurückwich. Sie aber schritt wie eine Königin den Gang entlang und kehrte ungehindert hinab zu den vierzig Gefährtinnen. Sie lagen noch auf ihren Knien. So lagen sie seit Ripsimenes Weggang. Der Schrei ihrer Verwunderung war ein einziger. Sie sprangen auf und stürzten auf sie zu, um zu sehen, ob es ihr Geist, oder ob sie es selber sei. Sie rief: „Betet an und danket! Der Herr hat mir den Sieg gegeben!" Dann stürzte sie zusammen und verfiel, auf das nächste Lager getragen, in einen Schlaf, aus dem sie erst wiedererwachte, als die Kämmerer kamen, sie wieder anzukleiden zur zweiten Brautnacht. Auch Gaiena mußte hinauf und vor der Türe zwischen zwei Offizieren stehen. Ihre Aufgabe war, Ripsimene durch die Türe Ermunterungen zur Ergebung zuzurufen, sobald sie die Zeichen des Kampfes höre. Gaiena glaubte, es verstehe niemand von der Leibwache des Königs Lateinisch und rief mit lauter Stimme: „Sei getreu —" Von drinnen ertönte ein freudiger Schrei: „Bis in den Tod!" Gaiena schloß: „So will ich dir den Kranz des Lebens geben."

Von drinnen dreimal, laut, übermächtig aufjauchzend: „Halleluja, Halleluja, Halleluja, Jesus siegt!“

Der Kampf hatte wieder begonnen und tobte nach allen Anzeichen ärger als das erstemal. Gaiena rief in kurzen, abgebrochenen Worten: „Mein Kind — fürchte dich nicht! — Weiche nicht! — Gott ist mit dir! — Jesus streitet durch dich. — Tod ist Leben. — Qual ist Wonne!“ Da sprang ein Soldat auf Alexander zu und rief: „Hauptmann! Diese Alte ermuntert die Hexe drinnen zum Widerstand, nicht zum Gehorsam. Sie spricht lateinisch. Ich verstehe es wohl!“ Gaiena vernahm es im Eifer nicht, verstand auch das Persische des Soldaten nicht und fuhr fort, in immer größerer Erregung: „Werde nicht schwach! — Harre aus. Der Sieg ist dein.“ Und zuletzt sang sie die Worte:

**„Selig sind, die reines Herzens sind,
Sie werden Gott schauen.
Selig sind, die um Gerechtigkeit willen
Verfolgt werden, das Himmelreich ist ihr.“**

Aber sie vollendete den Hymnus nicht. Ein heftiger Schlag auf den Mund machte sie rückwärts taumeln. Dann raffte sie sich auf, vernahm das furchtbare löwenartige Hauchen Tirds und sein schauerliches Stöhnen, dann einen tiefen, schweren Fall und das Heulen wie eines Tieres. Über alles hinaus aber einen Freudenruf. Wieder einen. Noch einen. Und jetzt wieder den feurigen Gesang voll Siegesfreude:

**„Es hat überwunden der Löwe aus Juda!
Das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig zu nehmen:
Kraft und Reichtum und Weisheit und Stärke, und Ehre und Preis und Lob.“**

Doch nun brachen die Offiziere der Leibwache in das unverschlossene Gemach und führten am Genicke Gaiena vor Tird. Der aber lag der Länge nach auf dem Leib am Boden, hatte den Kopf in die verschränkten Arme und die Hände in die Locken vergraben und stöhnte laut. Mit zerrissenen Kleidern, deren Fetzen Ripsimene über dem Leib zusammenhielt, stand sie da, hoch aufgerichtet, warf die wallenden Haare aus dem Gesicht und rief jauchzend Gaiena lateinisch zu: „Jesus blieb Sieger!“ Gaiena vermochte nicht zu reden, aber ihre Blicke begegneten leuchtend der Heiligen und beide wußten: „Nun geht's zum Martertod. Sei stark! Sei getreu!“

Tird war aufgesprungen und taumelte wie ein Betrunkener. Er war so schwach, daß er wieder zu Boden gefallen wäre, hätte ihn Alexander nicht gehalten. Als Tird Gajenas

Tat vernahm, wurde er rasend. Mit einer tiefen, fremden, gewürgten Stimme, mit rollenden Augen, vor denen selbst den Offizieren sichtbar schauerte, überschüttete er die Frauen mit einer Flut häßlichster Schimpfworte, wollte auf sie eindringen und schreckte jedesmal vor Ripsimenes Blick zurück wie ein gebändigter Löwe. Nun rief er: „Nehmt sie. Fort! Tötet sie!“ Im Hausflur draußen ertönte ein wildes Männergeschrei voll Mordlust und Haß. „Und die Vierzig?“ rief Alexander hastig Tird zu. „Alle müssen tot sein vor Sonnenaufgang.“ Der furchtbare Befehl eilte von Mund zu Mund durchs Schloß. Koswita stürzte mit fliegenden Haaren hinauf zum Bruder, wollte reden, aber die Angst vor ihm und um ihn würgte sie so, daß sie kein Wort herausbrachte und nach einem furchtbaren, fremden, niegesehenen Blick von ihm, sprang sie, wie von Gespenstern verfolgt, davon und verschloß sich hoch oben im Turm, wo sie mit verhaltenen Ohren betend und weinend die Seelen ihrer Glaubensgenossinnen zum Martertode begleitete. Wie lang sie da lag vor ihrem Lager, im tiefen Wollteppich versunken, wußte sie nicht. Zitternd erwachte sie und merkte, daß es dunkel geworden war. Sie wankte gegen den weit vorgebauten Erker des Rundturmes, aus dessen drei ovalen Bogenfenstern das weite Land, See und Wälder, Berge und der Ararat im letzten Licht der schon versunkenen Sonne noch schwach zu unterscheiden waren. Wie weiße Schäflein blickten die Häuser von Vagharschabad hinauf. Stille Nacht lag über der Welt. Auch vom furchtbaren Geschrei und Rachegeheul der Heiden war nichts mehr zu hören. Sie spähte hinaus und hinab. Dort, wo der alte Stadtgraben liegt, bei der mittleren Brücke Kerbzabar, war es auch still geworden. Dort war der alte, schaurige Ort der Hinrichtungen. Dort bewegt sich eine dunkle Masse. Koswita schaut sich müde durch die Dämmerung hindurch. Dort ist Volk. Viel Volk! Daß sie das sehen können! Nicht die Opfer retten! Nein, sie freuen sich, sie jauchzen. Haben sie wohl vollendet, die Getreuen, und das Reich ihres Christus gefunden? Sie hatten vollendet. Ein Gehege von spitzen Pfählen war errichtet worden. Die vierzig Jungfrauen hingen an Leib, Händen und Füßen daran und hauchten betend ihre Seelen aus.

Vor dem Schlafgemach des Königs versammelten sich allmählich immer mehr von seinen Beamten. Die Kammerherren Oda, Ardavast, Alexander warteten längst auf den Einlaßruf. Die Offiziere der Leibwache kamen zurück, die Leibwache selber.

Kein Laut war vernehmbar. Kaltes Grauen packte die draußen. Ist der König tot? Hat er sich getötet? Sie horchen. Einer nach dem andern. Es bleibt stille, bis um Mitternacht. Jetzt beginnt der Löwenhauch. Ein dumpfer Fall gegen die Türe. Sie springt auf. Der König, im zerfetzten Alexanderkleid, die Krone in den zerzausten Locken, mit wirren Blicken, erscheint unter der Türe und befiehlt majestätisch in die schreckensstarre Leibwache hinein: „Bringt mir die Geliebte. Bringt mir die schöne Braut!“ Kein Glied rührt sich. Kein Laut wird hörbar. Der König schreitet ebenso majestätisch in sein Gemach zurück und wartet eine Weile. Dann erscheint er wieder mit einer Ölschale von geschliffenem Kristall. Ein silberner Vogel hält die Schale in den Krallen und breitet seine Schwingen darüber. Aus seinem offenen Schnabel brennt der Docht, dessen Ende im Öl liegt. Jetzt erst sehen alle in das, von unten beleuchtete, Gesicht des Königs. Es ist gelb wie eine Zitrone. Das Weiß der Augen rot. Die Pupillen wie schwarze Kirschen. Die Stimme völlig verändert. Die Offiziere und Soldaten erbleichen. Einige der Hintersten fliehen davon.

„Bringt ihr die Braut, die schöne, die liebe, die süße Braut? Habt ihr je eine solche Braut gesehen? Meine Braut — meine!“ Der König stand wie verklärt und lächelte süß. Die Speere der Soldaten klirrten am Boden. „Kommt sie?“ rief der König und tat einige Schritte in den Flur hinaus, an den Soldaten vorüber, die wie Mauern standen, während ihre Zähne aufeinanderschlugen.

„Sie kommt nicht!“ Der König kam zurück. Angstvoll blickte er die Soldaten, dann die Offiziere an. „Welche Zeit ist?“ — „Mitternacht vorüber, König!“ rief mit starker Stimme Alexander, aber man fühlte ihr das kalte Grausen an. „Mitternacht?“ tönte es fremd und langgezogen von den erbleichenden Lippen des Königs. „Mitternacht! Da schläft sie wohl?“ begütigte sich der König selber. „Sie schläft“, riefen mehrere aus der Leibwache, wie erlöst aufatmend. „Ich will sie schlafen lassen!“ — „Und schlafet auch, König!“ rief, vor ihm niederfallend, Graf Oda, und alle legten ihre Gesichter auf die Erde. Der König kehrte langsam, wie träumend, mit seinem Licht in den Schlafsaal zurück. Finsternis umhüllte die Soldaten. Im Flüsterton berieten sie mit klopfenden Herzen, wie sie den kranken König irreführen könnten. Im Dunkel der Nacht aber verschwand einer nach dem andern. Nur noch

wenige waren mit den Offizieren vorhanden, als im ersten Morgengrauen aus dem Gemach ein furchtbarer Laut herausdrang, der alle Soldaten wieder erbeben machte.

„Fürst Oda!“ Deutlich vernahm man den Ruf. Er stutzte, wartete, zog zum Schein den Gürtel fester und hatte da und dort zu tun an Kleid und Gehänge, da brüllte es wieder: „Fürst Oda! Wo bleibst du?“ Oda faßte die Klinge. Ließ sie wieder los. Faßte sie wieder. Der dritte Ruf drang hinaus, so furchtbar, so fremd, daß sich des Kämmerers alle erbarmten, hinter ihn traten und ihn zu schützen versprachen. Er trat ein. Die Soldaten vernahmen jedes Wort: „Wo ist Ripsimene?“ — „Mein König!“ — „Wo ist sie?“ donnerte der König, scheinbar bei klarem Geist. Fürst Oda schien das auch zu fühlen und dadurch ermutigt zu werden. Er rief ruhig und fest: „Mein Herr und König, du hast doch befohlen —“ — „Sie zu bringen!“ — „Nein. Ja — Nein, sie, sie — —“ — ‚Was? Oh, oh, was — was fällt mir da ein — sie —“ — „Sie zu töten, König!“ — „O—h!“ Ein langgezogenes, schauerliches Oh — und der immer größer werdende Blick zeigte deutlich, wie das klare Bewußtsein zurückkehrte. Eine Hoffnung blitzt im verzerrten Gesicht auf. — „Ihr habt sie doch nicht getötet? Ihr merktet doch —“ — „Mein Herr, du befahlst es streng.“ Es war, als wollten des Königs Augen zur Erde fallen. Die Züge verzerrten sich zur Unkenntlichkeit, die Zähne schlugen aufeinander. „Wahnsinn! Wahnsinn! Ihr merktet doch, daß ich wahnsinnig werde — sie lebt doch noch, sie lebt — —?“ — „Sie lebt, wir hoffen es, in einer bessern Welt —“ — „Ihr konntet Ripsimene töten? Ihr wagtet es — die Hände an ihren Leib zu legen? — Oh — oh, sie ist tot?“ — „Auf deinen Befehl, König! Höre, mein König —“ Er hörte nicht mehr. In weißen Blasen drängte sich der Schaum aus seinem aufgerissenen Munde. Sein völlig entstelltes Gesicht sank vornüber und in schwerem, dumpfem Fall stürzte er besinnungslos zu Boden.

Niemand, auch der Arzt nicht, fanden den Mut, ihm zu nahen. Alle verzogen sich. Als Tird am hellen Mittag aus tiefer Ohnmacht erwachte, zitterte er an allen Gliedern. Willenlos ließ er sich entkleiden und zu Bette bringen. Aschka und Koswita wichen nicht mehr von seinem Lager, und Fürst Oda, der General Ardavast und Alexander übernahmen die wichtigsten Regierungsgeschäfte. Der König kannte niemand mehr. In wilden Fieberträumen schüttelte er sich, bäumte sich hoch auf und fiel aufs Lager zurück. Alles Erlebte, die ganze Zeit

in Athen bis zu den letzten Erlebnissen, quoll in wirrem Durcheinander der Erinnerung zusammen und nur an Gesprächen und Namen verriet er, mit wem sich sein Geist beschäftige. Gräßlich lachte er auf, um einen Augenblick darauf wieder in ein tierähnliches Heulen zu verfallen. Der Arzt fand keine Erkrankung des Leibes, fürchtete aber, der König bleibe wahnsinnig. Zuletzt beschäftigte er sich nur noch mit Agathangelos und mit den furchtbaren Mysterien in Rom. Immer deutlicher wurde dem Arzt der Zusammenhang des kurzen Schnaubens und Hauchens mit den Äußerungen, die der umnachtete König tat, wenn seine verworrene Erinnerung in Rom weilte, wo er als Löwe mit den andern Mysten als Vögel und andere Tiere die Mysterien des Mithras zum erstenmal erlebte. Wohl waren auch an seinem Hof seither gewaltige solcher Mysterien abgehalten worden, im Schloß selber, aber sein Geist schien jetzt bei den ersten Erlebnissen in Rom zu verweilen. Eine fremde, majestätische Miene blieb zuletzt auf seinem Gesicht stehen. Als einmal Aschka ins Zimmer zurückkehrte, lag Tird gänzlich unbekleidet auf dem Bauch am Boden und schaute sie mit großen, furchtbaren Blicken drohend an. Der Kopf stand hoch aufgerichtet im Nacken, der, wie auch die Schultern, von den herabfallenden Haaren ganz verhüllt war und zusammen mit Mienen und Blicken und den rechtwinklig aufgelegten Armen und heraufgezogenen Knien den schauerlichen Eindruck eines sprungbereiten Löwen machte. Der gewaltige Leib mit seiner im Wahnsinn verdoppelten Kraft ließ alle schaudernd ahnen, was für ein Unglück bevorstand. Aschka stutzte, erbleichte, und wagte nicht mehr hinauszugehen. „Mein König“, sagte sie in süßer Zärtlichkeit, sank neben seine linke Seite nieder, umschlang mit ihren Armen seinen Hals und blickte verstört dem König in die leeren, großen Augen. Dann drückte sie in heißem Schmerz auf seine Stirne und Lippen Kuß auf Kuß und schluchzte laut auf, ihr Gesicht in seine Mähne verbergend. „Tird, mein König! Kennst du mich nicht mehr?“ Jetzt schmiegte der Königlöwe den Kopf an Aschka und fing an, ihr Gesicht, Hals und Hände zu lecken. Als Koswita eintrat und den Bruder sah, wollte sie eine Ohnmacht ankommen. Mit einem gellenden Schrei sprang sie davon. Tird warf in furchtbarem Aufsprung Aschka beiseite und sprang in wilden Sätzen Koswita nach. Ihre Hilferufe gellten durch den Palast. Von allen Seiten sprangen die Sklaven, die Soldaten der Leibwache herzu. Alles flieht in wilder Flucht. Der König

rast durch die Gemächer, durch den Königssaal, die Treppen des Palastes hinab und hinaus ins Freie. Er eilt mit fliegender Mähne und schäumendem Munde durch die Stadt. Die Leute flüchten in die Häuser, Kinder zetern vor Angst, bis der König an ihnen vorübergerast ist. Er rennt durchs offene Land. Hunde, Schafe, Rinder fliehen vor ihm davon. Die Bauern verrammeln die Gehöfte. Niemand hält den König an. Niemand kann ihm folgen. Aber im Morgengrauen finden plötzlich einige, die von der Suche nach dem König zurückkehren, ihn auf der Terrasse über der hohen, breiten Marmortreppe des Palastes zwischen den beiden Löwen liegen, die, aus gelbem Marmor gehauen, in ruhender, lebensgetreuer Haltung des Kopfes und mit majestätischem Ausdruck die starken, gelben Säulen trugen, auf denen das Dach der Vorhalle mit seinen grünen Basaltziegeln ruhte. So lag auch Tird da und starrte unbeweglich über die Stadt hin. Weinend sammelte sich von weitem das Gesinde und schrie laut. Aschka näherte sich langsam dem König. Er ließ sie herankommen und heulte laut auf vor Freude. Sie legte sich einer Löwin gleich neben ihn, und er begann sie wieder zu schlecken und mit dem Kopfe zu putschen. Koswita hatte ihr Gemach seit der Erkrankung des Bruders nicht mehr verlassen. Man brachte ihr Speise und Trank. Sie berührte nichts. Unaufhörlich bat sie für den Bruder. Doch das Unglück wurde größer. Der Wahnsinn des Königs steckte seine getreusten Diener an, und einer nach dem andern fing zuerst jenes schweigende, stiere, hohle Fernblicken, jenes Schnauben und Hauchen an.

Zuletzt folgte eine ganze Schar vom Hofgesinde dem König und Aschka in weitem Abstand nach. Wahnsinn hatte sie alle erfaßt, und, als hätten sie das schauerliche Schauspiel längst zusammengeübt, so naturgetreu vermochte jeder der Kranken Blick, Stimme und Wesen des Tiers nachzuahmen, das er in den Mysterien vorstellte und nun im Wahnsinn wirklich zu sein glaubte. Die einen waren bekleidet, die andern noch zur Hälfte, die dritten nackt wie der König. Wie von einem Instinkt getrieben, fanden sie doch immer den König, so oft er ihnen in unberechenbaren Sprüngen und rasenden Läufen unsichtbar wurde.

Eines Tages sahen sie, wie der Königlöwe ein Schaf im Sprung ergriff, es packte und mit den Zähnen und den immer gekrallten Händen zerriß und das rohe Fleisch aß. Da stürzten auch sie sich auf die Herde und ins Gehöft des Bauern und

würgten, zerrissen und aßen das blutige Fleisch von Schafen, Hühnern, Enten, Gänsen.

Sie waren allmählich ganz an den König herangekommen, hüpften wie Vögel, schwangen die Arme, als flögen sie herum, pipsten mit hohen Stimmen oder krächzten wie Adler oder Raben. Andere waren Schlangen oder Würmer und krochen auf dem Bauch an den König heran. Nur Aschka war klaren Geistes geblieben. Sie wußte: jetzt war die Zeit da, da sie nach dem Willen der Gottheit durch namenloses Leiden des Vaters Schuld büßen und ihm zur Erlösung helfen dürfe. Um des Vaters willen trug sie die Glut der Mittagssonne, oft stundenlang neben Tird mitten in einem Acker oder auf einem Gemäuer liegend. Tirds Leib ward braun, wie der eines Löwen. Die Haare wurden noch länger, wilder, krauser, die Fingernägel zu Krallen. Die Stimme so gewaltig, weithin dröhnend, daß am stillen Mittag oder nachts, wenn er brüllte, weit aus der Ferne die Hunde bellten und die Wölfe heulten. Auf weit entfernten Gehöften sah man dann Lichter aufleuchten. Seit einiger Zeit hielt sich der König am Ufer eines Sees auf, der eine Tagesreise von Vagharschabad entfernt sein mochte. Die Schar der Wahnsinnigen war dem König getreulich nachgefolgt. Es war Hochsommer. Wochenlang fiel kein Regen. Der König litt unsäglich unter der Hitze, war meistens gereizt, schlug mit der Pratze nach allen, die an ihn kamen, selbst nach Aschka, biß sie, kratzte sie und leckte wieder ihr Blut aus den Wunden. Das Maß des Elends aber ward erst erfüllt, als der Königlöwe begann, auch seine Geschlechtslust an Aschka zu befriedigen, und Aschka unter all den Wahnsinnigen und ihrem tag- und nachtwährenden, höllischen Lärm und dämonischen Geheul, unter all den Entbehrungen, leiblichen und seelischen Qualen Mutter wurde. Wohl versorgten Koswita und die Frauen des Hofes Aschka mit Kleidern und Tüchern und alle mit Fleisch und Früchten. Diener brachten es bis in einige Entfernung, blickten schaudernd zwischen Palmbäumen und hohen Gebüschen nach dem Ufer, wo im Schilf der König und sein krankes Gesinde, zur Unkenntlichkeit verwandelt, ruhte. Aschka war nicht zu bewegen, den kranken König zu verlassen. Nur ein Gedanke hielt sie am Leben. Nur ein Ruf drang zuweilen leis von ihren Lippen hinüber ins flüsternde Schilf, über die mondbeschienene Wasserfläche, hinauf in die funkelnde Sternennacht: „Vater, o Vater!“ So wimmerte sie während der einsamen, schmerzenreichen Geburt. So schrie sie in die Nacht

hinaus, als sie bald nachher, von einem Gang zurückkehrend, kein Kind mehr fand, und der Königlöwe mit behaglicher Ruhe die letzten Reste seines furchtbaren Mahles mit der Zunge von Mund und Lippen leckte. Da brach Aschka an seiner Seite zusammen, umschlang seinen Kopf, und ihr Leib bebte in stundenlangem Zucken und Zittern. Getreulich beschnupperte und schleckte der Löwe seine vermeintliche Löwin.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Starken zum Raube.

Die Hofbeamten und Offiziere, Koswita und die Frauen des Hofes bis hinab zu den untersten Sklaven berieten täglich, wie der König eingebracht werden könne. Wer durfte es wagen, Hand an ihn zu legen? Da träumte Koswita in einer Nacht von einer Höhle und einem bleichen, alten, frommen Manne drinnen, und ein Engel gab ihr den Auftrag, dieser sollte geholt werden, er werde den König erlösen. Der Traum wiederholte sich in den folgenden Nächten. Sie erzählte ihn den Ministern und Frauen, und bestand darauf, der Traum komme von Gott, und der alte Mann müsse gesucht werden. „Wer weiß, ob nicht Agathangelos doch noch lebe.“ Sie aber sprachen alle, das sei unmöglich. Noch jeder Verbrecher sei dort gestorben an Hunger oder durch Schlangen. Aber Koswita bestand darauf.

Die Höhle war einige Tagereisen von Vagharschabad entfernt. Die Fürsten Oda, Alexander, Ardavast und Offiziere mit einer Truppe von Soldaten brachen auf und zogen nach Artashat, den Ruinen der alten Königsstadt und eines Mithrastempels mit tiefen Höhlen. Esel trugen die Lebensmittel, kostbare Gewänder, Gold und Kleinodien für Agathangelos, falls er noch lebe. Sie kamen um die Mittagszeit zur Höhle und riefen hinab: „Agathangelos, lebst du noch?“ Wie aus tiefen Kellergewölben drang eine starke Stimme: „Ich lebe. Und Christus lebt in mir!“

Koswita entfuhr ein Freudenschrei. Dann der laute Ruf: „Agathangelos!“, der in langem Echo im Gewölbe drunten nachzitterte, und Agathangelos rief mit bebender Stimme zurück: „Koswita!“

Die Fürsten standen blaß und erschüttert am Rand der Höhle und waren froh, daß Koswita für sie die Verhandlung mit dem Heiligen führte. Sie konnte ihn nicht sehen, rief ihm aber in langsamen, abgemessenen Sätzen die ganze traurige Kunde vom Schicksal Tirds in die Höhle hinab. Manches Wort mußte sie wiederholen, weil der Widerhall es verschlang. Wie erstaunten sie alle droben, als Agathangelos hinaufrief, er wisse alles schon. Koswita flehte ihn an, hinauf zu kommen oder ihr zu helfen, zu ihm hinabzusteigen. Sie sprang an der Öffnung hin und her, unfähig, länger ruhig zu bleiben. Sie streckte den einen Fuß hinab und suchte nach Felsentritten, aber sie trat in die Luft und fuhr zurück, als Agathangelos aus der Tiefe mit angstvoller Stimme rief: „Koswita, um deines Lebens willen, bleib! Du fällst zu Tode in der Tiefe, und die Schlangen töten dich.“ Mit einem Schrei fuhr Koswita zurück. Agathangelos rief wieder aus der Tiefe mit dringendem Ernst: „Flieht, flieht, die große Schlange kommt herauf.“ Lautlose Stille folgte. Wohl eine Stunde hörte Agathangelos nichts mehr. Dann raschelte es oben wieder unter Koswitas Füßen, und der einzige Lichtstrahl ward verdunkelt. Koswita verlor alle Fassung, weinte und schluchzte, flehte, beschwor den unsichtbaren Agathangelos, Tird und den Fürsten zu vergeben. Jetzt wisse sie, daß Gott ihn zum Retter des Königs bestimmt habe, weil er noch lebe. Ergriffen riefen auch die Fürsten hinab: „Agathangelos, vergib uns, rette den König!“ Agathangelos rief hinauf: „Wer bin ich, daß ich den König vom Wahnsinn heile. Christus hat ihn geschlagen. Christus muß ihn heilen!“ — „So bitte Christus, daß er ihn heile!“ flehte Koswita. „Bittet ihn für uns und das Reich!“ riefen die Fürsten. „Nur dann wird Christus sich erbarmen, wenn König und Fürsten, Volk und Reich seine Herrschaft anerkennen werden.“ — „Sie werden es tun, sie werden es sicher tun!“ rief Koswita. „Und die Fürsten?“ hallte es aus der Tiefe. „Ich werde an Christus glauben, wenn er durch dich den König rettet“, rief Oda. „Ich auch!“ rief Ardavat. „Ich auch!“ „Wir alle!“ so riefen alle durcheinander eifrig in die Höhle hinab. „Möge der Herr dem König helfen! Kommt alle nachts wieder und wartet hier, was geschehen wird“, befahl Agathangelos.

Als es rings um die Höhle stille Nacht geworden war, kamen Koswita und die Fürsten wieder aus ihren Zelten zur Höhle. Wie erstaunten sie, als ihnen durch die enge Eingangslücke ein rötliches Licht entgegenschien und ein feierlicher

Hymnus von Frauen- und Männerstimmen ihnen entgegentönte. Als sie verwundert dastanden, stieg plötzlich eine verschleierte, in einen dunklen Mantel gehüllte Frau aus der Tiefe empor und sprach in gebrochener armenischer Sprache: „Agathangelos läßt euch bitten, der Versammlung der Christen beizuwohnen. Hier ist das Seil, haltet euch daran, und hier die Leiter. Gebt acht!“

Unschlüssig, als fürchteten sie eine Gefahr, standen die Fürsten und schauten fragend sich an, als Koswita schon in der Tiefe verschwunden war. Die junge Frau rief ihnen freundlich: „Fürchtet keine Gefahr. Ihr kommt zu Christen. Gott hat seinem Heiligen auch Macht über die Schlangen gegeben. Sie gehorchen ihm auf seinen Ruf und dürfen niemand von uns schaden.“ — „Ein guter Glaube, bei den Göttern! Ich will lieber hier oben warten“, flüsterte Alexander. „Ohne dich gehe ich nicht“, sagte Oda. „Hier seid ihr ohne Schutz des Heiligen. Kommt! Unten wird euch kein Unglück treffen. Doch eilt! Der Gesang geht zu Ende. Der Gottesdienst beginnt. Er betet.“

Die Fürsten stiegen die Leiter hinab. Sie waren in graue Mäntel mit weißen Borten von krauser, flaumiger Wolle gekleidet. Unter den Mänteln schauten die Brustpanzer und Schwerter hervor und die Gürtel, die von Edelsteinen blitzten. Keiner der vielen, am steinernen Boden knienden Christen schaute auf. Die Gewalt des betenden Agathangelos hielt alle Neugierde fern. An den Felswänden, in eisernen Ringen befestigt, beleuchteten mit flackerndem Licht dicke Kienspäne die niedere, weite Höhle und erfüllte sie mit Harzgeruch. An der Wand, der Öffnung oben gegenüber, stand ein hölzerner, roher Altar mit einem großen Kreuz darauf. An der Wand gegenüber ein Lager von rohem Fichtenholz mit rauher Decke. Auf dieser ruhten friedlich, in mächtigen Ringeln zusammengezogen, einige Schlangen. Sie hoben, als die Fürsten die untersten Sprossen der Leiter betraten, die Köpfe aus der obersten Windung empor und züngelten eifrig gegen sie. Sie blieben furchtsam auf der Leiter stehen und griffen nach den Schwertklingen. Eben schallte ein mächtiges Amen durch die Höhle. Agathangelos stand auf und winkte den Fürsten, heranzukommen. Sie blickten auf die Schlangen und fanden den Mut nicht, auf den Boden zu steigen. Da schritt Agathangelos zu den Schlangen hinüber. Sie streckten auf sein leises Pfeifen hin ihre Köpfe ihm weit entgegen. Er hielt ihnen die Arme hin und sie ringelten sich wie

liebkosend um seine Arme und Hände. Unterdessen kamen die Fürsten herbei und traten verlegen in die Mitte der Christen. Nach Verlesung des Textes und einigen erbauenden und ermahnenden Worten bat Agathangelos Koswita und die Fürsten, der Versammlung selber zu erzählen, warum sie gekommen seien. Als die Gemeinde die neue Kunde vom Elend des Königs und seines Gesindes vernahm und erfuhr, daß die Fürsten Christen werden wollten, wenn der König gerettet würde, da weinten alle laut. Koswita warf sich dem Heiligen zu Füßen und schrie mehrmals herzerschütternd: „Rett ihn, rett ihn, Agathangelos!“ Das weite Gewölbe widerhallte von ihrem Ruf und vom Weinen der Christen.

„Wollt ihr Fürsten, Oda, Ardavast, Alexander, Mog, Gortouk, vor dieser Gemeinde des Herrn geloben, Christus und seine Herrschaft anzuerkennen, so gelobt es in meine Hände!“

Er streckte aus seinem farblos gewordenen Mantel die hageren, narbenvollen Arme und Hände hervor und hielt sie den Fürsten entgegen. Zuerst erfaßte sie in wildem Schmerz Koswita, warf sich vor dem Heiligen nieder und legte sich seine Hände schluchzend auf ihr Haupt. Ergriffen stand Agathangelos da, dann rief er, übernommen von Erinnerungen und Schmerz: „O Koswita — nun werden unsre Gebete erhört. Nun wird unser König und Herr den Starken zum Raube erhalten. Dein Bruder wird gerettet werden. Mir sagt es der Geist des Herrn!“

Jetzt traten die Fürsten vor Agathangelos. Lange ruhten die Blicke des Heiligen forschend auf ihren Gesichtern. Sie hielten seinen Blick aus und legten ihr Gelübde in Agathangelos' Hände. Zu Graf Oda sprach er: „Ich weiß, du bist treu und wirst dein Gelübde halten. Du hast auch meine Martern nicht gebilligt. Der Herr, der gerechte Richter, wird es dir lohnen. Wie dein Leib bedeckt ist von den Wunden, die du für Kosroes littest — so wirst du auch für deinen himmlischen Vater leiden.“ Da sank auch Oda vor Agathangelos nieder und er segnete ihn.

Ein leises Grauen packte alle, als der Heilige, unter tiefer Stille der Versammlung, zu Alexander, nach langem, forschendem Betrachten seines Gesichtes, endlich sagte: „Alexander, mein Herz ist unruhig vor dir. Gib Gott die Ehre und sei aufrichtig! Willst du Buße tun? Willst du wieder ein Christ werden?“ Auch Alexander sprach laut: „Ja!“. Und der Heilige segnete ihn. Jetzt knieten alle mit Agathangelos nieder

und er betete inbrünstig für des Königs Rettung. Dann erdröhnte durch das Gewölbe der feurige Hymnus der ergriffenen Schar.

Jeder trat zum Heiligen, seinen Segen zu empfangen, stieg dann die Leiter empor und verschwand. Wohl bis zur Mitternacht aber blieben Agathangelos, jene junge Frau, Koswita und die Fürsten beieinander und berieten die Rettung des Königs. Staunend vernahmen nun die Fürsten und Koswita, wie Maria, die junge Frau des Agathangelos, die Tochter jenes christlichen Fürsten David in Cäsarea Kappodoziens, vom Tage der Trennung an Agathangelos' Wege verfolgte. In Athen war sie und sah ihn von ferne. In Rom war sie und sah ihn von ferne. Nach Armenien war sie gereist. Seine Martern sah sie und die Höhle suchte sie. Sie vermochte die Herzen der Wärter zu rühren, und täglich ließ sie Brot hinuntergleiten, dann mehr Nahrung; dann Decken, Pergament, Griffel, eine Bibel. Die Christen wagten sich langsam hervor. Die Wächter werden Christen und helfen mit, das Leben des Gefangenen zu erhalten. Die Strickleiter wird angelegt. Die Höhle wird geräumt, gesäubert, wird zur Kirche der immer zahlreicheren Christen. Gottesdienste werden gefeiert. Gebete und Lieder ertönen in der Tiefe. Das Mahl des Herrn wird gefeiert und in einer weihevollen Nachtstunde sinkt die fremde Händlerin dem Heiligen zu Füßen. „Gregor", stammelt sie. „Maria!" schluchzt Agathangelos auf und umschlingt sein treues Weib. Von seinen beiden Knaben Aristakus und Verthanes erfährt er, daß sie große, schöne Jünglinge geworden seien und zu Christen erzogen wurden im Hause des Fürsten David. — Das und vieles erfuhren nun die Fürsten und Koswita und wurden des Staunens nicht mehr los.

* * *

Tausende aus Vagharschabad und weither vom Land standen eines Morgens in einiger Entferung vom See im Wald und vor dem Wald in ängstlicher Spannung, in stillem Warten und Hoffen. Auch Furcht erfüllte sie. Wenn der König unheilbar bliebe? Wenn er den Heiligen zerrisse? In die Menge stürzte? Der Heilige ließ lang auf sich warten. Eine besondere Kraft tut heute not. Darum langes Beten! Die Menge lagerte sich, und still erzählte man von den Leiden und Wunden des Heiligen, von seinem Leben, was das Volk wußte, und von seinen vielen Taten heilen-

der Liebe. Einige trieb die gruselnde Neugierde immer weiter vorwärts gegen den See zu schleichen, auf dem Bauche kriechend, die Zweige mit den Händen geräuschlos zurückdrängend, vorwärts ins Schilf zu spähen, den armen König zu erblicken. Umsonst. Er war verschwunden und lag wohl im dichten Schilf verborgen jenseits des Sees. Es wurde Mittag. Der See flimmerte blendend im Licht der senkrecht über ihm stehenden Sonne. Bäume und Sträucher strömten trotz herbstlicher Färbung würzige, harzige Gerüche aus. Um die hohen Wallnußbäume hatten sich die Reben geschlungen von einem Ast, von einem Baum zum andern, ganze Dächer bildend, von denen Trauben von der Größe eines kleinen Kindes herabhingen. Um die Stämme hingen sie, am Boden zogen sie sich hin, halb verdeckt von mächtigen, goldgelben oder weinroten Blättern. Schon den ganzen Morgen hatte das Volk von den süßen Beeren und Wallnüssen gegessen, dann hatten sie sich hingelegt und viele waren eingeschlafen. Sie erwachten, freudig erschreckt, als die, die unverwandt nach Vagharschabad blickten, riefen, sie sähen Kamele daherkommen. Alles sprang auf. Eine ängstliche Erregung erfaßte alle. Unwillkürlich liefen die ersten den Ankommenden entgegen, die hintern folgten. Keiner wagte zurückzubleiben aus Furcht vor dem König. Der Wald war leer, als der „Löwe“ mit gewaltiger Kraft den erdbraunen, langbehaarten Leib durch mächtige Züge der Arme und Beine mit hochaufgerichtetem Haupt über den See trieb. Von Zeit zu Zeit tauchte er den mähnenumrahmten Kopf unter, um ihn nach einigen Minuten triefend aus dem Wasser emporzuziehen. Im Sand am Ufer legte er sich nieder, der Leib bedeckte die Erde, die Brust ruhte auf den rechtwinklig aufgelegten Armen. Der Nacken war steif und hoch erhoben, und mit ruhigem Blick schaute er in den Wald hinein, während die Sonne die vielen Wassertropfen trocknete, die über dem mächtig geschweiften Rücken zu beiden Seiten niederrannen. Mit der Zunge leckte er ganz nach Löwenart abwechselnd die Mundwinkel, die Ober- und Unterlippe, dabei weiter ruhig in den Wald hineinschauend. Plötzlich spannten sich seine Züge und Blicke. Kopf und Nacken richteten sie noch höher auf. Der dumpfe Ton vieler ferner Stimmen drang in summenden Schwingungen an seine Ohren. Tird zog die Knie an und stellte sie auf. Der gewaltige, sonnverbrannte Leib ruhte auf Knien und Ellenbogen, sprungbereit, lauernd. Leise, knurrende Töne leiten das furchtbare, so löwenähnlich gewordene Gebrüll ein,

das bald, immer lauter, aufgeregter, wilder durch Schilf und Wald tönte, bis das ferne Summen aufhörte und von Schrecken alles vor dem Wald still ward. Tird legte sich beruhigt nieder und stützte den Kopf mit der Stirne auf die übereinander gelegten Hände. Er schlief ein. Das Summen und Brausen ward stärker, kam näher. Er vernahm nichts mehr. Die Menge hatte sich keilartig vor dem Wald zusammengedrängt. Die Mutigsten folgten den Fürsten, die in volle Eisenrüstung gekleidet und mit Schlingen und Seilen bewaffnet waren. Sie folgten einem großen, hagern Mann mit langem, weißem Haar und Bart in ein, bis zu den Füßen wallendes Pilgerkleid gehüllt, das am untern Rand zerschlitzt und zerrissen, dessen Farbe verwettert, alt, unbestimmbar war und um sich her den Modergeruch verbreitete, als ob er gerade aus Grab oder Kerker käme. Das Gesicht war bleich. Die Knochen traten skelettartig hervor. Aus tiefen Augenhöhlen aber leuchteten zwei dunkle Augen mit majestätischer Ruhe und heiliger Liebe. Erbarmen, Liebe, heißes Verlangen lagen auch auf dem Gesicht des Heiligen. Hart waren alle Muskeln gespannt, die schmalen, blutleeren Lippen aufeinander gepreßt. Die Hände lagen gefaltet auf der Brust. Die Augen blickten fest, wie feurig, auf den schlafenden Königlöwen. Gregor winkte mit der Hand dem Gefolge, zurückzubleiben. Er schritt langsam vor. Tird schlief fest. Das Volk drängte neugierig nach. Es wollte das Wunder sehen. Sie verteilten sich durch Stämme und Gesträucher, verbargen sich dahinter oder im Schilf und glaubten sich im Schutz des Heiligen. Es zitterten die Herzen der Helden wie die des Volkes, als sie sahen, wie er langsam vor dem schlafenden König niederkniete, sein graues Haupt auf das Tirds niederbeugte und mit zitternden Händen seinen Kopf langsam in die Höhe heben wollte. Wie schwach mußte der Heilige geworden sein, wie schwer das Haupt seines Tird. Mehrmals glitt ihm der ummähnte Kopf zurück auf Tirds Hände. Gregor hob ihn wieder empor. Nun drückte er ihn an sein Herz, benetzte seine Stirne mit Tränen. Man sah von ferne, wie Gregor von Grauen und Jammer geschüttelt ward. Jetzt sahen die Nächsten, wie der Heilige dem König etwas in das rechte Ohr flüsterte. Noch einmal. Noch einigemal. Er sprach mit ihm, während Tird noch schlief. Man vernahm nichts; aber bald darauf ein tiefes, schönes Singen, ein munteres Liedlein, wie ein Wanderlied, froh, lustig. Staunendes Raunen flüsterte durch Wald und Schilf. Und nun dazu ein verständnis- und erinnerungsvolles, fröhliches

Grunzen, mächtiges Gähnen. Der „Löwe“ erwachte und starrte regungslos einige furchtbare Augenblicke in die Augen Gregors, des Freundes. Durch Schilf und Wald vernahm Gregor das Weinen und Beten der Menge. Die Luft erbebte vom Angstschrei, als Tird urplötzlich mit furchtbarem, dröhnendem Gebrüll aufsprang, Gregor mit beiden Händen wie mit Löwenpranken an den Schultern packte, rückwärts zu Boden schlug und sich auf ihn stürzte. Doch wie er ihn mit seinem Leib bedeckte und mit seinem Mund anschnaubte, vernahm man wieder das Singen und deutlich den Ruf: „Tird, Tird.“ Man sah, wie der König stutzte, den Kopf nach rechts neigte und sinnend lauschte. Seine Augen starrten auf das Opfer unter ihm nieder. Die übergroßen Pupillen erweiterten sich noch mehr. Es glitt wie ein Staunen, wie fernes Erinnern über das Löwengesicht. Minuten, Stunden schienen den verborgenen Zuschauern zu vergehen, die mit klopfenden Herzen und zitternden Knien hinter Baum und Busch standen, jeden Augenblick zur Rettung des Heiligen bereit. Kein Kampf war nötig. Tird brachte den Blick nicht mehr von Gregors Augen weg. Der Löwe wurde gebändigt. Was für eine zwingende Gewalt in seinem Blick lag, das wußte selbst der Heilige nicht. Er wußte nur mit selbstverständlicher Gewißheit, daß Gott ihn bewahren und sein Gebet erhören werde. Kein anderes Wort brauchte er zunächst, als immer wieder den Ruf Tird, aber ganz so wie damals, in den Zeiten ihrer intimsten Freundschaft. Ganz der alte Klang. Ganz die alte Innigkeit und Herzlichkeit. Und wieder dazwischen der warnende, ernste Ruf: „Tird, Tird, bleib ruhig. Tird, ich liebe dich!“ Tird tat keinen Blick von Gregors Augen. Sein Brüllen klang in langgezogenen, ergreifenden Tönen aus, die noch viel mehr alle Herzen ergriffen. Deutlich war in diesen klagenden und seufzenden, wie aus den tiefsten Tiefen der Seele kommenden Tönen und aus dem beruhigten, sinnenden Gesicht zu erkennen, wie aus der Verworrenheit und Nacht seines Geistes blasse Ahnungen, unterbewußte Gefühle und Erinnerungen aufstiegen. Ein allgemeines Schluchzen erhob sich durch Wald und Schilf, als der Königlöwe den verkannten Jugendfreund unter sich zu beschnuppern, an ihm zu riechen, ihn an Gesicht, Hals und Händen zu schlecken begann, und endlich, immerfort den Blick in seine Augen bohrend, die gewaltigen Hände über der Brust des Freundes kreuzte, mit seinen Armen sich auf seine Brust legte und das Kinn auf die gekreuzten Handrücken legte. Be-

wegungslos trug Gregor zuerst die Last. Als sie ihm den Atem rauben wollte, hob er beide Hände, streichelte einige Male sanft die Mähne, Gesicht und Hände Tirds, immerfort seinen Namen nennend. Dann rief er mächtig: „Tird, steh auf!" Und Tird stand auf. Langsam, immer den starren Blick in Gregors Augen gerichtet, erhob sich die riesige Gestalt und legte beide Hände mit straffgestreckten Armen auf die Schultern des Freundes. Der Kopf Tirds sank immer tiefer auf die Brust und wie aus Höhlen herauf glotzten die forschenden, fremden, stummtraurigen Blicke zu Gregor empor. Der rief immer wieder mit eindringlicher, erinnerungweckender Art: „Tird, mein Tird!" — Dann mit Pausen: „Bri—seïs! — Agath—angelos — Abra—ca—dabra!" Währenddem zog er Tird sanft am Arm und tat einige Schritte rückwärts dem Wald zu. Aber sofort begann ein löwenartiges Murren, und die Blicke Tirds wurden unruhig, furchtsam, furchtbar. Fester griffen seine Hände in Gregors Schultern. Er blieb stehen, streichelte und liebkoste wieder Tird und wartete, bis er wieder ruhig geworden war. Mehrmals wiederholte sich dieser Vorgang. Doch immer deutlicher sah Gregor, wie die großen, leeren, verworrenen Blicke bestimmter wurden. Über das durch Bräune und Haarwuchs verstellte Gesicht huschten blitzartige Bewegungen, die deutlich bewußtwerdende Erinnerungen, Gefühle, Vorstellungen verrieten. Man sah auf seinem Gesicht das Ringen der Seele aus Unterbewußtem, aus verworrenem Traumleben, aus Angst und Qual heraus nach klarem Bewußtsein, nach Licht. Immer tiefer gruben sich seine Blicke in die Augen Gregors. Immer prüfender, ernster wurden die Züge. Er neigte das furchtbare Haupt bald nach rechts, bald nach links, betrachtete Gregor von allen Seiten, beroch ihn wieder am Hals, am Gesicht, an den Haaren, warf den Kopf wieder zurück in den Nacken und stemmte wieder mit weitvorgestreckten Händen sich gegen die Schultern des Freundes. Das Murmeln des betenden Volkes verband sich mit dem Geflüster des windbewegten Schilfs und dem Gurgeln des Wassers dazwischen und am Ufer. Sonst blieb alles feierlich still. Auf einmal erhob sich ein Stöhnen und Seufzen, das alle erzittern machte. Die furchtbaren Töne kamen von Tird, der plötzlich zu den Füßen Gregors niedergesunken war und, auf dem Bauch liegend, sein Gesicht auf die bloßen Füße des Heiligen drückte und unter strömenden Tränen hin und her rieb, Gregors Füße schleckte, küßte, mit den Händen drückte, streichelte und end-

lich in den wunderlichsten Bewegungen den ganzen Leib im Sande auf und nieder, hin und her bewegte. Dabei entquollen seinem Mund die schauerlichen, immer stärker werdenden Töne, die weit durch Schilf und Wald, weit über den See drangen und das ganze Volk mit solchem Grauen erfüllte, daß die meisten wie von wahnsinniger Angst erfaßt wurden, auf und davon sprangen, die Hintern die Vorderen stießen und drängten und alle glaubten, von Dämonen verfolgt zu werden, die mit dem Heiligen um den Besitz des Königs und seiner Seele stritten. Nur die Fürsten und Offiziere blieben zurück und sahen mit aufgerissenen Augen und offenem Mund hinter den Gebüschen weiter dem Kampf des Heiligen mit dem Löwen zu. Gregor schlug laut betend mehrmals hintereinander und immer wieder das Kreuzeszeichen über dem Freund zu seinen Füßen und rief laut: „Im Namen Jesu Christi, des Sohnes Gottes, fahret aus, ihr bösen Geister! Flieht, ihr Dämonen! Guter, heiliger Geist, komm herab auf den König! Licht des Himmels, vertreib aus seinem Geiste Nacht und Wahnsinn! Vater des Lichtes, laß ihn die Wahrheit erkennen und mach ihn frei!“ Andächtig lauschte der „Löwe“ und sah mit einem Ausdruck herzzerreißenden Erlösungsverlangens zu Gregor auf. In die Haare des Gesichtes und den, bis weit über die Brust reichenden braunen, breiten Bart Tirds rannen unaufhörlich Tränen. Gregor konnte sich nicht mehr halten. Die Qual des Freundes, dessen Geist, einem Ertrinkenden gleich, sich immer wieder zum Licht emporrang und doch den Weg nicht fand und wieder in den furchtbaren Zustand des Halbdunkels zurücksank, zerriß Gregor das Herz. Er sank zum Freunde nieder und beide weinten Kopf an Kopf gelehnt. Tird wurde unruhig und schleckte eifrig Gregors Tränen von Gesicht und Händen. Er stand auf, lief auf und ab, umkreiste Gregor, der ratlos auf den linken Arm gestützt dasaß und Tird beständig mit den Augen folgte. Er wurde immer aufgeregter. Die Hügel und hohen Bäume am Ufer warfen ihre Schatten weit in den See hinaus und zeichneten sich in der dunkelblauen, in Violett übergehenden Fläche des Sees in allen Konturen ab. Friede lag über See und Gelände. Die Wellen kräuselten sich sanft und unhörbar. Leise flüsterte der Windhauch durchs gelbe Laub und Schilf, und kaum hörbar plätscherte die Brandung. Aber die Dämmerung schreckte den Kranken. Die Gestalt des Freundes wurde ihm in der Dunkelheit wieder fremder. Aus unsäglicher Qual drangen wieder jene langgezogenen, furchtbaren Klagetöne, die

zum Gebrülle wurden, aber ohne mehr Angst zu erregen. Man vernahm deutlich auch aus diesen entsetzlichen Lauten die Angst, die Sehnsucht nach Erlösung. Plötzlich rauschte es im Schilf. Die Halme wurden auseinandergebogen. „Tird, mein König, mein Löwe!“ rief eine weibliche Stimme. Tird schrie vor Freude auf und sprang in Sätzen Aschka entgegen, tanzte und hüpfte um sie her, putschte mit dem Kopf bald an ihre Brust, bald an Arme und Beine, legte die Hände auf ihre Schultern und begann vor Freude heulend ihr Arme, Hände, Gesicht, zuletzt die Füße zu lecken. Es war finster geworden. Stern auf Stern erschien. Der Mond ging als silberhelle Sichel auf, und der See warf in goldenem Glanz auf kräuselnden Wellen die Lichter des Himmels zurück. Unendliche Traurigkeit fiel auf den Heiligen. Noch immer saß er da, auf die Rechte gestützt, die seitwärts hinter ihm im Sande vergraben ruhte. Die geharnischten Männer waren verschwunden. Die drei Menschen waren allein. Gregor wollte aufstehen und weggehen. Da sprang Tird wütend auf ihn und riß ihn zu Boden. Doch der erste Ruf Gregors: „Tird!“ genügte, die Erinnerung des Tages in Tird wieder wachzurufen. Aschka war ihm nachgesprungen und rief ihm warnend: „Tird, laß, Tird, sei ruhig!“ Tird legte sich gehorsam zwischen Aschka und Gregor nieder und legte den Kopf auf die Knie seiner „Löwin“. „Bleib ruhig, heiliger Mann! Ich bitte dich, bleib! Es ist dein Tod, wenn du aufstehst!“ — „Ich bleibe“, antwortete Gregor leise und begann die Haare auf Tirds Kopf zu streicheln. Langes, banges Schweigen folgte. Die Luft war warm wie in der Sommernacht. Das Licht des Mondes genügte, daß Gesichter und die Umrisse der Leiber deutlich erkennbar waren. Gespannt blickte Gregor in das bleiche, verhärmte Gesicht Aschkas, das von der Fülle des Haares umrahmt war. Sie war in einen dunkeln Mantel gehüllt. Auch sie warf von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf Gregor.

„Mir ist, ich hätte dich schon einmal gesehen, Frau!“ brach Gregor endlich das schwüle Schweigen. Mit seltsamer Bestimmtheit antwortete Aschka: „Ich sah dich, heiliger Mann, in Rom.“ Dann beugte sie wie schuldbewußt das Haupt und legte die Stirne auf Tirds Kopf. Er rieb ihn an ihr hin und her und drückte den Leib satt an den Aschkas. „Warst du die Priesterin der Isis?“ — „Ich diente ihr und diente dem König zu Vagharschabad. Ihm will ich dienen bis in den Tod.“ — „Weißt du, daß auch ich ihm dienen will bis in den Tod?“ —

„Ich weiß es, und hörte vom König viel von dir und weiß, was du um seinetwillen gelitten hast, heiliger Mann!" — „Nenn mich nicht also", gebot Gregor, „Gott allein ist heilig! Sag mir, ich bitte dich, warum dienst du dem König? Nur aus Liebe? Nur aus Gehorsam gegen Isis und Anahita? Wie konntest du die Leiden an Leib und Seele tragen hier in der Einsamkeit bei Tag und Nacht?" — „Ich habe ein Gelübde!" Immer gespannter waren die Blicke des Heiligen auf sie gerichtet. Dringender flüsterte er: „Ich flehe dich an, sag mir, welches Gelübde? Warum dienst du dem König?" — „Es ist ein großes Geheimnis, nur Isis und Osiris bekannt." Gregor streckte über Tirds Kopf hinweg sein Gesicht so nahe zu Aschka herüber, daß sein Hauch sie berührte, als er abermals leidenschaftlich flüsterte: „Um Gottes, des Höchsten, willen, sag es, Aschka!" — Sie schwieg aber und neigte den Kopf noch tiefer auf Tird hinab. In weicher Fülle floß ihr Haar über Schultern und Rücken. Sie deckte mit einem Teil des Mantels, ohne aufzublicken, den Rücken Tirds. Wieder flüsterte Gregor: „Sag es, sag es. Du ahnst nicht, warum ich dich dränge!" Langsam hob Aschka das heiße Gesicht. „Der König schläft. Nun kann ich's sagen. Ich heiße nicht Aschka." — „Du heißest?" hauchte Gregor mit durchbohrenden Blicken. „Ich heiße Euthalia. Ich bin die Tochter eines armenischen Fürsten." — „Er heißt?" — „Anag ist sein Name." Gregor zitterte sichtbar am ganzen Leibe. Sein Mund öffnete sich unwillkürlich. Sein Gesicht ward weiß. Sein Körper wankte. Seine Hände griffen in den Sand.

Aschka erzählte leise, ahnungslos: „Mein Vater hat den König Kosroes von Armenien ermordet. Ich und mein jüngerer Bruder Anag wurde vor der Blutrache der königlichen Verwandten geflüchtet. Mein Bruder kam nach Kleinasien. Nie mehr hörte ich etwas von ihm. Ich wurde nach Alexandrien gebracht. Als ich achtzehn war, erfuhr ich von meinen Pflegeeltern Curtas und Sophia das furchtbare Geheimnis, daß ich nicht ihre Tochter sei, sondern das Kind des Königsmörders Anag. Ich floh nach Rom und wurde Isispriesterin. Kein Mensch erfuhr meine Herkunft. Ich büßte mit furchtbaren Qualen und Entsagungen die Schuld des unglücklichen Vaters, um seine Erlösung aus den Qualen der Hölle zu bewirken. In Rom fand mich der Königssohn, und seither diene ich ihm, dem unglücklichen Tiridates." — Sie neigte sich langsam wieder zu ihm hinab, legte das Gesicht auf seinen

Rücken und vergrub es in ihre Hände. Ihr ganzer Leib bebte von Weinen und Schluchzen. Plötzlich fühlte sie sich an beiden Seiten des Kopfes sanft umfangen, an ihrem rechten Ohr spürte sie den warmen Hauch eines Menschenmundes. Eine vor Erregung zitternde Stimme sprach zu ihr: „Euthalia, Euthalia! Ich bin Anag, dein Bruder!"

Ein lauter Schrei entfuhr ihr. Lautlos umschlangen sich die Geschwister. Es tagte über dem See und im Purpurglanz leuchtete der Ararat zu ihnen herüber, als sie innehielten mit Erzählen, Fragen und Antworten. Nun war kein Zweifel mehr. Agathangelos wußte alle Erlebnisse der Kindheit Euthalias bis zur plötzlichen Trennung und Flucht aus Vagharschabad der Blutrache wegen. Agathangelos war der Gregor von Cäsarea, der christliche Pflegsohn Davids, und auch er, nachdem er von ihm seine wahre Herkunft und die Schuld des Vaters erfahren hatte, konnte nicht bei Frau und Kind bleiben, sondern mußte gehen und Tirds Agathangelos (guter Engel) werden, um des Vaters Schuld zu sühnen.

Sie stunden am Ufer des vom Morgenwind bewegten Sees. Gregor schöpfte mit der hohlen Hand dreimal Wasser aus dem See, an dessen Ufer Euthalia kniete. Dreimal goß er Wasser über ihr Haar. Dreimal tönte die Stimme des Heiligen, bebend vor Schmerz und Freude: „Ich taufe dich in den Namen des Vaters, des Sohnes, und des Heiligen Geistes!" Hinter ihnen lag der Königlöwe in die Länge ausgestreckt, Brust und Kopf stolz erhoben, den Leib auf die Unterarme gestützt, und schaute verwundert der Taufe zu.

In Schilf und Gebüsch wurde es lebendig. Vogelgezwitscher schmetterte durch den Wald. Lerchenjubel in den Lüften. Frösche quakten am Ufer. Wild lief im Wald zwischen den Stämmen durch. Rehe tranken am See. Ein wunderbarer Friede lag über diesem Stück Erde, das geweiht war durch Blut und Wasser, durch die Leidens- und Geistestaufe zweier Menschen, die beide durch Leiden ihres Vaters Seele aus den Tiefen der Hölle erlösen wollten.

Aschka-Euthalia fütterte jetzt ihren König mit riesigen Bissen gebratenen Fleisches und Brotes. Eine Erdhöhle in der Nähe war von Anfang ihres Aufenthalts an die Vorratskammer, die vom Hof aus immer wieder versorgt wurde. Ergriffen sah Gregor dem Mahl zu, und auch er und die Schwester aßen, sich unverwandt durch Tränen hindurch anschauend. Tird verfiel dabei wieder in jenes Grübeln und Sinnen, blickte minutenlang

den Freund von unten bis oben an und sann mit tränenden Augen wieder stumm vor sich hin. Gregor und Aschka rangen in lauten Gebeten für seine Erlösung. Mehr und mehr sah man auf dem Gesicht des Kranken das Bewußtsein erwachen. Immer befremdeter blickte er um sich. Immer schärfer blickten seine Augen. Lauter und mächtiger betete der Heilige und beschwor er die Dämonen. Oft besprengte er auch den Leib des Kranken mit Wasser, das er durch das Zeichen des Kreuzes zuvor geheiligt hatte. Gregor ward die Gewißheit gegeben, daß die Erlösung seines Freundes nahe sei. Er wurde freudig und voll Kraft. Und plötzlich — er wußte nicht wie ihm geschah — sprang er auf Tird zu, umarmte ihn und rief unaufhörlich: „Tird — Tird — das Havareno, das Havareno — jetzt kommt das rechte Havareno! Tird, im Namen Gottes, im Namen Jesu von Nazareth, wach auf. Flieht, böse Geister, flieht! Flieh, finstere Nacht, flieh! Die Nacht ist vergangen. Der Tag bricht an. Der helle Tag!“ Unter Gregors Liebkosungen und Rufen war Tird aufgestanden. Nackt stand er da am See; riesenhaft sein Leib, seine Glieder; ein Ungeheuer, zwischen Mensch und Tier. Stumm, Augen und Mund weit aufgerissen, starrte er den Heiligen an. Dann — ein unvergeßlicher Anblick für die beiden Geschwister — sahen sie deutlich, wie das helle Bewußtsein durchbrach. Der Blick wurde vollkommen anders — scheu, furchtsam, geniert. Schamröte überzog das Gesicht bis an die Stirne. Noch ein langer, prüfender, angstvoller Blick; ein furchtbarer, langgezogener Schrei, aber schon ganz nach Menschenart, ein Mannesruf voll unendlicher Qual — dann breitete Tird die mächtigen Arme auseinander, stürzte zu Gregors Füßen nieder und bedeckte sie mit seinem Gesicht. Sein ganzer Leib bebte in Zuckungen. Er umklammerte die Knie des wiedererkannten Freundes, küßte seine Füße und Hände und blieb dann regungslos vor ihm liegen. Da kniete Gregor zu ihm nieder, umschlang sein Haupt und rief schluchzend: „Tird, Tird, steh auf. Tird, kennst du mich wieder?“ — „Ich kenne dich“, rief Tird mit sanfter Menschenstimme. „Vergib! Vergib! Kannst du vergeben?“ — „Steh auf, Tird!“ wiederholte Gregor. „Gott vergibt; Gott erlöst dich. Wie sollte ich dir nicht vergeben? Steh auf! Mein Freund!“ Tird blieb liegen. Er sah an den Füßen und Unterschenkeln, an Händen und Armen, am Hals und im Gesicht des Freundes alle Wundenmale seiner Martern. Tird streckte die Hände aus, befühlte und bestrich mit äußerster Zärtlichkeit die roten, kreuz

und quer laufenden, schlecht verheilten Narben. „Vergib, vergib, Agathangelos!“ stöhnte Tird von neuem. Jener winkte seiner Schwester heran, nahm ihre Hand und zog sie zu Tird herab. „König Tiridates! Diese deine Frau, die Löwin, die mit dir alle Qual gelitten hat, sie ist meine Schwester. Wir beide haben dir unerkannt gedient, deine Liebe haben wir dankbar genossen, deine Macht und Grausamkeit willig getragen. Du weißt, o König, was wir getragen. Nun wisse, König, wir haben alles gelitten, damit du dem Fürsten Anag vergeben könntest, der deinen Vater ermordet hat. Er war unser Vater. Er liegt in den Gluten der Hölle. Erlös ihn, König, wie Christus dich erlöst und dir vergeben hat! Du hast Blut genug geopfert für deinen Vater. Nimm unser Blut und Leben zur Sühne.“ — „Vergib! Vergib!“ riefen Bruder und Schwester miteinander und warfen sich vor Tird nieder, der sich, erschüttert, verwirrt, auf die Knie geworfen hatte und mit zurückgeworfenem Gesicht, mit furchtbaren Blicken wie erstarrt beide abwechselnd ansah. In seinen Zügen und Blicken spielte sich deutlich der letzte, schwere Kampf seiner Seele ab, Haß und Dank, Bereitschaft zum Vergeben und wieder der Haß; Zorn und Wehmut wogten durcheinander und glitten wechselnd über sein Gesicht wie Sonnenschein und Gewitterwolken. Eisiges, furchtbares Schweigen. Da streifte Gregor Mantel und Tunika bis zur Hüfte hinunter, zeigte Tird schweigend Brust und Rücken — alles voll fürchterlicher Narben von Schnitt- und Spieß- und Hackenwunden, und beide riefen wieder, wie aus einem Munde: „Vergib dem Vater, o König, vergib, vergib!“ Jetzt tönte Tirds Stimme fest und königlich wie ehemals: „Ich vergebe, wie ihr mir vergeben habt. Möge dein Gott und dein Christus auch mir vergeben! Steh auf, Agathangelos, steh auf, Aschka! Nun auf nach Vagharschabad! Ein neues Leben, ein neues Reich bricht an! Nun kommt das wahre Havareno! Ich will ein Christ werden und mein Reich soll das Reich des Christus werden!“

Kaum waren diese Worte des Königs im Wald verklungen, so erhob sich von dort her ein lautes, vielstimmiges Freudengeschrei, das sich weiter durch den Wald bis zum Ausgang und immer weiter ins Feld hinein fortpflanzte und bald zum tausendstimmigen Jauchzen und Jubel vermehrte. Erstaunt blickten die drei am See sich an. Sie hatten nicht gemerkt, daß im Morgengrauen der Wald sich belebte und eine ungeheure Menge Volkes sich in aller Stille angesammelt hatte. Die Vordersten

im Walde und am Schilf hatten durch Flüsterworte, was sie gehört und gesehen hatten, weitergegeben, bis der Freudentaumel sich erhob, die Luft erzittertet, der Boden bebte und Christen und Heiden, Männer, Frauen, Kinder riefen: „Der König ist gerettet! Heil! Heil dem König Tiridates!“ Er stand wie verklärt da. Ein nie erlebtes Gefühl übermächtiger Dankbarkeit, Freude und Friedens durchströmte ihn. Ahnungen von großen, künftigen Taten und Erlebnissen, heiße Sehnsucht nach seinem Volk, nach Stadt und Palast überkamen ihn. Im Mantel des Heiligen empfing er die obersten Offiziere und Hofbeamten und reichte ihnen wortlos, mit Tränen der Rührung, beide Hände. Bis zum Abend währten die Vorbereitungen zur Rückkehr nach Vagharschabad. In einer stillen Seebucht, von Palmen und hohem Schilfgras umfriedet, bediente der Kammerdiener wieder seinen geretteten König. Bartlos wie früher, das lange, blonde Haar wohlgeschnitten, gekämmt, mit Narden begossen, mit Edelsteinen und schimmernder Zickzackkrone geschmückt, im Alexanderkleid und Purpurmantel, das lange Zepter in den Händen, — so trat der König aus der Wildnis vor sein Volk, das alsbald vor ihm auf die Knie fiel, und alle Stirnen berührten den Boden. Die königliche Sänfte wurde herbeigetragen. Zwischen dem König und Gregor saß Aschka. Sie trug ein silbergraues Gewand mit Perlengürtel und das Diadem im Haare. Aber Gregor trug den Mantel, den er in der Höhle getragen. Alles Volk war in Festgewänder gekleidet. In seiner Mitte wurde die Sänfte getragen. Ein wandelnder Wald von Palmenzweigen und Zypressen, Schilfstengeln, Blumen, folgte nach. Ritter zu Roß umgaben die Sänfte. Unter Fanfaren-, Trompeten-, Pauken- und Trommelklängen sangen die Priester Mithras' und der Chor der Mysten und alles heidnische Volk: „Preis dem Stier, dem heiligen, eingeborenen. Preis und Ehre und Heil Ahura, Mithras, Anahita. Preis dem König, dem Sohn Ahuras. Heil ihm, Friede ihm in alle Zeiten. Fest stehe sein Thron und ewig Vagharschabad.“ Aus allem Getümmel aber vernahm Gregor das Lied der Christen, die ungehindert mitfolgten und sangen:

„Machet die Tore weit
Und die Türen in der Welt hoch,
Daß der König der Ehren einziehe!
Wer ist derselbige König der Ehren?
Es ist der Herr, stark und mächtig,
Der Herr, mächtig im Streit.
Machet die Tore weit

Und die Türen in der Welt hoch,
Daß der König der Ehren einziehe!
Wer ist derselbige König der Ehren?
Es ist der Herr Zebaoth,
Er ist der König der Ehren!“

Feuer loderten auf Hügeln und Bergen. Stadt und Palast waren taghell erleuchtet, als der gerettete König einzog — der König ein Christ! Denn, während des Einzuges in die Stadt, als einer der Oberpriester, sichtlich erregt und bekümmert sich an die Sänfte drückte und leise den König ins Ohr fragte, wer der König sei, von dem die Christen sängen, da rief Tird laut: „Jesus Christus von Nazareth!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Diocles und Bassus.

Der Sommer des Jahres 312 verzog sich langsam aus den Küstenländern des Adriatischen Meeres. In der Mitte des Gestades von Dalmatien lag Salone. Sie war plötzlich zur vielbesuchten Stadt geworden. Der Bau des Kaiserpalastes war vollendet. Auf der Halbinsel von Salone, nahe dem Meere, hatten sich die gewaltigen Mauern erhoben, die in der Quadratform des römischen Lagers in weitem Umfang den Palast Diocletians umschlossen. Sechzehn hohe Rundtürme standen in bestimmten Abständen auf den Mauern und gaben dem ganzen einen düstern, festungsartigen Charakter. Tempel mit Kuppeln und Spitzen ragten aus dem Innern hervor. Hier wohnte der frühere Imperator Diocletian. Jetzt begehrte er nur noch Diocles zu heißen. Denn unweit von Salone lag Dioclea, das Dörfchen, aus dem er und Maximian stammten und wo sie beide als Knaben das Vieh der Eltern gehütet hatten. Im ewigen Frühling des Adriatischen Meeres, im Frieden von Salone mit seinem immergrünen Inselkranz, wollte Diocles endlich Ruhe und Frieden finden.

Am Ufer des Meeres saß in jenen Tagen eines Abends Mamertinus, einer der Gesellschafter des Diocles aus der neuplatonischen Schule. Er war in das Gewand des Philosophen gekleidet, saß auf einer Bank von Holz unter einer Platane, die von Zeit zu Zeit ein gelbes Blatt auf seinen grauen Mantel fallen ließ. Ein breitrandiger Hut bedeckte das lange, weiße

Haar, das sich um Stirne, Ohren und Nacken kräuselte. Die Füße waren, weit vorgestreckt, übereinander gelegt, mit Sandalen bekleidet. Mamertinus schien bekümmert. Seine Blicke starrten sinnend ins weite, ruhige, tiefblaue Meer hinaus, hinüber zu den waldigen Inseln, und wieder vor sich hin. Er schien Wichtiges zu überlegen. Ein Mann von mittlerer Größe kam langsam dem vielbegangenen Ufer entlang zur Rechten des Mamertinus daher. Auch der Fremde trug den grauen Gelehrtenmantel, den breiten Hut und Sandalen. Das Gesicht war bleich, völlig unbehaart, die Stirne breit, die Augen in weitem Abstand voneinander, grün wie Seewasser am Morgen. Die Nase stark gekrümmt, scharf nach links abgebogen. Der breite Mund festgeschlossen. Die Lippen zu einer dünnen, leichtgeschwungenen Linie zusammengepreßt. Das rundliche, volle Kinn trat stark hervor. Von weitem offenbarte das ganze Gesicht außerordentliche Klugheit. Mienen, Gang, Haltung verrieten selbstbewußte Sicherheit und Weltgewandtheit. Er hatte längst beobachtet, daß Mamertinus ihn betrachtete. Darum hatte er seine Schritte verzögert, sich abgewandt, die Aussicht besehen, den Mantel fester gezogen, den Hut abgenommen und sich in den feinsten Bewegungen in allen Posituren gezeigt. Als er sich bis auf einige Schritte Mamertinus genähert hatte, richtete der Fremde plötzlich seine großen, wassergrünen Blicke auf den Philosophen. Einige derselben genügten und Mamertinus hing mit seinen Augen an dem Fremden und vermochte nicht mehr wegzublicken. Der Fremde grüßte mit tiefer, voller Stimme. Mamertinus stand auf und grüßte wieder. Der Fremde maß ihn von oben bis unten mit kalter, scheinbar berechnender Ruhe. Mamertinus gab sich als Rhetor* am Hof des Diocles zu erkennen, der Fremde als Magier aus Babylon, der auf einer Reise durch Griechenland und Italien begriffen sei. Er suche die großen Lehrer, Dichter und Künstler auf und wolle selber an Kaiser- und Fürstenhöfen, an Akademien und Theatern als Rezitator seiner eigenen Dichtungen auftreten. Mamertinus zeigte sich hocherfreut, nötigte den Fremden zu sitzen, und bald fühlte er sich wie gebannt von Blick und Geist des Fremden, der in kurzer Zeit eine solche Fülle von Wissen über Astronomie, Geographie, Völkerkunde, über Dichtungen und Philosophie, über die gegenwärtige Weltlage, Diocletians Regierung, über Salone und die geographischen, klimati-

* **Redner, Gesellschafter.**

schen Verhältnisse des Adriagebietes offenbarte, eine solche Menge von Fragen an Mamertinus richtete, daß dieser ganz verwirrt zuletzt den Fremden nur noch sprachlos anstaunte. Dabei merkte er, wie ihn der Fremde beständig ansah, und vermochte keinen Blick von ihm zu tun. Erst als er ganz verwirrte Worte sprach und nicht mehr richtig zu denken vermochte, erhob sich der Fremde, wie aus Gefälligkeit, und betrachtete schweigend das unbeschreibliche Schauspiel des Sonnenuntergangs am Adriatischen Meer. Himmel und Meer verschmolzen zu Gold. Langsam wurde alles blau, blauer, violett. Die Inseln verschwanden. Der Wind blies stark und fegte dürre, gelbe Blätter von den Platanen, die in langer Allee das Ufer schmückten. Auf die Frage, wohin er noch wolle vor der Nacht, antwortete der Fremde: „Zu Freunden in der Stadt.“ Er sei gestern angekommen und versuche, sich beim Kaiser eine Audienz verschaffen zu können. Noch einmal richteten sich die großen Blicke des Fremden auf Mamertinus. Es lag eine zwingende, unheimliche Macht darin, als er fragte: „Willst du wohl mich bei Diocles empfehlen? Ich weiß, du hast Mühe, deine Stellung zu behaupten. Ich könnte dir vielleicht nützlich sein!“ Mamertinus ward wie von einem leisen Grausen erfaßt. Zugleich stieg urplötzlich eine Hoffnung in ihm auf. „Ich werde dich empfehlen, so viel ich kann.“ — „Gut. So sag ihm, ich heiße Bassus und brächte ihm, wenn er es wünschte, neueste Nachricht von seiner Frau und Tochter, Prisca und Valeria. Auch habe ich die neueste Kunde von den Zuständen in Rom.“ — „Trefflich! Zweifellos wird dich der Fürst rufen lassen! Der Ärmste leidet furchtbar an Heimwehr nach Frau und Kind.“ — „Du wirst mich holen im Gasthaus des Ursinus, sobald mich Diocles zu sehen begehrt!“ Sie schieden.

Die Nacht bedeckte Meer und Land. Im hochgelegenen Speisesaal des Palastes saßen Diocles und seine Freunde am einfachen Mahl. Keiner durfte mehr Imperator sagen, niemand mehr sich vor ihm niederwerfen. Ein Privatmann wollte er sein, der bald Gemüsebau, vor allem die mannigfaltigsten Kohlarten, bald Blumen- und Baumzucht pflegte, bald wieder studierte, las und die langen Abende in ernsten Gesprächen mit seinen Gästen und Freunden zubrachte. Der weite Saal war nur mäßig von einigen hohen Prachtkandelabern um das Triklinum herum erleuchtet. Man aß von den Gemüsen Diocles', die er heute morgen mit eigenen Händen ausgegraben und zum Mahl zubereitet hatte. Diocles brauchte nicht zu fragen, ob

den Freunden das Mahl schmeckte. Mamertinus verachtete keine Gelegenheit, seine Lobsprüche in dichterischer Sprache anzubringen und damit zu versuchen, seine Gunst bei Diocles zu erhalten. Unter anderem sagte er, wie der gewesene Imperator nur auch fragen könne, ob ihnen sein Mahl schmecke. Der Garten, aus dem die Gemüse kämen, müsse ja fruchtbar sein. Die Füße des Fürsten ständen ja täglich im Grunde, die Schweißtropfen fielen ja täglich von seiner Götterstirne darein. Der Geschicklichkeit seiner Hände und seiner Kenntnis der Sämlinge und Kohlpflanzen allen komme kein Gärtner der Welt gleich. Seine Gottheit gebiete über Sonne, Regen, Tau. Das Unkraut sterbe vor seinem Blick ab. Das Ungeziefer, Vögel, Hagel, Frost — alles flüchte vor seinem Schelten. Die Mücken tanzen ihm einen Reigen zur Erinnerung an seine Macht. Die Sonne scheine länger in Salone als anderswo, wenn Diocles arbeiten wolle. Der Hunger der Gäste sei entsetzlich, aber begreiflich, weil die Speise aus den heiligen Händen eines Gott gewesenen Imperators komme, der gleichwohl so demütig sei, sich um seiner Gäste willen zur Erde zu bücken, seine Füße und Hände zu beschmutzen und ihnen allen damit ein Vorbild dienender Demut gegeben habe. — Ein unbändiges Hohngelächter ergoß sich über Mamertinus, als Diocles ihm am Ende der Rede zurief: „Eines hast du zu meinem Lob vergessen, guter Mamertinus!" — Gespannt horchten alle auf —: „Diocles brächte selbst dann seinen Kohl zum Blühen, wenn er den Boden mit Mamertinus' Reden düngte." Andere Lobreden folgten mit besseren, zum Teil wirklich geistvollen Sprüchen, mit vielen Anspielungen auf Diocles' Regierung.

Diocles schaute gelangweilt zum offenen Fenster hinaus, als warte er ab, bis die Lobredner ihre Sprüche beendet hätten. Er schien müde zu sein. Wohl war seine Kraft wiedergekommen. Seine Züge waren wieder frischer und lebendiger geworden, seine Wangen gebräunt, aber die Haltung des Körpers war noch gebückter, sein Wesen noch stiller, verschlossener, sein Blick noch trauriger, scheuer; furchtsamer sein ganzes Wesen. Die Hände waren sonnverbrannt, erdbraun, mit manchen Rissen und Narben bedeckt. Das war sein Stolz. Seine Kleidung war jeweilen seiner Beschäftigung angepaßt. Jetzt trug er über der blauwollenen Tunika die braune, weißverbrämte Haustoga. Die Freunde zogen ihre Togen enger zusammen. Das Mahl war beendet. Das Symposion folgte, und das Gespräch begann fließender und ernster zu werden. Dazu

war Grund genug vorhanden. Die Ereignisse im römischen Reich waren seit Diocletians Abgang immer drohender geworden. Doch Diocles wollte in Salone nichts mehr von Reichssorgen wissen, keine Kuriere durften Bericht bringen. Er schrieb keine Briefe und empfing keine. Aber jetzt, wo allenthalben gewaltige Erregung der Gemüter herrschte, von Tag zu Tag große Entscheidungen erwartet wurden, konnte auch Diocles die Unruhe nicht verbergen, die Neugierde nicht überwinden. Er fragte heute abend zum erstenmal seit langer Zeit wieder, was im Reich geschehe. Neue Kunde wußte noch niemand. Die Freunde berichteten, einander ergänzend, was sie wußten. Galerius, der Imperator, sei krank geworden. Auf Diocles gleichgültige Frage, woran sein gefreuter Schwiegersohn leide, verzogen die einen verächtlich das Gesicht, die andern schwiegen. „Ein Geschwür — irgendwo“, platzte Mamertinus darein. Alle lachten. Lucianus und Dorotheus blieben ernst. Diocles starrte nachdenklich vor sich hin.

„Hat der alte Graukopf Maximian endlich Ruhe gefunden?“ — „Durchaus nicht, Diocles. Der findet erst im Tode Ruh!“ rief Eutropius. „Und da nicht einmal“, lachte ein anderer. „Ihr wißt, daß er seine Stieftochter Fausta dem Constantinus vermacht hat?“ — „Jawohl“, riefen die Freunde. „Das hat seinen Grund“, bemerkte aufmerksam werdend Diocles. „Wo will das hinaus? Es war ein Fehler, daß Constantinus in der Wahl der Cäsaren nach unserem Imperium übergangen wurde. Der Fehler wird sich rächen. Constantinus ist der Mann des Volkes, der Mann der Zeit, sage ich euch! Die Christen sind für ihn, wie sie für seinen verstorbenen Vater Constantius Chlorus waren. Wo weilt Constantinus?“ — „In Gallien.“ — „Wenn nicht auf dem Weg nach Rom!“ — „Warum das?“ riefen alle. „Ihr wißt noch nichts von den Unruhen, die in Italien ausgebrochen sind? Maxentius ist in Rom zum Cäsar ausgerufen worden.“ — „Von wem? Das Scheusal Imperator!“ — „Sieh, Diocles, wie nötig wäre dein Zepter noch!“ — „Ein großer Teil der Senatoren, des Adels und der Prätorianer haben ihn ausgerufen.“ — „Was, Maxentius? Den Küfergesellen, die Bulldogge! Warum diesen?“ — „Man vernimmt — ein neues, scharfes Steuergesetz des Galerius habe die ganze Stadt erregt und gerade jene Kreise seien arg erbittert, weil sie ungerecht viel leisten sollen.“ — „Begreiflich, sie haben schon für mich genug opfern müssen und müssen jetzt noch meine vielen Bauten zahlen helfen“, lachte Diocles, wie zum

Hohn über sich selbst. „Und nun, was kommt?“ — „Ich habe vernommen, auch Maximian sei wieder zum Kaiser ausgerufen, Vater und Sohn sollen die Herrschaft in Italien führen.“ — „Vater und Sohn!“ — lachte Diocles bitter. „Da mag Constantinus sich freuen.“ — „Galerius und Severus haben ihn bereits aufgeboten gegen Maxentius. Sie geben Contantinus den Titel: Filius Augustorum.“ — „Wie schön,“ spottete Diocles, „die Väter sind des Sohnes nicht würdig. Nun werden große Dinge kommen. Was ich ahnte — Freunde, es kommt. Constantinus wird Imperator, und durch Constantinus: Christus!“ — „Das verhüten die Götter“, riefen alle, außer den Christen. „Das schenke uns Gott!“ riefen Lucianus, Gorgonius, Dorotheus, die christlichen Hofleute, die Diocles von Nikomedien hieher gefolgt waren. „Constantinus war glücklich im Felde, wie man berichtet. Die Franken im Bataraland sind endlich geschlagen. Die Rebellen Ascarius und Rogasius sind hingerichtet.“ — „Von Constantin? Auch er kann Bluturteile fällen?“ frug erstaunt Diocles. „Der?“ wurde gestaunt — „der weiß, wenn er christlich und wenn er heidnisch sein soll. Ist er getaufter Christ?“ — „Noch nicht“, erklärten Dorotheus, Gorgonius, Lucianus. „Zeus bewahre ihn vor Blutschuld!“ seufzte Diocles tief auf, und seine Augen schlossen sich müde für einen Augenblick, wie, um düstre Bilder nicht sehen zu müssen, die vor seine Seele traten. Er hörte nicht, wie weiter berichtet wurde, daß Constantinus auch ins Bruktererland eingedrungen sei, die Rheinflottille vergrößert, die linke Rheingrenze befestigt und bei Köln eine steinerne Brücke gebaut habe. Auch in Britannien und gegen die Alamannen habe er neue Siege errungen.

„Nun bin ich doch begierig“, rief Diocles, aufstehend und sich streckend, „was seither gegangen ist.“ Nun war für Mamertinus die Gelegenheit gekommen, die Empfehlung des merkwürdigen Fremden anzubringen. Er erzählte des langen und breiten sein Erlebnis. Wohl mußte er dulden, daß Diocles, wie gewohnt, ihn mitleidig, zweifelnd ansah und daß die Freunde allerhand spöttische Bemerkungen fallen ließen. Es sei begreiflich, daß sein Hühnerblick vom Blick des Fremden verwirrt worden sei. Sein Wissen sei bald übertrumpft. Er verwechsle auch ohne Verwirrung gern das Adriatische Meer mit dem Ägäischen und Rom mit Athen.

Doch Diocles und alle waren gespannt darauf, den weisen Fremden zu sehen und seine Neuigkeiten zu hören. Diocles befahl Mamertinus, ihn morgen zum Abendessen abzuholen.

Man stand auf und sprach, auf- und abwandernd, noch von diesem und jenem. Ein Sänger sang zur Harfe. Ein Poet rezitierte von seinen neuen Dichtungen, bis Mitternacht nahe war und Diocles seinen, ihm immer lieber gewordenen Kammerherrn Lucianus bat, ihn ins Schlafgemach zu begleiten. Die Freunde trennten sich. Als Diocles im Begriff war, die teppichbelegte Marmortreppe zum Schlafsaal hinaufzusteigen, trat Mamertinus noch schnell an ihn heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Der Fremde läßt dir noch sagen, wenn du Verlangen hättest, von Prisca und Valeria zu hören, so wisse er viel von ihnen und wo sie seien.“

Jetzt lachte Diocles nicht. Ein Schatten von Trauer und Zweifel und zugleich Hoffnung und Freude kämpften auf seinem bleichgewordenen Gesicht. „Laß ihn kommen! Laß ihn kommen!“ rief er, sich umwendend, im Hinaufsteigen Mamertinus zu. Wie zur Zeit der Herrschaft, so tat auch jetzt Lucian Diocles seine Kammerdienste. Der unglückliche, gewesene Herrscher war furchtsamer als je geworden. Der Schlafsaal war breit und weit, voll herrlicher Kunstwerke in kostbarem Holzschnitzwerk oder Marmorbilder, alte, aus Nikomedien, und neue. Nahe am Lager standen auf schwarzen, schlanken Marmorsockeln die weißen Büsten der Kaiserin und der Tochter, Prisca und Valeria. Des Nachts rückte Diocles während stundenlanger Schlaflosigkeit die beiden Statuen ganz nahe an sein Lager. So fand ihn oft Lucian während der Nacht, und dann war das Kissen des Diocles naß von Tränen. Lucian war auf bestem Wege, mit ihm zum Ziel zu kommen. Er bemerkte wohl, daß von aller Literatur, die er ihm vorlas, das Neue Testament den stärksten Eindruck auf ihn machte. Doch immer noch war es mehr Furcht als Trost, was Diocles dabei empfand. Noch lange saß Lucian diese Nacht am Lager des Fürsten. Seit Wochen kam kein ander Gespräch zwischen ihnen auf, als das über Prisca und Valeria, wo sie wohl sein möchten, wie es ihnen wohl gehe, wie sie nach Salone gebracht werden könnten. Nun sollte Bericht kommen! Der Fremde wußte davon. Diocles zeigte seine Freude mit kindlicher Rührung und konnte den Tag nicht erwarten. Lucian kam mehrmals auch diese Nacht, nach Diocles zu sehen. Immer fand er ihn wach. Immer hörte er im Nebenraum den Kaiser murmeln, husten, reden. Als Lucianus, bereits im Morgengrauen, wieder kam, stand eben Diocles vor der Statue der Valeria, hielt den schönen Kopf mit den Armen umfangen und hatte das

bleiche, müde Gesicht auf das Bildnis der Tochter gelegt. Lucian führte ihn zum Lager zurück. Nun schlief Diocles bis tief in den Morgen. Dann folgte Gartenarbeit, Diocles wollte dem erwarteten Gast von seinen besten Gemüsen vorsetzen. Ein auserwähltes Mahl stand bereit, in Festgewänder waren die Freunde, Gäste und Diener gekleidet, als der geheimnisvolle Fremde, von Mamertinus geführt, den herrlichen Festsaal betrat. Mamertinus schien wie besessen zu sein. Er stolperte beständig über seine eigenen Füße, wollte seinen Begleiter vorstellen und in schwungvoller Rede im Kreise des Diocles einführen, doch seine Zunge wollte ihm nicht gehorchen. Er versprach sich beständig. Die Personen verwechselte er beim Vorstellen, und von Herkunft, Reise und Erlebnissen seines Freundes, wie er den Fremden bereits mit süßem Lächeln und demütigem Kopf- und Augensenken nannte, verwechselte er alles, bis dieser Freund selber, sichtlich geniert, das Wort ergriff und sich selbst einführte. Das geschah mit solcher Ruhe und Anmut, mit solcher Harmonie von Blick, Miene, Stimme, mit so feiner Bewegung der schmalen, langen, ringgeschmückten Hände, daß alle ausnahmslos nach und nach wie gebannt an Ort und Stelle verharrten und sich am Bild dieses vornehmen Greisen in weißschimmerndem Atlasgewand mit dem Purpurgürtel voller Edelsteine nicht satt sehen konnten. Eine priesterliche Erscheinung, an die persischen oder ägyptischen Priester erinnernd. Auch die große Tonsur, das ernste Gesicht, der feierliche, leise Ton der gleichwohl volltönenden, oft wie singenden Stimme mahnten daran. Im Essen, Trinken, in Lob und Anerkennung, im Urteilen — immer das gleiche Maß; in allem die vornehme, vorsichtige, überlegende, gütige Art. Wo war er nicht gewesen? Was hatte er nicht gelesen, nicht studiert? Was ihn Diocles, was ihn Lucianus, Dorotheus, Gorgonius — wie unter sich abgemacht — zur Prüfung fragen mochten, Bassus, wie er sich nannte, stand allen Rede und Antwort. Je länger je mehr beherrschte er die Gemüter. Als das Symposion begann, war er der alleinige Sprecher. Niemand wagte es mehr, ihn zu unterbrechen. Mit staunenerregender Einsicht in die Zustände des römischen Reiches beurteilte er ohne jede Scheu die Regierung Diocletians und seiner Mitkaiser, nannte das Gute, zeigte die Fehler und offenbarte auch zur hellen Verwunderung der anwesenden Christen eine solche Kenntnis und Anerkennung des Christentums, daß auch die anwesenden Christen mehr und mehr dem merkwürdigen Mann zu trauen an-

fingen. Erst jetzt, wo Bassus sah, daß sein Eindruck alle beherrschte, ließ er sich erbitten, nun die neuesten Ereignisse kundzutun, die sich dieser Tage in Italien abspielten. Denn er kam ja seiner Aussage gemäß eben von Rom. Soweit die Hörer vom gestrigen Abend her schon von den Vorgängen wußten, zeigten sie das durch allerlei zustimmende Mienen, Gebärden oder Ausrufe. Doch bald blieb alles still und Bassus erzählte das Neueste, das niemand wußte. Maxentius hatte die Statuen des Constantius, des Vaters Constantins, in Rom umstürzen und seine Bilder zerstören lassen, die im Heer herumgetragen und von den Soldaten verehrt worden waren. Das war Kriegserklärung. Maxentius hätte nach der Zahl und Kraft seiner Truppen siegen können, wäre er als Feldherr Constantinus gewachsen gewesen. Maxentius brachte in einigen Tagen ein Heer von 190 000 Mann auf mit afrikanischer Reiterei und mösischen Truppen aus der Schule seines Vaters Maximian, eine böse Bande. — „Aber — Soldaten!“ warf Diocles erinnerungsvoll dazwischen. „Maxentius aber brauchte so lange mit der Aufstellung der Truppen in Oberitalien, bis ihn Constantinus, von den Alpen herkommend, mit 10 000 Mann überrumpelte. Maxentius’ Vorhut hatte Segusio besetzt.“ — „Richtige Taktik,“ bemerkte Diocles, „der Schlüssel für Italien!“ — „Richtig,“ erwiderte Bassus, „aber man muß den Schlüssel zur rechten Zeit einstecken, um das Tor zu schließen. Constantinus brach dem Schlüssel den Bart ab — überrannte Segusio und wälzte seine Heeresmassen wie eine Sturmflut gegen Turin. Da stieß er auf größere Kräfte des Maxentius. Der Kampf muß furchtbar gewesen sein. Constantinus selber führte seine gallischen Reiter gegen die Panzerreiter des Maxentius und schlug sie.“ — „Der Weg nach Mailand stand offen“, rief Diocles erregt. „So war’s, Imperator! Brescia ergibt sich ohne Verteidigung und ohne jeden Schaden. Aber Verona leistet Widerstand. Der Kommandant Ruricius verdient alle Ehre.“ — „Ein braver Soldat. Ich kenne ihn, er hat unter mir als einfacher Soldat gedient. Was tat er?“ — „Er ließ insgeheim Boten auf Boten zur Stadt hinaus, die von den nächsten Städten Hilfe holen mußten. Er selber hielt Verona mit einem Häuflein Getreuer gegen die heftigsten Angriffe des Constantinus auf, bis die Gewalthaufen des Maxentius kamen.“ — „Wo, um der Götter willen, war denn Maxentius?“ unterbrach erregt Diocles. „Im sichern Rom!“ antwortete Bassus zur allgemeinen Empörung. „Nun wagte Ruricius den

Ausfall. Er kämpfte in vorderster Reihe und gerät unter Constantins Schwert, das ihn fällt.“ — „Ehre dem braven Mann! Die Götter mögen Ruricius ehren!“ rief Diocles bewegt. „Und weiter? Verona fiel?“ — „Verona fiel und litt schwer den Zorn des Siegers. Mutina fällt. Das Heer des Maxentius flieht. Constantinus folgt nach Mittelitalien. Maxentius hat Kopf und Herz verloren. In Rom bricht eine Revolte unter den Prätorianern und Bürgern aus. Es flieht aus Rom, wer kann.“ — „Und Maxentius —?“ — „Was tut der?“ — „Der sammelt nun den Rest der Getreuen, verläßt das schutzlose, zitternde Rom und zieht Constantinus entgegen.“ — „Der Wahnsinnige! Der Teufel!“ rief wutentbrannt der, ganz wieder Imperator gewordene Diocles. „Ja, hör nur, Fürst, es kommt noch besser! Der saxra rubra gegenüber auf der flamischen Straße stellt er die Haufen auf, den ganzen rechten Flügel am steilen Abhang über dem Tiber, das Fußvolk Kopf an Kopf gedrängt, zwischen Felswand und Tiber eingekeilt.“ — „Götter! Menschen! Dämonen!“ schrie Diocles, im Saal herumlaufend! „Und diesem Buben, dem Verräter folgen die braven Legionen! Ihr Blut sei auf dir, Ausgeburt des Hades, Exkrement des Teufels.“ Diocles stampfte, tobte. Ruhig wartete Bassus und fuhr unter allgemeiner Spannung fort: „Mit Heldenmut kämpfte die afrikanische Reiterei gegen die des Constantinus und — mußte weichen. Vor der eigenen Kavallerie flieht das Fußvolk die enge Straße hinab bis vor Rom, und über die Malvische Brücke in die Stadt.“ Diocles verfolgte mit erbleichtem Gesicht, den Oberkörper weit vornübergebeugt, den Mund mit der Hand verhaltend, jedes Wort, jede Bewegung des Erzählers, der mit solcher Genauigkeit und Ortskenntnis die folgenden Ereignisse erzählte, daß keiner mehr zweifelte, Bassus sei Augenzeuge gewesen. „Auch Maxentius floh.“ — „Der Imperator flieht!“ schrie Diocles außer sich. „Er flieht und flieht, bis er nicht mehr fliehen kann. Auf der hölzernen malvischen Brücke staut sich die Menge. Denn die edlen Prätorianer — die können die Schmach Roms und ihres Imperators nicht ertragen, die halten die Flüchtigen auf, kämpfen gegen den andringenden Feind. Wie Löwen kämpfen sie. Maxentius kann nicht mehr fliehen. Jetzt kämpft auch er. Die Brücke — bricht. Das Volk, die Krieger schreien, daß die Götter sich erbarmen mußten. Doch von den Prätorianern sank jeder still in die Fluten des Tibers, der von Strömen Blutes rot wird.“ Alle Gäste waren aufgestanden und hatten unwillkürlich einen engen Ring um den

Erzähler gebildet. Diocles war auf ein Symposionlager vor Bassus gesunken und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Erschüttert vernahmen alle den Ausgang des Unglücks: „Auch der Leichnam des Maxentius wurde aufgefangen, sein Kopf vom Rumpf getrennt und beim glänzenden Einzug des Constantinus in die Stadt dem Sieger auf offenem Tisch vorangetragen." — „Preis dem Stier für sein Ende!" stöhnte Diocles. Gelassen sprach Lucianus: „Die Rache ist mein. Ich will vergelten! spricht der Herr." — „Doch von meinem frühern Mitkaiser Maximian, meinem alten Herkulius, weiß man nichts von dem, gar nichts, vom Vater dieses Maxentius?" so fragte gespannt Diocles. „Auch davon wißt ihr hier in Salone noch nichts?" rief erstaunt Bassus. „Wahrlich, ich komm euch, wie mir scheint, zur guten Stunde." — „Rede, sprich!" rief Diocles ungeduldig. Alle hörten gespannt. „Ihr wußtet doch, daß er den Purpur abermal ergriffen hat. Nachdem der Cäsar Severus in Tres Tabernae gefangen und ermordet worden war und die Prätorianer den Maxentius zum Imperator ausgerufen hatten, flohen Maximian, sein Vater, wie auch Galerius aus Italien." — „Gewiß — in Carnutum an der Donau vor fünf Jahren habe ich von Salone aus, weil sie mich nötigten, noch einmal zu helfen, die Ordnung wieder aufzurichten, den Maxentius noch einmal endgültig ausgeschlossen und Valerius Licinius aus Athen zum Cäsar über Griechenland, Italien, Rhein- und Donauländer gemacht, und Maximian legte noch einmal feierlich den Purpur nieder" — so erzählte Diocles eifrig — „und — nun — was?" Bassus lachte laut auf: „Der Alte nahm den Purpur zum zweitenmal, reist mit seiner Tochter Fausta mitten im Winter nach Gallien und hängt das Herzchen dem Constantin an. Der, nicht faul, nimmt sie schon. Der alte Haudegen verspricht ihm zur Aussteuer Spanien, reist nach Italien zurück und sucht zugleich sich wieder mit seinem Sohn Maxentius zu verbinden. Der wies ihn ab. Väterchen bietet Galerius Hilfe gegen seinen eigenen Sohn. Galerius will nichts von Maximian wissen. So reist Vater Maximian wieder zu Fausta nach Gallien. Da der Schwiegersohn Constantin gerade die Franken bekämpft, nimmt der Vater Maximian zum drittenmal den Purpur, packt den Staatsschatz und viele Vorräte von Arles; vor Constantin flieht er nach Cubilonum *, von da nach Marsilia ** und hofft von Spanien Hilfe gegen den Schwiegersohn. Der arme —" —

* Chalons sur Saône. ** Marseille.

„Was? Wie kam's?“ — „Er kam endlich zur Ruhe. Und konnte im Tode nicht vom Purpur lassen. Der Schwiegersohn befahl ihm, sich zu henken. Der alte Imperator macht sich einen Strick vom Purpur, küßt ihn heiß und henkt sich dran.“ Diocles schauderte zusammen. „Ich sah noch“, schloß Bassus, „die Grundlegung zum Triumphbogen des Constantinus, dann bin ich abgereist.“

Es war Mitternacht geworden. Die Lichter der Kandelaber und der herabhängenden Leuchter brannten trübe. Ein matter Mondstreif stand am Himmel und beleuchtete so weit Salone und das Adriatische Meer, daß man Himmel und Meer, Inseln und Häuser unterscheiden konnte. Alle waren an die weiten Fenster getreten, die von zierlichen, weißen Marmorsäulen und gewölbten, von Figuren und Blätterwerk gezierten Bogen eingefaßt waren. Der frühere Imperator stand tiefgebeugt zuvorderst am Fenster. Ihn fröstelte. Er zog die Toga eng um sich. „Ich habe es gesagt, ich sag es wieder, Constantinus wird Imperator werden! Durch ihn wird Christus diese Welt gewinnen.“ Leise, kaum hörbar, sprach's Diocles und unwillkürlich streckte er die Hand weit aus dem Fenster, als sollte auch sie über die Welt hin deuten: Christus wird diese Welt gewinnen! Schweigend löste sich die Gesellschaft auf. Wie erstaunt war Lucian, als Diocles, die Hand des Bassus erfassend, mit Imperatorenton ihm befahl: „Du bleibst bei mir. Man wird dir das Lager neben meinem richten!“ Widerstandslos und unverlegen folgte Bassus Diocles in sein Schlafgemach. Bis zum Morgengrauen sprachen sie zusammen. Dann wußte Diocles, daß Prisca und Valeria nach ihrer Flucht aus Nikomedien Zuflucht in der Villa Licinia gesucht hatten. Licinianus wollte mit Locken und Drohen Valeria zur Frau gewinnen. Die Frauen flüchteten zu Maximinus Daza nach Lucanien an der Donau. Auch er wollte sich an Valeria vergreifen, und Mutter und Tochter flüchteten in die syrische Wüste. Dort müssen sie noch herumirren, denn man weiß seither keine Spur von ihnen.

Erst als die Herbstsonne in den prunkvollen Saal schien, gelang es Bassus, Diocles zu beruhigen, und unter dem Blick des Fremden schlief er ein. Der Fremde schlief nicht. Bis Diocles erwachte, hatte er den Saal durchmustert, jeden Gegenstand betrachtet, geprüft, nach seinem Wert geschätzt, die Schlüssel des Diocles gefunden, die Geld- und Schatzschatullen geöffnet, die Geheimfächer entdeckt, die Briefe und Aufzeichnungen

durchsehen, die geheime Türe in der Holzwand und die Wendeltreppe entdeckt. Der Plan des Palastes war ihm klar. Der geheime Ausgang mußte in den Garten und in die Säulenhalle führen, die bis an das Gestade des Meeres führte und in der Diocles täglich ein- oder mehrmals allein oder in Begleitung hin und her wandelte.

Diesen Morgen, während Diocles schlief und Bassus wachte, wandelten tiefbesorgt Lucianus, Dorotheus, Gorgonius auf und nieder. Das Ende des Säulengangs, der ins Meer hinausgebaut war, lief in eine rundliche, steinerne Terrasse aus, die von durchbrochenen Marmorwänden eingefaßt und mit einigen weithin sichtbaren Götterstatuen geschmückt war. Dort standen sie schweigend still und schauten ins sonnbeglänzte Meer hinaus. In der Ferne blitzte ein weißes Segel, klein, luftig, vom Morgenwind und Wellen hin und her bewegt. Bekümmert sagte Lucianus zu seinen Gefährten: „Seht — dort entweicht uns die Seele unseres guten Kaisers! Unsere Zeit hier — ist zu Ende.“ Gorgonius meinte: „Vielleicht ist der Fremde ein Christ oder doch ein guter Geist für Diocles.“ Auch Dorotheus meinte, Lucianus sehe wohl zu schwarz und urteile zu früh. Lucianus wurde ernst. Heftig ergriff er mit beiden Händen die der Freunde und zog sie ganz nahe zu sich heran, blickte besorgt weit in den Gang hinein und flüsterte: „Freunde Jesu und meine Freunde! Gesehen habe ich diese Nacht nichts. Diocles hat mir verwehrt, nach ihm zu sehen. Aber gehört hab ich mehr, als ich wollte. Ich hörte sie reden und reden, hörte ihn stöhnen, aufschreien, schluchzen, dann seinen Odem im Schlaf, den ich von Tausenden kenne, — dann — Schlüssel klirren, Kasten und Türen knarren, die Wendeltreppe ächzen, Geld klingen. — Plötzlich leise, ganz leise ging meine Türe auf. Ich tat tiefe, ruhige Atemzüge. Der matte Schein eines Lichtes traf meine Lider. Einige Augenblicke hielt er an. Der Fremde muß mich geprüft und mein Zimmer betrachtet haben. Die Türe ging ebenso leise wieder zu, und — wurde von außen geschlossen. Womit, Freunde? Das weiß der allwissende Gott. Diocles hat keinen Schlüssel. Ich hab keinen.“

Dorotheus war grau, Gorgonius weiß geworden vor Schauer. Wortlos starrten sie mit ineinandergelegten Händen Lucianus an. Die entsetzliche Stille ward nur vom Geplätscher der Brandung unterbrochen, die sich in regelmäßiger Wiederholung am Felsfundament der Terrasse zerschlug. Lucianus faßte die Hände der Freunde fester. Wie mit Geisterstimme flüsterte er

dem einen, dann dem andern ins Ohr: „Dorotheus. Gorgonius. Die Seele unseres Kaisers wird von uns gefordert! Laßt uns geloben, nicht von unserm Herrn zu weichen, und, wenn Gott es will, seine Seele retten von der Macht der Finsternis!“ Fest drückten die Freunde Lucianus’ Hände. Beide sprachen: „Wir geloben es auf Leben oder Tod!“ Nun berieten sie, sich auf die steinerne Rundbank setzend, wie sie die Wege des Fremden verfolgen, sein Tun und Treiben in und außer dem Palast beobachten könnten. Und zwar für jeden Fall, ob sie bleiben dürften oder ob sie weichen müßten.

Der Eindruck der Mitteilungen des Lucianus auf seine Gefährten milderte sich in den nächsten Tagen und Wochen wieder. Mit geheimem Grauen sahen sie die großen Kisten und vielen kleinen Holz- oder Silberschatullen, die die Sklaven auf Diocles’ Befehl vom Gasthaus des Ursinus in Salone in eines der herrlichsten Gastzimmer des Palastes, neben dem Schlafraum des Diocles brachten. Die vielen starken Schlösser daran waren ihnen auffällig genug. Aber der erste Eindruck des merkwürdigen Gastes verstärkte sich von Tag zu Tag. Die Fülle seines Wissens offenbarte sich immer mehr. Vor der Schärfe seines Verstandes wichen die klügsten Gäste zurück. Seine Satire ward um so mehr gefürchtet, als sie stets überaus vornehm und liebenswürdig war. An Diocles’ Hof drängten sich die Vornehmen und Gebildeten von Salone. Ein Rendezvous von Künstlern, Dichtern, Gelehrten, Musikern entstand; kein Mensch wußte, wie es kam. Diocles lebte sichtbar auf. Unter der Leitung des neuen Lehrmeisters, wie er noch keinen gefunden, gingen ihm neue Fragen und Antworten, Kenntnisse und Fähigkeiten auf, verging ihm Zeit, Heimweh, böse Laune, Furcht, er wußte nicht wie. Er fühlte sich wie neugeboren und kleidete sich wieder festlich, jugendlich; von Mittag an stets in das Gewand des Philosophen. Im Garten und Treibhaus wußte Bassus über alles Bescheid, nannte Diocles Blumen und Gewächse, von denen er nie gehört hatte; fremdländische Pflanzen, deren Samen er kommen zu lassen versprach. Im nächsten Frühling solle Diocles Wunder in seinem Garten sehen. Was Diocles’ furchtsamer Natur aber noch mehr zusagte, waren die Kenntnisse Bassus’ auf medizinischem und pharmazeutischem Gebiet. In kurzem war er der angestaunte Arzt des Hauses, ja bald der Arzt von Salone und Umgebung, von dem je länger je mehr Unerhörtes berichtet wurde. Was von Krankheit und Übeln nicht vor seinen Pulvern, Pillen, Kräutern, Mixturen

wich, wich seinen Messern und Instrumenten. Bassus wurde im Palast, in der Stadt, wo er ging und stand, von Menschen belagert, die seine Hilfe suchten. Hatte Diocles seine religiösen Anwandlungen, so wußte Bassus, ohne sich an eine bestimmte Religion zu binden, aus allen das Schönste zu wählen und in tiefsinniger, geheimnisvoller Art miteinander zu verbinden, wobei er, besonders in Gegenwart der Christen, die besondere Schönheit der christlichen Religion betonte, der höchstens noch eine gleichkomme: die des Mithras. In der Religion überhaupt sehe er die geheimnisvolle Verbindung von menschlicher Kraft mit den übernatürlichen, verborgenen Kräften der Gottheit. Wer sich mit dem Urquell alles Lebens wisse in Verbindung zu setzen, der vermöge Wunder zu tun, erhalte Wissen und Erkenntnis, die kein Verstand finden könne, und Kräfte, die sonst nirgends in der Welt vorhanden seien. Das war der Mann nach Diocles' Herzen. Er ließ Bassus keine Ruhe mehr. Je mehr dieser zögerte, je vorsichtiger der weise Arzt ihm riet, seine Seelenruhe und Gesundheit mit der aufregenden Beschäftigung der Magie nicht zu gefährden, je mehr er alle magischen Zeichen und die geheimnisvollen Schubfächer seiner Kästchen vor Diocles verbergen zu wollen schien, desto mehr erreichte Bassus seine Absicht: Diocles glühte vor Verlangen, die Geheimnisse der Magie und die Kunst seines Freundes kennen zu lernen. Doch schon die Anfangsgründe waren so schwer! Stundenlang quälte sich Diocles mit Formeln, Zahlen, Namen, Berechnungen ab, die nach Bassus' Anweisung unbedingt erforderlich seien, auch nur die Anfänge dieser Kunst zu lernen. Und dann noch sei es ungewiß, ob er dazu berufen sei, denn man müsse dazu eine besondere Fähigkeit, einen sechsten Sinn haben, ein inneres Sehen und Hören. Diocles gab nicht nach. Bassus versprach ihm, ihn später daraufhin zu prüfen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod des Galerius.

Wieder ein Frühling am Marmarameer. Nikomedien stand wie im Brautkleid. Blendend weiß die hügelaufsteigenden Villen, Schlösser, Häuser, inmitten von Rebgeländen, Zypressen, Platanen, Feigenbäumen. Ein Meer von Blüten, wie frisch gefallener Schnee auf Äpfel- und Birnbäumen, auf Schlehdorn

und andern Sträuchern. Darüber der Himmel so blau wie das Meer, und auf dem Meer draußen, vor dem Hafen, wie Blüten von Seerosen, wie Silbermöven: Segel an Segel. Es war Ende April des Jahres 311. Im kaiserlichen Palast, der gleichfalls in allen Farben des Marmarafrühlings leuchtete, lag Kaiser Galerius im Sterben. Kein Haus, keine Villa, kein Platz, keine Halle der Stadt, keine Barke, kein Schiff, auf dem nicht während dieser Tage von Heiden und Christen vom Leben und Sterben des Kaisers geredet worden wäre. War er den Christen das Tier aus dem Abgrund, das von Gott geschlagen wieder dahin zurückfällt; der Teufel selber, der sich mit Christenblut vollgesogen hat und zur Hölle zurückkehrt, so war er den andern der rechtschaffene, der sittenstrenge, einfache, der fromme Mann, der die alten Götter fürchtete und ihre Herrschaft retten, ihren Zorn sühnen wollte durch das Blut der Christen, ihrer Verächter. Die Statthalter und Offiziere hätten ihm nur zu wenig dabei geholfen, viele hätten sich um die Edikte nicht gekümmert und die Christen geduldet. Einen solchen Imperator werde das Heer überhaupt nicht mehr erhalten, so tapfer selber, so besorgt und treu gegen die Soldaten und so erfahren in allem Kriegswesen. Über seine Krankheit gingen die ärgsten Gerüchte in der Stadt herum. Man konnte nichts Gewisses erfahren. Nur das wußte man, daß er furchtbar leide, daß niemand mehr den Ekel überwinden könne, und kein Arzt und Pfleger mehr bei ihm sei. Grauen und Mitleid, Haß und Schadenfreude beherrschten die Gemüter. Manches Gespräch über Galerius artete in Herbergen und öffentlichen Plätzen in Disput und Schlägerei aus.

Längst hatte in Nikomedien die Verfolgung der Christen aufgehört. Aus den Weiden hinter den, steil zum Meer abfallenden Felswänden des Libyssagebirges hatten sich die Christen behutsam nach und nach, besonders seit der Erkrankung des Kaisers, in die Stadt gewagt, und unangefochten bauten sie in der Nacht, bei Fackel- und Laternenlicht, die Kirche neben dem Palast wieder auf. In der Tiefe des Erdgeschosses hielten sie ihre Versammlungen. Die Heiden sahen die vermummten Gestalten im Schatten der Nacht dahin huschen. Man hörte sie leise singen. Man hörte den Bischof Antimus beten und predigen, und seit dem Frühling lauschten in den warmen Aprilnächten oft ganze Gruppen von Heiden in der Nähe der Kirche. Denn ab und zu drang aus dem Erdgeschoß derselben eine Stimme von weithinschallender Macht und ergreifender Schön-

heit. Es lag eine Innigkeit und Frömmigkeit darin, ein Loben und Danken, das durch den Himmel dringen wollte; eine Sehnsucht und Weihe, die viele Heiden zu Tränen ergriff, und immer mehr Menschen in die Nähe der Kirche zog. Zum Gesang ertönten bald volle, schöne Akkorde, bald quirlende Läufe, bald wie helles Vogelgezwitscher, oft allein, oft zur Begleitung der Sängerin. Diesen Abend waren Lied und Spiel von ganz besonderer Gewalt. Es zitterte in den Klängen mit wie von Erinnerungen an Frühlinge früherer Zeiten, an früheres Glück; Wehmut bebte aus jedem Klang, aber nur, um alsbald wieder umzuschlagen in jubelndes Lob, in Töne verzückter Freude und Hoffnung. Alle liebten die Sängerin inbrünstig. Seit Anfang des Jahres war sie in Nikomedien und hatte die Christen aufgesucht und Empfehlungen von Bischof Athenagoras an Bischof Antimus abgegeben. Ihr Name war Cornelia.

Bischof Antimus schloß die Abendversammlung mit dem gewohnten Segen. Die Christen küßten sich und wollten gehen. „Der Herr fordert den Mutigsten seiner Jünger oder Jüngerinnen. Mir ist aus dem Palast berichtet worden, der Kaiser liege hoffnungslos darnieder. Seine Schmerzen seien furchtbar. Der Anblick seiner Wunden sei grauenhaft. Der Geruch der Verwesung erfülle alles. Er verspricht Gold und Silber, so viel der begehrt, der ihn pflegen will; aber es ist kein Arzt, kein Pfleger mehr aufzubringen. Er hat uns Christen verfolgt, Tausende unserer Brüder und Schwestern hat er töten lassen. Gott straft ihn schwer. Aber wer?“ —

Langes, langes Schweigen folgte. Angsterfülltes Schweigen. Alle sahen zu Boden, als fürchteten sie sich vor der Frage des Bischofs: „Wer will segnen, wer will wohltun, wer will glühende Kohlen sammeln auf das Haupt des Feindes?“ —

Es blieb stille in der Runde. Dringender fragte der Bischof: „Wer will sich selbst verleugnen? Sein Leben verlieren, und — wer weiß, die Seele des Verlorenen retten?“ Wieder die allgemeine Stille, nur von einigen schweren Seufzern unterbrochen. „Wer will den Brüdern und Schwestern allen die Freiheit des Glaubens, die Ruhe und Sicherheit des Lebens wiedergeben? Wer? — Wer?“ — Des Bischofs Augen füllten sich mit Tränen. Die ernsten Blicke gingen prüfend durch die Reihen. Sie blieben an Cornelia haften und seine Lippen sprachen bebend: „So will ich gehen und meine Seele in des Löwen Krallen legen. O, daß ich jünger wäre, und meine Kraft zur schweren Pflege reichte!“ Doch schon kniete Cornelia vor dem Bi-

schof nieder. „Ich gehe. Segne mich, Vater!“ Die Stimme und die Hände des Bischofs zitterten, als er über ihrem Haupte rief: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Gehe hin in Gottes Schutz und Geist.“ In stiller Bewunderung verzogen sich die andern Christen. Cornelia blieb noch in langer Unterredung mit Antimus zusammen. Es war späte Nacht, als Cornelia dem kaiserlichen Palast nahte. Es fiel ihr auf, daß keine Wache am Gartentor, keine am weiten Portal über der großen Marmortreppe sie aufhielt. Erst drinnen im weiten Atrium mit den getäfelten Wänden mit den Springbrunnen und Palmen, den vielen Statuen, liefen Diener und Dienerinnen wie verwirrt herum. Von Zeit zu Zeit hörte man den Ruf eines Mannes. Ein Ruf, der aus großer Not, aus qualvollem Schmerzen, aus Angst und, zwischenhinein wieder, aus rasender Wut, zu kommen schien. Die Bedienten rannten jetzt wie besessen herum. Einige wagten scheu, die halbe Treppe hinaufzuschleichen, die, mit kostbaren Teppichen belegt, zum Zimmer des sterbenden Kaisers hinaufführte. Dann verhielten sie sich Mund und Nase, versuchten zu atmen, wankten, würgten und sprangen in Sätzen die Treppe hinab. Der Kaiser rief mit furchtbarer, verzweifelter Stimme: „Hilfe! Hilfe denn, Erbarmen! Ich verblute! Ich werde wahnsinnig! — O Zeus! Götter alle! Tod, Tod, erlöse mich. Hab ich das um euch verdient? Verfluchtes Gesindel! — Herzlose Bande! — Teufel, die ihr seid. Wasser — Wasser, ich verbrenne!“ Die Sklavinnen schrien laut auf im Atrium. Keine wagte hineinzugehen. Furcht und Scham hielten alle zurück.

Die Türe des kaiserlichen Schlafsaals knarrte, und am tiefen Schall der furchtbaren Stimme merkten alle: der Kaiser hatte sich aufgerafft; — mit welchen Schmerzen und welchem Kraftaufwand wohl — die Türe geöffnet, und rief bald flehend, bald drohend: „Kein einziges von euch will mir helfen? Wie hab ich das verdient? O Schande über euch! Wer hatte sich gegen mich zu beklagen? War ich euch nicht gut mit Speise und Trank. O Valeria! O Claudia! Mein erstes Weib, wo bist du wohl? Kommt denn keines, mich zu verbinden? Stellt mir doch Wasser vor die Türe. Der Kaiser ist zum — Hund geworden.“

Unter herzzerreißendem Stöhnen verzog sich Galerius wieder. Cornelia hatte am Eingang des Atriums alles gehört und alles gesehen. Sie war langsam unter die Sklavinnen getreten. Mit lauter Verwunderung hatten einige von ihnen sie plötzlich

bemerkt und dann staunend von oben bis unten betrachtet. Sie trug ein schlichtes, braunes Hauskleid; am rechten Arm eine weiße, linnene Schürze. Die Haare waren in großen, schweren Zöpfen um den Hinterkopf geschlungen. Auf beiden Seiten fielen feingekräuselte Löckchen über Stirn und Schläfen. Die Wangen waren bleich, die Lippen blaß, die dunklen, großen Augen blickten ernst, aber freundlich in die Schar der Dienerinnen. Sanft sagte sie: „Man hat mich hergesandt, den Kaiser zu pflegen. Ich bin Krankenpflegerin.“ Laut atmeten sie auf. Sie drängten sich an sie heran. „Die Götter senden dich! Wer bist du? Woher kommst du? Wer hat dich geschickt? Woher nimmst du den Mut? Bist du Christin? Kannst du bleiben? Wir bitten dich, bleib bei uns! Er leidet schrecklich. Wie, darfst du ihn pflegen? Weißt du, was er hat? Wenn du es wüßtest? Er war gut mit uns, nur schrecklich gegen die Christen! — Es reut ihn — es plagt ihn — es verfolgen ihn Träume, Geister — oft schreit er schrecklich auf, wie in der Angst, wie wenn er verfolgt würde.“ —

So flüsterte es in scheuem, geschwätzigem Durcheinander in Cornelias Ohren. Sie blieb ganz still und betrachtete ruhig die Gesichter der Mädchen. Dazu drangen von oben schauerliche Flüche, furchtbare Drohungen, dumpfe Schläge der Faust, die an die getäfelte Wand schlug, dann wieder Seufzer, Götternamen und endlich anhaltendes, erschütterndes Weinen, das mehr ein Heulen in hohen, durchdringenden Tönen war. „Ich will hinaufgehen und nach dem Kaiser sehen“, sagte Cornelia entschlossen. Mit verhaltenem Atem und unbewußt erhobenen Armen, mit offenem Munde oder verbissenen Unterlippen standen sie unten und schauten Cornelia nach, wie sie ruhig die steinerne, gerade Treppe an der äußern Marmorbrüstung hinaufstieg. Oben blieb sie lang unbeweglich stehen. Die Mädchen waren ein wenig nachgefolgt. Auf der Mitte der Treppe vernahmen sie das tiefe, schwere Atmen der Pflegerin, die einen Kampf mit der Luft kämpfte, die ihr schon hier die Sinne rauben wollte. Sie trat auf die Schwelle des Krankenzimmers. Die Mädchen hörten noch die Worte des Kaisers: „Endlich, endlich hat eines den Mut gefunden und das Erbarmen. Den Göttern Dank! Doch — wer bist du? — Ich kenne dich nicht!“ — Da wurde die Tür sanft geschlossen. Stumm und zerschlagen, wie beschämt und gerichtet, gingen die Sklavinnen zur Ruhe. Zwei blieben auf. Die Haussklaven schliefen längst. Keiner fürchtete mehr, von Galerius oder einem Präzeptor überrascht und

gestraft zu werden. Sie warteten alle auf den Tod des Herrn und genossen schon jetzt reichlich die willkommene Freiheit.

Droben beim Kranken verzog sich die Nacht. Ein Leuchter mit rotem Glas goß rotes, dämmeriges Licht über den Kranken, und sein kunstvoll gearbeitetes, elfenbeinernes Lager, über die vielen Götterstatuen, Faunen, Satyrn und über die Wände von gelbem Marmor mit Nischen, oft von lebensgroßen Gestalten ausgefüllt. Der Boden war mit allerlei Pflanzenmustern von bunten, satten Farben in Mosaik belegt. Die ganze Strecke vom Lager bis zu dem herrlichen Zeusbild in karrarischem Marmor in der weiten Fensternische, war mit Blut und Eiter bedeckt. Die Wangen des Zeuskopfes zeigten Blutspuren. Galerius mußte im Jammer die ungereinigten Hände ums Haupt des Zeus gelegt haben. Ein nackter Faun, der sonst listig und frech, mit lachendem Gesicht und offenem Mund nach dem Ehelager des Kaisers geschaut hatte, war jetzt von blutigen, eitrigen Binden und Tüchern völlig bedeckt. Schaudernd erkannte Cornelia in wenigen Augenblicken, was der Kaiser gelitten haben mochte. Noch mehr zeigten es seine eingefallenen Wangen, die hohlen Augen, die unruhigen, angstvollen, scheuen Blicke, die seine ganze Hilflosigkeit und Verzweiflung verrieten. Auf Galerius' erstes Wort hatte Cornelia nichts geantwortet. Nur ihre Augen richteten sich tränenerfüllt auf den Kranken und sprachen ihm unendliche Teilnahme aus. Auch der Kaiser schwieg darauf. Seine fieberglänzenden, dunklen Augen hafteten an der herrlichen, vollen Frauengestalt. Ihre Züge schienen ihm bekannt zu werden. Man sah ihm die Anstrengung der Erinnerung an. Die Ruhe, der Friede in diesem schönen Gesicht, die Würde der Haltung, der stille, fürstliche Gang, die wohlgebildete Stimme, das feine Griechisch, alles stimmte: die Frau mußte Galerius gesehen haben. Sie hob schweigend die häßlichen Tücher und Binden vom Boden und von den Statuen auf, trocknete mit den saubern Enden den Boden, wusch mit wehmütigem Lächeln dem Zeus die Wangen sauber. Dann lief sie rasch zur Türe und schloß sie hinter sich. Sie erschien mit neuen Tüchern, Binden und Gefäßen. Hinter ihr brachten Sklaven ein großes Gefäß mit warmem Wasser. Auf dem einen Arm trug sie ein schwarzglänzendes Kästchen mit feinem Silberbeschlag, in der andern einen in Tuch verhüllten Gegenstand, der die Form einer Laute hatte. Sie legte beides auf den Tisch in der Mitte mit der Ebenholzplatte und vier Beinen mit Vogelkrallen von getriebenem Sil-

ber. Durch die Fenster drang das Licht des wunderbaren Frühlingstages und ein Duft der blühenden Akazien vor den Fenstern und von anderen Wohlgerüchen strömte hinein und milderte die furchtbare Ausdünstung des Kranken wenigstens bis zur Erträglichkeit. Die Pflegerin wusch kniend den Boden auf, holte wieder Wasser, und wusch wieder, brachte wohlriechende Blumen und stellte sie auf den Tisch. Alles, während Galerius schlief. Als er, von neuen Schmerzen geweckt, erwachte, stand Cornelia vor seinem Lager, durch dessen linnene Decke schon wieder das hervorquellende Blut drang, das die Binden über der furchtbaren Wunde nicht mehr zurückzuhalten vermochten. Auf der Stirn des Kranken glitzerte der Schweiß wie Tautropfen. Arme und Hände, der ganze Leib waren naß von Schweiß. Und doch fror ihn. Große Schwäche und Angst hatten ihn befallen. Er schien vergessen zu haben, daß er Cornelia schon einmal gesehen, denn erstaunt blickte er sie an. Sie hatte über dem dunklen Hausgewand, das ihr, vom freien Hals in schweren Längsfalten von der Brust bis zu den Knöcheln fiel, eine breite, weiße Schürze gelegt. Die Finger waren ringlos. Schweigend sahen sich beide an. Keines wagte das entscheidende Wort. Jedes erwartete es vom andern. Cornelia fühlte, wie sie langsam errötete und zuletzt purpurrot sein mußte. Jetzt mußte gehandelt werden. „Du hast keinen Arzt und keinen Pfleger mehr, Imperator?“ fragte sie endlich. Galerius wiegte traurig den Kopf: „Wenn mir der Arzt erklärt, er und keiner könne mir mehr helfen, was brauch ich noch täglich solche Stümper und Betrüger vor mir zu sehen? Ich hoffte, unter meinen Sklaven einen zu haben, der sich nicht scheute, seinem Imperator noch die letzten Dienste zu tun. Doch keiner — keiner hat sich gefunden. Sklaven sind noch ärger als Christen, sag ich dir. Je besser man mit seinen Sklaven ist, desto schlechter handeln sie an einem.“ — „Und die Christen?“ fragte Cornelia mit gleichgültigem Ausdruck. Galerius murmelte etwas verlegen: „Ist alles wahr, was man von ihnen erzählt, so muß es umgekehrt bei ihnen sein: je mehr man sie verfolgt, desto heiliger und freundlicher werden sie.“ — „Sonderbare Menschen, diese Christen!“ staunte Cornelia. „Feinde der Götter, Urheber alles Elends, das das heilige Rom und Reich getroffen, die Zerstörer der kaiserlichen Macht und Obrigkeit, des alten, starken Heeres und seiner Kraft. Ich weiß, auch ich verdanke ihnen diese fürchterlichen Leiden. Sie haben ihren Gott angerufen und böse Geister auf mich herabgefleht. Sie

haben mir Valeria verführt und weggelockt, des Kaisers Tochter und des Kaisers Frau wohnen jetzt bei den Wölfen und Schakalen, irren in der Wüste Syriens und hungern, frieren. Hier wär alles für sie vorhanden und erst noch ein kranker Mann, dem sie ihre Liebe beweisen könnten. Ich hatte schon ein Weib“, fuhr er nach einigen Augenblicken fort, wieder zu Cornelia aufblickend, „Claudia hieß sie, eine Illyrierin, recht und treu. Sie hat mir einen Sohn geboren, Candidianus. Ein schöner Jüngling jetzt. Auch er hat mich verlassen.“ — „Wo ist Claudia, dein erstes Weib?“ frug Cornelia befremdet. Galerius verzog verlegen Achseln, Mund und Stirne. „Gingen beide freiwillig von dir?“ Galerius blickte schweigend zum Fenster hinaus, seine eingefallenen, gelben Wangen röteten sich und seine langen Vorderzähne hackten sich unruhig in die Unterlippe ein. Cornelia frug nicht mehr. Das Linnen war dunkelrot geworden. Cornelia, jetzt beherzter als vorher, fragte sanft: „Darf ich dir helfen, Imperator? Es ist nötig. Das Blut drängt nach.“ Mit dunkelrotem Gesicht flüsterte der Imperator, die Augen niederschlagend: „Kannst du mir helfen? Hast du Erfahrung? Wirst du mir nicht noch größere Qual bereiten?“ — „Nein. Ich helfe dir so viel als möglich. Laß es geschehen, dulde die Schmerzen, es wird besser werden. Nachher geb ich dir Bescheid über mich.“ Galerius ließ alles geschehen und verhüllte während der ganzen Behandlung sein Gesicht mit beiden Händen. Staunend beobachtete Cornelia die Zartheit des sittlichen Empfindens bei einem Mann, der im Urteil der Christen der unsittlichste Mensch sein und an seinem Leib tragen sollte die Frucht seines ausschweifenden Lebens. Cornelia nahm aus dem schwarzen Kästchen Fläschchen, Büchschen, Messer, Scheren. Ein Schneiden, Reinigen, Ätzen, Brennen, Nähen, Heften begann. Kein Laut kam von Galerius' Lippen. Nur die Oberzähne gruben sich fester in die Unterlippe, und die Abdrücke darin samt den todesmüden Blicken und dem schneeweißen Gesicht des Kranken bewiesen Cornelia genug, was ihre Hände gewirkt hatten. Kein Wort war zwischen beiden gesprochen worden. Cornelias Gesicht glühte, als alles vorüber und Galerius um und um verbunden war. Der Kranke erhielt einen stärkenden Trank und schlief ein. Ein Grauen erfaßte alle Sklaven und Sklavinnen, die Cornelia im Hinabsteigen begegneten. Die weiße Schürze war voller großer, dunkelroter, nasser Flecken. In der Küche wusch sie die Instrumente und versorgte sie wieder. Um Cornelia war ungesucht Ordnung

und stiller Gehorsam entstanden. Sie befahl, ohne es zu wissen, das Gesinde bis zum Vorsteher gehorchte ihr widerstandslos. Allen graute vor dem Ende des Imperators, aber Cornelia war für sie alle wie eine Mutter. Verwundert sahen sie ihr nach, in allem kamen sie ihr zuvor. Wenn hohe Besuche kamen, nach Galerius zu fragen, wurde Cornelia gerufen. Alle waren glücklich über die neue Ordnung, und niemand im Palast wußte noch, wer Cornelia sei, woher sie komme, welchem Stand und welcher Religion sie angehöre.

Der Kranke blickte sterbensmüde und still in die untergehende Sonne, die mit unbeschreiblicher Pracht Himmel und Meer vergoldete. Meer, Himmel und Land verschwammen in einem einzigen Lichtglanz ineinander. Von nahen Bäumen schmetterten und flöteten Lerchen und Amseln. Man vernahm Lieder und Jauchzer vom Strande her und von den Barken, von denen es am Ufer wimmelte. Von der Nähe drangen Kinderstimmen bis zum Krankenzimmer empor. Galerius schien gerührt, und erinnerungsvolles Lächeln umspielte wehmütig seine weißen Lippen. „Glückliche Leute! Glückliche Kinder! Ich war einst auch glücklich . . . . Cornelia. Weißt du wann? und wo?“ — „Als Hirtenknabe von Dioclea.“ — „Das weißt du?“ Cornelia trat lächelnd zu ihm: „Ich weiß noch mehr. Ich weiß, daß du der Neffe und Schwiegersohn des früheren Kaisers Diocletian bist, daß du der Freund des Fürsten Licinianus bist, der nun auch Cäsar geworden ist.“ — „Den kennst du?“ rief Galerius erstaunt. Seine Augen forschten wieder in Cornelias Zügen. „Mir ist, ich hätte dich schon gesehen, Cornelia. Doch wo nur?“ Er sann nach. „In der Villa Licinia zu Athen vor neun Jahren, Imperator! Du warst Gast bei Licinianus und . . .“ — „und —“ rief Galerius, mit schmerzverzerrtem Gesicht auflachend — „habe ein nächtliches Bad genommen, um eine heilige Priesterin des Mithras vor den heiligen Gaunereien seines Priesters zu retten. Bist du dieses Weib? Bist du die edle, schöne Priesterin Ahuras, sag?“ — „Die w a r ich.“

Galerius konnte sich nicht fassen vor Freude. Seine hohlen Augen leuchteten auf, das Gesicht verklärte sich, seine Hände streckten sich nach ihr aus, er drängte sie mit Augen, Gebärden, Bitten zu sich heran und faßte ihre beiden Hände. In seiner Erinnerung tauchte immer deutlicher jenes Bild auf: die Priesterin Anahitas im roten oder grünen, oder schimmernd weißen Kleid, mit dem wallenden Haar, mit dem Diadem voller Perlen und Diamanten, mit dem Gürtel voll Sönnchen,

Möndchen, Sternchen, die Priesterin, die Erzieherin der beiden armenischen Flüchtlinge, Harsa, die heißverehrte, die heißgeliebte, durch die Licinianus gut und stark werden wollte, der zulieb er alles — Ruhm, Reichtum, Offiziersrang, Palast, die Welt daran geben wollte. — Und dieser verruchte Betrüger, dieser unergründlich-gescheite und böse Mensch Mobed, vermochte den hellen Geist, das Kinderherz dieser Priesterin jahrzehntelang so zu beherrschen, daß sie Licinianus preisgab!

Diesen Erinnerungen gab sich im gleichen Augenblick auch Cornelia hin. Es entspann sich zwischen beiden so verschiedenen Menschen ein Verhältnis, dessen Vertrauen diese Nacht begann und dessen eigene Schönheit im Tode des gewaltigen Mannes verging. Bei einem gemeinsamen, kurzen Abendessen und noch bis tief in die Nacht sprachen sie von Licinianus, von der Villa Licinia und allen Erlebnissen daselbst. Von Galerius erst erfuhr sie, wie sehr Licinianus sie geliebt habe. Als Galerius sich erschöpft fühlte, winkte er mit matter Handbewegung Cornelia näher und erklärte ihr in mühsamen, von Atemnot unterbrochenen Worten, dort in einem Wandschrank, in einer Schatulle, die er näher beschrieb, lägen Briefe von Licinianus. Er gab ihr den Schlüssel. Sie fand die Briefe. Vom roten Licht übergossen, schlummerte der Imperator ein. Mit klopfendem Herzen setzte sich Cornelia neben den Kranken, beobachtete noch lange das blasse, eingefallene Gesicht, dann faltete sie die Pergamentblätter auseinander, legte sie auf ihren Schoß, schloß die Augen. Die Blätter zittern und knistern in ihren Händen. Am Hals spürt sie den Herzschlag. Sie las, wie Licinianus seinem Freund in schlichten, ungekünstelten Worten schrieb, wie er endlich ein Weib gefunden habe, das in allem gerade das Wesen sei, das er gesucht, das wunderbare, das unvergleichliche; schön, groß, stark. Stirne — Wangen — Nase — Mund — Kinn, gerade das, was er liebe. Diese Stimme! Diese Kunst im Lautenspiel! Ihm sei, er höre den Teufel weinen, wenn Harsa spiele. Diese Frömmigkeit! Diese Reinheit der Seele! Alles wolle er ihr zum Opfer bringen. Kein Weib werde er mehr berühren, nur eine, eine Hoffnung habe er noch: Harsa, Harsa, Harsa! „Ich werde verrückt, Galerius, wenn ich Harsa nicht erhalte.“ Dann folgten die ersten Eindrücke über Mobed — alle voll Bewunderung über sein Äußeres, seine Lebensart und seine unglaublichen Fähigkeiten. — „Ein schauerlich gescheiter Mensch — unheimlich — mir stets zugetan — fast zu dankbar. Er hilft mir beständig zu Begeg-

nungen und Gesprächen mit Harsa. Er weissagt mir mit unumstößlicher Gewißheit das künftige Imperium. O Galerius — — mir der Purpur! Valerius Licinianus Licinius Imperator Augustus!!! Und Harsa die Augusta. O Galerius!!" Dann folgten Beschreibungen von intimen Zusammenkünften, Gesprächen, Spielen. Wie von einem Echo hörte die frühere Harsa in dieser warmen Aprilnacht am Sterbebett des schlafenden Imperators die eigenen Worte wieder: Werde erst stark, Fürst Licinianus, — bleibe rein und treu — Licinianus, — hab Geduld, Licinianus, — wenn Ahura will, ja! — wenn Ahura Heil gibt — wenn du Imperator sein wirst. — „Nein — unter keinen Umständen — nein —" donnerte sie. — — Harsa legte den Brief weg. So weit hatte Galerius Kenntnis von aller ihrer Versuchung und Not, von ihrer Liebe zu Licinianus! Sie las weiter. Wie durch einen Spiegel sah sie in weiter Vergangenheit ihr eigen Bild von damals wieder: „— sie grüßte mit den Augen, — o diese Augen! — sie lächelte mir zu — so kann nur sie lächeln, Galerius! — Sie schloß die Augen. Ihre Lider, — du weißt, Freund, sie sind wie Blätter der Seerose. — Galerius, Freund, Waffenbruder, Bruderherz — — sie — sie hat den Arm um mich gelegt — o dieser Arm — diese Weichheit, wie weich — wie voll — jetzt noch fühl ich seinen süßen, weichen, warmen Druck, und die Hand mit den Rosenfingern auf meiner rechten Wange — die Hand, die so schlug — die so spielte — so nach dem herrlichen Haoma roch — o Galerius — Bruder — lach nicht — ich beschwöre dich — weine mit mir vor Seligkeit — ich bin noch trunken von ihrem ersten — einzigen Kuß —" Cornelia fuhr auf, warf den Brief zu Boden. Im großen, zimmerhohen Silberspiegel in der gegenüberliegenden Wand erblickte sie sich. Die Augen glühten. Die Wangen waren feuerrot. War's Schande? Reue? Buße? Furcht — Christum verleugnet — den heiligen Geist betrübt zu haben? War's Liebe — alte, jäh wieder aufgebrochene Liebe zu Licinianus? Reue über ihre Nachfolge des armen Nazareners, in Armut, Schmach, Tod — die Verwerfung des Purpurs, der Augustawürde? Licinianus' Stern ist im Steigen. Cäsar ist er, Licinianus wird Imperator werden! Und du, du?

Nach langem Sinnen wandten sich ihre Augen vom Spiegel ab, und hinüber zum sterbenden Imperator. Sie trat ganz leise an sein Lager, stand zu seinen Füßen und stützte die Arme auf die Goldlehne, die die beiden kannelierten Elfenbeinsäulen

verband. Da lag Galerius. Cornelia war erfahren genug: auf dem Antlitz des Imperators lagen die Schatten des Todes. Das Fieber mußte wiedergekehrt sein. Die Atemzüge stockten und holten einander wieder ängstlich ein. Ab und zu leises Stöhnen. Die Augen waren wie in Höhlen versunken, von großen, blauen Ringen umgeben. Die Lippen weiß, fest zusammengepreßt. Doch in allem, dennoch ein Bild von Macht, von Wille. Und nun Galerius? Dein Purpur? Dein Diadem? Dein Zepter? Dein Reich? Fragen auf Fragen — Gedanken, Gefühle, Grauen, Furcht, Mitleid, Erbarmen und etwas wie Bewunderung — jagten sich in Cornelias Seele. Galerius im Urteil der Christen? Galerius im Urteil des Licinianus, im Brief! Galerius, wie er Licinianus zur Pflicht, Geduld, Stärke, Sittlichkeit mahnt, wie er Zeus liebt, Zeus anfleht, und mit blutigen Händen sein Haupt umschlingt! Wie er betet, wie er Rom und sein Reich liebt — Galerius — wie er leidet, wie er stirbt? Das will sie noch abwarten. Heiden fürchten den Tod — haben keine Hoffnung — keinen Trost — müssen verzweifeln und zur Hölle fahren! — So lehren die Christen. So muß ich glauben, ich, Cornelia, die Christin. So dachte sie und starrte in die ruhigen Züge des Kranken. Je länger sie starrte, desto mehr und deutlicher war ihr, als sammelten sich ums Bett des Galerius her Gestalten in allen Altern, Geschlechtern und Trachten, als kämen sie aus allen Provinzen des römischen Reiches. Alle trugen blutige Wunden, zerfetzte Glieder und zerrissene Leiber, bleiche Gesichter, aus denen aber Augen voll heiliger Glut und überirdischer Seligkeit leuchteten. Sie standen alle ums Bett des sterbenden Kaisers. Kein Haß blickte aus ihnen. Kein Vorwurf lag auf ihren Lippen. Diese schienen sich zu bewegen. Cornelia wollte hören. Sie vernahm nur noch das Wort: „Sie alle sind gekommen aus großer Trübsal und haben ihre Kleider hell gemacht im Blut des Lammes.“ — Cornelia hob den Kopf und schlug die Augen auf. Wie lang hatte sie, über die Lehne gebeugt, geschlafen und geträumt? Wie lange hatte wohl Galerius Zeit gehabt, sie schweigend zu betrachten? Die Lichter brannten matt. Das rote Licht war farblos blaß geworden. Draußen kämpften Licht und Finsternis. Die Dämmerung wich langsam dem strahlenden Tag. Die zweite Nacht war vorüber. Galerius reichte ihr die Hand und sagte: „Ich danke dir, Cornelia, daß du bei mir bliebst. Ich bin sehr elend.“

Galerius lag in seinem Blut. Die grauenhafte Operation

begann von neuem. Lautlos duldete Galerius die Schmerzen, fragte einmal nach dem Befund der Wunde und fiel auf Cornelias Bericht in tiefe Ohnmacht. Die Krankheit machte reißende Fortschritte. Der Krebs fraß um sich und immer tiefer ins Fleisch des Kranken. Welche Qualen stehen dir noch bevor, armer Imperator! Könntest du hier gebieten! Wäre Valerius da! Wer weiß, er käme! Törichte Hoffnung! Der Tod war schon einmal schneller als das Schiff von Athen. Der Verband war fertig. Sie mußte hinaus. Die Augen überliefen ihr vom Würgen und Schlucken. Sie glaubte ersticken zu müssen. Sie raffte die Binden zusammen und eilte hinaus. Drunten standen schauernd die Sklaven und sahen ihr nach, wie sie, der Tücher entledigt, durchs Atrium in den Garten rannte. „Mithras — Christus! Ave imperator Valerius Licinianus Licinius! — Ave Jesu Christe, salutant te morituri sunt!" * — Was eine Nacht vermag! Wie stark war ihr Christusglaube gewesen! So feurig Anahitas' Dienerin war, so feurig war die Christin. Christus wollte sie dienen an Galerius, und sie findet Licinianus wieder und erfährt erst jetzt ganz, wie sehr er sie geliebt und wie stark die Liebe zu ihm noch in ihr sei. Wo ist er wohl? Wie steht's mit seiner Liebe jetzt? Noch frei? Noch rein? Oder weggeworfen an eine andere? — — Unter einem blühenden, stark duftenden Holunderbaum, inmitten unbeschreiblicher Pflanzen- und Blumenpracht kämpfte Cornelia den letzten, kurzen Kampf.

Hilferufe der Sklavinnen wecken sie aus ihrem Sinnen. Sie sprang auf. Galerius streckte ihr schweigend die blutroten Hände entgegen. Die Schwäche hatte ihn übernommen. „Keine Hoffnung mehr?" — „Für dieses Leben nicht mehr, Imperator!" Wort- und bewegungslos nahm der Kaiser die Botschaft hin und blickte ruhig in den grünblauen Morgenhimmel. Seine Augen blieben an den Felsen des Libyssagebirges haften und sahen den Bächen zu, die aus der Höhe der schneefrei gewordenen Felsen wie in feinen Nebeln ins Meer hinabstäubten. Seevögel kreisten um die Spitzen. Die frische, meerfeuchte Luft stärkte den Kranken. Cornelia gab ihm mit dem Löffel den Milchbrei ein. Mit dankbarem Blick begleitete er jede Bewegung ihrer Hand. Ermattet legte er, von ihren Händen gehalten, den Kopf ins Kissen zurück. Schweigend saß Cornelia neben ihm. Er reichte ihr die Hand, sie mußte sie fassen und

* Sei gegrüßt, Jesus Christus, dich grüßen, die zum Tode gehen.

behielt sie zwischen ihren Händen. Lange sprachen sie kein Wort. Jedes hing seinen Gedanken nach. Aber beide dachten dasselbe. Denn, als Galerius plötzlich die ernste Stille unterbrach und fragte: „Du liebtest Licinianus, Cornelia, liebtest ihn sehr?“ erschrak sie so sehr, daß sie zusammenfuhr und errötend den Kopf senkte. Die Antwort war gegeben. Sie genügte Galerius. Er fragte leise weiter: „Warum hast du ihm deine Hand nicht gegeben? Du weißt, du hättest ihm Halt und Kraft gegeben, er wäre ein ganzer Mann durch dich geworden, du wärst auf den Händen getragen worden und für immer versorgt gewesen.“ Cornelia schwieg und senkte den Kopf noch tiefer. „Warum nahmst du seine Wahl nicht an?“ Sie antwortete leise: „Ich konnte nicht.“ — „Warum nicht? Wegen Mobed, dem Schurken? Nicht?“ Cornelia schwieg. „Wahrlich, der hat dich und alle betrogen!“ — „Darum glaube ich keinem Manne mehr. Auch Mithras nicht mehr. Alles, alles brach mir zusammen. Von Göttern und Menschen war ich verlassen. Tiridates sank immer tiefer. Apelles und die Freunde des Licinianus alle — sanken, sanken so tief — o Imperator, das waren die furchtbarsten Tage meines Lebens. Da kam mir einer entgegen, dessen Ruf hab ich längst vernommen, seine Wahrheit hab ich längst erkannt, seine Worte ließen mich nicht mehr los und sein erhabenes Bild verfolgte mich Tag und Nacht. Das war auch ein König — auch ein Imperator —“ — „Der — wäre?“ unterbrach Galerius staunend mit erwartungsvollen Blicken. — „Auch er trug den Purpur, auch er eine Krone, auch er befahl, und auf sein Wort verließen seine Jünger alles, was sie hatten, und folgten ihm nach. Erst wenige — dann mehr. Jetzt Hunderttausende — auch ich —“ — „Götter! Zeus! Mithras! Hölle und Teufel!“ schrie der Imperator und fuhr im Bett empor, „Cornelia! Du wärst? — Du bist?“ — „Eine Christin, Imperator!“ — „Eine — Christin?“ wiederholte in langgezogenen Silben Galerius. Ein Wort. Und in dem einen Wort lag Spott, Haß, Bitterkeit und zuletzt, hinter allem, maßlose Verwunderung. „Eine Christin?“ wiederholte Galerius. „Du weißt doch, wie ich die Christen verfolgte?“ — „Ich weiß es wohl.“ — „Seit wann bist du Christin?“ — „Seit Mobeds Flucht.“ — „Wie kamst du hieher?“ — „Ich blieb in Athen, als Tiridates und Koswita nach Armenien zogen. Denn auch Tird war mir gram geworden, meines Glaubens wegen. Koswita war längst Christin. Ich blieb bei Bischof Athenagoras. Dann wurde ich die Pflegerin der Kranken, und der

edle, immer noch heidnische Arzt Valerius, lehrte mich viel ärztliche Kenntnisse und die Behandlung der Wunden.“ — „Was mir nun zugute kam“, brummte Galerius. „Doch hätte ich das gewußt, — lieber wär ich verblutet!“ — „Das kannst du noch immer wählen, Imperator“, entgegnete sanft Cornelia. „Ich glaube, das Blut fließt wieder. Du erbleichst, Imperator. Deine Lippen zittern. Komm, trinke.“ Einen Augenblick zögerte der Kaiser und sah bald den Becher, bald die Pflegerin an. „Trink ruhig, Imperator, wir Christen mischen keinen Wein mit Gift.“ Und sie trank zuerst daraus und gab ihn dem Kaiser. Er kam wieder zu Kraft. Doch das Blut floß und floß und endlich übernahm den Kaiser eine tiefe, andauernde Ohnmacht. Als er nachmittags daraus erwachte, war er wieder verbunden. Cornelia saß mit schweigendem Ernst neben ihm und sah ihn furchtlos, voll Mitleid und Güte an. Als er, wieder verlegen, Cornelia ansah, bemerkte sie kurz: „Imperator, die Wunde ist furchtbar. Man sollte die Ärzte wieder rufen, daß sie helfen das Blut stillen.“ Galerius schüttelte schwach den Kopf hin und her. „Nicht nötig. Ich fühl es wohl. Bleib du bei mir. Versprich es mir. Gib mir die Hand. Weich nicht vor mir.“ — „Ist dir Angst, Imperator?“ — „Angst kenne ich keine, weiß nicht, was Angst ist. Doch fremd ist mir zumute. Ganz fremd. Das wird der Tod sein. Ich fühle ihn kommen. Bleib ganz nahe. Du bist Christin. Weißt du, Cornelia, warum ich die Christen haßte, o haßte wie die Dämonen, wie Ariman?“ — „Warum, Imperator?“ — „Laß es dir sagen! Ich merke wohl: mein Weg ist verfehlt. Christus wird herrschen. Christus war mein Feind, mein ärgster Feind. Meine Mutter Romula hat mir aus ihren Brüsten den Christenhaß mitgegeben. Sie war Priesterin in Dioclea. Sie kannte kein größeres Verlangen als mein Glück — um meinetwillen war sie Priesterin, um meinetwillen bettelte sie, weissagte sie, log und betrog sie. O dieser Geist der Mutter, er glühte in mir mit verzehrendem Ehrgeiz und Gier nach Geld und Macht. Ich glaubte, nur die Götter könnten mir dazu verhelfen. Und sie halfen mir dazu, wie ich glaubte. Du weißt, wie ich Glück hatte im Feld, und durch die Gunst meines Oheims Diocletian bin ich zur Herrschaft gekommen. Durch ihn bin ich Cäsar und sein Schwiegersohn geworden. Nur eine Gefahr sah ich immer, Tag und Nacht vor mir: Christus. Die Götter verehrte ich, wie ich sie verstand. Sie waren mir unsichtbare Mächte, die mich trieben, sie gaben mir die Siege, das Imperium, denn ich

betete immer zu ihnen. Vor diesem Zeus kniete ich täglich. Ich habe zu ihm gefleht vor der Schlacht, ihm Tränen geopfert aus Dank für den Sieg. Mithras, Ahura waren mir nur andere Namen, selbst den Gott der Juden, Jehova, konnte ich verehren, weil auch er ein Gott der Kraft und Macht, des Krieges und des Sieges ist — nur diesen Jesus Christus mußte ich hassen, hassen! Ich wußte, wenn dessen Lehre siegte, ist mein Weg und Ziel verdorben. Zeus, mein Gott und Geber alles Glückes, aller Ehre, ist nichts. Das heilige römische Reich zerfällt. Das Heer zerfällt. Die Legionen meuterten und verweigerten den Gehorsam, weil sie als Christen nicht mehr Kriegsdienst tun dürfen. Valeria wird insgeheim Christin und verweigert mir Gehorsam und Eherecht — und nun —“ — „Nun siehst du, Imperator, daß Christus dein Imperator geworden ist. Wo ist Zeus? Wo Ahura? Mithras? Sie haben dir nicht geholfen. Sie konnten dich nicht hören. Christus schreitet von Sieg zu Sieg. Maxentius — tot. Maximianus — tot. Galerius —“ — „tot“ — ergänzte ruhig der sterbende Imperator. „Dein armes, erstes Weib, wo ist es? Dein Sohn Candidanus, wo?“ Galerius senkte wie schuldbewußt die Blicke. „Ich weiß es nicht!“ „Und Valeria, Prisca?“ — „In der Wüste. Ich weiß nicht wo.“ — „Wolltest du, sie wären jetzt alle da, um dich, Imperator?“ — Er bedeckte beide Hände mit der Decke und antwortete nicht. Cornelia frug nach einiger Zeit: „Imperator, glaubst du noch immer an die Bosheit der Christen?“ — „Du bist gut“, antwortete er ausweichend, „ich möchte dir großen Lohn verschreiben. Was wünschest du dir?“ — „Nichts, Imperator! Denk nur an dich und deine Seele. Wir lieben und dienen nicht um Lohn, nur aus Liebe.“ — „Solche Dienste ohne Lohn?“ rief Galerius erstaunt, ungläubig, „ohne Lohn, ohne Lohn!“ lächelte der Sterbende ungläubig. „Haufen Goldes, alle Gewänder Valerias sollst du haben.“ Nun lachte Cornelia auch: „Auch gut. Was denkst du, Imperator, deiner Frau Kleider? Gold für Liebe? So wenig kennst du uns, daß du es für unmöglich hältst, solchen Dienst umsonst zu tun, und daß wir dich alle lieben, alle für dich beten? Wer, meinst du, hat mich zu dir gesandt? Wer hat mir deine Not gesagt? Der Bischof von Nikomedien, Antimus. Die Gemeinde betet ohne Unterlaß für dich. Eile, Imperator. Deine Züge verändern sich. Mir ist, dein Tod sei nahe.“ — „Ich fühle mich elend. — Laß mich Wein trinken. — Gib die Hand.“ Cornelia setzte sich zu ihm, gab ihm beide Hände. Er faßte sie, drückte sie zärtlich und

sagte: „Umsonst! Das kann nicht dein Ernst sein! Nimm dort Pergament, Feder, Tinte und Siegel und bring's hierher." Cornelia holte alles im Schreibtisch. Er wollte diktieren. „Für mich werde ich nichts schreiben", erklärte sie bestimmt. „So kann ich dir deine Güte mit gar nichts lohnen?" sagte langsam, ganz traurig Galerius. „O doch, Imperator! Du hast eingesehen, daß deine Götter dir nichts helfen, deine Edikte gegen die Christen sind vergebens gewesen. Ströme unschuldigen Blutes hast du vergossen, aber Christus siegt und wird die Welt regieren! Gib dem lebendigen Gott die Ehre, laß mich schreiben, du habest dich geirrt, du erkenntest nun die Macht des Christus an und gibst allen seinen Jüngern und Jüngerinnen nun die Erlaubnis, ihn zu verehren, wo und wie sie wollen."

Galerius lag mit geschlossenen Augen da. Deutlich zeigten die Züge des totenbleichen Gesichtes den letzten Kampf dieses zähen Geistes, der noch im Sterben sich nicht trennen konnte von seinem Glauben und von seinem Stolz. Sollte das die Frucht seines Lebens sein: die größte Niederlage seines Lebens, der Hohn der Christen? Der Fluch der Heiden? Der Untergang des alten Roms, des Heeres, nein! — Galerius bewegte verneinend einigemale den Kopf hin und her. „Galerius Imperator!" rief Cornelia laut und ernst: „Deine Augenblicke eilen. Sie bringen dich dem Urteil und Gericht des einen, allwissenden Gottes und seines Sohnes entgegen. Decke deine Seele, mache gut, was du wissend und unwissend gefehlt. Du hättest erkennen können, daß die Götter nichts sind, Gott gab dir Verstand genug, gab dir Valeria, du hörtest vom Glauben, von der Treue der Christen in ihrem Sterben, von ihrem Hoffen und Lieben — du hast meine Liebe angenommen, o Imperator, rette deine Seele, rette dich, gib den Christen Freiheit und Recht, und sie werden alle zu ihrem Herrn und Gott flehen: Herr, sei seiner Seele gnädig und rechne ihm das Blut deiner Kinder nicht an. Eile — diktiere, Imperator, ehe es zu spät ist." Da öffneten sich die müden Augen langsam wieder und schauten voll unsäglicher Not lange auf das Bild des Zeus, dann auf den lachenden Satyrn. „Decke sie, Cornelia, decke sie zu! Alle!" flüsterte der Kaiser ängstlich. „Decke sie zu!" sagte die letzte Geste des Sterbenden. Cornelia nahm Decken und verhüllte die Statuen. Jetzt rief Galerius Cornelia zu sich heran. Kaum fand er mehr Kraft zu sprechen. Aber deutlich vernahm sie die Worte des Sterbenden und schrieb sie nieder:

„Längst haben es sich die Imperatoren besonders ange-

legen sein lassen, zu dem frommen Lebenswege, welcher der rechte ist, die Seelen aller Menschen zurückzuführen, auf daß diejenigen, welche einem, den Römern fremden Gebrauch folgten, den unsterblichen Göttern die schuldige Verehrung zu erweisen geneigt würden; aber die Hartnäckigkeit mancher Leute ist so weit gegangen, daß sie sich weder durch vernunftgemäßen Gehorsam gegen das kaiserliche Gebot von ihrem Vorsatz haben zurückbringen, noch durch die gedrohte Strafe sich schrecken lassen. Da nun die kaiserlichen Majestäten zu erwägen geruht haben, daß es ihrem milden Sinne zuwider sei, so viele Menschen in Gefahr zu stürzen, so solle fernerhin kein Christ um seiner Religion willen bestraft oder beunruhigt werden; indem es sich doch durch die Erfahrung eines so langen Zeitraums erwiesen habe, daß sie auf keine Weise dazu gebracht werden können, von solcher Widerspenstigkeit abzustehen. So mögen sie nun nach dieser ihnen erwiesenen kaiserlichen Gnade zu ihrem Gott beten für das Wohl der Imperatoren, das Wohl des Staates und ihr eigenes, daß der Staat in jeder Hinsicht gedeihe und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben können.“ *

Als der Kaiser das Siegel darauf drückte, half ihm Cornelia, denn er war zu schwach geworden. Er lehnte zurück. Blut und Eiter flossen aus. Unbeweglich lag der Kaiser da. Vor ihm kniete Cornelia, hielt seine Hände und betete, bis sie erkaltet waren. Das wachsgelbe Gesicht, vom schwarzen Vollbart umrahmt, zeigte furchtbaren Ernst und jene kriegerische Entschlossenheit des gewaltigen Generals vor Zeiten. Nicht eine Spur von Furcht und Kümmernis. Macht über den Tod. Aber kein Schimmer von Hoffnung.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Maximinus Daza Imperator.

Zwei Jahre später. 313. Wieder Frühlingsherrlichkeit am Marmarameer. Cajus Galerius Valerius Maximinus Daza, der Neffe des verstorbenen Kaisers Galerius, ist in Nikomedien eingezogen. Syrien, Phönizien, Persien, Armenien, Ägypten

---

* Wortlaut des Ediktes des sterbenden Kaisers Galerius.

sind ihm zugefallen. Unermeßliche Reichtümer damit. Nikomedien ist seine Residenz. Mit Schaudern hat er das Sterbezimmer des Galerius betreten. Der ganze Palast ist gereinigt, von Weihrauch erfüllt und von den vielen Priestern unter unzähligen Opfern, Gebeten, Litaneien geweiht worden. Beispiellose Pracht ward entfaltet.

Im Park, dem Meeresufer entgegen, wandeln eines Morgens der Imperator Maximinus und der Cäsar Licinius. Er ist seit einigen Tagen Gast in Nikomedien. Sie tragen beide die weiße Toga, den Purpur, das Diadem. Maximinus hoch, hager, in stolzer Haltung. Der lange Hals trägt den schmalen, hohen Kopf, von weichem, blondem Haar bedeckt, das von Salbe duftet. Das blasse Gesicht mit den regelmäßigen Zügen scheint kalt, herrisch, sinnlich, wie die grauen, unheimlichen Augen, die immer lauernden. Der Cäsar Licinius war älter, sein schwarzes Lockenhaar war dünner geworden und hatte die breite, mächtige Stirne weiter hinauf freigegeben. Die Züge waren straffer, energischer denn je. Das Gesicht war mager, die Adlernase trat stärker hervor. Der Mund, festgeschlossen, zeigte größern Willen. Die Haltung, der Gang waren stolz, aber schön, würdevoll. Das ganze Wesen zeigte: Licinius war am Ziel angekommen. Ave Licinius Caesar! „Nun fehlt dir noch Reich und Palast, Licinius, auch Sklaven und Weiber. Ich trete dir gegen ein Geringes mein liebliches Lukanien an der Donau ab. Herrlicher Ort für den Anfang.“ — „Zu weit ab von Italien und Griechenland. Entweder Rom oder Athen“, erwiderte Licinius. „Ich kam anfangs des Jahres mit Constantinus in Mailand zusammen.“ — „Mit Constantinus? In Mailand?“ wiederholte Maximinus erstaunt. „Ohne mein Wissen, ohne meine Person? Was habt ihr verhandelt?“ frug er leicht erregt und errötend, doch außerordentlich freundlich, legte den linken Arm auf Licinius' linke Schulter und bückte sich im Gehen leicht zu seinem Gast hinüber. „Will er dir von seinem Reich abtreten?“ — „Ja und nein“, antwortete Licinius. „Du kennst ihn, den Fuchs. Wenn Maximinus sich nicht entschließen könnte — nun ja, dann wolle er sehen.“ — „Ich — von meinem Reich abtreten — was fällt dem Schurken ein — ich? — Was denkst du, Licinius, davon? — Sprich, rede offen!“ — „Das laß ich dich entscheiden, Maximinus! Ich kann warten — kann mir erst mit meinen Truppen ein Reich erobern, das gefiele mir noch besser, und meine väterliche Villa in Athen ist mir für die Zeit außer Feldes immer noch gut ge-

nug. Sei nur ruhig. Schau nicht so grimmig und bleich vor Neid und Furcht! Sei doch unbesorgt!"

So suchte Licinius Maximinus zu beruhigen. Umsonst. Maximinus kehrte sogleich um und rief mit Donnerstimme, als wär ein Unglück geschehen: „Sklaven herbei!" Wie aus dem Boden gestampft sprangen einige in blauseidenen kurzen Tuniken mit bloßen Unterschenkeln und Füßen herbei. Sie folgten ihrem Herrn ungesehen und ungehört, wo er ging und stand. „Sofort zum Oberpriester Tagis, er soll schlachten und die Eingeweide beschauen lassen." Die Sklaven erhoben ihre gebeugten Rücken, zogen den rechten Arm zurück und verschwanden. „Der Tag ist verdorben! Licinius. Ich bin unruhig, ich — ich fürchte Constantin — ich — ich fürchte dich, Licinius!" Maximinus lief zurück, dann vorwärts, ging einen Seitenweg zwischen hohen Taxusborden entlang, kam wieder zurück. Seine Augen funkelten. „Licinius!" hauchte er ihn an, „nicht wahr, wir sind Freunde? Gute Freunde? Gib die Hand!" Licinius drückte sie so fest, daß Maximinus das Gesicht verzog und ächzte: „Genug, genug. Ich glaube! Ich fürchte Constantinus. Sag mir, Licinius, ich bitte dich, sag mir alles offen — ich verspreche dir ein süßes Geheimnis für heute abend — wenn du mir alles sagst. — Was sagte er von mir?" — „Du habest ein großes Reich. Herrliche Einkünfte! — sagte er." Maximinus strich mit dem Togaärmel den Schweiß von der Stirne. „Was weiter?" — „Er begreife nicht, daß du noch weiter die Christen so furchtbar verfolgst, nachdem doch Galerius ihnen im Sterben noch die Glaubensfreiheit allenthalben einräumte." — „Was hat der tote Galerius in meinem Reich zu befehlen? Ich habe mich zu seiner Lebzeit nicht um seine Befehle gekümmert, geschweige in seinem Sterben. Er ist von einer Christin in Ängste gejagt worden, sag ich dir. Die hat sich hier eingeschlichen und ihn gepflegt, weil seines Gestanks wegen ihn kein Hund mehr riechen konnte." Dabei lachte Maximinus breit und häßlich auf. „Nun, die hat ihm Todes- und Höllenangst gemacht, da hat er nachgegeben, der alte Onkel Galerius! Hä, hä, hä, und hat gar die Christen ersuchen lassen, für ihn ihren Gott zu bitten — hä, hä. Nun — die wird ihren Lohn für ihre Pflege finden. Die ist mir ausgeliefert worden und studiert längst meine Acta Pilati * im Kellergewölbe der zer-

* Angeblich, von Maximinus erstellte falsche Akten des Pilatus, die den Beweis der Schuld Jesu erbringen sollten und voll Spott und Lästerung gegen Christus waren.

störten Christenkirche da drüben, mit vielen andern — eine ganze Bande dieser ekelhaften Dinger — dieser Esel — und Eselskopfanbeter — dieser Abart von Menschen — o ich weiß keine Schandnamen mehr für dieses Nachtgezüchte, Licinius! Gerade darum traue ich Constantinus nicht, weil er dieses Gesindel unterstützt — sie Kirchen bauen, sich versammeln läßt, wie es sein Alter, der Chlorus, schon getan hat. Licinius, gib acht! Alles List! — Alles Absicht! Constantin glaubt, die Christen werden siegen, darum will er sie sich günstig stimmen. Seine Soldaten bleiben bei ihm, auch als Christen. Sie glauben an ihn wie an einen Gott. Licinius! Wir müssen die Christen verfolgen, weil er sie schützt — wir müssen die Heiden haben und ihrer sind noch mehr.“ — „Sie mehren sich sehr, die Christen“, erwiderte Licinius ärgerlich. „Ja, aber weiter, Licinius, was sagte er weiter?“ — Nun, er —“ — „Nun — er?“ — „Nun?“ — „Ach, laß es gut sein, Maximinus. Du regst dich nur auf, du nimmst gleich alles so wichtig —“ Die Sklaven kamen in dem Augenblick und schrien: „Imperator Maximinus, deus noster maximus, das Opfer ist bereit.“ Maximinus sprang in Sätzen, so gut es seine Toga zuließ, davon und verschwand, beide Arme wie in abwehrenden Bewegungen schwenkend, wie ein leuchtender, riesiger Sommervogel zwischen hohen Gesträuchern.

Licinius blieb einen Augenblick stehen und sah ihm kopfschüttelnd nach. „Hast recht, Constantinus — ein Geck, ein Hohlkopf, eine Unnatur von Grausamkeit und Sinnenlust, ein Sklave der Furcht vor Göttern, Teufeln, Geistern, Menschen, Tieren regiert die Hälfte des römischen Reiches — das darf nicht sein! Maximinus ist ein Soldat — aber kein Herrscher — nein! Constantinus und Licinius! Wir beide — — “

Licinius sah sich im wunderbaren Park um und schlug dann einen Seitenweg ein, der auf feinem, festgewalztem Meersand, zwischen mittelgroßen Buchshägen in großem, weitem Bogen vom Meer ab und nach der Linksseite des Parkes führte. Im Hintergrund eines Haines erhob sich auf freiliegendem Platz ein rundlicher Bau, der Licinius überraschte. Er schritt darauf zu. Ein scharfer Geruch von Wild drang ihm entgegen. Wärter, wilde, große, knochige Kerle mit braunen Gesichtern, schwarzen Krausköpfen, dunklen Augen, stumpfen Nasen und aufgeworfenen Lippen, in rohe, schmutzige, ärmellose Tuniken gekleidet, begegneten Licinius und warfen sich ihm wie Hunde in den Weg, bis er das Zeichen zum Aufstehen gab. Sie gaben

ihm Auskunft und führten ihn zum Bärenzwinger des Galerius, wo schon seine Opfer starben und seit Maximinus' Antritt wieder fast täglich die Bären mit den lebenden Leibern der Christen gespiesen wurden. Schon stand Licinius vor dem Zwinger. Hinter ihren Gittern standen oder liefen die Bären hin und her, je vier in drei Zwingern. Mächtige Tiere. Jeder hatte seinen Namen. „Die drei größten sind die Lieblinge des Imperators", erzählten die Wärter: „Augustus, Julius, Ursula. Die besucht er täglich und spricht oft lang mit ihnen. Er verspricht ihnen die besten Bissen und nennt ihnen die Namen der Christen, die sie bekommen sollen." — „Augustus, du hast heute früh gut gespiesen, nicht wahr", lachte der eine Wärter und grinste mit breitgezogenem Maul den Bären an. „Hat es geschmeckt, Cäsar?" Der glotzte den Wärter an, wiegte den furchtbaren Kopf brummend hin und her und leckte das Maul mit der Zunge nach allen Seiten. „Hat's geschmeckt, Ursula?" lachte der Wärter wieder. Licinius fühlte, wie ein kalter Schauer über seinen Rücken lief. Ein nie gespürtes Grauen faßte ihn. Die Wärter um ihn lachten, erzählten in kreischendem Durcheinander von alten Frauen, die natürlich nicht mehr mit den Bären tanzen konnten, von blühenden Mädchen, die mit Augustus tanzen mußten, bis die fliegenden Haare wie ein Rad aussahen. — „Wie sie lachen können zum Krachen der Schädel, der Brüste, — diese Teufel in Menschengestalt — diese — —" — Was war geschehen? Erschrocken flohen alle Wärter davon. — Unwissend, im Innersten erbebend, von Zorn und Ekel über diesen Menschen erfaßt, hatte Licinius dem Nächsten, der ihm mit grinsendem Gesicht unter schadenfrohem Lachen erzählte, wie er jedesmal vor dem Fraß der Bären mit den weiblichen Opfern sein Gelüste stillte, einen Faustschlag ins Gesicht gegeben, daß ihm das Blut aus der Nase quoll. Plötzlich stand er allein vor dem Zwinger. Hätte er seinen Speer! Keiner der Bären dürfte heute mehr leben. Er wollte sich eben umwenden und denselben Weg zurückkehren, als ihm Maximinus in Begleitung mehrerer Priester in schimmernd weißen Togen entgegenkam. „Ach, da bist du — in Andacht versunken — mein Geliebter! — Mein liebster Aufenthalt, mein Lustwäldchen!" rief Maximinus und kam auf Licinius zu. Sein Gefolge blieb auf seinen Wink zurück und kehrte langsam um. Maximinus war hoch erfreut. Die hohe Gestalt war wirklich götterähnlich. Mit mächtigen Schritten eilte er Licinius entgegen: „Die Zeichen sind tadellos! Constantin

ist gut gesinnt und desgleichen Licinius!“ Dieser konnte nicht verhindern, daß sich der glückstrahlende Imperator über ihn warf, ihn von hinten umarmte und auf den Nacken küßte. Licinius spürte den heißen Odem des Fürsten ihm vom Hals über den Rücken wehen. Ein fast betäubender Wohlgeruch strömte von den Haaren, von Haut und Kleidern, vor allem von den Händen des Maximinus, die fast das ganze Gesicht des Licinius bedeckten. Ein Gefühl grauenhaften Ekels überkam Licinius. Mit einem unsanften Ruck warf er Maximinus ab und sagte barsch: „Führ mich weg von hier!“ — „Warum doch, Lieber! Laß uns hier ein wenig bleiben, bis zum Essen Zeit ist. Die Wärter bringen Polster aus dem Zwinger. Hast du ihn von innen angesehen? Komm!“ Licinius folgte widerstrebend. Die Luft, vom Geruch der Bären selber und ihrer Exkremente erfüllt, mit den Wohlgerüchen Maximinus' vermischt, wollte Licinius ersticken. Brechreize kamen ihn an. Seine Augen tränten. Das Wasser im Mund verhinderte ihn am Reden. Er wollte stärker sein und ausharren. Er hörte einige unflätige Witze seines Freundes; sah noch, wie er die Tuniken und Hemden der Opfer von heute morgen mit den äußersten Fingerspitzen aufhob, beroch, dann schluckte; wie er Ursula, die Lieblingsbärin, in unanständigster Weise berührte und die Hand von der Wurzel bis zur Spitze des dritten, auffallend langen Mittelfingers abroch — dann hatte Licinius genug. Sein Versuch, mit einem Sprung die Türe zu gewinnen, mißlang. Er erbrach sich, und in sein Stöhnen erscholl das helle, fast frauenhafte Lachen des Maximinus. Ein Pfiff von ihm — und die Wärter sprangen wie wedelnde Katzen aus den Ecken. Licinius ward, er wußte nicht wie schnell, in eine Sänfte gehoben und davongetragen. Der erste, tiefe Atemzug in der blühenden Wunderwelt des Parkes bewahrte ihn vor Ohnmacht. Hinter der Sänfte hörte er unaufhörlich Maximinus kichern. Er konnte sich nicht mehr fassen und verschwand.

Eine einfache Mahlzeit vereinigte sie und andere Gäste, Priester, Räte und Offiziere im Speisesaal. Mit maßloser Verachtung sah Licinius den Prunk dieses „Affen“, sein Besteck, die Schüsseln, Becher — alles von purem, schwerem Gold. Noch mehr aber empfand des Licinius immerhin natürlich und wahrhaftig gebliebener Sinn den Widerspruch zwischen der durch und durch verdorbenen Natur dieses Menschen und seiner ganz in Furcht und Mißtrauen begründeten Religion. Kein

Bissen wurde berührt, ohne daß der hinter ihm stehende Eunuche die Hände des Imperators mit dem Bissen Fleisch darin mit Opferwein begossen hatte. Kein Schluck aus dem goldenen, perlenumränderten Becher — ohne daß der Mundschenk zuvor den Göttern daraus in ein goldenes, herrliches Prunkgefäß auf einem Dreifuß den Opfertrank gespendet hätte. Wie sie Licinius anwiderten, diese Eunuchen, halb nackt, mit durchsichtigen Gazehemden, mit der öligen Haut, den frisierten, salbetriefenden Locken, den geschminkten Mädchengesichtern mit scheinheilig niedergeschlagenen Augen mit langen Wimpern, mit ihren süßen Mienen und katzenhaften oder schlangenartigen Bewegungen, mit denen sie Speisen und Getränke reichen, Maximinus umarmen, herzen, küssen, sich vor ihm hinlegen, von ihm begreifen, streicheln, kneifen, krauen ließen, und dankbar selig zu ihm aufblicken oder gar weinen vor Wonne, wenn er seine bloßen Füße auf ihr Gesäß stellt und vom Essen ausruht. Alle Gäste ließen sich ihre Liebkosungen gefallen. Licinius winkte mit vornehmer Bewegung dem ersten ab, der es bei ihm versuchte.

Am Nachmittag schlief Maximinus, ermüdet, lange. Auch Licinius lag in seinem Gastzimmer auf einem Polsterbett. Kein Schlaf kam über ihn. Ihm war, er friere. Oft schien ihm für einen Augenblick, das ganze Haus hebe sich, dringe langsam, den ganzen Park zerdrückend, gegen das Meer vor und versinke lautlos darin. Es zog ihn ans Fenster. In Halbglanz lag Nikomedien und das Meer. Der Himmel war bedeckt. Verlangen nach Abreise überkam ihn. Wie eine Angst kam es über ihn. Was wäre Maximinus nicht fähig, um nichts von seinem Reich und seinen Einkünften abgeben zu müssen? Er fürchtete Constantinus, aber die Person dieses Herrschers ließ Licinius bei sich selbst diese Furcht begreiflich vorkommen. Die Zusammenkunft in Mailand hätte ihm die weite Überlegenheit Constantins an Geist, Willen, Wissen, auch an List und Schlauheit reichlich genug geoffenbart. Nur auf die militärische Begabung, auf seine wohlgeübten und ihm treuergebenen Legionen konnte Licinius rechnen. Maximinus war ein korrumpiertes Scheusal, hohl zum Bersten. Die Wahl zwischen beiden war erledigt. Heim! So schnell als möglich! Die geplante Meerfahrt im Lustschiff heute abend —? Ausschlagen! Der Wein — das Essen? Licinius griff den Puls. Ihm schwindelte. Er zog in tiefen Atemzügen die Luft von draußen ein. Im Park, weit weg, wandelten zwei Frauen und ein Jüngling in der Mitte. Sie

schienen bleich, mager, alt, eingefallen. Der Jüngling führte die ergraute Frau. Sie sprachen eifrig, blieben oft stehen, sahen durch Baum- und Haglücken wie sehnsuchtsvoll aufs Meer hinaus, als erwarteten sie die Ankunft eines Schiffes. Immer gespannter blickten Licinius' Augen nach den drei Gestalten. Von weitem folgten ihnen, bald sichtbar, bald in Gebüschen, bald hinter Bäumen versteckt, schwarze Sklaven in weißen Tuniken. Was mochte das sein? Gefangene? Christen? Opfer der Bären? Opfer des Meeres? Der Arena? Opfer — Licinius verhielt sich die Augen — Opfer der Lüste des Maximinus?

Licinius legte sich wieder. Man kam ihn zu holen zur Seefahrt. Und er ging. Vor diesem Menschen sich fürchten? Er wollte das Boot schon prüfen. Jede Bewegung des Steuermanns beobachten. Maximinus konnte ihn ja nicht verderben. Richtig — Constantinus ist ja seine Angst. Berge, Meer, Land, Himmel, alles war ein dunkles, ernstes Violett, als die Gesellschaft von herrlicher Fahrt mit leis bewegten Segeln bei ruhiger See wieder einfuhr. Es war viel getrunken, ebensoviel gegessen, viel gelacht, geschwatzt, Häßliches gesagt und getan worden zwischen Männern und Dirnen und Eunuchen — aber die Götter waren gnädig gewesen. Maximinus hatte ja eigenhändig von der Spitze der Barke dem Neptun und allen Göttern, sich selbst, Licinius und selbst Constantinus vom besten Wein ins Meer gegossen. Die Abendtafel an langem, breitem Tisch war im Festsaal bereitet worden. Man verzog sich in die Gemächer und zog die Festtogen an. In auserlesener Pracht erschienen alle im Saal, der von drei Kronleuchtern aus geschliffenen Kristallen und von den im Saal aufgestellten Kandelabern taghell erleuchtet war. Unter den mehr und mehr den Raum füllenden Gästen erblickte Licinius, dessen Ehren der Abend galt, bald drei Personen, die er sofort wieder als dieselben erkannte, die er im Garten wandeln sah. War es menschenmöglich? War das das Geheimnis? Durfte das Maximinus wagen? Sind sie es? Es trieb Licinius, ihnen in den Weg zu treten. Er drückte seine Begleiter beim mehrmaligen Umkreisen des Festsaals in die Richtung, in der er den Dreien begegnen mußte. Sie kamen nahe. Sie verbeugten sich in edlem Gruß, aber nicht sklavisch, nicht besonders freundlich, fürstlich eher, und wandelten vorüber. Sie waren es. Licinius fieberte. Prisca, Valeria, die Frau und Tochter Diocletians, Candidianus, der Sohn des Galerius erster Ehe. Jetzt aber

dröhnten draußen, vor den hohen Portalen, die Trompeten, Pauken, Zimbeln. Die Eunuchen sangen mit Knabenstimmen ein weihevolles Lied wie zum Empfang von Göttern; traten, einer hinter dem andern, in durchsichtigen, weißschimmernden Gazehemden ein, bildeten einen, der Tafel zugewandten offenen Halbkreis, und warfen sich, immer noch singend, mit dem Gesicht zu Boden. Maximinus trat ein in voller Kaisertracht, in weißseidener Tunika, die seine Arme von den Achseln an frei ließ. Hals, Arme, Brust von Gold behangen, glitzernd von Diamanten und Perlen. Um die Schläfen das Diadem; über dem Rücken bis zu den Knöcheln den Purpur mit weißen Borten duftigen Flaumes. Die weißseidenen Halbschuhe mit den Goldschnüren strotzten von Perlen. Hinter ihm der Oberpriester, die Priester in atlasenen Talaren mit Goldgürteln, alle kahl, bartlos, zuletzt die höchsten Offiziere. Ohrenbetäubender Jubel erhob sich unter den Gästen. Alle kamen, taten den Fußfall, grüßten mit der Stirne die Füße des Kaisers und schrien: „Wir grüßen dich, Cajus Galerius Valerius Maximinus, unser Imperator, unser Gott!“ Nur Prisca, Valeria, Candidianus taten das nicht. Doch niemand fiel es auf, die meisten wußten ihr Schicksal. Auch Maximinus verlangte es nicht. Dreimal umzog der Kaiser mit allen seinen Gästen die Tafel. Dann setzte er sich in den Thronsessel auf rotseidene Kissen. Ein Baldachin mit Sternenhimmel von tiefblauer Seide thronte auf goldenen Stangen über ihm. Die Eunuchen umkreisten, feierlich singend, den Thron, und die Tafel begann. Natürlich hatte Maximinus es so geordnet, daß Licinius neben Valeria zu sitzen kam, und zwar in nächster Nähe des Thrones. Das also war das Geheimnis. Zehn Jahre waren vergangen, seit Valeria und Prisca nach ihrer Flucht von Nikomedien in Athen bei Vater Licinius Zuflucht gesucht und wegen der Brautwerbung des Licinianus weiter geflüchtet waren, zu Maximinus nach Lukanien, von da in die syrische Wüste, von da waren sie, vor Hunger und Heimweh gebrochen, zu den Christen nach Nikomedien gekommen, entdeckt und Maximinus ausgeliefert worden. Es war für Valeria und Licinius trotz der für sie peinlichen Zusammenkunft eine Wohltat, daß sie zusammensaßen. Licinius' Ernst und ungesuchte Güte hatten Valeria Mut zum Reden gegeben. Was sie von ihren Schicksalen in der Wüste, von Hunger, Krankheit, von Todesgefahren durch Räuber und Tiere litten; die Wunderwege ihrer Rettungen, ihre Sehnsucht nach Vater Diocletian; wie Candidianus sie suchte und fand, dem

Verhungern nahe, nachts im ärgsten Sturm und Regen, fast erstickt im Sandsturm — das alles spielte sich so lebendig vor dem Geist des Licinius ab, daß er kaum hörte und sah, was um ihn ging. Zu stören wagte ihn ja niemand. Und Maximinus freute sich, an sein Ziel gekommen zu sein. Wie? Dieser Mensch hat keinen Blick mehr zu Valeria erhoben, keine Hand an sie gelegt! Im Palast des Wüterichs gegen die Christen darf sie mit Prisca und Candidianus frei und ungehindert ihres Glaubens leben! Niemand zwingt sie zum Opfer für Götter und Kaiser? „Es ist, wie ich sage“, bestätigte leise Valeria. Licinius erhob den Kopf — er wußte nicht wie es kam — und sah mit dankbarem Blick zu Maximinus. Der achtete es nicht und trank eben einem Gast zu, der zum Schluß seiner Lobrede auf den Gottkaiser getrunken hatte. Dabei starrten seine flatternden Blicke in das Festgewimmel, in die Farbenpracht der Toiletten, in all das glitzernde, leuchtende, lärmende, lachende, heiße Leben, in das offene Lieben, Herzen, Küssen. Und in dem schwammigen, geistlosen, vertierten Gesicht des Kaisers lag die Wollust selber, lag ein lauerndes Vorauswissen: „Das Beste kommt erst.“ Es folgte das Symposion. Die Tafel ward abgetragen. Der Tisch zergliedert und weggenommen. Die Polsterlager wurden in zwangloser Unordnung im Saal herum aufgestellt, vor je zwei ein Dreifuß mit Bechern, Pokalen, Kristallen, Gold- und Silberschalen mit getrockneten Trauben, Mandeln, Datteln, Kuchen und mannigartigem Zucker- und Naschwerk. Die Musik wurde inniger, leiser, wiegend, schmeichelnd, ausgesucht sinnlich. Die Ölbehälter wurden nicht mehr gefüllt. Die Lichter der Kronleuchter gingen aus. Nur die hohen Kandelaber wurden noch nachgefüllt und ihre frei flackernden Lichter mit grünen, blauen, roten, gelben, oder buntfarbigen, matten Zylindern versehen.

Licinius und die drei Christen sahen von den beginnenden Orgien nichts. In leichte Mäntel gehüllt wandelten sie währenddem im Park. Licinius und Valeria voraus. Prisca und Candidianus hinterdrein. Und hinter diesen unbemerkt die Wärter auf ihren gewohnten Schleichwegen. Eine halbhelle, laue Frühlingsnacht. Zwischen silbergrauen, langen Wolkenstreifen stand der halbe Mond. Laue Lüfte wehten durch Baum und Strauch. Vom Festsaal tosendes Gelächter, gedämpftes Saiten- und Flötenspiel. Ab und zu erschienen silhouettenhafte Gestalten an den offenen Fenstern. Gäste, die von Wein und Tanz verkühlen wollten. Licinius und Valeria waren wohl bald

zwei Stunden kreuz und quer durch den Park, durch die abgelegenen Wege, Plätze und Haine gewandelt. Treulich folgten Mutter und Stiefsohn, treulich die Wärter. Es war nicht leidenschaftliche Liebe, die Licinius gegen Valeria erfüllte, mehr die starke Sehnsucht nach einem reinen, guten Weibe, nach sanfter, stiller Häuslichkeit, und ebenso die ernste Sorge um die Zukunft Valerias und ihrer Mutter. Seine abermalige Werbung um Valeria war darum in Wort und Haltung ganz ruhig und besonnen geblieben. Gelassen vernahm er ihre Einwände und suchte sie zu widerlegen. Sie anerkannte das traurige Los des einsamen Vaters zu Salone. Sie schauderte beim Gedanken an ihre Zukunft. Sie glaubte den Versicherungen des Licinius, sie dürfe Christin bleiben, desgleichen Mutter und Sohn, und glaubte, Licinius werde alles zu ihrer Rettung tun. Nur ein Hindernis blieb: Licinius konnte kein Christ werden. Constantin war Christenfreund. Licinianus und Maximinus müssen die Heiden haben. Und wieder begann das Für und Wider Christus, das feurige Bekenntnis der Valeria, daß Licinius kaum mehr zum Worte kommen konnte und zuletzt stumm, ergeben, mehr bekümmert als zornig, neben ihr schritt. Sie kamen im Wandelgang durch den Park wieder nahe zu der hohen, von Efeu, Gesträuchern, Buchs und Tamarisken überwachsenen Mauer, die den Park nach außen abschloß. Unweit davon lagen jenseits der Mauer die Trümmer der Christenkirche. Valeria blieb stehen und lauschte. Alle taten wie sie. „Was hörst du, Valeria?“ fragte gespannt Licinius. „Höre recht! Hörst du?“ Leises, wie aus der Ferne kommendes Singen war vernehmbar. Unendlich feierlich. Auf und nieder wogend. Voll Ergebung und Ruhe, bald wieder aufsteigend in Kraft, Freude. Jetzt tiefe, murmelnde Stimmen. „Die Christen!“ flüsterte Valeria erregt. „O könnt ich hin! Ob der Bischof kommt, oder einer der Christen?“ — „Wohin?“ — „Dort an die Brüstung bei der Fichte, dort. Wir warten. O Licinius, sei gütig, laß uns hier warten, wir bitten dich, laß uns den Trost und Segen des Bischofs! Verrat uns nicht! Die Wärter wissen es und lassen uns gewähren!“ — „Sei es. Was mag's mir schaden. Ich fürchte für euch. Ich warte hier.“

Die drei Christen zogen sich an den Händen durch die dichten Gesträucher gegen die bezeichnete Stelle, standen dort mit klopfenden Herzen und warteten betend. Umsonst. Kein Bischof erschien, kein Bruder, oben an der Brüstung. Licinius schritt unwillig werdend energisch auf und nieder. Jetzt, allein

gelassen, fühlte er sich doch wieder sehr geärgert. Er haßte Christus und begehrte Valeria. Schon eine Liebe — eine tiefere, gewaltige Liebe hatte ihm Christus zerstört. Wo war wohl die? Wenn Valeria die Wüste, das Elend, den Tod will, wer kann sie retten? Wo mag wohl Harsa sein? Auch Christin? Auch so besessen von diesem Christus? Auch entschlossen, die Hand des Imperators und alles Glück, das er jetzt zu bieten hat, auszuschlagen, um für diesen armseligen Nazarener sterben zu können? Licinius' Gedanken zogen übers Meer. In der Villa Licinia sieht er sie wandeln im Garten, sitzen über der Arbeit, über der Laute, und hört sie spielen und singen. In Gedanken versunken stand er im Wege, an eine Zypresse gelehnt. Er sah nicht, wie über der Mauer ein weißes Haupt erschien, hörte nicht reden, denn das Gesumme der Saiten und Lauten vom Festsaal, das Beten und wieder Singen der Christen verschlang die schwache Stimme des greisen Antimus. Der Bischof Nikomediens war es. Seine Füße standen auf einem großen Stein vor der Mauer. Nur Brust und Kopf ragten über die Brüstung. Seine Stimme zitterte: „Christus mit euch, Getreuen, und sein Friede!" — „Amen. Amen!" flüsterten die drei Christen. „Wir sind alle des Todes. Seid stille. Weint nicht. Wir freuen uns alle. Wir gehen ins ewige Leben. Die eine Hälfte der Unsrigen wurde diesen Abend abgeholt, wir wissen nicht, was ihnen widerfahren wird. Wir andre sollen die Bestien nähren." — „Gott, Christus erbarme dich!" schrie laut Valeria. Licinius sah um und lauschte. Er hörte den Greisen hastig von einem alten Manne erzählen. Zu dem kamen die Soldaten; in sein Gärtchen, in sein kleines Häuschen drangen sie ein und fragten nach Phokas, dem Christen. Der alte Phokas bewirtete sie und ließ sie bei sich schlafen. Währenddem grub er sich sein Grab im Garten und am Morgen bat er sie, ihn nach des Kaisers Gebot zu töten, und ihn in sein Grab zu legen. Er sei Phokas. Sie taten es, weil er sie nötigte, dem Kaiser zu gehorchen. Licinius schlich näher und verbarg sich hinter einem Gebüsch.

Der Bischof erzählte weiter: „Und der arme, arme Lucius. Ihr wißt, der junge Bauer, der die Julia geheiratet hat, die vor einigen Tagen in der Arena zerrissen wurde. Wie er wartete auf die plötzliche Erscheinung des Herrn, die Augen hat er sich lahm geschaut zum Himmel empor die ganze Nacht. Gehalten hat er sein Weib die ganze Nacht und immerfort geschrien: ‚Komm, komm, Herr Jesu!' Nun darf auch er zum

Herrn und wird sein Weib wieder finden und dazu das ewige Leben.“ — „O, warum kommt der Herr denn nicht, Antimus? Warum denn diese Leiden? Wo bleibt denn seine Verheißung? O, Bischof, wenn er doch käme! Komm doch, komm doch, Herr Jesu, komm zum Gericht über diese entsetzliche Welt!“ schrie Valeria. — Keine Beruhigung half mehr, kein Bitten, kein Befehl des Bischofs. Mit immer lauterer Stimme schrie Valeria zur Bestürzung aller: „Jesus komm, Herr Jesus Christus, nun ist's genug, nun komm, zerreiß den Himmel, steig herab mit deinen himmlischen Legionen. Blast, Posaunen des Himmels!“ — Valeria schrie aus allen Kräften in die Nacht hinaus, daß es Licinius fror, im Glauben, Valeria sei verrückt geworden. — „Blast doch, ihr Engel des Gerichts! Heraus! Gießt die Schalen des göttlichen Zornes aus! Heraus, ihr Reiter, ihr Schnitter — nun kommt's, nun kommt das Ende! — Ich weiß es!“ — „Sei ruhig — sei still, Valeria!“ riefen die andern. „Er kommt. Er muß kommen!“ — „Das weiß niemand als Gott, der Vater“, sagte ruhig der Bischof dazwischen. „Er kommt!“ jubelte Valeria. Dann plötzlich, zum Bischof gewendet: „Und die herrliche Sängerin mit der Laute, die Galerius gepflegt hat, wo ist die? Was steht der bevor? Cornelia?“ — „Sie wurde heute abend mit den andern abgeholt“, berichtete traurig der Greis. „Sie hat alle aufrecht gehalten. Sie spielte und sang, bis man sie holte. Sie jubelte mit unbegreiflicher Freude. Sie sah den Himmel offen. Ihre Blicke, ihr Antlitz war verklärt. Alle sagten: so habe sie nie gespielt, nie gesungen. Die halbe Stadt trauert um sie.“ — „Christus, erscheine! Erscheine! Rette sie!“ schrie Valeria. „Licinius, sei ein Mann, sei Imperator, stürze diesen leibhaftigen Satan vom Thron. Gib Gott die Ehre! Werde Christ — Licinius! O, Licinius, werde Christ! Rett uns alle!“ — „Wo ist die Sängerin? Wer ist sie? Woher kommt sie?“ Mit drei, vier Sprüngen war Licinius durchs Dickicht gebrochen und hatte im Springen die Fragen dem Bischof zugerufen. — Der war erschrocken mit dem Kopf zurückgefahren, als er den Namen Licinius hörte und den Imperator sah. „Bleib, Alter!“ donnerte Licinius. „Keine Gefahr durch mich! Sprich, um der Götter, um eures Christus willen, rede! Wer ist die Sängerin? Woher kam sie hierher? Wo ist sie?“

Vom Strand her wurden Menschenstimmen hörbar. Immer mehr. Immer lauter. Von groß und klein ertönte wildes Freudengeschrei. Der Bischof gab Licinius eilig Antwort: „Cornelia

ist ihr Christenname. Sie hieß vorher Harsa." — „Harsa!" schrie überlaut Licinius, „und wohnte?" — „Wohnte in Athen." — „In Athen? Was war sie? Was tat sie?" — „Armenische Königskinder pflegte sie und war Priesterin des Mithras." — „Harsa! Harsa!" schrie Licinius wie wahnsinnig. „Rette Harsa! Rette sie, Bischof!" — „Ich retten? Wie? Wo? Rette Christus sie und der allmächtige Gott!" — „Rette Christus sie . . . ." schrie Licinius, ohne mehr zu wissen, was er sprach, rannte davon, ohne zu wissen, wohin.

Die Bären im nahen Zwinger fingen zu brüllen an. Von der Arena her aus der Stadt hörte man die Löwen. Das Menschengewoge am Strand wurde dem Getöse der Stimmen nach immer größer. Und jetzt — dazwischen, weit weg wie von der See her, hoher Gesang. Eine Stimme drang über das Wasser, drang in den Park. Valeria kannte das Lied, mit heller Stimme fiel sie ein:

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
So werden wir sein wie die Träumenden. —

Schon die zweite Strophe wurde von den gefangenen Christen mitgesungen, zu denen der Bischof zurückgesprungen war:

Dann wird unser Mund voll Lachen
Und unsre Zunge voll Jubel sein.
Da wird man sagen unter den Heiden:
Jehova hat Großes an ihnen getan,
Jehova hat Großes an uns getan,
Darüber sind wir froh.

An den Fenstern des Palastes, bis hinauf zum flachen Dach, das einen Palmengarten mit Springbrunnen darstellte, war alles hell erleuchtet. Die trunkenen Gäste drängten sich an die Fenster, an den Rand der Dachterrasse. Das Beste kam. Maximinus hatte eine Barke in alle denkwürdige Pracht von Lichtern, Farben, Blumen, Kränzen, Statuen, Götterbildern kleiden lassen. Am Vordergrund des Bootes erhob sich ein hohes, weißes, weithin übers schwarze Meer hinaus leuchtendes Kreuz. Ein Gekreuzigter hing daran. Das Schiff war voll von Christen, die an Händen und Füßen gebunden waren, schwere Steine oder Eisen hingen um ihre Leiber und zogen sie nieder auf den Boden des Schiffes. Maximinus nahm in weintrunkener Seligkeit von allen Seiten Lobrufe, Dank, Evoerufe entgegen.

Alle warteten auf den Augenblick des furchtbaren Aufschreies, wenn plötzlich, weiter draußen im Meer, der Boden des Schiffs gelöst würde und die Christen versänken. Das Schiff fuhr immer noch. Die offenen Lichter gaukelten und spiegelten sich auf den nachtschwarzglänzenden Wellen. Der Rauch wirbelte wie zornig von den Fackeln empor. Die Menge am Ufer war ganz still geworden. Stiller waren die Gäste an den Fenstern, auf den Balkonen, auf dem Dach. Der Gesang der Christen war plötzlich verstummt. Cornelia und ihre Laute hatte man zuletzt vernommen. Ein letzter, jäh abgebrochener Ton hatte übers Wasser gezittert. Kein Laut, kein Schrei ward vernommen. Stille herrschte, nur die Löwen brüllten noch ab und zu. Die Bären brummten. Aber weithin durch den Park dröhnten die furchtbaren Flüche des enttäuschten Imperators Maximinus. Licinius aber saß zur Zeit in einem kleinen Boot und ließ sich hin und her rudern, wo die Christen versunken waren. Doch Cornelia ruhte schon, die Laute in den erstarrten Händen, auf dem Boden des Meeres. Licinius rudert zurück. Jeden Augenblick glaubt er zu versinken. Wie aus weiter, weiter Ferne klingen die letzten Klänge der gefangenen Christen vom Land übers leichtbewegte Wasser:

Herr, bring wieder unsre Gefangenen,
Wie du die Bäche wieder bringst im Mittagslande,
Die mit Tränen säen,
Werden mit Freuden ernten.
Sie gehen hin und weinen
Und tragen edlen Samen,
Und kommen mit Freuden,
Und bringen ihre Garben.

* * *

Es war der 30. April 313. Über Meer und Küste von Cilicien, im nordöstlichen Winkel des Mittelmeeres, über die weite Niederung, die sich vom Meer herüber bis zum ungeheuren Wall des Taurus zieht, über die cilicische Ebene mit ihren wenigen Bäumen, aber zahlreichen Getreide- und Baumwollenfeldern, über die weiten Matten mit den weidenden Rindern, Kühen und Büffeln, über die kleinen, weithin zerstreuten Dörfer, über Tarsus, die Hauptstadt, stiegen langsam gegen Abend vom Meer her Nebel herauf. Die Sonne sank und wurde verhüllt. Unsichtbar wurden die gewaltigen Zacken der schneebedeckten

Höhen des Taurus, des Mons Casius und Amanus in Syrien. Glanzlos floß der Cydnus dahin. Vom kalten, nassen Nebel wie umschleiert standen die blühenden Orangen- und Zitronenbäume. Die Pappeln ragten ernst aus dem Nebel empor, und die ungeheuren Walnuß- und Senselachtbäume ließen traurig die Zweige hängen. Über Mauern und Ecken hingen Teppiche und Büschel von Rosen und ließen den Nebel in hellen Tropfen, zu Bächlein vereint, aus den Kelchen zu Boden rieseln.

Die Stimmung in der Natur entsprach der der Leute von Tarsus. Mit ängstlicher Eile, lockend, rufend, fluchend und schlagend, wenn's not tat, trieben die Hirten der Angoraziegen und Mohairschafe ihre triefende Herde von der Weide in die Ställe vor der Stadt draußen. Die Flößer, halbnackte Naturmenschen mit Affen- und Büffelgesichtern, mit Mähnen schwarzer Haare und bewaldeten Brüsten, mit Zyklopenhänden, die die langen, schweren Stangen führten, sie waren e i n m a l aus der Ruhe gekommen, als heute morgen kaiserliche Kuriere auf schnaubenden, staub- und schweißbedeckten Rossen durch die Tore von Tarsus sprengten, in die Hörner bliesen, den Namen des Imperators Maximinus Daza ausriefen und den, vor dem Namen des Kaisers niederfallenden Bewohnern verkündeten, Maximinus werde mit seinem Heere diesen Abend, noch vor Nacht, in Tarsus einziehen. Alle Häuser und Ställe, alle Lebensmittel und Getränke seien bis abends bereit zu machen. Siebzigtausend Mann seien zu verpflegen. Todesstrafe mit ausgesuchten Martern bei Weigerung und Hintergehung. Die Mauern und Tore seien zu untersuchen, auszubessern und belagerungsfest zu machen. Licinius folge dem göttlichen Maximinus mit seinem Heer. Tarsus werde belagert.

Tarsus wurde zum Ameisenhaufen. Unbeschreiblich das Rennen und Laufen der Bewohner, der Räte, der Unterbeamten, der Kuriere; das Fahren, Stoßen, Schreien, Schimpfen, Fluchen auf den hochaufgestapelten Getreidewagen, Frucht- und Futterkarren, die auf dem Markt und in allen offenen Hallen zusammenfuhren. Und erst auf den Mauern, an den Toren, die Maurer, die Zimmerleute, die Bürger, die Heiden, die Christen, alles vom Nebel eingehüllt, kaum einander sichtbar, gehindert an der Arbeit und endlich bis auf die Haut durchnäßt vom strömenden Regen, der sich gegen Abend aus dem Nebel auslöste. Das war genug. Wie verabredet brach der Aufruhr los überall und gleichzeitig. Die Christen hatten gefürchtet, ihre letzte Stunde sei gekommen. Maximinus bringe den ganzen

Hofstaat mit, Prisca, Valeria, des Diocles' Frau und Tochter und des Galerius Sohn Candidianus; Löwen und Bären, seine Lieblinge. Die sollen versuchen, wie das Fleisch von Tarsus schmecke. So habe Maximinus gesagt, wollten die einen wissen. Andere: der Kaiser werde die Christen schonen, er fürchte sich vor Christus. Man wußte, daß Maximinus nach seiner glänzenden Eroberung der Städte Byzanz, Heraklea, Perinthus, zwischen Perinth und Adrianopel Licinius entgegengetreten war. 30 000 Mann nur standen ihm gegen 70 000 des Maximinus zur Verfügung. Aber Licinius siegte. Maximinus war nach Nikomedien zurückgeflohen. In Kappadozien und allen östlichen Provinzen wurden neue Truppen aufgeboten. Aber Licinius folgte ihm beständig. Wo er hinkam, bewilligte er überall volle Glaubensfreiheit. Die Christen jubelten ihm als einem Erlöser zu. Was blieb Maximinus anders übrig, als eben auch in seinen Gebieten den Christen Glaubensfreiheit zu lassen! So viel hatte man in Tarsus gewußt. Das alles ward diesen Tag besprochen und beurteilt. Beim Einbruch der Nacht fürchtete kein Christ mehr, ein Fraß der Bären zu werden. Die Gunst der Heiden von Tarsus war den Christen gegenüber so groß, daß des Kaisers Verfolgung auf allgemeinen Widerstand gestoßen wäre. Schon bald nach Mittag waren von weither Bauern mit ihren Proviantwagen gekommen. Sie hatten wieder von weiter her vernommen, Maximinus komme — gebrochen. Seine Legionen meuteren und gehen zu Licinius über. Nur ein kleines Heer komme von Nikomedien her. Maximinus sei krank und werde in der Sänfte getragen. Die ganze Stadt war in gespannter Erwartung. Sollte Licinius nachrücken, so wird man sich ihm ergeben und Maximinus ausliefern. Alles blieb auf. Kinder warteten tropfnaß in der Hauptstraße, am Tor, auf der Mauer. Es wurde Mitternacht, als immer mehr und mehr Landleute vor die Stadt kamen und Einlaß erbaten. Sie waren geflüchtet, alte Leute, Frauen, Kinder, geflüchtet vor dem Krieg, vor Licinius und seinem Heer. Maximinus sei nahe!

Bei lautloser Stille der erschütterten Bevölkerung wurde Maximinus nach Mitternacht in der Sänfte von Offizieren in die Stadt getragen. Voran, zu beiden Seiten, hinter der Sänfte die berittene kaiserliche Leibwache. Hinter ihr, von den höchsten Offizieren begleitet, die Wagen mit den Frauen Prisca, Valeria, mit Candidianus; die Lieblingsfrauen und Eunuchen des Kaisers. Hinter ihnen — zum Entsetzen der spalierbildenden, von Dächern, Bäumen, Mauern, Türmen herab zuschauenden Menge

— die Bären, an Nasenringen geführt, von gewaltigen Numidiern, mit Keulen, Spießen und Peitschen bewaffnet. Kein Bär dachte an Ausreißen oder Toben. Ausgehungert, todmüde schienen sie. Kaum vermochten sie dem Zug der Ringe zu folgen und sprangen von Zeit zu Zeit mit Schmerzgebrüll watschelnd den Führern nach, um der Qual des Anziehens der Seile zu entgehen. Erschüttert standen Heiden und Christen und folgten schlotternd vor Nässe und Grauen den Bären nach. Den Abschluß des Zuges bildete das geschlagene, hungrige, marsch- und hoffnungsmüde Heer, in dessen ungeordneten Reihen viele kranke Soldaten kaum mehr aufrecht zu gehen vermochten. Bei Heiden wie Christen fanden sie trockenes Lager und Pflege. Der Morgen graute, und der trübe, kalte erste Maitag brach an, als es endlich in Straßen und Plätzen stille ward. Schon jetzt lief die Kunde durch alle Häuser, der Imperator liege im Sterben und sei schon einige Wochen dem Wahnsinn verfallen. Was er leide, warum er so furchtbar schreie, daß man es weithin höre, wußte bis zum Morgen noch niemand. Doch am Abend war der Imperator tot. Eine Spinne hatte über dem Lager oben an der Decke ihr Netz zu spinnen begonnen. Sie war auf und nieder gefahren. Reden konnte der Imperator nicht mehr. Der Schlag hatte ihn der Sprache beraubt. Nur die angstvollen Blicke der aus den Höhlen quillenden Augen, die schauerlichen Rufe wahnsinniger Angst, das plötzliche Sichaufbäumen und Wiederzurückwerfen, das Bedecken des weißen Gesichtes mit den Händen voll Todesschweiß — nur diese Äußerungen, die alle um ihn her erschauern machten, verrieten seinen neuen Verfolgungswahn. Niemand kam darauf, daß der Imperator meinte, er sei die Fliege, und die Spinne laure auf ihn und werde ihn plötzlich erfassen und hinaufziehen, einwickeln und langsam aussaugen. Das ahnten Frau und Kinder, Fürsten und Leibwache des Imperators erst, als die Spinne einige Stunden später zum Entsetzen der Heiden aus den Haaren des Toten über sein gelbes Gesicht lief, das im Ausdruck fürchterlicher Angst erstarrt war. Denn auf der schrecklichen Flucht und vorher schon, noch in Nikomediens Palast und Garten sah man den Imperator vor jedem Sperling zittern und davonjagen. Und man hatte erfahren, der Imperator halte sich für ein Korn, das der Sperling fressen wolle. Kaum daß der Morgen graute, so lief die Kunde vom Tode des Imperators durch alle Häuser. Schaudernd vernahmen Heiden und Chri-

sten von den Soldaten der Leibwache und vom Troß und Gesinde, welche Qualen der Imperator gelitten habe. Alle, Heiden wie Christen, sagten sich mit stillem Grauen, das sei seltsam, daß er im Wahnsinn glaubte, er sei so klein wie ein Korn, und auch sein Blut werde nun ausgesogen; und daß er da sterben mußte, wo ihr Paulus, der Apostel von Tarsus, geboren sei.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Salona.

Während diesen Ereignissen zu Nikomedien und Tarsus in Cilicien lebte Diocles in Salone am Adriatischen Meer in einer immer größeren Angst um Prisca und Valeria. Er hatte erfahren, daß Frau und Tochter von Maximinus Daza gefangen gehalten wurden. Seine Bitten um ihre Zusendung an ihn wurden von Maximinus unbeantwortet gelassen. Die Boten wurden nicht zugelassen und kehrten jedesmal unverrichteter Dinge zurück. Diocles war immer mehr in die Macht jenes Bassus geraten. Er herrschte unumschränkt über alles. Mit schülerhafter Treue übte sich Diocles in den magischen Formeln und Zeichen vom Morgen bis zum Abend. Bald werde er so weit sein, versicherte ihm Bassus, daß er vermöge, die Geister zu zitieren und über die übernatürlichen Kräfte zu verfügen. An einem der Aprilabende des Jahres 313 war es, daß Diocles und Bassus wieder allein im Bibliotheksraum zusammensaßen und bis tief in die Nacht die magischen Künste betrieben. Am Meer, dort auf der Terrasse am Ende des Säulenganges, standen Dorotheus, Lucianus, Gorgonius, die christlichen Kammerherren. Immer noch am Hof geduldet, aber ohne jeden Einfluß mehr auf Diocles, hatten sie, treu ihres Eides, alles aufgeboten, Diocles aus den Schlingen des Magiers zu befreien. Sie hatten am Hof und in der Stadt bis weit ins Land hinaus Bassus' Wege beobachtet. Ihr Bund von dreien war um einen, mit Namen Albinus, vermehrt worden. Er hatte den gleichen Eid getan und war seit langem Tag und Nacht Bassus in Salone und in der Umgebung der Stadt nachgeschlichen. Bald als Bauer, bald als Viehtreiber, bald als Handwerker oder fahrender Geselle war Albinus in Stadt und Land herumgezogen. Er hatte die Schlupfwinkel, die abgelegenen Dorfschenken gefunden und

kannte viele, die im Dienste des Bassus standen. Die Schlingen waren für ihn gelegt.

Es war finstere Nacht. Land und Meer war unsichtbar. Nur das monotone, dumpfe Brausen der Wellen und ihre Brandung an den Felsen der Terrasse und dem Ufer entlang ließ erkennen, wo das Meer lag. Am Himmel kein Stern. Die Getreuen des Diocles sahen sich nicht. Nur an den Stimmen erkannten sie sich. Sie flüsterten ängstlich und schlossen den Kreis immer enger. „Nun mußte er da sein!“ — „Gewiß. Der Weg ist bequem in zwei Stunden zurückzulegen.“ — „Bei Nacht nicht. — Warten wir ruhig.“ — „Beten wir, beten wir für Albinus“, flüsterten Lucianus und die andern. Es wurde still. Alle beteten für ihn, daß Gott ihn schütze. Dann begann wieder leise, allmählich stärker, unruhiger, ängstlicher als vorher, das Geflüster: „Bist du auch ganz gewiß, daß dort in Dioclea * Gesellen zusammenkommen, Lucianus?“ — „Ganz gewiß.“ — „Hat noch keiner Spuren gefunden, wie dieser Höllenfürst die Kaiserin und ihre Tochter dem Kaiser sichtbar werden läßt?“ — „Nein“, wurde geflüstert. — „Und die Glöcklein, wie können sie läuten in seiner Hand, ohne daß die Schwengel sich bewegen?“ — „Wir sahen vielleicht doch nicht recht, gestern.“ — „Doch, freilich. Wir hielten ihm ja die Hände!“ — „Und die Schlangen, woher kommen sie auf seinen Pfiff plötzlich ins Zimmer und ringeln sich gehorsam um seine Hände, um den Hals.“ — „Mir ist aufgefallen, daß sie, wie auch die weißen Ratten und Mäuse, immer da erscheinen, wo er zuletzt gestanden hat.“ — Alle sannen wieder still nach. „Und woher denn auch die Stimme, wenn Bassus oder Mamertinus den Totenkopf befragt? — Dürften wir Bassus’ Zimmer und Koffer und Kästen durchsuchen, wir wären bald klug, sag ich euch.“ — „Das dürfen wir nicht, Gorgonius, niemals ohne des Kaisers Bewilligung!“ — „Die bekommen wir nie!“ — „Der Kaiser glaubt vor lauter Furcht, daß alle sterben, die die Geheimnisse des Bassus berühren.“ — „Aber die Zwischenwand, die muß nun einmal untersucht werden, Lucianus, und koste es unser Leben.“ — „Ganz unmöglich, Dorotheus, da kann kein Mensch dazwischen kommen!“ — „Wer weiß — es gibt welche, die können durch lange Übung sich platt machen wie Mäuse, die durch Spalten schlüpfen.“

Sie beschlossen, nun besonders auf die Zwischenwand zu achten, den Raum, der im Winter zur Erwärmung des Wohn-

---

* **Nahe bei Salona, Heimatort Diocletians.**

raums diente. So flüsterten die treuen Kammerherren hin und her und berieten die Rettung des Diocles. Kopf an Kopf standen sie beisammen. Mund an Ohr. Sternenlose, schwarze Nacht um sie. Kein Laut, als die Brandung. Da flog ein harter Gegenstand vom Meer her in den Kreis der Kammerherren hinein. Wuchtig traf er Gorgonius an den Kopf und fiel zwischen den, mit einem Schreckensruf auseinanderstiebenden Männern dumpf zu Boden. Gorgonius sank betäubt vom Anprall des Gegenstandes zu Boden. Seine Hand traf im Aufstützen auf etwas Weiches, Kaltes. Er schrie auf, fühlte dem Körper nach und schrie wieder, nun laut, von Grauen geschüttelt, mehrmals auf. Die andern sprangen zu, fielen zu ihm nieder, hießen ihn schweigen und um Gottes willen sich fassen. Alle fühlten ein Gesicht, einen Kopf. Wie aus dem Grab tönte Lucianus' Stimme: „Brüder, es ist das Haupt des Albinus! Der Herr schenke ihm die Krone des Lebens." Er nahm das schwere, kalte Haupt des Toten und ging voran. Die andern folgten. Das Licht im Bibliotheksraum des Fürsten war erloschen. Alles im Palast war still und finster. Sie blieben im Hof beieinander, den Kopf auf der Erde vor ihren Füßen. So erwarteten sie den Morgen. Ein furchtbarer Aufruhr entstand. Mit kaltem Entsetzen standen die Sklaven um den Kopf ihres Mitsklaven, des gewaltigen Albinus. Lautes Geheul erhob sich. Verstohlen wurde der Name Bassus genannt und in unzweideutigen Mienen allgemein der Verdacht geäußert. Als Lucianus endlich es wagte, an der Tür des Schlafzimmers des Fürsten zu klopfen und um Einlaß zu bitten, war Bassus schon fort und Diocles allein. Das Haupt zu sehen, lehnte er ab. Er gab Befehl, es zu beerdigen, und versprach mit auffallender Gelassenheit, die Sache zu untersuchen. Als er erfuhr, daß Albinus auf der Suche nach Bassus und seinen Helfern in Dioclea gewesen sei, grollte Diocles und brach die Untersuchung ab mit dem groben Ausruf, es sei ihm recht geschehen, warum habe er einem solchen Mann nachgestellt, der ja immer gewarnt habe: sein Licht töte.

Gleichwohl hatte der furchtbare Vorfall genügt, Grauen und Furcht vor Bassus in Diocles zu erregen. Als die Nacht kam und Bassus nicht von seiner Reise zurückgekehrt war, da mußten Lucianus und Dorotheus, beide im Schlafsaal des Fürsten mit ihm übernachten, und bald gelang es ihnen, dem Fürsten sein früheres Vertrauen einigermaßen abzugewinnen. Willig hörte er, immer stiller und ängstlicher werdend, ihre Verdächtigungen gegen Bassus und seine Künste an. Ja, nun kam ihm selber

mancherlei seltsam vor. Wie kam es, daß er so oft gegen seine frühere Gewohnheit so lang und tief in den Morgen hinein schlief, und das nur ab und zu, — ja — richtig! — gewöhnlich dann, wenn ihm Bassus vor dem Einschlafen noch ein Glas klaren Wassers gegeben hatte. Ein Verdacht um den andern tauchte nun auf. Diocles zitterte in seinem Bett vor Angst, und Lucianus und Dorotheus durften nicht von ihm weichen. Er gab ihnen Vollmacht, Bassus auf Schritt und Tritt zu überwachen, und er selber, Diocles, wolle ihm eine furchtbare Falle bereiten. Morgen schon werde er von ihm verlangen, daß er ihm aus dem Totenschädel weissage, wer der Mörder des Albinus sei. Sie wollten auf die Zwischenwand achten. Gegen Morgen schlummerte der Kaiser ein. Noch war es finster, als die beiden Kämmerer, die am Bett des Kaisers getreu ihres Versprechens wachten, ein Geräusch wie vom Ächzen der Treppe vernahmen, ein Lichtstrahl drang durch die Geheimtüre der Wendeltreppe in den Saal und beleuchtete den schlafenden Fürsten, brach plötzlich ab und verschwand. Lautlose Stille blieb. Von kaltem Schweiß bedeckt erwarteten die Kämmerer den Tag. Am Morgenessen erschien Bassus, wie unerwartet, von der Reise, hatte sich umgezogen und wollte nach herzlichster Begrüßung den Fürsten bedienen. Auch Diocles schien herzlich, aber in seinen blauen Augen blitzte ein lauernder Hohn, lag eine Verachtung, eine Entschlossenheit, die den alten Fürsten furchtbar machte. Er ließ sich während des Essens die Reise des Bassus erzählen, tat aber keinen Blick vom Erzähler ab, der in gewohnter Frische und Anschaulichkeit die Erlebnisse der vergangenen Tage berichtete. Doch der Blick des Fürsten und sein ganzes Wesen ließen ihn die Situation wohl erkennen, in der er war. Mit stoischer Ruhe vernahm er den Tod des Albinus und ebenso gelassen die Frage, ob er dem Fürsten heute abend vermöge, aus dem Totenschädel zu sagen, wer und wo der Mörder sei. „Wenn die Götter Gnade geben, Fürst“, gab Bassus mit Achselzucken und Stirnerunzeln zur Antwort. „Wir werden sehen“, sagte Diocles. „Rufe Mamertinus! Ich habe mit ihm zu sprechen.“ Bassus erbleichte. Diocles sah es wohl, desgleichen sahen es Lucianus und Dorotheus. Mamertinus kam. Bassus und die Kammerherren schieden. Mamertinus erhielt den Auftrag, im Bibliothekzimmer mit dem Fürsten die Neuordnung einer Abteilung von Büchern und Schriften vorzunehmen. Diocles war äußerst freundlich. Den ganzen Tag wurde streng gearbeitet.

Leibwache belagerte Mamertinus, wo er ging und stand. Bassus hatte versprochen, am Abend den Schädel zu befragen. Diocles hatte gleichgültig bejaht; wenn er glaube, die Götter gäben Gnade, er solle es probieren. Doch möchte er die Befragung droben im Bibliothekraum vornehmen, da er nicht gerne die vielen Briefe und Wertpapiere offen liegen lasse, ohne dabei zu sein bei der Ordnung. Wieder erbleichte Bassus sichtlich und bedauerte, daß Dir, der Traumgott, nur an dem dafür geweihten Ort, im Wohnraum, Antwort geben werde. Nun, wie er wolle, sagte Diocles gütig, aber diesen Abend wolle er die Antwort haben. Am Abend standen Diocles, die christlichen Kammerherren, Offiziere, Rhetoren, Priester, Oberpriester im Wohnraum. Auf dem Tisch lag der Schädel, aus dem so oft schon Bassus dem Diocles geweissagt hatte, und noch jede Weissagung der Stimme, die jeweilen aus dem Schädel zu sprechen schien, war in Erfüllung gegangen, jeder verlorene Gegenstand war gefunden worden, jedes Gewitter war noch glücklich vorübergegangen, weil der Geist im Schädel es beschworen hatte. Bassus schien ganz ruhig zu sein. Das glattrasierte Gesicht war farblos, die grünen Augen aber und die Spannung des Gesichtes verrieten einen letzten Aufwand aller Energie und Selbstbeherrschung. Unter Murmeln und Zeichen begann er die Beschwörung des Geistes und die Berufung desselben in den Schädel. Er müsse den Geist durch heilige Dämpfe und Wohlgerüche herbeiziehen, erklärte er nach einigen Augenblicken. Schon begann der Dampf über dem Schädel aufzusteigen, da rief Lucianus mächtig: „Fürst, verbiete ihm diese Dämpfe, sie werden uns alle betäuben und während unserer Ohnmacht oder unseres Sterbens wird Bassus fliehen.“ Diocles lachte schadenfroh auf: „Meine Leibwache vor der Türe und im Hof wird dafür sorgen, daß keiner von euch allen entflieht. Bassus, du bist des Todes, wenn du mich betrogen hast! Und ihr, Christen, desgleichen, wenn Bassus unschuldig ist! Bassus!“ — Diocles’ Augen loderten im Halbdunkel des spärlichen Kerzenlichtes — „bei deinem Blut und Leben, hast du Böses mit uns vor?“ Bassus’ Gesicht leuchtete von Unschuld. Sanftes Lächeln von Mitleid und Güte lag darüber, die Hände kreuzten sich wehrlos vor dem Leib, als er mit traurigem Ton flüsterte: „Fürst Diocles, das darfst du mich, deinen besten Freund und Berater, fragen? Darfst du das?“

Noch einmal nahm der Blick des Bassus jene furchtbare, allesbezwingende Macht an. Zu spät. Diocles war noch einmal

der Gewaltige früherer Jahre geworden. Seine blauen Augen nahmen dieselbe furchtbare Gewalt an, gaben jetzt nicht nach, wurden Herr über Bassus' Augen und diese senkten sich vor Diocles'Blick, Hoheit und Alter. Jetzt wußte der Fürst, daß er der Betrogene sei. Die Szene wurde zum Gericht einiger fürchterlicher Augenblicke, Diocles zog mit majestätischer Ruhe den Dolch aus dem Busen und stellte sich vor Bassus. Befrage den Schädel, wer ist der Mörder des Albinus?"

„Nach deinem Willen, Herr!" Bassus beugte sich über den Totenschädel und rief: „Bei Ahura, dem Allwissenden, bei Mithras tausend Augen und tausend Ohren, Dir, Traumgott, ich frage dich: ‚Wer hat Albinus getötet?'" Zwei-, dreimal wiederholte Bassus ruhig die Frage. Die Totenstille, die einige Augenblicke dauerte und eine Ewigkeit zu währen schien, ward jetzt durch ein dumpfes, dreimaliges Klopfen unterbrochen, das Diocles und die meisten Anwesenden erschauern machte. „Endlich, endlich, Traumgott!" rief vorwurfsvoll Bassus, zum Schädel sich neigend, und fragte wieder: „Dir, wer hat Albinus getötet?" Wieder das dreimalige Klopfen, dann tönte, von irgend woher, eine hohle Stimme: „Die Christen Lucianus!" — „Lucianus! Wer weiter, Dir?" — „Dorotheus!" — „Dorotheus! weiter?" — „Gorgonius!" — „Gorgonius! weiter!" — — —

Ein Viereck vom Getäfel der Wand wurde vom Zwischenraum der Doppelwand nach außen in den Saal gestoßen, daß es klirrend zu Boden fiel. Eine ganz andere, natürlich-menschliche Stimme rief wie eine Posaune des Gerichtes: „Bassus hat Albinus töten lassen." Zugleich erhob sich in der Doppelwand ein grauenhafter, unartikulierter Schreckensruf, der alsbald in grausigem Schweigen abbrach. Diocles stand da wie zur Bildsäule erstarrt. Ohne seinen Befehl abzuwarten, waren die Offiziere der Leibwache auf Bassus losgesprungen und knebelten ihn. Die anderen alle waren hinausgeeilt und sahen eben, wie man einen Sklaven des Diocles, den zum Schlangenmenschen abgerichteten Helfer des Bassus, aus der Doppelwand hinaus zog und in Gewahrsam abführte.

Als die Offiziere der Leibwache den auf einem Polster zusammengebrochenen Fürsten fragten, was mit Bassus zu geschehen habe, blickte Diocles mit unsäglichem Grauen und Verachtung Bassus lange an. Ruhig, als hätte Bassus diesen Ausgang längst erwartet, sah er Diocles an, als dieser mit einer müden Handbewegung das Zeichen der Enthauptung durchs Schwert machte.

Einige Stunden später beschwor Mamertinus mit weinerlicher, vor Angst überschnappender Stimme den Schädel des Bassus. Während er vor Diocles' lauernden Blicken und der ganzen Gesellschaft mit schlotternden Knien seine Verbeugungen und Zeichen gegen den ihm unheimlich frisch und fremd vorkommenden Schädel machte und mehrmals, mit immer größerer Angst rief: „Traumgott Dir, wer hat Albinus getötet?“ ward vor das Velarium in aller Stille der kopflose Leichnam des Bassus auf einer Bahre abgestellt und mit einer Decke verhüllt worden. Als immer wieder keine Antwort von Dir ertönte, trat Diocles langsam hinter Mamertinus, und begann plötzlich zum Schrekken aller wie in einem Anfall überlaut und unnatürlich aufzulachen. Ein wildes, schadenfrohes, furchtbares Lachen der Rache und der Verzweiflung schien es, wie von einem, der alles verloren hat und vor lauter Elend lachen muß. „Es — geht — nicht — Ma—mer—tinus — geht nicht. — Der Geist — weiß nicht — wer Albinus ge—tötet hat. — Komm, lieber Mamertinus — ich — — ha ha ha — — ich will dir zeigen, wer ihn töten ließ und wem der Schädel ist!“ Willenlos, dem Umsinken nahe, von einem Offizier gestützt, wankte Mamertinus am Arm des Fürsten zum Velarium. Wie von ungeheurer Wut plötzlich gepackt, riß nun Diocles die beiden schweren Vorhänge auseinander, das Tuch auf der Bahre weg, und mit dem donnernden Ruf: „Sieh da, Mamertinus, den Mörder und Betrüger!“ warf er mit gewaltiger Kraft den ohnmächtigen Mamertinus auf den Leichnam seines Verführers. Tagelang wurde die Hinterlassenschaft des furchtbaren Menschen Bassus durchmustert, alle Kästen, Schatullen, Pakete erbrochen, die vielen Pulver, Mixturen, Instrumente untersucht, die Schlangen in der Kiste getötet, die Briefe gelesen. Die meisten waren in Geheimsprache geschrieben. Aber so viel erfuhren die christlichen Kammerherren daraus, daß dieser an verbrecherischer Klugheit außerordentliche Mensch mit einem ganzen Volk von Verbrechern in Verbindung stand, früher in Athen verkehrt und sich „der heilige Mobed“ genannt haben muß.

Diocles kam nicht mehr zur Ruhe. Sein Herz war am Brechen, sein Geist der Umnachtung nahe. Unfähig, der Angst zu entrinnen, die ihn erfaßt hatte, lief er die ganze Nacht bald im Palast, bald im Park, bald draußen am Meeresstrand barhaupt einsam herum. Niemand wagte, ihn zu begleiten. Von ferne nur folgten ihm einige treue Sklavinnen und weinten. Diocles selber war vorerst ganz still. Nur wandern, wandern, wan-

dern schien er zu wollen. Zum Umsinken müde schleppte er sich im Morgengrauen von der Terrasse am Meer durch den Säulengang in den Garten und hinauf in das Schlafzimmer. Er wollte eintreten und wagte es nicht. Die Gestalt des Bassus verfolgte ihn. Er glaubte, sein Geist folge ihm auf Schritt und Tritt. „Abracadabar, Abracadabar, Abracadabar!“ rief er und beschwor durch allerlei Zeichen in der Luft den Geist. „Ruhe. Ruhe meinem armen Herzen! O — Ruhe!“ stöhnte der Greis. Der Ruf zog sich klagend durch die weiten Hallen und brach sich an den hohen Säulen. Ein dumpfer Fall: Diocles war, von Schlaf übernommen, vor seinem Schlafsaal auf dem Löwenfell zusammengebrochen. Sein Kopf lag auf dem des ausgestopften Tieres, einer Beute des jungen Diocles. Mit den Händen hielt sich der Greis schlaftrunken an den furchtbaren Zähnen des weitgeöffneten Rachens. Es kamen die Sklavinnen und legten eine warme Decke über Diocles. Langsam wurde es Tag im Palast. Keine Sonne ward sichtbar. Nur trüber, dicker Nebel und frostiger Wind, der vom Meer her kam und andauernden Regen verkündete. Im Palast wollte es nicht tagen. Wo Diocles lag und immer noch schlief, war's fast noch Nacht. Säulen und Treppengeländer traten undeutlich aus dem Dunkel hervor. Und Diocles schlief und schlief. Von Zeit zu Zeit drang das furchtbare, langgedehnte „Oh“ durch den weiten Raum und erdröhnte wie im Echo in den hohen Hallen des Palastes. Es mochte wohl fünf Uhr morgens sein, als er erwachte, wirr und verloren um sich sah, erschreckt und beschämt aufsprang und, die Decke von sich werfend, in sein Schlafzimmer eilte. Scheu strich das Gesinde im Palast und Hof und Garten herum. Alle erwarteten die Rückkehr der Boten, die Prisca und Valeria bringen sollten. Von Griechenland her sollten sie kommen. Denn man hatte endlich erfahren, daß Licinius nach dem Sieg über Maximinus und nach dessen Tod, von Tarsus aufgebrochen, nach Griechenland zurückgekehrt sei, und Prisca und Valeria, Candidianus und alle Nachkommen des Maximinus und Galerius, mitgenommen habe.

Die Vorsteher der Sklaven berieten ängstlich, was sie tun wollten, ob sie Diocles aufwecken und um seine Befehle und Bedürfnisse fragen dürften. So oft sie zaghaft die teppichbelegten Treppen hinaufstiegen und vor der Türe des Herrn lauschten, vernahmen sie nur Weinen, Stöhnen, und immer wieder, bald leise, wimmernd, bald laut, aus allen Tiefen der Seele: „Prisca! Valeria! Mein Kind Valeria!“ — Endlich fan-

den Lucianus und Dorotheus den Mut und pochten leise an die, mit herrlichem Schnitzwerk verzierte Türe. Diocles tat willig auf und fragte, was sie begehrten. „Unserm Herrn zu dienen bis zum letzten Hauch unserer Seelen. O Herr, vertraue uns, uns vertraue doch, nur uns noch.“ — „Ich traue niemand mehr — keinen Göttern — keinem Menschen — niemand, niemand, niemand mehr. Alles hat mich verlassen, alles hat mich betrogen. Und ich, ich hab es mit allen gut gemeint!“

Diocles sprach das mit tiefer Traurigkeit und klangloser Stimme. Dabei stierten seine Augen leer zu Boden, und das weiße Haupt, mit ungepflegtem, langem Haar, wiegte traurig hin und her. „Unser Herr muß Warmes genießen. Du frierst, Herr!“ — „Ho, ho, ho . . . ho“ — lachte Diocles hohnvoll auf — „Warmes genießen — und leichenkalt werden — nein, lieber selber das besorgen. Ho — ho — ho . . . .“ tönte es hinter seinem Rücken zurück, und Diocles verschwand hinter der Türe, die er fest verriegelte. Wie angewurzelt standen die Kämmerer da, schauten endlich sich an. Beide waren bleich und hatten die Augen voll Tränen. Die Sklaven hielten sich an die Anordnungen der Kämmerer, und sichtbar lag die Angst auf allen. Alle glaubten, Diocles sei besessen. Von weitem, hinter Türen und Säulen, aus Zimmern, aus der Küche, im Garten die Gärtner hinter Bäumen und Gesträuchern — überall stand das Gesinde zitternd vor Neugierde und Grauen, wenn er vorüberging, immer wie auf der Suche nach Verlorenem. Ein heftiger, warmer Wind hatte eingesetzt um Mittag. Die See ging hoch. Der Föhn trieb grauschwarze, wildzerrissene Wolken am Himmel her, von denen die vordersten wie Sturmvögel mit langen Hälsen und mächtig ausgebreiteten Flügeln vorauszujagen schienen. Am Gestade von Salone lief Diocles, in seinen alten Soldatenmantel gehüllt. Das weiße Haupt mehr denn je vornübergebeugt, triefend von Regen, und von der, ihn oft ganz überspülenden Brandung des Meeres, die also donnerte, daß niemand, auch Diocles selber nicht hörte, wie er stundenlang, nur durch Atemnot und Müdigkeit zu kurzen Pausen gezwungen, über die tosende See nach Frau und Tochter rief. Niemand wagte ihm zu nahen. Seine Bewaffnung mit Degen und Dolch am Wehrgehänge machten ihn noch furchtbarer. Alle Bewohner des Strandes, ganz Salone verfolgte mit Schauer und Mitleid das Leiden des Fürsten. Stundenlang saß er weit draußen im Meer auf den Felsen. Man sah sein weißes Haar von weitem im Wind flattern, sah die niedergeduckte Gestalt

über dem Wasser schweben und erwartete jeden Augenblick seinen Sturz ins Meer. Auf seinen Tod rechneten alle, wenn die Boten ohne die Gefangenen kämen. Es wurde immer finsterer. Diocles wagte nicht mehr, draußen zu bleiben. Seine Auge hatte versucht, Nebel und Dunkelheit zu durchdringen, um sofort die Spitze des Mastes zu sehen. Aber die Wellen wollten ihn vom Felsen, und gar vom sichern Ufer reißen. Denn weit ins Land hinein warf das Meer wie wütend seine schäumenden, sich überschlagenden Wellen. Kein Schiff kam zurück. Diocles lief heim. Noch lange stand er auf der Terrasse des Säulengangs und spähte von da hinaus. Auch hier goß ihm das Meer die salzige Flut wie zum Hohn ins Gesicht, und am Himmel, der nachtschwarz geworden, funkelte der erste zackige Blitz in langem, feurigem Bogen dahin. Diocles erstarrte. Der Donner setzte sachte in weiter Ferne ein. Nun rannte Diocles davon, den Säulengang, den Park entlang, die Wendeltreppe hinauf, und kauerte, schlotternd vor Nässe, Kälte und Angst, in einer Ecke des Schlafgemachs nieder. Von Zeit zu Zeit schrie er laut auf, immer dann, wenn ein Blitz den Saal erhellte. Dann glaubte Diocles, Bassus stehe am Fenster und erkläre ihm alle Zeichen der Blitze und Wolken. Unwillkürlich machte der schlotternde Greis die Zeichen mit den Händen nach, blickte scheu um sich, ob er wirklich allein sei. Es klopfte. Ein wahnsinniger Ruf des Schreckens entfuhr ihm. Die treuen Kämmerer konnten es nicht über sich bringen, den Herrn hungern und frieren zu lassen. Immer wieder klopften sie, bis endlich — es tagte schon wieder — Diocles öffnete und fragte, ob Prisca und Valeria da wären. Auf das „Nein, unser Herr!" schlug er die Türe zu, und der Riegel klirrte wieder. Der angebrochene Tag war einer von denen, die vor alters wie noch heute den Menschen den Eindruck wecken: die Welt wolle untergehen. Der Sturm hatte seit der Morgenfrühe heftiger als am Abend eingesetzt. Das Gewitter hatte nachgelassen, aber die Brandung donnerte um so ärger, weil der Föhn die Wellen wie tanzende Berge ans Land warf und sie mit donnerndem Getöse an Felsen und Mauern zerbrachen und die Straße, die blühenden Akazien, die Gärten überschwemmten. Kein Mensch war sichtbar. Der Regen floß, wie aus Gefäßen geschüttet. Die Bäume lagen umher, entwurzelt, weit weggetragen von ihren Standorten, in deren offene Trichter sofort sich Meer und Regen ergossen. Kein Mensch, kein Tier war sichtbar. Aber Diocles im Soldatenmantel, die Kapuze über dem Kopf, der saß wieder,

kaum daß es Tag geworden, auf dem Felsen, klammerte sich mit Händen und Füßen daran und spähte mit überlaufenden Augen durch Nebel und Wellenschaum, nach der Spitze eines Mastes.

„Kein Schiff kann so fahren! Gewiß nicht. Sie warten irgendwo am Ufer den Sturm ab. Wenn sie wüßten, wie ich warte, sie führen gleichwohl. Gewiß, sie führen zu. O, ich fühle es, sie kommen, sie nahen. — He, du verfluchter Sturm — du unverschämter Poseidon. Mich bringst du nicht ins Wasser!" Diocles stemmte sich mit den derben, alten Soldaten- und Gartenschuhen gegen den Felsen, mit dem Rücken drückte er sich fest auf die Steinplatte. Der Sturm riß ihn hin und her, und das Meer übergoß ihn. Er hielt sich, krampfhaft mit den Armen den Felsen umspannend, mit den Händen an zwei Vorsprüngen in der Tiefe. „So, so, Poseidon! Wollen sehen, wer Meister bleibt! So — wieder ein Maul voll — da hast es wieder ins Gesicht, wenn du eines hättest. Nichts hast du, Meergott — nicht einmal das Zepter, das ich trug, nichts, seid ihr Götter, nichts, gar nichts. Zeus — nichts! Jehova — nichts! Christus — nichts! Der Vater Jesu Christi — nichts. Vater, ho, ho, ho, Vater! Ich wollte Vater sein, ich, der Augustus Diocletianus. Ich wollte dem ärmsten Kind des Reiches Vater sein — ich meinte es gut und treu, aber die Götter sind nichts, die Menschen sind Teufel oder Hunde, nichts ist das Leben — Qual, Betrug — Teufel und Dämonen haben allein Macht." — Eine Welle übergoß den Fürsten und füllte ihm den zu Fluch und Klage geöffneten Mund. Wieder schüttelte er sich wie ein vom Wasser übergossener Pudel und spie dem Meergott fluchend das Salzwasser ins Gesicht. Dann ruhte er wieder vom Schelten aus und lag unbeweglich auf dem Rücken auf dem Felsen und der Regen strömte auf ihn herab und Bächlein quirlten von beiden Seiten des Leibes ins Meer hinab. Jetzt sprang er wieder auf, und das Rufen nach Prisca und Valeria begann wieder im Kampf mit dem Sturm. Und die Nacht kam. Salone lag im Wasser. Die meisten glaubten, der jüngste Tag breche an, und beteten in den Tempeln und Häusern ums Heil ihrer Seelen. Es war ein unaufhörliches Tosen und Toben von Sturm und Meer, ein Rauschen unaufhörlichen Regens, ein Krachen brechender Bäume, einstürzender Häuser, die ganze Nacht. Diocles, die dritte Nacht ohne Schlaf, ohne Speise, stand am Fenster, geschüttelt vom Fieber und Frost im Schweiß der Angst. Seine Kraft war gebrochen. Das letzte Herrenbewußtsein war

von ihm gewichen. Er sah auch gar kein Gesinde mehr um sich. Im großen, weiten Palast, in den Tempeln des Zeus und Äsculaps, im Mithracanum, auf der Treppe, draußen oder drinnen, überall verbrachte er einen Teil der Nacht. Am Morgen regnete es, rauschte und donnerte das Meer noch immer gleich. Nur der Nebel war ein wenig gelichtet. Diocles konnte vom Fenster aus sehen, wie die Kronen der Palmen und Zedern auf den Waldrücken der Inseln drüben von Salone im Sturm sich wanden und vom schräg einfallenden Regen gepeitscht wurden. Nach langem, langem Warten sahen endlich die Kämmerer und das Gesinde ihren Herrn wieder. Seine Unruhe um die Seinen hatte einen solchen Grad erreicht, daß Diocles seiner ihn verzehrenden Qual in lautem Heulen, in furchtbaren Rufen, in langen, dumpfen Selbstgesprächen, bald wieder in wieherndem, an Wahnsinn mahnendem Lachen Luft machte. Bald stand er, minutenlang zu Boden stierend, da, bald ging er feierlich in altem Kaiserschritt, bald sprang er durch Gänge, Hallen, Treppen auf und nieder. Bald kauerte er nieder und schnellte hoch empor, breitete die Arme weit aus, als wollte er jemand umarmen; — weinte und lachte miteinander, dann, nach einem Augenblick furchtbarer Selbsttäuschung, wieder ein markerschütternder Verzweiflungsschrei, wieder das Heulen, das, mit dem Sturm gepaart, die Hallen des Palastes erfüllt. Jetzt — ein Schwall von Verwünschungen, Flüchen, Drohungen gegen Götter und Menschen — Diocles ballt die schwachen Fäuste, reißt den Degen vom Gehänge und stürmt wie gegen einen Feind los. — Licinius — Prisca — Valeria sind noch die einzigen Namen, die man hört. Vor seinen rollenden Augen, die weitgeöffnet, immer wie übers Meer spähend, oft nur das Weiße sehen lassen; — vor seinen, fast zur Unkenntlichkeit verzerrten Zügen fliehen alle. Das Haus ist voller Dämonen, die Diocles verfolgen. Christen beten — Heiden opfern. Und der „Imperator" sucht und sucht Frau und Kind. Diese lebten nicht mehr. Die Boten waren, ihrem Herrn bis in den Tod getreu, durch den fürchterlichen Sturm gefahren, hatten, jeden Augenblick den Tod erwartend, dennoch die Küste erreicht, aber weit ab von Salone.

Die Hauptleute des Schiffes waren sofort nach der Landung am Morgen in den Palast gekommen. In triefenden Togen standen sie unten im Hof, als Diocles plötzlich auf sie zufuhr. Mit aufgerissenem Mund und mit Augen, deren angsterfüllte Blicke Unheil zu ahnen schienen, rief Diocles von weitem schon:

„Wo? Wo? Wo?“ Unvergeßlich blieb allen vom Hofgesinde dieser Anblick, dieses dreimalige „Wo?“ mit seiner marternden Angst, seinem zitternden Ahnen. Die Seefahrer lagen auf ihren Knien, legten ihre Gesichter aufs nasse Pflaster und wagten nicht, aufzublicken. Diocles befahl mit bebender Stimme voll unerwarteter Kraft: „Erhebt euch? Wo? Wo ist Valeria — wo Prisca?“ Die blauen Augen des Imperators funkelten wieder. Die Hand griff zum Degen, er sprang zurück wie zum Angriff. Doch die Offiziere der Wache hatten das Unglück geahnt und den Hauptleuten ihre Hilfe versprochen. Sie ließen ohne Kommando eine Kohorte vorrücken. Mit vorgestreckten Speeren traten sie zwischen den Kaiser und die Kapitäne — eine lebendige Mauer. Diocles stand wie versteinert. Der Hof füllte sich mit Soldaten, Sklaven, zuletzt mit Leuten aus der Stadt. Alle wollten sehen, wie Diocles die furchtbare Nachricht aufnahm, daß der Imperator Licinius in Thessalonich Prisca, Valeria, Candidianus und alle Nachkommen des Maximinus habe hinrichten lassen. Hinter der lebenden Mauer der Illyrier geborgen, hatte der Ältere der Schiffshauptleute den Mut gefunden, seinem frühern, allmächtigen Herrn die entsetzliche Botschaft auszurichten. Wider alle Erwartung nahm Diocles die Kunde ruhig auf. Die letzte Hoffnung war nun mit der letzten Macht gesunken. Kein Zornausbruch, kein Schmerzgeheul hätte die Umgebung des Diocles mehr erschüttern können, als der Blick, den der Greis, dem Zusammenbruch nahe, wankend, auf den Degen gestützt, zum immer gleichgrauen Himmel, dann zum Palast, dann langsam in der Runde auf die Leute richtete. Das war die Verzweiflung selber. Die Hoffnungslosigkeit des Abgrunds. Stumm und traurig wichen alle vor ihm aus. Er wankte durch ihre Mitte zum Palast, erschien nach einiger Zeit wieder und behängte die Hauptleute mit goldenen Ketten, die er selbst getragen hatte, als er Imperator gewesen war. Wieder kehrte er zum Palast zurück. Kein Mensch hörte und sah mehr etwas von ihm. Am andern Tag, des Abends, stießen zwei Bauern von Dioclea, unweit von Salone, auf einen vom Maienschnee bedeckten Acker auf eine vom Schnee wie von weißem Leichentuch umhüllte Gestalt. Sie fiel ihnen auf und sie schufen mit den Händen den Schnee weg. Ein graues Haupt kam zum Vorschein. Ein kostbares Diadem mit funkelnden Edelsteinen lag über der Stirne. Das Gesicht war blauschwarz. Die Augen waren fest geschlossen. Die Finger hatten sich in Grasbüschel eingekrallt. Die Lip-

pen waren blutigrot von den Zähnen, die sich von oben darein verbissen hatten. Die Bauern sahen sich betroffen an. Keiner wagte zu reden. „Sieh weiter! Tobias." — „Du! Nicht ich, Justus!" — „Hilf mir! Tobias! Tue deine Christenpflicht!" — „Wer mag das sein?" — „Ich ahne es." — „Wer?" — „Komm, schaff!"

Sie gruben den naßschweren Schnee vom Leichnam. Ein magerer, abgezehrter Greis lag da, der Bauch war vom Gift schrecklich aufgetrieben, ebenso die blauschwarzen Hände. Er war in eine kostbare Festtoga gekleidet und Rücken und Schultern lagen auf einem Purpurmantel mit weißer Borte. Die Bauern waren beim Enthüllen der Leiche aus dem Schnee erschüttert still geblieben. Beide wußten es: es ist Diocles, der Diocletianus, Imperator war, und die Christen verfolgte.

Dann ging Justus nach Dioclea hin, Wagen und Rosse zu holen, die führten den Toten in sein Mausoleum im Palast zu Salone.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Christus Imperator.

Vagharschabad lag im Sonnenglanz. Im Speisesaal des Palastes saß nach dem Mittagsmahl eine fürstliche Gesellschaft beisammen beim Nachtisch: Tiridates, der König, Euthalia, die Königin, der Bischof Gregor, Maria, seine Frau, Aristakes, Vertanes, seine Söhne, — Licinius, der Imperator, Constantia, seine Frau, die Stiefschwester Constantins, und ihr etwa zehnjähriger Knabe: Licinianus Licinius. Der Imperator war am Morgen angekommen und seiner Stellung gemäß in hohen Ehren empfangen worden. Vor einiger Zeit hatte er seinen Besuch angemeldet. Freude und Furcht hatten sich des Königs und seines Hauses bemächtigt. Vor allem Bischof Gregor war voller Sorge. Auch jetzt war sein Gesicht ernst und sorgenvoll. Die Christen spürten wohl, daß mit dem hohen Besuch ein ihnen fremd gewordener Ton ins Haus gekommen war. Was mochte Licinius begehren? Wirklich nur, wie er geschrieben — alte Freundschaft erneuern? Tirds Reich und Herrlichkeit sehen? Und einmal wieder frei sein von den Sorgen der Regierung? Tird und Gregor waren äußerst gespannt. Mit geheimem Grauen betrachtete Gregor den Gast, den Mörder der Nachkommen Diocletians und Galerius, den

jetzt mächtigsten Mann der Erde, dem der ganze Orient gehorchte, so weit er römisches Imperium war. Also so weit hatte er es gebracht, der Sohn aus der Villa Licinia. Und — Heide geblieben. Tird — Christ! Ein Vasall dieses Herrschers!

Licinius war im Erzählen. Aber das Reden wollte nicht recht vonstatten. Auch der Wein half nicht nach. „Diese Christen! Wie die ernst drein schauen! — Diese Königin, wie eine Magd gekleidet, — mit dem glatten Haar, ohne Schmuck, als die armseligen Ringlein an den magern Fingern. Dieser Gregor, mit seinem elenden Mantel, — der Waldmensch mit dem ungepflegten Haar und Bart, wie er da sitzt wie ein Weltenrichter, wie ein stummer Götze! Was sie nur haben mögen? Wie kalt, wie ungemütlich, ganz anders — allerdings als bei Galerius oder Maximinus." So dachte Licinius während des Redens und fuhr fort:

„Ich war doch ganz darauf gefaßt, mit Constantinus zusammenzustoßen. Auf meine Schwagerschaft mich zu verlassen, konnte mir doch kein Gott und kein Teufel zumuten." Gregor seufzte schwer — und senkte errötend den weißbehaarten Kopf auf die Brust, daß sie vom langen, schneeweißen Bart bedeckt wurde. Constantia errötete und drückte schweigend Licinius die Hand. Er war im Eifer und achtete es nicht: „Der mag mir lang mit Versprechen und politischen Kniffen kommen. Dem bin ich gewachsen. Wenn er nicht zufrieden sein kann mit dem Abendland, so kann ich ja ganz wohl auch das noch verwalten. Ich bin nun einmal des Zeus Freund und seine Adler begleiten alle meine Wege." — „So legst du die Schlachten bei Cibale und in der mardischen Ebene aus, Licinius?" unterbrach ihn Gregor in ruhigem Ton, mit bescheidenem Lächeln. „Ich denke, die Auslegung dessen, was ich erlebte, ist meine Sache!" — „Denk an die Nacht in Sirmium", flüsterte Constantia in angstvoller Erinnerung. „Ach ja," rief laut Licinius, „wo du und dein Kleiner zitterten vor Angst." — „Sag an, Licinius, warum ist es auch vor sechs Jahren* zu Kampf zwischen euch gekommen?" frug jetzt Tird. „Warum? Heikle Sache das! Ja nun, es soll kein Geheimnis sein. Constantinus traute mir nicht. Darum verlangte er, es müsse zwischen seinem und meinem Gebiet ein Zwischenreich aus Italien und Illyrien gebildet wrden. Bassianus, der Mann der Anastasia, der Stiefschwester des Constantinus, ward zum Mitregenten er-

* 314 n. Chr.

hoben. Die Krone hatte er. Doch keinen festen Kopf, sie zu halten. Constantinus weiß solche Köpfe, die Kronen tragen wollen, schon zu beseitigen. Hä, hä, Bassianus wird hingerichtet. Hä, hä.“ — „Das begreif ich nicht“, warf Gregor ernst drein, während alle verlegen schwiegen. „Wenn doch der Imperator Constantinus einen Zwischenregenten zwischen ihm und deiner Herrschaft, Imperator, wünschte und Bassianus wählte — warum sollte er ihn grundlos hinrichten lassen?“ — „Grundlos eigentlich nicht“, erwiderte Licinius zögernd. „Bassianus soll von eigener Herrschaft geträumt und gegen Constantinus Pläne geschmiedet haben. Sein Bruder Senecio habe ihn dazu getrieben. Bassianus konnte ich nicht retten; aber Senecio. Den sollte ich Constantinus auch ausliefern. Er war mein Flüchtling. Durft ich das? Bei den Göttern, nein! Das war dem lieben Schwager Grund genug zur Kriegserklärung. Am 8. Oktober trafen wir uns. Er warf 20 000 Mann nach Illyrien. Bei C i b a l e an der Save — weißt du, Tird, wo die Nord-, Ost- und Weststraßen sich kreuzen —, da gab es zu schlukken.“ Licinius verzog das Gesicht, schluckte, als hätte er eben was Bitteres eingenommen. „Wer siegte eigentlich?“ fragte Tiridates, „man hat hier nie erfahren, wie der Kampf ausging.“ — „Unentschieden!“ antwortete Licinius. „Sirmium ward allerdings erobert. Ich zog nach Griechenland. Valens, meinen besten Offizier, habe ich zum Mitregenten erhoben. Der sammelte um Adrianopel her ein neues Heer. Mir folgte Constantin nach. In Thracien mußte ich ihm wieder entgegentreten.“ — „In der mardischen Ebene?“ — „Eben dort kam es zum fürchterlichen Ringen. Ich gebe zu: Constantinus wäre Meister geblieben. Ich verlor 20 000 Mann. Aber was mir Mars versagte, schenkte mir Fortuna. Meine Illyrier, bei Beröa aufgestellt, faßten ihn im Rücken, wie er, blind seinem Sieg vertrauend, mich immer weiter nach Thracien verfolgte. Alle seine Proviantzüge wurden ihm abgefaßt. Da ließ er ab und schickte Friedensunterhändler.“ — „Das ist Glück!“ rief begeistert Tiridates. „Das ist Gnade, ein Walten Gottes, der euch zum Frieden raten wollte“, erklärte Gregor ernst. „Frieden! Hohoho“, lachte Licinius häßlich auf. „Du guter Alter, meinst du, Frieden gäb’s bei uns so leicht wie bei den Mönchen. Zwischen Constantinus und mir gibt es so wenig Frieden als zwischen Wolf und Lamm. In der Politik ist Gewalt Meister, der Stärkere gebietet den Frieden und der Schwächere gehorcht.“ Alle schwiegen. Tiridates fragte darauf:

„Doch nun habt ihr Frieden miteinander?“ — „Du sagst's, Tird, Frieden, nun ja, wenn du den Waffenstillstand von sechs Jahren so nennen willst. Bald sind es sechs Jahre, bis dahin werden beide wohl wieder gerüstet sein. Dann geht es wohl wieder los. Du begreifst doch, daß ich mich nicht zufrieden geben kann mit einem Vertrag, der mir nur die wenigen Gebiete von Armenien, Persien, Afrika, Thracien, Mösien und Scytia minor überläßt — und der Vielfraß Constantinus frißt sich am ganzen Abendland satt.“ Gregor stund auf und verließ schweigend den Saal. Die andern blieben sitzen, aber eine unangenehme Spannung war entstanden. Niemand gab Licinius recht. Niemand getraute sich, seinen Redestrom zu unterbrechen, der lauter und leidenschaftlicher wurde. „Was der Fuchs wohl wieder seither in Rom zu schaffen hatte? Von Sardica aus schickt er mir vor einigen Wochen diesen verfluchten Fetzen, dem ich zustimmen soll. Ich soll urkundlich anerkennen, daß ihm auf ersten März 317 seine Söhne Flavius Julius Crispus, die Konkubinenfrucht, und Flavius Claudius Constantinus nachfolgen sollen. Er werde als meinen Nachfolger den da, meinen Licinianus, den zehnjährigen Buben, anerkennen. Hohohoho! — der sorgt treu für die Seinen! Und beizeiten! Das muß ich sagen. — Du guter, kleiner Imperator!“ wandte sich Licinianus mit scheinbarer Rührung zu seinem Knaben, der stumm und dumm neben ihm saß und unaufhörlich Datteln vertilgte. „Ich muß für deine Herrschaft einstweilen noch selber sorgen! Du mußt recht Datteln essen und Wein trinken, daß du deinen Vettern nachkommst und dein Reich bewahren kannst, du armer, kleiner Wicht! Iß recht, trink recht! Denk, dieser König Tiridates hat einst bei mir auch gegessen und viel getrunken und viele tolle Streiche gemacht. Er wird uns helfen im Kampf, wenn dir dein Reich genommen werden sollte; er hat nicht vergessen, was wir an ihm und an seiner Schwester getan, als sie arm und klein zu uns flüchteten, weißt du noch, he?“ Der Kleine nickte dickköpfig und trank den Goldbecher aus. Licinius lachte freudig auf: „Der kann's! Bonus potator, bonus imperator!“ * Damit hatte er des Kleinen Becher wieder gefüllt und so kräftig vor ihm abgesetzt, daß sich ein Schwall roten Weins über den Kelchrand auf die seidenen Blumenmuster der Tischdecke ergoß. „Macht nichts, macht gar nichts“, tröstete er den erschrockenen Knaben.

---

* **Guter Trinker, guter Imperator.**

„König Tiridates hat noch viel mehr verschüttet und uns nicht nur Teppiche verdorben.“ Koswita war längst feuerrot geworden und hatte nur, einem warnenden Blick des Bruders gehorchend, ausgehalten. Doch jetzt war es ihr zu viel geworden. Sie stand still auf und sagte: „Es ist so wunderbar draußen im Park, die Oleander und Magnolien blühen und die Rosen riechen so herrlich, Licinianus, willst du nicht mit uns kommen und sie sehen, oder die Tiere, und die Fische und Schwäne im Weiher.“ Der Knabe blickte nicht auf, würgte die übergroßen Bissen hinunter und trank darüber den Becher leer. „Hohoho, doch bald zu viel“, lachte Licinius donnernd auf. „Ich hab es längst befürchtet, Imperator“, bemerkte sanft Constantia. „Torheit, dummes Weib! Politik und Symposion verstehen Weiber gleich wenig. Geh du in den Park. Dir kann's auch nichts schaden, mit deinem Truthahnkopf. Mir ist, du habest zu viel getrunken, was? Oder machte dich die Schande um deinen lieben Bruder Constantinus so rot, hohoho. — Trink, Knabe, trink!“ Constantia erwiderte kein Wort. Die grauen Augen mit einem vielsagenden Blick auf Koswita gerichtet, stand sie auf und ging mit ihr gebeugt hinaus. Euthalia wich nicht von ihrem Mann. Ihr ernster Blick ward Licinius widerwärtig. Er wollte sie los sein und begann unfeine Reden zu führen und aus seinem Leben Dinge zu erzählen, die ihren Zweck bald erreichten. Euthalia ging schweigend hinaus und suchte die andern im Garten. Nun kam Licinius auf den Hauptzweck seines Besuches und begann wieder mit seinem Verhältnis zu Constantin. Das Gespräch ward noch einmal vom üppigen Abendessen im Speisesaal unterbrochen, dann verzogen sich die Fürsten in den Königssaal und Licinius begann wieder mit seinem Vorhaben. Sein Plan ging darauf, Tird in ein Bündnis gegen Constantin zu ziehen und einen gemeinsamen Kriegsplan mit ihm zu entwerfen.

Mitternacht war nahe. Noch redete und redete Licinius. Tiridates ward wankend. Der helle Schweiß stand auf seiner Stirne. Was er einwendete, Licinius wies es mit Hohn zurück und bestand darauf, Tiridates sei untreu, undankbar, feig und elend. Wie dürfe er behaupten, Constantin sei im Grunde doch ein Christ, ein ehrlicher Mensch, der Wort halte und keine bösen Absichten gegen Licinius habe? Tird kenne ja Constantin nicht. Ein Fuchs, ein Heuchler, ein Wühler und Lügner sei er. Ehrgeiz und Geldgier seien die einzigen Beweggründe zu allen seinen Taten. Seine Begünstigung der Christen sei

nichts als List, um ihre Gunst und Hilfe zu gewinnen. Tird selber möge nur fromm sein. Begreiflich nach solchen Ausschweifungen. Aber wenn er behaupte, er dürfe als christlicher König nicht mehr kriegen und sich in fremde Händel mischen, so erweise er sich damit als unfähig zum Herrschen und Armenien als römisches Lehen zu verwalten. Wie könnte Licinius dann ruhig sein und seine eigenen Ziele verfolgen, wenn er sich nicht darauf verlassen könne, daß Tiridates mit starkem Arm die Ordnung im Osten aufrechthalte und allem Aufruhr vorbeuge? Ob er im Ernst glaube, die Perser respektierten seine christliche Milde und seine Friedensliebe. „Du Narr", schrie Licinius heftig, „du wirst es bald genug erfahren, wie wahr ich rede und einsehen, daß Christenglaube und Imperium nicht zusammengehen. Entweder sei ein blöder Christ und lege den Purpur ab, oder trag den Purpur und dann führ dein gutes Schwert wieder, wie du es bei mir gelernt hast."

Tiridates hatte sich schweigend auf einen Prunksessel am Fenster niedergelassen und starrte ratlos bald in die leuchtende Sommernacht hinaus, bald in das wein- und zornrote Gesicht des Licinius, das jetzt in seinem sichtbaren Haß und Zorn geradezu erschreckend war. Seine Blicke funkelten. Sein Mund verzerrte sich. Er lief beständig hin und her, trat wieder vor Tiridates, dann ans Fenster. Immer wieder beginnend mit dem, was er zehnmal gesagt, drang er immer heftiger darauf, daß Tiridates das in Licinius' Händen ganz zerknitterte Papier nehme und den Vertrag unterschreibe. Tird stützte den Kopf in beide Hände und stöhnte: „Ich kann nicht. Ich kann nicht, Licinius!" — „Warum kannst du nicht? Undankbarer, Feigling!" — „Nein, das nicht", schrie Tird und sprang auf. „Nein, bei meiner königlichen Ehre, nein, ich kann, ich will nicht undankbar sein, ich bin nicht feig, o Licinius!" — Tird umarmte den Imperator — „Glaub mir doch — glaub doch — ich bin nicht feig, nein, nur das nicht, auch als Christ nicht. Wenn es sein müßte — Licinius, wenn du in ganz unverschuldete Not kämest — wenn du mir beweisen könntest, daß dich Constantinus ohne Recht und Grund angegriffen hätte, dann, Licinius —!" — „Hohoho," brüllte Licinius ihm ins Gesicht, „also ich soll warten, bis er mich angegriffen, wohl, bis er dir meinen Kopf nach Vagharschabad schickt, wie einst den des Maxentius nach Afrika — dann, dann, lieber, dankbarer Schuldner, dann willst du deinem alten Gastgeber und Waffenmeister zu Hilfe kommen! Sehr gütig. Sehr!" Ein hohnvolles, bitteres

Gelächter folgte. Er riß sich von Tird weg und rief, wütend durch den Saal stampfend: „Gut, gut — so verlaß auch du mich, Undankbarer, so weiß ich nun, was ich von dir zu denken habe und wen ich dann zum König von Armenien einsetzen werde, wenn mir der Sieg und die Herrschaft über die Welt zufallen sollte.“ — „Licinius!“ schrie Tird in Schmerz auf. „So darfst du nicht reden. Du marterst mich. Wie kann ich dir denn beweisen, daß ich nicht undankbar und feige bin?“ — „Nur so, Tird!“ — Licinius faltete abermals das Papier auseinander und hielt ihm den Vertrag vors Gesicht. Tird schauderte zusammen. Wie in einer Reihe lebender Bilder zogen die Erlebnisse der Jugendzeit in der Villa Licinia an ihm vorüber. Die erste Aufnahme: väterlich, mütterlich, brüderlich — ist nicht genug gesagt. Die königliche Behandlung! Das kameradschaftliche Verhalten des viel ältern Licinius! Wie teilte er alles mit mir, wie suchte er mich zu zerstreuen und aufzuheitern, was tat, was gab er nicht, der ältere Bruder! Was verschwieg er alles und ersparte mir die Strafe, wie ehrte er mich vor jeder Gesellschaft und vor den Soldaten! Bucephalus. Briseïs! — Tird verbarg das Gesicht. In ihm schrie es auf. „O Licinius, wie meintest du es so treu und gut — und ich soll dir danken, für das, was ich durch Christus als Schaden und Verderben erkennen gelernt. Ich kann nicht, ich kann nicht, Licinius“, schrie er auf. „Vergib mir. Vertrau mir. Ich bin treuer als du meinst, als du verlangst. Ich bin gebunden, Licinius!“ — „Gebunden?“ frug Licinius in langgezogenem Ruf des Erstaunens. „Wie? Gebunden? An wen? Von wem? Ein König — gebunden. Seltsamer König!“ — „Gebunden an einen König, der größer ist als wir beide und alle Könige der Welt. Gebunden an Christus. Er ist mein Imperator! Ich muß ihm dienen. Meine Seele ist ihm vergeben, Licinius. Aus Wahnsinn und höllischen Ängsten hat er mich erlöst. Ich schwur ihm Treue, Licinius, meine Seele, mein Leben in der Ewigkeit hängt daran, daß ich ihm gehorche. Ich kann dir nicht helfen. Du suchst Macht, Ehre, Ruhm, Reichtum. Das hast du immer gesucht. Das haben alle Imperatoren vor dir gesucht und gefunden. Wo sind sie, die Verfolger und Mörder der Christen? Maximian starb am Galgen. Galerius — du weißt! Maxentius' Kopf! Maximinus Dazas Ende! Diocletian —! O Licinius, muß es denn sein? Mußt auch du dem Gericht des gewaltigen Christus verfallen? Merkst du nicht, er ist jetzt schon Sieger und wird es noch mehr werden. Mein teurer Licinius, werde

doch Christ! Nimm auch du das Kreuz an, statt des Schwertes, und glaube: der beste Imperator ist der, der mit Christus regiert! Durchzieh mein Reich. Frage das Volk. Sieh die Einrichtungen alle an: die Kirche, die Schule, die Spitäler, die Gasthäuser, die Lager, das Heer, ich sag dir, Licinius: nie war mein Volk glücklicher, nie reicher, sicherer." Tird war ans offene Fenster getreten. Ein unbeschreiblich Bild des Friedens lag vor seinen tränenfeuchten Augen. Die Häuser der Stadt leuchteten weißschimmernd im hellen Mondlicht. Der Arastrom glitzerte silbern auf. Die Hügel zeigten ihre sanften Konturen. Der Ararat ragte deutlich auf und seine weiß-grünen Gletscher schienen den Himmel zu streifen. Tirds Seele war übervoll. Denn seine Augen glaubten im Land drin den Christus zu sehen, der durch die Gefilde zog. Hinter ihm lachte, spottete, fluchte Licinius, der sich nicht mehr zu fassen vermochte und dabei blieb, daß alle Einwände Tirds Undank und Verrat seien. Da wurde Tird müde: „Gut, ich will dir beweisen, daß ich das nicht bin, was du von mir behauptest. Ich zahle dir gut, was ich gegessen und getrunken habe. Muß es sein — ich komme dir zu Hilfe, wenn du mir geloben kannst, daß du selber keinen Krieg gegen Constantinus unternimmst. Dich gegen Unrecht verteidigen — das darf ich." — „Gut so. Bleibt's dabei?" fragte Licinius lauernd. „Wenn's sein muß!" — Und Tird unterschrieb seinen Namen.

* * *

Kaum war es geschehen, so überfielen ihn Reue und Angst. Er war überlistet. War das je sicherzustellen, wer den Krieg begonnen hat? Wer wird das feststellen? Keiner will schuld sein. Wo liegt der Anfang, der erste Schritt zum Kriege? Und Gregor? Was wird er sagen? — Du hast Christum verleugnet. Dem Heiden, dem Christenverfolger hast du Hilfe versprochen gegen den anerkannten Freund der Christen! Angst vor Gregor erfaßte Tird. Er sprang ans offene Fenster. Er rang nach Luft. Eine hohe, hagere Gestalt wandelte in einem der langen Gartenwege, deren feiner Kiesboden sich deutlich aus der Nacht abhob.

Die Gestalt lief bald langsam, bald schnell, blieb wieder lange stehen, kauerte nieder an ein Buchsgelände und blieb lange so wie bewegungslos; sprang jetzt wieder auf, wandelte, lief, fiel nieder. Jetzt bewegten sich Kopf und Hände wie in heftiger Angst, sie hoben sich hoch empor, daß die Falten der

Toga zurückfielen und zwei lange, weiße Arme zum Himmel emporstanden. — Tird stieß einen unwillkürlichen Schrei aus, sprang vom Fenster, an Licinius vorüber und hörte nur noch dessen höhnisches Lachen: „Jetzt schon Angst, König? Dämonen von Constantinus, hohoho! Ich geh zu Bett!" —

Einige Augenblicke darauf lag Tird am Herzen seines Freundes Gregor und erfuhr, daß dieser, von Angst hin und her geworfen, nicht mehr auf seinem Lager bleiben konnte. Er fühlte ein Unglück nahen. Schweißgebadet lief er hinaus ins Freie, betete unaufhörlich und trat, vom Geist getrieben, bald nach Mitternacht in den Königspark. Er sah die beiden Fürsten am offenen Fenster, hörte und merkte, daß ein Kampf zwischen beiden entstanden war und ahnte wohl, um was es sich handle. Tird bekannte offen seine Tat. Gregor erschrak. Aber kein Wort des Tadels kam aus seinem Munde. Seine einzige Bemerkung nach langem Schweigen war: „Nun ist die Tat geschehen. Der Herr wird wieder helfen und uns gnädig sein. Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen!" Gregor zeigte sich im Palast nicht mehr, bis Licinius und sein Gefolge zur Erleichterung aller den Palast und Vagharschabad wieder verlassen hatte.

Scheinbar ruhig verliefen Herbst und Winter des Jahres 320. König Tiridates hatte sich beruhigt und in vielem Arbeiten und Reisen den unglücklichen Vertrag mit Licinius vergessen. Nicht so Gregor. Auch er reiste, von Gemeinde zu Gemeinde. Und sein Herz ward ihm schwerer denn je. Er fühlte einen Widerstand der Großen im Reiche, besonders in der Provinz Daron. Besondere Gründe vermochte er für seine wachsende Unruhe nicht zu erkennen. Mit derselben Ehre wurde er überall empfangen. Mit derselben Genauigkeit wurden seine Befehle, ja seine Wünsche erfüllt. Immer größere Sorge bereitete ihm Alexander, der frühere Mönch. Mit unermüdlicher Wachsamkeit beobachtete er ihn. Immer wieder warnte er den König vor zu großer Vertraulichkeit gegen ihn. Warum mußte ihm Tird den Vertrag mit Licinius und die ganze Verhandlung mitteilen? Was war Gregor ein Eid Alexanders, er werde nicht das geringste davon den Fürsten mitteilen? Doch Tird vertraute ihm und beruhigte Gregor, er sähe zu schwarz, er verleugne den Glauben, er sei nicht mehr der alte, glaubensstarke Mann Gottes, der alles von Gott, nichts von Vernunft, Gewalt und Schwert erwarte. Gerade das machte Gregors Qual so schwer. Lag nicht Wahrheit darin? Sah er

nun doch zu viel auf Menschen, statt auf Gott und seine Wunderwege?

Wie ein Blitz vom Himmel kam darum für Tird im Frühling 321 die Kunde der Kuriere des Reichs, die Fürsten des Nordens hätten die Abgaben verweigert und erklärt, der König werde bald erfahren, daß der alte Glaube in Armenien noch nicht erloschen sei. Mit Gewalt sei Ahuras Reich in Armenien gestürzt worden. Mit Gewalt werden ihm Priester und Fürsten des Nordens wieder zu seiner Herrschaft verhelfen. Die Herrschaft der Arsaciden habe ein Ende. Die Hälfte des Reiches begehre einen andern König, der den Geist der alten Könige in sich trage, den Geist des Löwen, nicht des Lammes! — Wie zerschmettert standen bald darauf im Königssaal zu Vagharschabad Tiridates, Gregor, die Bischöfe, die Fürsten und die Generäle beisammen. Gregor sprach wenig. Seine Blicke sagten Tird genug. Man hätte das Schwert vermeiden können, wenn man früh genug auf mich gehört, und nicht mit dem Schwert für das Evangelium gefochten hätte. Auch jetzt — nur kein Krieg! Er werde in seinem Pilgergewand, arm, krank, grau, wie er sei, von Hof zu Hof reisen. Sein Blut müsse erst fließen, bevor anderes vergossen werde. Der Rat der Fürsten war geteilt. Es wurde endlich beschlossen, Gregor an alle die rebellischen Höfe zu senden — ohne jede militärische Begleitung, wie er es verlangte, aber — trotz allem Widerstreben Gregors — in aller Stille sich zu rüsten, der treuen Fürsten und Legionen sich zu vergewissern und auf alle Weise zu wachen, zu beobachten, um bereit zu sein.

Als Tird und Gregor allein waren, sank Tird müde in seinen Thronsessel unter dem goldschimmernden Baldachin. Der weite, herrliche Saal war vom Glanz der über dem Ararat untergehenden Sonne überflutet. „Gregor! Es will Abend werden. Unser Licht wird trübe auf Erden. Ist es doch nicht möglich — das Friede auf Erden? Muß denn das Schwert ewig fressen? O meine böse, schwache Stunde, meine Furcht. Jetzt — was tun?“ — „Warten. Gott wird reden! Ich sehe deutlich den Weg des Herrn. Er ist uns gnädig. Glaub mir, Freund! Schwert wider Schwert im Reich der Großen. Friede im Reich des Herrn. Laß sie machen, die Rebellen. Gott läßt ihnen nur so weit Macht, daß sie dich hindern müssen, dein Gelübde zu erfüllen.“ — „Möchtest du recht behalten“, seufzte Tird tief auf. „Doch wenn meine Feinde weiter gehen — was dann, Gregor?“ — „Glaube!“ Dann nahm Gregors Stimme

wieder ihren prophetischen siegesgewissen Ton an, und mächtig ertönten von seinen Lippen die Worte: „Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist, das er zum Erbe erwählt hat. Der Herr schaut vom Himmel und siehet alle Menschenkinder. Von seinem festen Thron siehet er auf alle, die auf Erden wohnen. Er lenket ihnen allen das Herz, er merket auf alle ihre Werke. Einem Könige hilft nicht seine große Macht. Ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft. Rosse helfen auch nicht und ihre große Stärke errettet nicht. Siehe, des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten. Die auf seine Güte hoffen; daß er ihre Seele errette vom Tode und ernähre sie in der Teuerung. Unsere Seele harret auf den Herrn. Er ist unsere Hilfe und Schild. Denn unser Herz freut sich sein und wir trauen auf seinen heiligen Namen. Deine Güte, Herr, sei über uns, wie wir auf dich hoffen!" (Ps. 33.)

Eine Stunde später, als sie an der Abendtafel saßen, kam der Sklave mit den eingegangenen Briefen. Einige Augenblicke — und Tird hielt mit grimmigem Ernst die Botschaft des Licinius in den Händen. „Jetzt? Wer hat angefangen? Wer ist schuld? Wer ist in Not? Hat Licinius Beweise, daß die persische Gesandtschaft am Hofe des Constantinus ihm Hilfe gegen Licinius angeboten hat?" — „Glaub das nicht, Tird!" unterbrach Gregor. „Hat sie Constantinus wohl eingeladen? Vorher einen Gesandten nach Persien gesandt? Licinius muß Spione am Hof des Constantinus in Trier oder am Hof von Susan haben, oder an beiden Höfen. Ich merke, er ahnte davon schon, als er hier war, darum will er meine Hilfe. Der Schlaukopf, er will nicht, daß ich ihm zu Hilfe komme, sondern ihm den Rücken sichere und die Perser abhalte. Wieder Krieg mit Persien, dem alten Erbfeind Armeniens." Tird warf einen langen, prüfenden Blick auf seine Waffenrüstung, die nahe beim Thron an der Wand hing und im Licht der Abendsonne blitzte. Ein leiser Schauer durchrieselte ihn. Wieder ein langer, prüfender Blick aufs Schwert und Tird war's, als fühle er von diesem Schwert längst entwöhnte Gefühle von Kraft und Mut ausströmen. „Was schreibt er noch?" frug Gregor. „Constantin wirft ihm vor, er habe gegen sein Versprechen die Goten an der Donaumündung nicht abgehalten. Darum schlug er sie selber zurück und verletzte dabei das Gebiet des Licinius." — „Da sieh, Tird, wie die weltlichen Fürsten herrschen. Wie hat er das Reich des Licinius verletzt? Kein Wort schreibt er darüber. Ist er durchgezogen? Hat er

einige Hälmlein Gras zertreten? Zwei Meilen vor der Grenze? O Wahnsinn von Fürstenmacht, von Ehre und Geiz! Tird, laß die Hand vom Spiel!“ — „Licinius dafür verbietet alle constantinischen Münzen in seinem Reich.“ — „Geld verworfen — Kaiser verworfen. Der Krieg ist da. Das nimmt Constantinus als Kriegserklärung. Wer hat begonnen? Wer ist schuld? Wem soll Gott helfen? Was soll ich tun?“

* * *

Es vergingen einige Wochen in schwüler, geheimnisvoller Stille. Es war, als brüte die Zeit das Unglück aus. Gregor und Tird saßen an einem Augustabend auf dem Dach des Palastes, mitten in Palmen und üppigem Pflanzen- und Blumenwuchs drinnen, der erquickenden Duft und Kühlung ausströmte. Ein hochaufspritzender Springbrunnen feuchtete den herrlichen Garten. Auf Liegestühlen lagen die Freunde und sahen schweigend auf Seen, Fluß, Wald und Fruchtgefilde hinab und zu den beiden Araratgipfeln hinüber, deren Firnen sich langsam röteten. Tird gab sich eben der Hoffnung hin, der Imperator Licinius möchte ihn doch außer Spiel gelassen haben und der unglückliche Vertrag möchte durch Gottes Erbarmen ohne Folgen geblieben sein. „Vertrau in allem dem Gott, der dich aus Finsternis berufen hat zu seinem wunderbaren Licht! Um den Abend wird es Licht sein! Mein Freund, lieber Tird, nun ist es so schön, so hell zwischen uns geworden, und zwischen uns und Gott! Laß uns ihm vertrauen! Komm, laß uns jetzt alle Sorgen ablegen und in diese Herrlichkeit des Herrn hineinschauen. Rufe wie David vor Nathan: Herr, wer bin ich und mein Haus, daß du mich so weit gebracht hast. Vom Fernen, Zukünftigen hat er ja auch schon zu dir geredet: dein Sohn! Tird.“ — Es war ein Bild von unbeschreiblicher Schönheit: die beiden Freunde in dieser Umgebung und Beleuchtung des wunderbarsten Sommerabends. Gregor alt, gebückt, silberweiß, lag an Tirds Herzen. Tird saß aufrecht, den Rücken angelehnt, in eine leichte Tunika gekleidet da und schaute ernst, doch dankbar und glücklich in sein Reich hinaus.

Ende Juni des Jahres 323 waren die Fürsten abermals um Tiridates und Gregor versammelt. Der König saß auf dem Thron. Um ihn die Fürsten auf den Ratssesseln; in der Mitte Gregor im unzertrennlichen Mantel, die Rechte krampfhaft auf den rohen Pilgerstab gestützt. Wie hatte er gealtert! Die

Wangen waren noch mehr eingefallen, die Augen noch tiefer in die Höhlen zurückgesunken. Eine unsägliche Traurigkeit sprach aus jedem Blick, jeder Miene und der ganzen gebückten Haltung. Er erzählte stockend von seiner Reise an die Höfe der rebellischen Fürsten. Oft kämpfte er, lange die Rede unterbrechend, mit dem Weinen. Mund und Lippen zitterten vor Leid. Kein Vorwurf, kein Zorn, trotz allem, was er erzählte von hohnvoller Abweisung, von Fluch und Schelten, von Steinwürfen, Anspeien, von Schlägen und Stichen. Aber in den Augen Tirds flammte wieder jenes furchtbare Feuer früherer Zeiten, seine Nasenflügel, Lippen, Mund — das ganze Gesicht bebte, und seine funkelnden Augen sahen immer wieder, zuletzt unverwandt, auf das Schwert hinüber. Nur die Scheu vor dem Heiligen, seiner Demut und seinem herzergreifenden Beschwören, keine Rache um seinetwillen auszuüben, hielt die Fürsten mit dem König vor dem letzten Ausbruch der Entrüstung zurück. Aber als Tird plötzlich aufsprang, sein Schwert von der Wand riß und es mit furchtbarem Ernst dreimal hoch in der Luft schwang und rief: „Gott sei mein Zeuge, dies Unrecht soll mein Schwert rächen“, da rissen, wie vom Geist erfaßt, alle Fürsten ihre Schwerter aus den Scheiden und senkten sie feierlich vor dem König. Wie aus einem Mund erscholl der feierliche, gewaltige Ruf: Rache! Rache! Da brach Gregor zu Tirds Füßen zusammen, umfaßte seine Füße, legte sein Gesicht auf die von Edelsteinen besetzten Sandalen, die ganz von den grauen Haaren und dem Bart des Heiligen bedeckt wurden. Ein Weinkrampf schüttelte den skelettartigen Leib. Er zuckte und wand sich wie einst in seinen Martern. Wie aus einer Höhle klang sein unaufhörlicher Ruf: „Friede, Friede, Gnade, Gnade! Nicht Rache. Nicht Rache! Rächt euch selbst nicht!“ — „Gottes ist die Rache“, rief laut Tiridates. „Steh auf, teurer Freund, wahrer Heiliger, ich beschwöre dich, steh auf!“ Dafür streifte Gregor seine Toga und Tunika zurück, entblößte, immer noch zu Tirds Füßen liegend, Rücken und Arme. Die furchtbaren Narben redeten erschütternder als seine Worte. In einem einzigen Klirren senkten sich alle Schwerter. Der König ließ das seine zur Erde fallen und beugte sich laut aufschluchzend zu Gregor nieder. Während er ihn in heißer Liebe umarmte, rief er mit gebrochener Stimme: „Mein Freund, ich kann dir nicht widerstehen, doch was soll geschehen, was soll werden mit uns allen?“ — Die Fürsten setzten sich schweigend auf die Sessel. Sorgenvoll, unwillig stützten die einen

den Kopf in die Hand des aufs Knie gestellten Armes oder senkten den Kopf tief auf die Brust. Die Stille dieser feierlichen Augenblicke ward unterbrochen von dem Heiligen, der mehrmals mit flehender Stimme rief: „Glaube! Glaube!" Er stand erst dann auf, als ihm versprochen wurde, mit dem Angriff noch einmal zu warten, bis zur äußersten Notwendigkeit. Die Fürsten verließen unwillig den Saal. Es vergingen einige Tage unheimlicher Stille. Stille vor dem Gewitter. Da kam eines Morgens der Sklave wieder ins Arbeitszimmer des Königs, der eben wieder einmal mit Sorge an Licinius dachte. Auch von ihm und seinem Verhältnis zu Constantin hatte man seit Wochen hier nichts mehr erfahren. Die Schrift des Licinius zeugte von größter Eile und Aufregung. Die Botschaft kam aus Byzanz und rief Tiridates so schnell wie möglich und mit möglichst großem Heer zu Hilfe. Constantins Heer betrage 130 000 Mann. Die Flotte von 200 Kriegs- und 1000 Lastschiffen fahre unter Crispus, dem ältesten Sohn Constantins, nach dem Ägäischen Meer, werde in Athen landen, um dem Landheer den Rücken zu decken. Licinius habe im Hellespont gegen Crispus 350 Kriegsschiffe unter Amandus aufgestellt. Er, Licinius, sei mit 165 000 Mann nach Adrianopel gezogen. Constantin käme von Thessalonich her durch das Hebrustal. Schlacht am 23. Juli, Constantin verwundet, meine Verluste wohl 34 000 Mann. Lage unentschieden. Befestige Byzanz nach der Landseite. Amandus wird siegen zur See. Martianus zum Augustus gemacht über ein Constantin abzunehmendes Gebiet. Komm unverzüglich auf dem Landweg nach Byzanz. Schwere Folgen für dich bei Vertragsbruch. Lic. imp. — Noch am gleichen Morgen gingen Eilboten ab an Licinius, die ihm durch Brief die Nachrichten brachten, daß er unmöglich sein Versprechen halten könne, denn er erwarte stündlich den Krieg im eigenen Land.

Einige Wochen furchtbarer Ungewißheit vergingen. Das Heer war einberufen worden. Greise, Frauen und Kinder schnitten die Frucht, banden die Garben, führten sie heim, denn Väter und Söhne waren im Heer des Königs, das in vier Teilen durchs Land zog und die Feinde noch einige Zeit zurückschreckte. Dann kamen die Tage der Not. Die Sommernächte wurden erleuchtet von brennenden Dörfern. Vom Fenster des hochgelegenen Königssaales sahen Tag und Nacht Euthalia und Koswita den Feuergarben zu, die zum Himmel loderten, zuweilen einsanken, um von neuem am gleichen Orte oder in der

Nähe wieder um so mächtiger aufzuschießen, wenn sie an einem reifen Ährenfeld, am versengten Gras, an Heu- und Fruchtschobern, an Strohhäusern und Ställen und Scheunen neue Nahrung gefunden hatten. Dörfer, Ställe brannten. Das Obst sott an den Bäumen. Der Kampf ward immer furchtbarer. Die Angst der Frauen im Palast immer größer, denn zweimal war die Botschaft gekommen, der König sei verwundet und abgefangen mit seinen Truppen. Beidemal aber hatte er sich in unwiderstehlicher Gewalt durchgeschlagen.

Hoch oben auf dem Hügel Artzdan, in einem der Weinberge, wo hohe, breitästige Feigenbäume standen, von unten gesehen, mit ihren Wipfeln den Himmel zu berühren schienen und sich im glutheißen Mittag mit herrlichem Grün gegen die wolkenlose, tiefe Bläue abhoben, lag der Heilige und tat dem Manne Gottes, Mose, gleich: er betete unaufhörlich für den Sieg des Königs. Sein Sieg bedeutete den Sieg des Christus. Seine Niederlage den Sieg des Heidentums, die Niederlage aller Arbeit Gregors. Bis zum ersten Schlachtgetöse, das zu ihm in die Stille empordrang, hatte Gregor geglaubt, Gott tue das Wunder, erleuchte die Herzen der Feinde, wende ihre Lanzen zum Frieden, oder führe selber seinen heiligen Krieg wider seine Feinde durch Tird, seinen König. Kein Wunder geschah. Kein Feuer fiel vom Himmel. Christus kam nicht. Kein Engelsheer erschien. Kein Donner rollte am blauen Himmel. Kein Blitz. Keine Stimme von oben! Und der Feind rückte vor, griff an. Es toste in der Tiefe wie von schäumenden Waldbächen. Es glänzten die hin und her wogenden Reihen wie silberne, durchs Tal schlängelnde Bäche. Schwerter, Lanzen, Helme blitzten auf wie die Sensen und Sicheln der Schnitter, von ferne gesehen. Die von Reben besetzten Berghalden zu beiden Seiten des weiten Tals starrten von Kriegern, bereit zum Niederstürzen auf die Besiegten und Flüchtenden. Wer mochte es sein? Wer war am Weichen? Wem galt das furchtbare Schlachtgeheul aus der Tiefe? Gregors Augen drangen aus ihren Höhlen. Der Schweiß floß in hellen Bächlein von der Stirne über das ausgemeißelte Gesicht. Die Hände rangen sich hoch in der Luft. Bald stand, bald lag, bald kniete er. Das Heer kämpfte für König und Bischof gleich willig. Sie glaubten, siegen zu müssen, weil der Heilige droben für sie bete. Und nun wurden sie geschlagen. Die ersten Boten keuchten herauf: „Heiliger Vater! Betet, betet! Der erste Angriff ist verloren! Die Unsern weichen. Der König kämpft wie rasend.

Vor ihm weicht alles. Aber die Truppen des Fürsten Siuni und Mog weichen.“

„Sie sollen stehen, kämpfen, siegen oder sterben! Ich bete. Ihr werdet siegen. Geht, verkündet's!“ Prophetisch, weissagend rief es Gregor. Sie sprangen hinab. Der Heilige sank wieder zu Boden, preßte sein Gesicht in die kühle Erde und betete unaufhörlich. Er betete so inbrünstig, daß er nicht hörte, wie das Schlachtgetöse näher kam. Der Kampf tobte unten am Fuß des Weinbergs. Die Christen waren bis hierher zurückgeschlagen. Die Krieger im Weinberg aber blieben noch ruhig und verrieten sich nicht; die stärksten und treusten; Alexander ihr Führer. Sie warteten in brennender Ungeduld auf das verabredete Signal des Königs. Sie sahen und hörten den unglücklichen Fortgang der Schlacht. Das Signal erscholl nicht. Wie, wäre der König gefallen? Gemurmel vieler Männerstimmen durch den weiten Rebberg: „Wo ist Alexander? Warum schickt er nicht zum König? Wenn die Schlacht verloren ginge, und wir hätten nicht eingegriffen? Bei unserer Ehre!“ — „Bei Gott, dem König und Heiligen!“ schrien nun laut und immer lauter die Krieger des Weinbergs. „Wo ist unser General?“ — „Er beschaut den Feind in seinen Bewegungen.“ — „Warum ist er nicht da? Wenn das Signal ertönt — wer befiehlt? Wer führt an? Gottloser Führer! Verrat! Verrat!“

Keuchende, blutüberströmte Krieger straucheln den Weinberg herauf: „Um Gottes — um des Herrn Christus willen, warum kommt ihr nicht zu Hilfe? Dem König kam sein Horn abhanden. Er schickte Boten auf Boten zu Alexander, wo ist er?“ — „Wo ist Alexander?“ überschrie alles in diesem Augenblick eine übermächtige Stimme, die sofort alle verstummen machte. Der König. Bleich, nach Atem ringend. Wangen, Stirne, Hände bluteten aus klaffenden Wunden. Das offene, breite Schlachtschwert troff von Blut. Alexander kam vom äußersten Rand des Weinbergs her gesprungen. Der Donnerruf des Königs traf ihn mit sichtbarem Schrecken. Einen Augenblick stand er, hielt die Hand, der Blendung wegen, vor die Augen. Dann sprang er durch die Reihen der Weinstöcke und der Krieger. Überall tönte ihm entgegen: „Verräter! — Verräter!“

Verwirrt stand er vor dem König. Der hob sein Schwert. Vor seinen Blicken bebten die Krieger rings. „Wo warst du?“ — „Ich suchte den König. Weil dein Zeichen nicht ertönte, verfolgte ich mit meinen Augen die Schlacht, um rechtzeitig gleichwohl eingreifen zu können.“ — „Ich war ja hier unten.

Dort steht ja das feindliche Lager mit dem Feldherrn Kétréhon, der mich abfangen wollte. Beim allmächtigen Gott!" Der König ließ urplötzlich das Schwert sinken. Ein andres, fremdes Signal schmetterte, und vom Weinberg gegenüber sah man deutlich ein Blitzen durchs grüne Laub, ein schimmerndes, eiliges, huschendes Treiben, das wie in unzählbaren glitzernden Lichtern abwärts gleitete. Rebstöcke sanken um. Lautlos entleerte sich der Weinberg drüben. Aber kaum die ersten Reihen mochten in Bewegung gekommen sein, so donnerte des Königs Stimme: „Mir nach!" Hoch empor flog Arm und Schwert des Königs, das zum wolkenlosen Mittaghimmel empor zu lodern schien. — — — —

* * *

Als Tiridates so weit war, daß er lesen konnte, und keine Gefahr des Lebens mehr vorhanden war, übergab ihm Gregorius mit geheimnisvoller Miene den Brief, der am Tag der Schlacht im Palast abgegeben worden war. Ein Eilbrief des Licinius.

„Alles verloren. Crispus, des Constantinus Sohn, siegte zur See über Amandus. Sturm und Schicksal wider mich. Die meisten Schiffe — versunken im Ägäischen Meer. Byzanz von Land und Meer aus belagert. Ich flüchtete um Mitternacht übers Meer nach Chalcedon. Martinus bewacht den Hellespont bei Lampsacus. Constantinus zieht nach Chrysopolis. Ich erwarte die Goten unter Aliquaca und deine eilige Hilfe. Gedenke meiner frühern Dienste. In deinem Willen liegt meine Rettung. Lic. imp."

Schweigend legte der König den Brief neben sich auf das Lager. Unendliche Müdigkeit überkam ihn. Er wurde blaß. Euthalia und Koswita, Gregor und Maria standen schweigend um sein Bett. Mit müdem Lächeln, kaum des Sprechens fähig, sprach der König: „Ihr alle, meine Lieben und Getreuen, — seid meine Zeugen — daß ich — dem Imperator Licinius — jetzt — nicht — helfen — —" Eine tiefe Ohnmacht schnitt ihm das „kann" ab.

Schlag auf Schlag mußten sich in Kleinasien die gewaltigsten Ereignisse abgespielt haben. Nach einigen Tagen schon folgte ein weiterer Eilbrief des Licinius:

„Aller Götter und Teufel Fluch und Verderben dir und deinem Hause jetzt und in alle Zukunft. Ich bin geschlagen.

Meine letzten 30 000 Mann ergaben sich dem Sieger. Chalcedon und Byzanz verloren. Ich flüchtete nach Nikomedia. Constantia hat bei ihrem Bruder Constantin mein Leben erbeten. Ziehen nach Thessalonich. Mein Imperium ist noch: Frau und Kind. Wir kehren zurück in die Villa Licinia und überlassen die Welt dem Imperium eures Christus."

Der Brief des Königs Tiridates, in dem er Licinius einlud, bei ihm, sobald er könne, mit Frau und Kind Schutz und lebenslange Gastfreundschaft zu genießen, fand eine traurige Antwort. Ein regnerischer, frühdunkler Oktoberabend zu Vagharschabad. Der König, immer noch verbunden und schwach, saß im Bibliothekraum am offenen Kaminfeuer. Gregor bei ihm. Sie sprachen ernst und traurig von den Ereignissen des Sommers und von der Lage des Reichs. Sie gedachten des Licinius. Ist er wohl in der Villa Licinia? Welch ein Weg, den er noch zurücklegte, der späteste der Imperatoren! Wird er ruhig bleiben? Christ werden? Selig sterben, nicht wie die andern? „O Agathangelos!" — „O Tird!" — Der Sklave meldete die Post. „Aus Thessalonich!" staunte Tird zum Freunde. „Noch nicht in Athen!" — „Öffne, Tird!" — „Mir schwindelt, öffne du! Ich ahne Unheil!" Tird trat ans Kamin, stützte den Ellbogen auf und das Kinn in die Hand. So stierte er in die Glut. Gregor hatte geöffnet und gelesen. Der kleine Briefbogen zitterte in seiner Hand. Sein kreideweißes Gesicht ward vom Schein des Feuers gerötet. „Gerechter Gott! Heiliger Gott! Kannst du lesen?" Tird nahm den Brief, sank auf sein Liegepolster und las:

„In Eile. Constantinus — „der Christ" — hat sein Wort gebrochen. Ein Aufstand in Thessalonich wird mir angerechnet. Ich bin unschuldig. Aber schaudernd erkenne ich die Gerechtigkeit des Schicksals. Hier starben auf meinen Befehl Prisca, Valeria, Candidianus. Hier sterben auf Constantinus' Befehl in einer Stunde am Seil: Licinius Imperator, Licinianus Licinius, mein Knabe. — Wir danken dir für deine Gastfreundschaft. Sie ist nicht mehr nötig. Gehab dich wohl. Vergiß nicht den Freund deiner Jugend in der Villa Licinia! Sie ist dein durch mein Vermächtnis. Licinius."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Nicäa.

Am See Askanius, nahe am Ufer eines Ausläufers des Marmarameeres, unweit von der Residenz Nikomedien in Bithynien, lag die Stadt Nicäa. Es war im Mai 325. Ungewohntes Leben herrschte. Doch diesmal war es nicht der Zauber des Frühlings am Marmarameer, am See Askanius, von einem Riesenkranz blühender Obstbäume umgeben, was die Menge der Besucher angezogen hatte, sondern der Ruf des christlichen Herrn des Reiches und der Kirche. Constantin hatte die Bischöfe des Morgen- und Abendlandes nach Nicäa eingeladen. Nur dreihundertachtzehn waren erschienen. Aber keiner allein. Jeder mit einer Menge von Bedienten, vom Sekretär bis zum Schuhputzer. Eine Wagenburg war vor Nicäa aufgetürmt. Seit Anfang Mai war auch der Imperator in Nicäa, aber niemand bekam ihn zu sehen. Ein König vom fernen Osten war auch erschienen. Sie hatten viel zu reden zusammen: Constantinus und Tiridates. Nun sind sie beide am Ziel. Beide Herrscher, beide Christen. Der Jüngling Constantinus hatte recht, damals beim Ringkampf in Nikomedien und auf der Flucht auf dem Schiff des Fürsten Licinius: Christus werde die Welt erobern. Während die Herrscher im rechten Flügel des kaiserlichen Schlosses sich mit bewegtem Gemüt gemeinsamen Erinnerungen hingaben, und jeder dann seine weiteren Erlebnisse dem andern erzählte, sammelten sich in der gewaltigen Halle des Mittelgebäudes die Bischöfe und begannen die Verhandlungen. Am See Askanius aber lagern sich die Diener und Begleiter der Bischöfe, vor dem Palast steht das Volk seit Tagen; von der Ankunft der ersten Gäste an, Groß und Klein, Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Krank und Gesund und schweigt und staunt, hebt die Hände, oft wie betend, zu den Bischöfen empor, beugt den Rücken, den Kopf fast bis zur Erde; einige knien, legen sich in den Weg, wenn ein ganz alter, oder ganz großer, oder besonders schöner, stattlicher Bischof erscheint. Dann raunt es durch die Reihen: „Wer ist das? Wie heißt der? Und der dort?“ Da wurden allmählich die Namen bekannt: Alexander von Alexandrien, Eustathius von Antiochien, Makarius von Jerusalem — dieser wurde gar mit Staunen betrachtet darum, daß er von Jerusalem kam —. Euse-

bius von Nikomedien fand wenig Aufmerksamkeit, er war aus nächster Nähe bekannt. Noch weniger Eusebius von Nicäa selber. Von dem sagte die Menge Volkes, und die Kinder riefen es laut: „Den kennen wir schon, das ist der Unsrige! Der von Jerusalem ist schöner und größer." — „Richtig! Und von blühendem Aussehen." — „Und gar glücklich scheint er!" — „Mehr als glücklich — wie sein Name sagt — glückselig." Jetzt aber lief ein heiliger Schauer durch die Menge, die heiligen Märtyrer, die Konfessoren, die Blutzeugen erschienen, die durch Gottes Wundermacht den letzten Verfolgungen entronnen waren: Potamon aus Heraklea, mit nur einem Auge. Paulus von Neucäsarea, durch glühende Eisen an Armen und Händen verbrannt und gelähmt. Viele andre an Stelzfüßen oder Krücken, mit furchtbaren Narben statt Ohren und Nase; hagere, magere, wandelnde Skelette, mit Glutaugen die Volksmenge überblickend, oder verklärt sie betrachtend, während die vernarbte Rechte segnet. Stumme, der Zunge beraubt, die mit Mienen, Blicken, Händen reden und den Sinn der Gläubigen himmelan richten. Aber noch größer wird die Erregung der Wartenden, als es durch die Menge lief: der große Wundertäter Jakob von Nisibis und Paphnutius aus Ägypten, Spiridion aus Cypern kämen. Da war die Ruhe dahin. Taube, Gelähmte, Blinde, Besessene, Kranke aller Arten bekamen Leben, wurden kampfbegierig; ein Drängen und Zwängen, Stoßen, Fallen, Schreien und Schlagen begann, Krücken stiegen über die Köpfe hoch in die Luft empor, um anderen Augenblicks auf die Köpfe derer hinabzusausen, die der Krücken nicht bedurften. Die drei Wundertäter wußten sich des Gedränges und der Gefahr nur damit zu erwehren, daß sie um Hilfe riefen, so gut es gehen mochte vorwärts drängten und in der, von Soldatenreihen bewachten Residenz verschwanden. Um so mehr aber mußte ein später erscheinender Konfessor die Hymnen, Lobrufe, Gebete und Bitten, das Küssen auf Schuhe, Toga oder Hände aushalten. Niemand kannte den spät Angekommenen, an diesem Morgen zum erstenmal Erblickten. Ein Greis, eigentlich von hohem Wuchs, aber ganz vornüber gebeugt. Fast rechtwinklig gehend, die narbenreiche, einst verbrannte Rechte auf einem Stock von Naturholz voll Dornansätzen gestützt. Eine Toga von unbestimmter Farbe, zwischen rot und braun, verwettert, unten ausgefranst, ebenso an den Ärmelenden, kleidete ihn vom Hals bis zu den Füßen und schleppte ein wenig am Boden nach. Er mußte oft innehalten mit Gehen, und Atem

schöpfen. Neugierig sammelten sich um ihn die Leute und betrachteten ihn schweigend. Er auch sie. In seinen großen Augen lag ein Leuchten von Liebe, Frieden und Glück, in den Zügen seines abgezehrten Gesichtes zuweilen eine solche Majestät, daß niemand daran dachte, den Mann für einen der gewöhnlichen christlichen Bettler zu halten, der mit dem Erzählen seiner Martern und dem Zeigen „der Wundmale Christi an seinem Leibe“ Geld oder Lebensmittel verdienen wolle. Niemand wagte ihn anzureden. Nur ganz scheu hoben einige Kranke ihr Hände zu ihm auf; ganz nahe beim Schloß eine Mutter mit ihrem Kind auf dem Arm. Es schien todkrank und dem Sterben nahe. Wohl auf Mutters Gebot hob es mühsam seine Händchen zum Greisen auf. Er sah von unten auf. Mühsam richtete er sich auf, eine hohe, breite Gestalt jetzt, hielt sich fest mit der Linken am Stock, die Rechte legte er aufs Köpfchen des Kindes, und der Greis betete über ihm. Die Mutter küßte dem Märtyrer die Hand mit stummem Dank und eilte mit dem Kind weg. Auch der Greis schritt, wieder langsam vornüberneigend, vorwärts und kam bis vor die Soldatenreihe vor dem Schloßportal, zwischen dessen hohen, jonischen Säulen hindurch man das Gewoge disputierender Stimmen vernahm und im ungeheuren Festsaal in Gruppen oder zu zweien die Bischöfe auf und nieder wandeln oder beisammen stehen sah. Soldaten traten aus der Reihe und hielten dem Greisen die Speere vor. Er hielt an. „Das ist kein Zutritt für dich, Alter. Zurück! Hier wird nicht gebettelt. Zurück! Das sind die heiligen und gelehrten Väter der Kirche da drinnen, die werden den Ketzer Arius verdammen und jedem künftig sagen, was er zu glauben hat.“ — Der Greis hob das Gesicht ein wenig, blickte von unten freundlich lächelnd die Soldaten an und sagte mit unterwürfigem Ton: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Er wandte sich zur Rechten und schritt langsam um den rechten Flügel des Palastes herum. Viele aus dem Volk folgten ihm. Er verzog sich gegen den See Askanius. Da saßen am Ufer im Schatten hoher, frischausgeschlagener Sträucher eine Anzahl Männer, die die Togen abgelegt hatten und ein Mahl einnahmen. Starke, muskulöse Männer, ältere und jüngere. Der Greis blieb in einiger Entfernung stehen und tat, als besähe er die herrliche Welt, See und Land und Berge. Aber sein Ohr vernahm fast jedes Wort, das von den Männern dort geredet ward. Ob ihre Herren, die Bischöfe, glaubten, sie

seien nur ihre willenlosen Hunde und Zugtiere! Da säßen sie nun, rief einer, und äßen den trockenen Speck, den sie ihnen gelassen und dem gegenüber Sägespäne Himmelsbrot seien. Der Wein sei überhaupt keiner, sondern Essig. Dabei schlug der Redende den Speck an seinen harten, nägelbeschlagenen Schuhen mürbe, versuchte, daran zu beißen, und schlug ihn wieder auf den breiten Vorderrand des Schuhes und so mehrmals, zum Gelächter der andern. Den Wein goß er ins Gras und meinte trocken, es werde an dieser Stelle zähes Futter geben. Sein Herr werde am Tisch des Kaisers schon besser speisen und trinken und auf dem Heimweg werde der Heilige noch ein wenig schwerer über Bäche und Steine weg zu heben sein, als auf der Hinreise — doch kaum vom Beten und Fasten! — „Trinkt deiner?" — „Nein, er trinkt nicht mehr, er —" — „Schweig," wehrte jetzt einer ab, „versündige dich nicht! Jeder steht und fällt seinem Herrn!" — „Meiner steht schon lang nicht mehr. Für den kommt das Zölibat zu spät." — „Für meinen auch!" — „Und für meinen!" riefen andere. „Ist auch ganz recht. Eines Weibes Mann soll der Bischof sein, hat bekanntlich Paulus geboten." — „Und doch wollen es die Bischöfe hier in Nicäa durchsetzen, das Zölibat." — „Das wird schlimme Folgen haben. Statt Einer, werden sie zehn haben. Die Priester werden es nachtun —" — „und die Diakonen!" — „und die Subdiakonen!" — „und die Fossores!" (Totengräber) — „und die Anakoluthen!" (Bedienung des Bischofs). — „Die Ostiarii (Türhüter) und die Kantores!" (Vorsänger und Spieler). — „Die Exorzisten!" (Dämonenaustreiber) so rief einer nach dem andern, und vertrat dabei seinen Stand. Alle waren feurig aufgesprungen, als wollte jeder dem andern zuvorkommen. Alle die gedrungenen, breiten Männer verschiedenen Alters mit den freien, mächtigen Armen wurden überragt von dem Witzbold, der das große Wort geführt hatte, eine Hünengestalt, doch hager, bleich, mit frechen, verbitterten Gesichtszügen. „Wir haben auch Titel und Rang." — „Bringst es am Ende auch noch zum Bischof, hoi, Petrus?" — „Bin es schon. Ich führe bessere Aufsicht über den Bischof, als er über die Gemeinde. Und was ich nicht sehe, das sagt mir der Gute, wenn der Geist des Weins seine Zunge löst. Auch ist meine Arbeit ungefähr dasselbe: ich bin wirklicher Totengräber, der Bischof predigt die Lebendigen tot. Meine Toten bleiben tot, aber seine werden immer wieder lebendig. Nun scheint mir aber eine gute Gelegenheit gekommen zu

schöpfen. Neugierig sammelten sich um ihn die Leute und betrachteten ihn schweigend. Er auch sie. In seinen großen Augen lag ein Leuchten von Liebe, Frieden und Glück, in den Zügen seines abgezehrten Gesichtes zuweilen eine solche Majestät, daß niemand daran dachte, den Mann für einen der gewöhnlichen christlichen Bettler zu halten, der mit dem Erzählen seiner Martern und dem Zeigen „der Wundmale Christi an seinem Leibe" Geld oder Lebensmittel verdienen wolle. Niemand wagte ihn anzureden. Nur ganz scheu hoben einige Kranke ihr Hände zu ihm auf; ganz nahe beim Schloß eine Mutter mit ihrem Kind auf dem Arm. Es schien todkrank und dem Sterben nahe. Wohl auf Mutters Gebot hob es mühsam seine Händchen zum Greisen auf. Er sah von unten auf. Mühsam richtete er sich auf, eine hohe, breite Gestalt jetzt, hielt sich fest mit der Linken am Stock, die Rechte legte er aufs Köpfchen des Kindes, und der Greis betete über ihm. Die Mutter küßte dem Märtyrer die Hand mit stummem Dank und eilte mit dem Kind weg. Auch der Greis schritt, wieder langsam vornüberneigend, vorwärts und kam bis vor die Soldatenreihe vor dem Schloßportal, zwischen dessen hohen, jonischen Säulen hindurch man das Gewoge disputierender Stimmen vernahm und im ungeheuren Festsaal in Gruppen oder zu zweien die Bischöfe auf und nieder wandeln oder beisammen stehen sah. Soldaten traten aus der Reihe und hielten dem Greisen die Speere vor. Er hielt an. „Das ist kein Zutritt für dich, Alter. Zurück! Hier wird nicht gebettelt. Zurück! Das sind die heiligen und gelehrten Väter der Kirche da drinnen, die werden den Ketzer Arius verdammen und jedem künftig sagen, was er zu glauben hat." — Der Greis hob das Gesicht ein wenig, blickte von unten freundlich lächelnd die Soldaten an und sagte mit unterwürfigem Ton: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat." Er wandte sich zur Rechten und schritt langsam um den rechten Flügel des Palastes herum. Viele aus dem Volk folgten ihm. Er verzog sich gegen den See Askanius. Da saßen am Ufer im Schatten hoher, frischausgeschlagener Sträucher eine Anzahl Männer, die die Togen abgelegt hatten und ein Mahl einnahmen. Starke, muskulöse Männer, ältere und jüngere. Der Greis blieb in einiger Entfernung stehen und tat, als besähe er die herrliche Welt, See und Land und Berge. Aber sein Ohr vernahm fast jedes Wort, das von den Männern dort geredet ward. Ob ihre Herren, die Bischöfe, glaubten, sie

seien nur ihre willenlosen Hunde und Zugtiere! Da säßen sie nun, rief einer, und äßen den trockenen Speck, den sie ihnen gelassen und dem gegenüber Sägespäne Himmelsbrot seien. Der Wein sei überhaupt keiner, sondern Essig. Dabei schlug der Redende den Speck an seinen harten, nägelbeschlagenen Schuhen mürbe, versuchte, daran zu beißen, und schlug ihn wieder auf den breiten Vorderrand des Schuhes und so mehrmals, zum Gelächter der andern. Den Wein goß er ins Gras und meinte trocken, es werde an dieser Stelle zähes Futter geben. Sein Herr werde am Tisch des Kaisers schon besser speisen und trinken und auf dem Heimweg werde der Heilige noch ein wenig schwerer über Bäche und Steine weg zu heben sein, als auf der Hinreise — doch kaum vom Beten und Fasten! — „Trinkt deiner?“ — „Nein, er trinkt nicht mehr, er —“ — „Schweig,“ wehrte jetzt einer ab, „versündige dich nicht! Jeder steht und fällt seinem Herrn!“ — „Meiner steht schon lang nicht mehr. Für den kommt das Zölibat zu spät.“ — „Für meinen auch!“ — „Und für meinen!“ riefen andere. „Ist auch ganz recht. Eines Weibes Mann soll der Bischof sein, hat bekanntlich Paulus geboten.“ — „Und doch wollen es die Bischöfe hier in Nicäa durchsetzen, das Zölibat.“ — „Das wird schlimme Folgen haben. Statt Einer, werden sie zehn haben. Die Priester werden es nachtun —“ — „und die Diakonen!“ — „und die Subdiakonen!“ — „und die Fossores!“ (Totengräber) — „und die Anakoluthen!“ (Bedienung des Bischofs). — „Die Ostiarii (Türhüter) und die Kantores!“ (Vorsänger und Spieler). — „Die Exorzisten!“ (Dämonenaustreiber) so rief einer nach dem andern, und vertrat dabei seinen Stand. Alle waren feurig aufgesprungen, als wollte jeder dem andern zuvorkommen. Alle die gedrungenen, breiten Männer verschiedenen Alters mit den freien, mächtigen Armen wurden überragt von dem Witzbold, der das große Wort geführt hatte, eine Hünengestalt, doch hager, bleich, mit frechen, verbitterten Gesichtszügen. „Wir haben auch Titel und Rang.“ — „Bringst es am Ende auch noch zum Bischof, hoi, Petrus?“ — „Bin es schon. Ich führe bessere Aufsicht über den Bischof, als er über die Gemeinde. Und was ich nicht sehe, das sagt mir der Gute, wenn der Geist des Weins seine Zunge löst. Auch ist meine Arbeit ungefähr dasselbe: ich bin wirklicher Totengräber, der Bischof predigt die Lebendigen tot. Meine Toten bleiben tot, aber seine werden immer wieder lebendig. Nun scheint mir aber eine gute Gelegenheit gekommen zu

sein, um unsere Lohnansprüche vor dem Konzil zur Geltung zu bringen. Ich mache den Vorschlag, die Vertreter der verschiedenen Kirchenämter vereinigen sich hier und beraten zusammen, wie sie ihre Ansprüche kräftig genug anbringen könnten. Wir müssen zusammenhalten und einig werden, was wir für unsere Arbeit fordern wollen." — Es erhoben sich einige der Beamten und wollten weggehen. Sie richteten einen scheuen Blick auf den alten, gebückten Konfessor, der immer noch wie in Andacht versunken See und Gelände betrachtete. Petrus, der Totengräber, ergrimmte und rief ihnen nach: „Heda, ihr Heiligen, wollt ihr die Bessern sein und uns das Spiel verderben? Am End uns gar verraten? Was? Feiglinge, Elende! Werdet ihr vom Geist und Lobgesängen satt — nun denn, geht! Wir brauchen Brot und Fleisch und Wein — wir haben Weib und Kinder! — Bleibt doch. Hört!" — Sie gingen schweigend. Die andern saßen im grünen Gras enger zusammen und berieten hin und her, was sie für ihre Kirchendienste fordern wollten. Vorsitzender war Petrus, der Totengräber, der magere, aber kräftige, mit dem gelben Gesicht und den blinzelnden Schlitzaugen. Er befahl mit quetschender Stimme: „Die Diakonen beginnen mit ihrer Forderung!" Einer von ihnen erhob sich und stellte die Forderung eines Jahreseinkommens von mindestens einem halben Talent (ca. 3000 Fr.). Doch das könne bei diesen teuren Zeiten unmöglich genügen. Eine Amtswohnung begehren sie. Gerade neben dem Bischof, damit sie nicht für jeden Dienst zuerst eine halbe Stunde weit herkommen müßten. Die Wohnung solle geräumig, luftig, sonnig sein und allen Forderungen der Gesundheit genügen. Eine Badeinrichtung verlangen sie, um von Zeit zu Zeit den Kirchenstaub gründlich abwaschen zu können. Ein Hypocaustum* müsse unten im Keller sein, damit das ganze Häuslein schön warm sei und sie sich nicht zu aller Arbeit noch daheim mit Heizen bemühen müßten, was doch unter ihrer Würde sei. Ein weiches, samtenes Liegepolster verdienten sie auch. Ferner einen, von der Gemeinde bezahlten Sklaven, der die Gartenarbeit verrichte, denn die Diakone des Bischofs könnten nicht den Boden düngen und dann wieder die heiligen Gefäße tragen. Die Verwaltung des heiligen Weins und Brotes sei einzig und allein Sache und Recht der Diakonen. Über die Reste des Herrenmahls verfüge allein der Diakon. Um sich

* Alte Zentralheizung.

dem Bischof als eingeübter Diakon und rechte Hand so lang als möglich zu erhalten, beantrage er, alles Putzen, Reinigen, Waschen der Kirche, sowie das Läuten der Glocken besonderen Beamten oder den Subdiakonen zu überlassen, — natürlich gegen angemessene Entschädigung, weil der Staub der Kirche, gefährlicher als irgend ein Staub, den Atmungsorganen der Diakone, und das Läuten der Glocken oder das Schlagen der Eisenbengel dem Herzen der Diakone schade. Zudem verlangen sie für jede Zubereitung des Taufbassins und des Taufkleids, wie für das Reinigen und Trocknen des Hemdes zwei Drachmen (ca. 2 Fr.). Ebenso zwei Drachmen für jedes Leichengeleite, bei besonderer Länge des Zuges aber vier Drachmen. Für eine Trauung zwei Drachmen bei Armen, fünf bei Reichen, die aber auch mehr geben dürfen. Das alles sei noch nicht der hundertste Teil dessen, was außer ihrem Gehalt die Bischöfe von den Weinenden und Fröhlichen annehmen. — „Bist du fertig, Kastor?" rief Petrus ernst. Kastor: „Ich habe gesprochen, Vorsitzender. Fertig — vorderhand!" — Petrus: „Ich denke, werte Kollegen, wir sind alle mit den Forderungen der Diakonen, als durchaus berechtigt und notwendig, völlig einverstanden. Wir müssen aber recht zusammenhalten, um sie durchzubringen. Ich möchte gerade für mich und meine Kollegen, die Fossoren, zu reden weiterfahren. Wir sind Gelegenheitsarbeiter und können auf ein Jahresgehalt nicht Anspruch machen. Ich gebe zu, daß Misten und Düngen besser mit Totengräberei zusammengeht, als beim Diakonat. Aber man bedenke: der Totengräber braucht Pickel, Schaufel, besondere Kleider. Die müssen fortan von der Gemeinde geleistet werden. Man bedenke ferner: wir brauchen viel Wein und viel anhaltende Nahrung, weil das Grubenwasser zehrt und der Aufenthalt dort drunten Gliederreißen, Hüften- und Kreuzweh verursacht. Auch ist die Luft dort drunten trotz der bischöflichen Gräberweihe wahrlich keine himmlische zu nennen, daher meine Magerkeit und mein Käsegesicht. Damit fordern wir für jedes Grab fünf Drachmen (5 Fr.) und von jedem sogenannten Trauernden am Grabe vier Obolen (60 Cts.). Ich denke, werte Kollegen, ihr werdet mir in allen Dingen beistehen." — „Unterstützt! Unterstützt!" schallte es von allen Seiten. Petrus rief die Kantores und Musikanten auf. Sie forderten durch ihren Sprecher für jede Begleitung des Gemeindesangs zehn Drachmen, denn Kunst wolle bezahlt sein. Weil aber die Saiten verstimmen und brechen können im Dienst

der Gemeinde und die Vorsänger mit der Zeit doch ihre schöne Stimme verlieren und ein Kehlkopfleiden bekommen könnten, so müsse die Gemeinde für jede Saite und jedes Instrument aufkommen, dem Kantor die Halssalbe und alle ärztliche Behandlung, wie auch regelmäßige Schonzeit und Stellvertretung bezahlen. Ein Kantor oder Lautist oder gar Harfenspieler, der vierzig Jahre seiner Gemeinde in Leid und Freud Erbauung, Trost und Frieden in die Herzen gespielt habe, der dürfe beanspruchen, daß ihm ein kleines Denkmal auf sein Grab gesetzt würde, eine Laute darauf abgebildet, der Name drauf und wie lang er der Gemeinde gedient habe. Dann noch: „Die dankbare Gemeinde.“ — Wär das zu viel? Von all den Reichen der Gemeinde? Daß wir auch als Diener des göttlichen Wortes neben die Bischöfe zu liegen kämen — das fordern wir nicht. Ihr Denkmal würde das unsere erdrücken, und die Herren — würden sich im Grab umdrehen.“ Petrus rief: „Wir unterstützen euch mit allen unsern Kräften. Die Zeit wird kommen, wo man sogar uns Totengräbern Denkmäler baut, gegen die die Monumente der Bischöfe und Patriarchen Maulwurfshügel sind!“ — „Unterstützt! Unterstützt!“ rief der Chor. Petrus nickte nach allen Seiten dankbar und demütig. „Ich rufe die Exorzisten auf!“ Einer der Teufel- und Dämonenvertreiber stand auf. Feierlich begann der beleibte Diener der Kirche, ein mittelgroßer Mann mit ovalem, fleischigem, bartlosem Gesicht voll rotblühender Gesundheit. Schwarzes Kraushaar. Frommer Blick. Mit süßem Lächeln begleitete er seine Rede. Ölig die Stimme: „Ihr wißt, werte Kollegen, Diakone, Subdiakone, Kantoren, Fossoren, Anakoluthen und Ostiarii, unser Dienst ist zweifellos der schwerste. T——T—Teufel, D——D—Dämonen austreiben! Furchtbar! Einfach furchtbar. Was braucht es nur auch für ein Studium, diese Tausenden, diese Legionen böser Geister von Beelzebub, gleich Satanas, dem Obersten der Teufel, bis hinab zum untersten seiner Diener alle nach Alter, Herkunft, Geschlecht, Stammbaum, Rang, Amtstracht, Tätigkeit, Wirkungen, Kräften, und — — und Werkzeugen zu — kenn—en.“ Der Exorzist mußte in langer Pause ruhen. „Seht, mein Herz — hat bereits — unter meiner Arbeit — schwer gelitten. — Nur ein Beispiel! Vor einiger Zeit wurde ich zu einer Besessenen gerufen. Ich erkannte bald, daß nur von einem Dämon die Rede sein konnte und wandte meine Mittel an. Es gab eine wahre Jagd, sag ich euch, ich rief, betete, beschwor, räucherte, drohte, schrie;

er wich nicht. Die Kranke glotzte mich trostlos an und sprach kein Wort. Früher die fröhlichste, sanfteste Frau, deren Hand noch nie in ihrem Leben geschlagen hat! Plötzlich — niemand sah die Frau sich nur bewegen — bekomm ich einen kalten Schlag aufs Nasenbein. Das Blut floß und der Exorzismus mußte verschoben werden. Andern Tages brachte ich aber genügende Mittel mit. Dem fürchterlichen Geruch, den ich entwickelte auf meiner Pfanne, mußte der Dämon weichen. Nun sah ich ihn zuerst aus der Nase der Kranken auf ihr rechtes, dann linkes Ohr, dann auf die rechte, jetzt linke Achsel hüpfen; nun auf die rechte, nun auf die linke Hüfte, dann auf die beiden Knie und zuletzt sprang er vom linken Zehen ab und verschwand." — Sprachlos hörten alle dem Exorzisten zu. Er fuhr fort: „Nun begreift, werte Kollegen, solche Kenntnisse und Ausübungen verlangen viel Geist, Denken, Wissen, und vor allem viel Geduld. Stundenlang geht es oft, bis der Dämon sich regt und seinen Ort offenbart. Darum fordern wir Wartegeld. Die doppelte Taxe von fünf Drachmen zur Nachtzeit, das Dreifache, wenn es mehr als hundert Dämonen sind. Der stinkende Nießwurz und die andern Wurzeln und Kräuter alle soll uns ein von der Gemeinde bestellter Diener zureichen, damit wir nicht noch neben allen andern Gefahren uns auch noch in Wald oder Feld erkälten oder gar sterben! Auch da, wo die Austreibung nicht gelingt, muß die Taxe bezahlt werden, denn die Mühe ist dieselbe." — „Das finden wir auch", rief der Chor, und Petrus winkte dem Exorzisten gnädig, sich zu setzen. „Die Anakoluthen haben noch nicht geredet!" Ihr Führer sprang auf. „Es ist endlich gut, daß auch wir noch zum Wort kommen dürfen. Schließlich sind wir noch keine Ostiarii" (Türhüter). — „Nichts tut aus Geiz oder eitler Ehre!" rief Petrus salbungsvoll. „Die Hauptsache ist die Forderung! Ihr begehrt?" Der Sprecher mit geschorenem Rundkopf, rotem Gesicht und Fischaugen begann: „Wir müssen wieder wie die Diakone eine fixe Jahresbesoldung verlangen. Denn die Bedürfnisse der Bischöfe wachsen ins Unendliche. Alle unsere Zeit und Kraft wird von ihnen in Anspruch genommen. Ihre persönlichen Vergütungen reichen nicht für einen ledigen Bruder, geschweige für die Ölzweige um den Familientisch herum. Die Gemeinde muß uns 10 Minen (ca. 1000 Fr.) per Jahr geben, und der Bischof fürs Tragen in der Sänfte per Stunde zwei Drachmen; fürs Baden vier Obolen (60 Cts.), für Frisieren und Rasieren drei Obolen, für Haarschneiden und

Bartpflege eine Drachme (1 Fr.), für Hände, Finger und Nägelpflege eine Drachme, für die Ausleihe des Bartfuterals für eine Nacht zwei Obolen; Kleidung, Schuhe, Instrumente, alle Auslagen auf der Reise leistet der Bischof. Im Alter versorgen uns Gemeinde und Bischof zusammen. Werdet ihr uns unterstützen?" Petrus im Namen aller: „Seid unserer Hilfe und Macht gewiß, Anakoluthen! — Und ihr endlich, ihr Alten, dort, Ostiarii! Seid ihr zufrieden?" Zwei alte, graue, abgemagerte Männlein in abgetragenen Tuniken standen auf. Einer sprach mit leiser Stimme: „Ich will lieber der Tür hüten in meines Gottes Hause, als wohnen in der Gottlosen Hütten." Verlegenes Lachen erhob sich. Lautes Reden begann und alle lachten roh auf, als Petrus den beiden Alten zurief: „Begreiflich, daß ihr zufrieden seid. Im Alter wird man von der Predigt satt. Aber im Winter! Beim langen Draußenstehen — wenn der Bischof das Amen nicht findet? — Da täten euch doch sicher auch ein warmes Wams und ein Paar warme Finken gut, die euch die Gemeinde leisten soll." Die Alten schmunzelten mit den dürren Gesichtern und schauten einander wie verschämte Kinder an. Alle lachten überlaut, und Petrus rief mit gnädiger Geberde: „Also warme Finken, Unterhosen, Wams und Toga mit wollener Kapuze für Sturm, Regen- und Schneewetter. Wir werden das für euch von der Gemeinde fordern." Wie verklärt stand der andere Alte da und rief laut: „Nun möchte ich noch viele, viele Jahre mit Bruder Clemens Türsteher sein am Hause des Herrn!" —

Plötzlich erscholl ein durchdringender Pfiff, wie wenn einem Hund durch die Finger gepfiffen wird. Petrus fuhr auf. „Der Bischof!" — Schon hatte er zwei aus dem Kreis umgerannt und sprang wirklich einem großen Hund gleich, den Kopf tief nach unten gesenkt, dem Bischof entgegen. Dieser, klein, von mächtigem Leibesumfang, von gelblichem, öligem Teint, schwarzgelockt, mit gerötetem Gesicht voll Grimm, erwartete ihn. Petrus fiel ihm zu Füßen und küßte sie. Auf den Ruf: „Auf, Petrus!" sprang er auf und empfing vom Bischof den Auftrag, ja nicht zu weit wegzugehen und einige handfeste Kollegen bereitzuhalten, denn drinnen im Saal gäbe es bald Arbeit für sie. Der Ketzer Arius und seine Gesellen müssen noch Prügel bekommen, wenn sie nicht nachgäben. Petrus dankte dem Bischof für sein Vertrauen und versprach, sich mit tüchtigen Kräften in Bereitschaft zu halten. Der Bischof kehrte zurück zu den Verhandlungen, Petrus zu seinen

Gesellen. Der greise Märtyrer in der Nähe wandte sich traurig dem See entlang abwärts, nachdem er noch vernommen hatte, wie sie sich alle bereit erklärten zum Ketzergericht und sich weidlich darauf freuten.

Der Greis stieß auf einen Haufen Volkes, das zwei Konfessoren umstand, die an Krücken gingen und sich auf dicke Stöcke stützten. Beide nahmen für Rat, Trost- und Bibelsprüche Geld oder Brot, Datteln, Dürrobst, Fleischstücke oder Back- und Zuckerwerk entgegen. Beide erzählten ihre Lebensgeschichte, ihre Martern, und entblößten zum Beweis, so weit als möglich, die betreffenden Körperteile mit ihren Narben. Als aber Fidus sah, daß Perpetuus mehr Anhang und Gaben fand denn er, fing Fidus lauter und lauter an von den Wundenmalen Christi an seinem Leibe zu erzählen und dann begann er gar laut zu weinen über den Unglauben und die Verdorbenheit der Christen, die, vom Druck der Verfolgung befreit, jetzt nur der Verweltlichung anheimfielen und auch die nicht gebührend genug ehrten, die um ihres Glaubens und Vorbilds wegen so Schreckliches hätten leiden müssen. Da weinten alte Leute und junge Mädchen. Die Kinder starrten ihn an. Die Männer und Burschen prüften ihn schweigend. Perpetuus hatte bemerkt, daß die Aufmerksamkeit auf seine Berichte und die Eile der Gaben nachließen, und hatte nun auch seine Stimme erhoben, viel Neues von seinem Leben und Leiden erzählt, und begann auch zu weinen über die Unbußfertigkeit der Christen, die nicht durch das Feuer der Verfolgung hätten gehen müssen. Als Perpetuus mehr rührte und mehr bekam, weinte Fidus noch lauter und begann zu betonen, daß er mehr gelitten habe als Perpetuus. Doch das wollte dieser nicht gelten lassen und begann seine Wunden am Leib zu zählen. Auch Fidus tat das und beide zählten vor dem überlaut lachenden Volk, dem ganzen Leib nachgehend, ihre Wunden. Es frage sich überhaupt, ob Perpetuus nur auch eine einzige Wunde im Gericht des heidnischen Statthalters empfangen habe, rief Fidus zornig, oder ob er sie sich nicht alle selber beigebracht habe, nur um Konfessor und am Ende Bischof zu werden, trotzdem er kein Wort lesen und überhaupt nichts könne, als fressen und saufen. „Und du, Fidus, du ausgespiene Lauheit aus Christi Munde, du bist überhaupt ein Betrüger! Dein Bein ist so gesund wie meines. Ich will dich lehren!“ Perpetuus riß eifrig an einem Riemen unter der armseligen Toga. Das aufgebundene Bein fiel nieder und mit der

einen Krücke sprang er mit einem Satz auf Fidus los, der unter gewaltigen Streichen des Perpetuus sein aufgebundenes Bein ablöste und nun mit seiner Krücke gegen Perpetuus schlug, bis sie beide von Männern und Frauen Prügel bekamen und davongejagt wurden. Der Greis stand in einiger Entfernung am See. Es war Abend. Bäume und Himmel zeichneten sich im spiegelhellen, glatten Wasser ab. Der Pilger stützte sich mit beiden Händen auf seinen Stab. Und Mann und Stab wankten hin und her. Auf einmal kam neues Leben in die Volksmenge. Die Mutter des Kindes, über dessen Köpflein der Greis gebetet hatte, kam herbeigesprungen und warf sich dem Konfessor zu Füßen. Sie warf den schönen Kopf zurück, daß die langen Haare vom Nacken abstanden und senkrecht wie ein breites Band die Erde berührten. Die freien Arme hob sie zum Greisen auf und faltete sie vor seinem Gesicht wie zum Dankgebet. Ihre Augen leuchteten, ihr ganzes Gesicht strahlte und laut rief sie: „Mann Gottes, mein Kind lebt. Es ist gerettet. Hab Dank. Hab Dank, Konfessor!“ Viele drängten sich herzu. Immer mehr und mehr. In kurzer Zeit war der Heilige von einer nach Hunderten zählenden Menge umgeben; von Kranken, die selber Hilfe von ihm begehrten, oder von Angehörigen Kranker, Neugierige und solche, die hofften, der Konfessor werde von seinem Leben und Leiden erzählen. Und nun entstand ganz ungesucht ein malerisches, farbenreiches, stimmungsvolles Bild, das alle unwillkürlich an die Predigt Jesu am See erinnern mußte. Der Heilige wurde von der immer größer werdenden Menge tatsächlich ans äußerste Ende des Ufers gedrängt. Er mußte reden, ein Entweichen war unmöglich, er trat denn in einen breiten, am Ufer angebundenen Kahn und begann zu reden. Im See war seine Gestalt und jede Bewegung der Hände abgezeichnet. Der Abendwind fächelte durchs Schilf. Wachteln schlugen, Lerchen trilirierten. Der Heilige sprach von seinem Leben und von seinen Leiden nichts. Lange brachte er vor Bewegung kein Wort hervor. Mund und Kinn zuckten und die ganze Gestalt, auf den Knotenstock gestützt, wankte hin und her. Es wurde immer stiller. Der Heilige sah über die Menge weg wie schmerzverloren, wie tief erschüttert, so tief enttäuscht, als könne er's nicht glauben, nicht fassen, was er gesehen und gehört. Aus seinen großen, weitgeöffneten Augen begannen jetzt Tränen über das Gesicht und den silberglänzenden Bart zu rieseln. Als er die Bewegung sah, die nun die Menge ergriff, öffnete er den Mund

langsam, die Brust hob sich sichtbar, ebenso die Gestalt und wuchs zusehends. Die Augen nahmen Feuer an und jetzt schallte wie ein Donner über die Köpfe hin, vorerst nur das eine langgezogene Wort: „N i c ä a!“ Eine lange Pause folgte. In dem einen Worte, das das Volk vernommen hatte, lag ein Schmerz, ein Weh, das alle Herzen ergriff. Dann brach's los wie ein Gewitter aus dem Mund des Heiligen: „Nicäa heißt der Ort. So hat der Kaiser Antigonus die Stadt genannt zur Erinnerung an seine Siege. Aus der heidnischen Stadt Nicäa ist eine Christenstadt geworden, denn Jesus Christus hat gesiegt über die ganze Heidenwelt. Der Imperator hat mit dem Kreuz des Herrn gesiegt über alle christenfeindlichen Imperatoren, Cäsaren, Priester und Wahrsager, und N i c ä a ist die Stadt des Herrn geworden. Der Sonnengott ist von seinem Postament gestürzt, zerschmettert liegen seine Glieder am Boden, und statt dem Tag der Sonne hat der Imperator Konstantinus den Tag des Herrn bestellt. Heut ist der Tag des Herrn. Heut ist der Sonntag, der verkündet, der Herr Jesus Christus sei das wahre Licht der Welt geworden. O seht die goldene Sonne, seht den Frieden über See und Berg und Land, fühlt ihr den Geist, der euch umweht, ihr Kinder des Lichtes? Es ist der Geist des Herrn und seiner Nähe. Er ist da. Er ist unter uns. Fühlt ihn, faßt ihn, höre, höre Volk von Nicäa, was er euch durch mich zu sagen hat. Ein Nicäa sollte das Konzil der heiligen Bischöfe sein: ein Tag des Sieges für das Evangelium. Doch was habe ich gesehen? Diener der Bischöfe, die höhnen über ihre geistlichen Herren und mit schlechten Spässen ihre Schwachheiten zum besten geben. Diener, die für ihre Dienste, die sie ja umsonst, aus lauter Lust und Lob zum Wohl der Gemeinde tun sollten, ihre Lohnansprüche beraten und die Bischöfe beneiden, die mehr einnehmen. Ein Kaufhaus — eine Mördergrube ist der Tempel wieder geworden. Arm war der, der einst das Haus seines Vaters gereinigt hat. Nichts hatte er, da er sein Haupt hinlegte — die Bischöfe wohnen in Palästen. Die Jünger, wie der Meister, aßen, was ihnen vorgesetzt wurde in ärmsten Hütten wie in den Häusern der Reichen. Die Bischöfe suchen die Häuser der Reichen und verachten die Hütten der Armen. Sie schmeicheln dem weltlichen Herrn, dort, sie nennen den Imperator — einen Menschen, sündig, sterblich wie wir alle — Herr, knien vor ihm und werfen sich vor ihm nieder, gerade wie die Heiden es taten vor den Imperatoren, die sich für Götter erklärten, Anbetung verlangten, bis

die Würmer sie fraßen. Nun knien die Bischöfe vor dem christlichen Imperator und flehen ihn an um Verdammung und Verbannung der Andersgläubigen und um viel Geld und neue Grundstücke weiten Landes zur Errichtung neuer Kirchen und bischöflicher Paläste. Die Konfessoren zeigen für Geld und Zuckerwerk ihre Wunden und prügeln sich mit Krücken. Die Armen drängen sich in Haufen vor den Palast des Imperators und betteln Brot, wie die Heiden um Brot und Zirkusspiele baten. Meint ihr, ihr seiet Christen, weil ihr in Christi Namen bettelt, statt zu arbeiten und gerechten Lohn zu fordern? Ihr Kranken, warum legt ihr euch den Bischöfen in den Weg? Meint ihr, in den weiten Talarärmeln der Bischöfe wohnt das Wunder, wohnt der Glaube, von dem der Herr gesagt hat, daß die, die Glauben haben, nur senfkorngroß, größere Wunder tun sollen als der Herr selber? Was baut ihr Kirchen wie Paläste? Haben wir wahre Bekenner dazu leiden müssen, daß ihr in herrlichen Kirchen Götzendienst treibt, schlafet, esset, trinket, weil es hier nichts kostet; daß ihr heuchelt, mit den Lippen Vater, Sohn und Geist verehrt, und um so mehr im Leben ihn verleugnet? O Nicäa, was bist du geworden? Kein Sieg — Niederlage! Verleugnung! Abfall! Als die ersten Jünger und Jüngerinnen hinter verschlossenen Türen beteten, als sie in Höhlen und Katakomben ihre Versammlungen feierten, als sie geachtet waren wie Schlachtschafe, da ward die Macht Satans gebrochen, da sank das alte Reich der Welt, die Macht Roms zusammen, da geschahen Zeichen und Wunder, da hat Gott das Blut seiner Knechte gerächt und einen Imperator nach dem andern weggerafft, da wurden die Blinden sehend, die Tauben hörten, die Lahmen gingen, die Aussätzigen wurden rein, die Toten standen auf, den Armen ward das Evangelium verkündet, da war Christus unter uns, da war der Himmel offen, da wollte Gottes Reich und Herrlichkeit kommen. Weh, weh dir, Nicäa! Nun wollt ihr durch die Lehre das Leben ersetzen. Nun wollt ihr Gott betrügen, ihr Bischöfe, du christlicher Imperator; nun wollt ihr einander verdammen, weil euch die Liebe und das Leben fehlt und der lebendige Gott. Was braucht ihr eine Kirche? Weiden sollt ihr die Herde des großen Hirten, und ihr wollt herrschen: Geld und Gold begehrt ihr! Weh, weh, weh euch, ihr Wölfe im Schafspelz, ihr reißenden Wölfe, die der Herde nicht verschonen. Ein Himmelreich sollt ihr schaffen, und ihr bauet wieder ein Weltreich der Kirche und herrschet und brauchet Gewalt

und suchet Ehre voneinander, und richtet, und verdammet. Weh, weh, Nicäa. — Niederlage! Eine Gemeinde, nicht eine Kirche wollte der Herr. Von ihr heißt es: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Aber eure Kirche, ihr Herren und Herrscher, hat längst die Hölle überwältigt, und euch alle der Satan überlistet. Weh, weh, Nicäa. — Niederlage, Tod. Umsonst gelitten, Herr Jesus Christus! Umsonst geblutet, heilige Märtyrer aller Jahrhunderte, vom Kreuz des Herrn an bis heute! Weh, weh, Nicäa! Dein Licht wird dir wieder genommen werden und Finsternis wird wiederkehren auf Erden.“ — —

Während der, vom Volk in tiefster Ergriffenheit angehörten Rede des Konfessors waren, von den meisten unbemerkt, mehrere Bischöfe vom Palast her schweigend herangekommen und hatten sich hinter der Volksmenge angeschlossen. Es folgten mehr und mehr Bischöfe, Priester und Konfessoren, auch Mönche und Anachoreten. Längst waren einige der vornehmsten Bischöfe unruhig geworden und viele standen mit feuerroten Köpfen da. Der Eindruck der weiteren Rede des Märtyrers war aber so gewaltig und die Stille so ernst, daß niemand von Bischöfen und Priestern es gewagt hätte, den Redner zu unterbrechen. Doch zuletzt vermochten sich die Vornehmsten darunter nicht mehr zu beherrschen. Vom leisen Murren und Schimpfen gingen sie zum lauten Rufen über, der Konfessor solle schweigen und sie auch ein Wort reden lassen. Der Märtyrer fuhr fort und tat, als hörte er sie nicht.

Sie verstummten plötzlich. Der Kaiser, strahlend von Gold, übersät von Diamanten und Edelsteinen, den Purpur über dem Rücken, schritt heran, sein Gast war bei ihm: Tiridates. Eine lautlose, beklemmende Stille ließ die Gedanken des Volkes erraten: Wird der Greis mit Predigen innehalten vor Kaiser und König? — Nein. Sprachloses Erstaunen, allgemeiner Schrecken. Der Greis sah mit so ernsten Blicken und so unerschrockenem Gesicht gerade zu Kaiser und König hinüber, daß alles Volk sich verwunderte und die Bischöfe sich noch mehr ärgerten. Sie brummten vorerst wieder vor sich hin. Dann stieß einer den andern, er solle dem frechen Menschen das Maul stopfen, ihn schweigen heißen, wenn der Kaiser da sei und ein so hoher Gast. Endlich fand Bischof Hosius von Corduba aus Spanien die Sache denn doch zu bunt. Der Alte hatte eben mit feuriger Kraft hinüber zu Kaiser und König gerufen: „Auch ihr, Imperatoren, Kaiser und

König, habt noch nicht das ganze Evangelium verstanden und im Reiche eingeführt. Ihr habt Gewalt gebraucht. Eure Hände sind mit Blut besudelt. Noch ruht das Schwert nicht in eurer Scheide. Noch stützt ihr eure Herrschaft auf Gewalt, statt auf Glauben und Liebe! Darum seid ihr unfrei. Darum haben die heidnischen Priester ebensoviel Recht als die christlichen, und dürfen noch ihre Tempel bauen und Zeichen fragen, und opfern wie immer. Du, Constantinus, stützest deinen Glauben auf Vernunft. Du suchst den Menschen zu gefallen, bist halber Christ und halber Heide, du bist unruhig und voll Furcht, und Blutschulden liegen auf dir, Imperator! Darum begehrst du die Taufe nicht, du fürchtest sie, weil du dann nicht mehr sündigen könnest. Ich weiß, ich schaue deine Gedanken. Sei aufrichtig, Imperator, und bekenne deinem Imperator Jesus Christus deine Sünden, tu Buße vor allem Volk, laß dich heute taufen, laß mich dich taufen!" —

„Was? Was fällt dem Menschen ein? Wer ist der eigentlich? Woher kommt er? Mit welchem Recht tritt er da überhaupt auf, beschimpft uns und den Augustus, den christlichsten aller Herren, den Herrn unserer Kirche? Ist der Mensch wahnsinnig? Nieder mit ihm! Schweig — schweig, du Alter, oder wir reißen dir den Bart aus!" so schallte es von Bischöfen, Priestern, Diakonen, Fossoren. Am lautesten rief aus nächster Nähe Petrus, der Totengräber des Hosius: „Jetzt schweig, du Skelett, oder ich zermalme dich!" — —

Der Märtyrer blickte nicht um und wollte mit erhobener Stimme weiter reden. Man verstand ihn aber des Getümmels wegen nicht mehr. Petrus tat vorsichtig wieder einige Schritte dem Redner näher und machte sich bereit, ihn plötzlich zu umfangen und wegzutragen. Jetzt aber donnerte ein gewaltiges: „Stille! Höret!" — Alles fuhr zusammen und duckte sich wie vor einem fallenden Blitz. Der Kaiser begann eine seiner Volksreden. „Wahr ist alles, was der Konfessor dort gesprochen hat. Statt zu murren und euch stolz und herrschsüchtig aufzulehnen, sollet ihr Bischöfe und Priester euch beugen und der Wahrheit die Ehre geben. Mit tiefem Schmerz habe ich längst erkannt, wie ihr eure Ehre und euren Vorteil sucht in der Kirche, wie ihr meine Gunst und Gaben sucht, wie ihr euch richtet und verdammt, einer den andern bei mir allein. Es ist nichts als Wahrheit: Ihr seid dem Herrn ein Hindernis und nicht ein Dienst. Ich rufe den Sternenhimmel, die Berge, das Meer zum Zeugen, daß ich dem Herrn, der mir erschienen ist

und der mir am Himmel das Zeichen des Kreuzes offenbarte, unter dem ich siegen würde, mit ganzem Herzen dienen wollte. Mit diesem Zeichen, der Kreuzesfahne, zog ich durchs ganze Reich, allen Widerstand der Feinde des Kreuzes habe ich gebrochen. Ein leichtes wäre es mir gewesen, mit meinen Legionen, den früheren Imperatoren gleich, das Volk der Christen zu zerstreuen und hinzuschlachten, ihre Kirchen zu zerstören und alle ihre Versammlungen zu verbieten. Aber ich wußte ja, Christus wird doch der Imperator werden. Sein Geist ist nicht zu töten. Aus dem Blut der Märtyrer erstehen immer neue Scharen, und der Christus hätte mir das Ende bereitet wie denen, die ich besiegte. Darum habe ich mich ihm gebeugt. Seine Wahrheit habe ich erkannt. Er, er allein ist Gottes Sohn, er ist das Licht der Welt. Ich wollte ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, ja Gerechtigkeit und Frieden wollte ich. Den Heiden ließ ich darum ihre Tempel, Opfer und Zeichendeuter, weil ich glaubte, zum Glauben an den Christus könne niemand gezwungen werden. Glaube ist ja ein Werk des Heiligen Geistes, und Christum kann niemand seinen Herrn nennen, als durch den Heiligen Geist. Darum duldete ich die Heiden, damit sie von der Geduld und Feindesliebe der Christen beschämt würden und die Herrlichkeit ihrer Liebe erkennen möchten. Darum habe ich Bluturteile gefällt, weil Maxentius, Licinius und sein Sohn, Crispus, mein Sohn, und Fausta, mein erstes Weib, jene mit ihrer Herrschsucht und diese durch Ehebruch und Fleischeslust der Herrschaft Gottes und meiner widerstrebten. Meine Hände haben nur Gottes Willen erfüllt. Das Blut von Tausenden von Christen, die Ehre vieler Frauen und reiner Jungfrauen, die Licinius geschändet hat, wurde von ihm gefordert. Ich bin ein Feind der Feinde Christi. Ich bin furchtbar im Gericht und in der Rache des Herrn. Ich bin die Obrigkeit, von Gott über euch gesetzt, und trage das Schwert des Herrn nicht umsonst. Sauls Schwert, Samuels Schwert, Israels Schwert wider die Feinde Gottes, sei mein Zeuge, daß ich auch im Gericht Gottes Herrschaft suchte. Darum ruf ich auch euch Bischöfen zu: seid auf der Hut. Macht, daß ihr hier im Frieden eure Lehre beratet und ein Bekenntnis eures Glaubens findet — oder, Gott sei es geschworen — auch ihr sollt meinen Zorn fühlen, wenn nun ihr, die Lehrer der Kirche Christi, mein Reich zerreißet und mein Werk des Friedens verderbet. Bevor ihr einig werdet und euch liebet von Herzen, bleib ich im Herzen wohl ein

Christ, aber von euch begehr ich keine Taufe. Nimmermehr! — — — Nun seht, die stille Nacht ist da. Möge Gottes Geist in unsre Herzen ziehen und den Frieden der Kreatur auch in unsre Herzen bringen. Ich habe meinen Dienern befohlen, das Volk zu speisen. Lagert euch und haltet das Mahl des Friedens!" —

Die Diener und Dienerinnen des Kaisers brachten in Schüsseln und auf Tellern allerlei Speisen, Fleisch, Fische, Gemüse; Wein wurde ausgeschenkt. Das Volk lagerte sich am See, um den Palast, und aß und trank, während an langen Tischen im Speisesaal des Palastes den Bischöfen serviert wurde. Constantin und Tird aßen allein. Der Greis aß mit dem Volk, schritt durch seine Reihen auf und nieder und redete mit allen, die sich an ihn machten. Den See entlang wandelten einige Männer in gedrückter Stimmung. Der Greis nahte ihnen. Sie grüßten ihn ehrfurchtsvoll und dankten ihm warm für seine mutigen Worte. Von den Männern, in ärmlichen Togen und schweren, nägelbeschlagenen Schuhen, erfuhr der Heilige zu seinem neuen Schmerz, wie sie, die Landbischöfe, in allen Rechten von den Stadtbischöfen verkürzt und als minderwertige Diener der Kirche angesehen würden. Kaum seien sie drinnen im Palast von den obersten Bischöfen gegrüßt worden, zum Mitreden würden sie nicht zugelassen, eine Vertretung von ihnen an den Versammlungen der Synoden werde nicht begehrt. Arm seien sie und könnten kaum leben mit ihren Familien, aber die Stadtbischöfe hätten erklärt, sie müßten eben einfacher leben und beweisen mit ihrer Armut, daß ihnen das Zeugnis des Evangeliums mehr sei als aller Lohn. Jesus habe ja gesagt: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch. Die Landbischöfe hätten vorgeschlagen, daß eine gemeinsame Bank errichtet würde, da sollten alle Gaben der Gläubigen niedergelegt und jeder der Diener der Kirche, der treu und würdig sei, würde für seine Notdurft empfangen, was er bedürfe, für sich und die Seinen. „Was sagten die Stadtbischöfe?" frug spöttisch der Greis. „Sie sagten, da wollten sie nicht mehr Bischöfe sein." — „Sie sind auch keine!" sagte der Greis und blieb noch lange im Gespräch mit den gedrückten Dienern des Wortes vom Lande. Sie berieten die Neugestaltung der Kirche.

Am anderen Morgen kamen die Verhandlungen in vollen Gang und die Teilnahme der Bischöfe war eine allgemeine geworden. Die Hitze draußen und drinnen ward groß. Die

Stimmen wurden immer lauter. Es brauste durch den weißen Saal mit den Kronleuchtern von getriebenem Gold und Silber, mit den herrlichen Wandgemälden und vielen Statuen, wie von einem ungeheuren ausstoßenden Bienenschwarm. Im Raum nebendran zur Rechten, nur durch eine hohe Pforte getrennt, waren der Imperator, Tiridates und — der Greis beisammen. Sie nahmen schweigend das Frühstück ein und alle drei schienen sehr bekümmert zu sein. Denn die Erregung drüben wurde ärger. Zwischenhinein, über das an- und abschwellende Gewoge der Stimmen hinweg, dröhnte es plötzlich wie ein heller Donner, bald wie ein Fluch, bald ein Pfeifen, ein Johlen und Höhnen darauf. Dann schwoll das Gewoge mächtig an, und das Getöse der vielen Männerstimmen schlug wie Meeresbrandung durchs Portal zu den Dreien im kaiserlichen Wohnraum von unbeschreiblicher Pracht. Der Greis ließ das Morgenessen stehen und lag mit aufgestütztem Kopf auf seinem Diwan von purpurener Seide. Alt und häßlich stach sein farbloses Pilgerkleid davon ab. Doch seine reinlichen Glieder, der wohlgepflegte Bart und das Haupthaar, das in silbernen Locken sich um die Schläfen, auf die Schultern ergoß, auch die edlen Bewegungen, die offene Art seiner Rede und seines Benehmens, das alles ließ gleich erkennen, daß er ganz zu Kaiser und König gehörte. Besonders mit dem letztern tat er gar vertraulich. Jetzt aber lag er still da, von innerem Weh wie verzerrt — die Augen zu Boden gerichtet, während seine Ohren gespannt zu lauschen schienen. Auch der Imperator und Tiridates unterbrachen ihr Gespräch und horchten gespannt auf. Das Gewoge der Stimmen war zum wüsten Geschrei geworden. Die Türsklaven erschienen, knieten vor dem Imperator und meldeten, eine Abordnung von Bischöfen wolle ihn sprechen. Bald darauf fielen drei Bischöfe in prächtigen Gewändern vor Constantin nieder, küßten ihm abwechselnd die Füße und sahen wieder zu ihm auf mit flehenden, stummen Blicken, bis Constantin unwillig rief: „Steht doch auf und redet!“ Der dicke, ölige Hosius begann: „Nobilissimus! O, unser allerchristlichster Herr und Imperator! Wie gerne würden wir deiner gestrigen, scharfen Mahnung gehorchen und den Frieden bewahren, aber der Presbyter Arius redet furchtbare Lästerworte! Es darf, es kann, es wird nicht sein, daß du, allerhöchster Herr der Kirche, uns rechtgläubige Bischöfe und Christen zwingen willst, diesen ketzerischen Lehren beizustimmen. Ein solcher Friede wäre das Ende der Kirche, wäre deine und unser

aller furchtbare, unverzeihbare Schuld! Verdamm ihn! Imperator! Verfluch ihn! — Töte ihn! Imperator! — Ausgerottet sollte er werden, er und sein Anhang, gleich der Rotte Korah!"

Als sich Hosius mühsam von den Knien erhoben hatte und sich den Schweiß abtrocknete von der Stirn, kniete an dieselbe Stelle Eustatius von Antiochien und begehrte mit demütigen, flüsternden Worten gleichfalls die Verdammung und Vernichtung des Erzketzers Arius. Bald müsse es geschehen, verlangte der dritte an gleicher Stelle, Alexander von Alexandrien, denn gestern habe der Erzketzer, der Zerstörer der Kirche, der Leugner der Gottheit des Herrn, in der Stadt an einem Bauplatz einem Chor von Zimmerleuten, Schiffsknechten, Müllern, Barbieren und Taglöhnern in Versen und lustiger Melodie seine Ketzerei beigebracht, und nun höre man bereits von Barken, Häusern, aus Läden und Weinschenken in der ganzen Stadt die Ketzerlieder des Arius singen. „Verdamm, vernichte ihn, Imperator, erst dann kann Friede werden!" —

„Ist sein Anhang noch groß?" fragte Constantin. „Noch groß genug zum Verderben der Kirche!" Die drei Bischöfe riefen es miteinander und rissen in heiligem Eifer am Purpur des Kaisers. „Wisset ihr Unrechtes aus dem Leben des Arius?" — „Unrecht?" riefen die drei miteinander, einer erstaunter als der andere, Hosius am lautesten — „Unrecht? Wie kannst du das fragen, hochheiliger Gottesmann, Fels unserer Kirche, was anderes kann ein Leben sein, als ein einziges Unrecht, wenn ein Priester den Sohn Gottes leugnet?" — „Tut er das wirklich?" warf der alte Konfessor dazwischen. „Er tut's! Und was geht dich unser Gespräch mit dem Imperator an?" — „Nicht viel, allerdings", sagte der Greis freundlich. „Doch wo es um Ehre und Leben geht, da ist die Wahrheit wichtig." — „Die Wahrheit suchen wir!" riefen die drei Bischöfe, reckten die dicken Hälse und legten die ringschweren Hände auf die Brust. „Wer bist du eigentlich, Konfessor?" — „Ein Gast des Imperators!" lächelte der Greis. Constantin und Tiridates schwiegen bedeutsam. Der Kaiser hatte sich unterdessen ausbesonnen und rief zornrot: „Macht eure Händel selber aus, ich will nicht dabei sein, ich kann hier nicht urteilen." — Ein Blick, eine Gebärde, die gegen die Tür wies, und schon trotteten die schweren Bischöfe rückwärts, demütig vor dem Kaiser zur Erde blickend, zum Saal hinaus. Der Imperator schneuzte mehrmals heftig die Nase und befahl dem Türhüter, das andre, nächste Fenster auch zu öffnen.

„Von diesem Eustathius hab ich eine Schrift erhalten vor einiger Zeit, natürlich mit fürchterlicher Demut mir gewidmet, — da!“ — Der Imperator zog sie aus der Bibiliothek — Tiridates las, laut auflachend, den Titel: „Über die Hexe von Endor oder die Bauchrednerin. Eine Abhandlung von Eustathius, des von Gott verordneten Bischofs von Antiochien.“

Der Kaiser und seine Gäste fuhren auf. Ein solcher Skandal hatte sich erhoben nebendran. Der Imperator sprang zur Türe, die Sklaven rissen die Flügel auseinander, und auf der Schwelle stand mit funkelnden Blicken der Imperator, goldstrahlend, von Juwelen schimmernd, im Purpurmantel, mit freiem, lockigem, bereits ergrautem Haupt. Er blickte so lange in die tobende Menge der Bischöfe und Priester, bis nach und nach der Lärm sich legte und wie ein verhallendes Gewitter sich verzog. Dafür das Wort des Imperators:

„Also habt ihr mein Wort von gestern beherzigt! Schämt euch, ihr, die ihr Bischöfe und Konfessoren des Glaubens sein wollt! Bald kommt's zum offenen Kampf zwischen euch. Ich wollte mich nicht in eure Verhandlung mischen. Der Imperator hat keinen Glauben zu erzwingen. Die Wahrheit soll siegen.“ — „Wir haben die Wahrheit.“ — „Nein, wir haben sie!“ — „Wir haben den Sohn.“ — „Wir haben ihn auch.“ — „Wir sind Christen — ihr seid Lästerer!“ — „Ihr seid dumme Esel, die nicht denken können.“ — „Ihr seid Zweifler, die Gottes Wort fälschen.“ — „Ihr fälscht Gottes Wort.“ — „Wo steht, der Sohn sei ewig, in allem von Ewigkeit her dem Vater gleich gewesen?“ — „Gezeugt ist er von Gott, wie alles, was von Gott ist.“ — „Weh, weh, weh, wer sagt, es sei eine Zeit gewesen, da der Sohn nicht war — der sei verflucht!“ — „Imperator, Herr der wahren Kirche, verfluch, verdamm ihn, Constantinus!“ Und die drei Führer der Rechtgläubigen warfen sich wieder vor dem Imperator nieder. Constantin herrschte sie an, aufzustehen, und rief mit furchtbarer Stimme bei augenblicklicher Stille: „Arius, rede!“

Arius sprach schlicht und ruhig: „Ich bleibe dabei: Jesus ist ein Mensch gewesen wie wir alle, er heißt der Sohn Gottes, weil er der Messias seines Volkes sein wollte, und der Messias heißt bei den Juden der Sohn Gottes. Jesus hat nirgends gesagt, er sei von Ewigkeit her gewesen, er sei ungezeugt und ungeworden, vollkommen an Macht, an Heiligkeit und Seligkeit dem Vater gleich. Er hat nicht gesagt, er sei der Logos, die ewige Weisheit, die ewig beim Vater war und mit Gott

die Welt geschaffen habe; der dann herabgestiegen sei vom Himmel, die Menschen zu erlösen und nach Leiden, Tod und Auferstehung zu Gott zurückzukehren. Das hat Paulus von Jesus gesagt, und nur Johannes läßt Jesus sagen: ‚Ehe denn Abraham war, war ich!‘ Wie hat Jesus dem Vater gleich sein können an Macht, wenn er doch auch nicht alle Kranken heilen konnte? Oder an Weisheit, wenn er doch zunahm an Alter, Weisheit und Gnade? Oder an Heiligkeit, wenn er fragen konnte: was heißest du mich gut, niemand ist gut, als der alleinige Gott! Ein alleiniger Gott ist, sagt Jesus. Ihr Athanasianer schaffet zwei Götter und glaubet doch nur an einen Gott. Jesus hat geirrt und mancherlei nicht gewußt“ — die Opposition der Rechten stieg merklich —, „er hat gemeint, das Ende der Welt, der jüngste Tag und er selber komme wieder vom Himmel her, solang noch seine Jünger und das damalige Geschlecht noch lebe. Die Welt aber steht noch und Christus ist noch nicht gekommen.“ — Mit blassem Schrecken sahen die Rechten, wie Constantin eifrig und immer eifriger den klaren Ausführungen des Arius folgte, und es bedurfte eines neuen, scharfen Ruhebefehls des Kaisers, daß Arius weiterfahren konnte. „Seht Christum in seiner höchsten Macht, da wo er Kranke heilt und Tote auferweckt — er selber tut es nicht, er bittet den Vater, und der Vater gibt ihm die Kraft. Und dann, wenn alle Reiche der Welt ihm unterworfen sein werden, wird er, der Sohn, wieder alles dem Vater übergeben, auf daß Gott sei alles in allem! Diesem Jesus von Nazareth will ich nachfolgen, seiner Lehre will ich leben, und wenn ich heute unwiderlegt und ungerecht verurteilt werde, so will ich dem Vorbild meines Herrn nach auch meine Feinde lieben, und schweigend in die Verbannung gehen. Droht mir der Tod, so will ich sterben ohne Haß und ohne Furcht, denn auch ich glaube eine Auferstehung und ein ewiges Leben.“ Es war wie verabredet, als unmittelbar nach der Rede des Arius draußen vor dem Palast die Schiffsknechte und der ganze Troß, vom Volk in gewaltigem Refrain unterstützt, das Lied des Arius zu singen begannen:

Wer bekennt, daß Gottes Sohn
Ewig gleich wie Gott gewesen,
Spricht der Wahrheit selber Hohn;
Hat die Schrift noch nie gelesen,
Oder hat ihr Wort gebeuget.
Denn es steht im Psalter schon:
„Seht, das ist mein lieber Sohn,

**Heute hab ich dich gezeuget.*
Wer kann Christus denn zugleich
Sohn und Gott zusammen nennen,
Während jeder unter euch
Will nur einen Gott bekennen?
Wie kann Christus denn als Gott
Leiden und versuchet werden?
In des Lebens Kampf und Not
Mensch erfunden an Gebärden.
Nein! Ein Mensch ist er fürwahr,
Doch von Gott dazu erlesen,
Daß sein Leben wunderbar
Uns errette von dem Bösen.
Durch sein reines Leben führt
Christus uns zu neuem Leben,
Christus, unser guter Hirt,
Will uns ewig Leben geben.
Weiter braucht es gar nichts mehr,
Als nach seinem Vorbild streben
Und des Athanasius Lehr
Alsobald sich zu begeben,
Denn Arius nur hat recht!
Mag der Kaiser ihn verdammen. —
Wäre seine Lehre schlecht,
Könnt' sie nicht von Christus stammen.**

Mit mächtigem Chor brüllte das Volk, die Kinder voran, lustig den Refrain nach: „Denn Arius nur hat recht . . .“ Man lachte dabei, klatschte in die Hände und begann, ans Ende des Liedes gekommen, von neuem *.

Mehrmals während seiner Rede war Arius von den gegnerischen Bischöfen und Priestern mit Zischen, Pfeifen, gehässigen Drohungen und Verwünschungen unterbrochen worden, aber Constantin wandte das gewaltige Haupt dorthin, und die großen Augen blitzten auf. Der Mund blieb fest geschlossen. Das wie aus Erz gemeißelte Gesicht des zürnenden Imperators hatte genügt, aber als Arius die Schlußworte laut in den Saal rief, da brach es wieder los wie ein mit doppelter Kraft zurückkehrendes Gewitter. Jetzt genügten Blicke und Mienen des Imperators nicht mehr. Ein Sprung — und er war unter sie gefahren, das goldene Zepter drohend über ihren Köpfen schwingend, rief er mit der Stimme, die im Krieg das Schlachtgetöse zu überwinden pflegte: „Wiederum gebiete ich Ruhe. Und genügt mein Wort nicht, so werden im nächsten Augenblick die Kohorten meiner Leibwache den Saal räumen, und das Konzil ist aufgehoben. Dann aber wird Arius recht be-

---

*** Damalige Sitte einer pressanten Propaganda.**

halten. Ich gestehe, daß er mir gefallen hat.“ — Der Kaiser sah funkelnde Augen aus zornbleichen Gesichtern von der Rechten her auf sich gerichtet, aber stille blieb es. Athanasius, der junge Diakon des Bischofs Alexander von Alexandrien, rief flehend dem Imperator zu, er möge ihm gestatten, für die Partei der Rechtgläubigen zu reden. Constantin reckte das Zepter gegen ihn aus und rief: „Gestattet!“ Athanasius mochte kaum mehr als zwanzig Jahre zählen. Ein Mann von ungemein fesselnder Erscheinung: groß, breit gewachsen, der Kopf von blondem Lockenhaar umwallt, unter hoher Stirne zwei leuchtende, tiefliegende, dunkle Augen von sonnigem Glanz; auf dem ganzen, schönen, regelmäßigen Gesicht ein Ausdruck herzgewinnender Reinheit und Güte, von ergreifendem Ernst und verzehrendem Eifer. Sein Auftreten war schlicht und demütig, seine Gebärden anfangs ruhig, die Rede gleichfalls ruhig, sachlich. Schon sein Auftreten und seine Art zu reden nahmen alle gefangen. Lautlos wurde ihm zugehört. Auf die Rede des Arius ging er gar nicht ein, sondern erklärte gleich, daß ihm nur dann Christus ein Erlöser und Heiland sein könne, wenn Jesus der, dem Vater von Ewigkeit her gleiche Gottessohn sei. Athanasius berührte alle die Stellen der Evangelien, die sagen, Jesus sei Gottes Sohn gewesen und wo Jesus selber diesen Glauben von seinen Jüngern erwartete. Aber was Jesus selber unter dem Titel des Sohnes Gottes verstanden haben mochte, davon sprach auch Athanasius nicht. Wie Menschliches und Göttliches in der einen Person des Herrn zu denken sei, wie er zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch sein könne, das sei das unergründlich große Geheimnis, das niemand ergründen könne, alle nur anbetend glauben sollen. Aber nur, wenn Jesus auch göttlicher Natur, Gottes Sohn gewesen sei, nur dann sei er sündlos gewesen, nur dann habe er Gott versöhnen und uns erlösen können, nur dann habe er Macht auf Erden gehabt, Sünden zu vergeben und Zeichen und Wunder zu tun. Darum habe Petrus gerufen: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte ewigen Lebens, und wir haben erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Darum rufe er, Athanasius, und alle seine Mitgenossen mit Thomas: „Mein Herr, und mein Gott!“ — Nicht, was er sagte, wie Athanasius es sagte und wie dabei sein jugendliches Gesicht voller Angst um Christus und seine Ehre bleich und bleicher ward, und seine Augen wie Hilfe suchend am Kaiser hingen, — das machte den großen, stillen Eindruck

seiner Worte aus. Arius rief im Ton höchster Achtung und Liebe: „O Athanasius, wenn ich einen von allen den Deinen gewinnen möchte, so wärst du es, du frommes Herz.“ — „Bevor du mich gewinnst, Arius, mög Gott dich richten und vernichten um der Ehre des Sohnes Gottes willen!“ So rief, aufschluchzend in Schmerz und Zorn, der jugendliche Athanasius. Alle waren erschüttert. Dann begann das Geschrei der Bischöfe wieder zu Constantin hinüber: „Richt ihn, verdamm ihn, Constantinus, Herr der Kirche, Gott will es!“

Constantin stand unschlüssig da und sah wie hilfesuchend ins Leere. Da öffneten sich hinter ihm leise die hohen Pforten wieder. Tiridates erschien im Alexanderkleid, im langen, schneeweißen Gewand und ebensolchen Schuhen; den Goldgürtel um die Hüften, den Purpur über dem Rücken, und neben ihm, auf den Stecken gestützt, tiefer gebeugt, fast zur Erde geneigt, der alte Konfessor im zerfetzten Pilgerkleid. Jetzt wurde es still. Alle drängten sich nach vorn, Kopf an Kopf, Richtungen — Spaltungen — Feindschaft schien vergessen. Ein Murmeln durchging jetzt die Reihen. Ein anhaltendes Fragen: „Wer ist es auch?“ — „Was will der da drinnen bei uns Bischöfen?“ — „Er muß in Kaisers Gunst stehen und mit dem armenischen König bekannt sein.“ — „Es hieß zuerst, der heilige Gregor, der Bischof von Armenien, käme auch! Sollte das am Ende sein Vertreter sein?“ — Zu weiteren Fragen und Spötteleien reichte es nicht mehr. Der Greis begann, von Constantin aufgefordert, zuerst mit leiser, kaum hörbarer Stimme: „Verzeiht, Imperator, König, Bischöfe und Diener der Kirche alle, dem alten Märtyrer, daß er es wagt, hier zu reden. Doch die Wundenmale des Herrn Jesu an meinem Leibe, an Händen und Füßen brennen mich, ich muß reden, mein himmlischer Herr befiehlt es mir, und der Imperator hat es mir erlaubt. So höret. Dieser mein Freund, der König Tiridates von Armenien, war einst ein grausamer Heide. Er ließ mich martern und in eine Grube werfen, mich zu töten. Gott hat mich durch mein treues Weib gerettet. Ich bin — Gregorius, der Bischof von Armenien.“ — Eine fette Stimme rief: „Er hat kein Recht, sich Bischof zu nennen, er ist nicht von der Versammlung der heiligen Bischöfe zum Bischof Armeniens ernannt worden.“ — „Schweige, Hosius!“ befahl streng der Kaiser. Gregor fuhr fort. „In der Höhle hat mich Gott erleuchtet und meinen Geist unterwiesen in seinen Geheimnissen. Euer Kampf ist vom Übel. Euer Streit schändet den Herrn, der gesagt hat:

‚Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.‘ Seht doch Jesus an! Kehrt doch zu Jesus selber zurück! Was ist das Evangelium? Die frohe Botschaft! ‚Also Gott die Welt geliebet hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben!‘ Was ist das ewige Leben? ‚Daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, recht erkennen!‘ Höret mein Bekenntnis vom Sohne Gottes: Als Lehrer, der, wie nie ein Mensch geredet hat, und als Prophet hat Jesus den Menschen die letzte und vollkommene Erkenntnis Gottes gebracht. Gott — unser Vater im Himmel! Gott — die Liebe! Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir seine Kinder heißen sollen. Und könnten es auch sein, wenn wir sanftmütig wären. In seinen Zeichen und Wundern hat Jesus die größte Macht Gottes offenbart und ist so durch Wort und Tat, vor allem aber durch sein Leiden und Sterben der Erlöser der Menschen aus Irrtum, Sünde, Schuld, Verdammnis, Not und Tod geworden. Nicht nur an Gotteserkenntnis und Macht, sondern vor allem an vollendeter Sündlosigkeit und Heiligkeit ist Jesus hoch erhaben über alle Menschen. Darum heiße auch ich ihn: den ‚eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit‘, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und seinen Abglanz auf Erden. Keiner vor ihm, keiner nach ihm kann ihm gleich kommen. Er ist unvergleichlich. Es ist in keinem andern Heil; ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen gerettet werden, als allein der Name Jesu Christi! — Seine Gotteserkenntnis und Gottesmacht, seine Sündlosigkeit und Heiligkeit waren aber nur möglich, weil ‚Gott in Christo war‘, weil Gottes Geist und Kraft in unvergleichbarer Weise wie nie vorher und nie nachher in Jesus von Nazareth Mensch geworden sind. Gott ist in Jesus Mensch geworden. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selber. In ihm, dem Menschen Jesus Christus, ruht die Fülle der Gottheit leibhaftig. In ihm liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis. Weil Gott in Jesus sich also offenbarte, daß Jesus Gott erkannte wie nur ein Sohn seinen Vater kennt; weil Gott dem Menschen Jesus von Nazareth durch den Heiligen Geist alle seine Heils-

und Friedensgedanken offenbarte und so alle Macht gegeben hat, wie ein Vater nur seinem Sohn alles offenbart und alles übergibt — darum heißt Jesus Gottes Sohn und Gott sein Vater. Alles ist dem Sohne übergeben und niemand kommt zum Vater denn durch den Sohn. Und doch ist Jesus *auch ein Mensch* in vollem Maß wie wir gewesen. — Doch ohne Sünde! Nach seiner Menschlichkeit und Armut bezeichnete sich Jesus selber mit dem Namen Menschensohn. Aus seiner Niedrigkeit hat ihn Gott erhöht durch seine Auferstehung und Himmelfahrt und ihn zum fürbittenden *Hohepriester* der Menschheit, zum allgegenwärtigen Heiland aller Gläubigen, zum Herrn seiner Kirche und Gemeinde, zum Richter der Lebendigen und der Toten, zum König im Reiche Gottes gemacht.“ —

Constantin jauchzte laut auf: „Das ist das wahre Bekenntnis. Das ist mein Glaube. Auch deiner, Tiridates?“ Der rief mit Löwenstimme: „Auch meiner.“ Viele Bischöfe standen ergriffen da, ein großer Anhang sammelte sich allmählich um Gregor. Doch Hosius, Eustathius, Alexander und Athanasius liefen eilig hin und her und flüsterten den Bischöfen geheime Worte in die Ohren.

„Komm, Arius, komm, Athanasius!“ rief Gregor mit lauter flehender Stimme, „kommt doch herbei! Merkt ihr nicht: *in meinem Bekenntnis liegt auch euer Glaube! Auf diesem Grund kann sich auferbauen eine heilige, allgemeine christliche Kirche. Da ist der Gottes- und der Menschensohn der Grund, der Eckstein. O, bauet darauf die neue Kirche weit, frei, schön, die Gemeinde des Herrn, die nur einen Glauben bekennt: den Vater im Himmel, nur einen Weg zum Vater: Jesus!* — Kommt doch!“ schrie der Greis und seine Stimme zitterte in heiliger Erwartung, seine Augen flehten, leuchteten voller Tränen. „So kommt doch, laßt den Streit! Christum liebhaben ist ja besser als alle Erkenntnis! Wer da *will* den *Willen* tun dessen, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. — Zurück zu Jesus! Zurück zum kindlich frohen Evangelium! Zurück zum Glauben, der nichts ist und nichts will als *vertrauen, Gott und Jesus Christus trauen!* — Im Gott-Vaterglauben sollen alle Menschen eins werden. Gott lieben sollen alle von ganzem Herzen, von gan-

zer Seele, von ganzem Gemüte, aus allen Kräften, und die Nächsten und die Fernsten, Heiden und Juden, wie sich selbst. Eine Herde und ein Hirt. Alle Völker eine Herde, und Christus Jesus ihr König, ihr Herr: der Herr Jesus Christus und über ihm und über allem der lebendige Gott. Merkt ihr's denn nicht, ihr Stolzen! Aus mir armen Pilger ruft der Heilige Geist: Nicäa, Sieg! Sieg! Nehmt mein Bekenntnis an und schließt Frieden. Jahrtausende, Ewigkeiten werden euch segnen!" — — — Erschöpft hielt Gregor inne und sein Oberkörper fiel herab in die tiefgebückte Stellung. Er rang nach Atem.

Eine Gluthitze war draußen allmählich entstanden, denn Mittag war nahe. Und drinnen im Königsaal war eine schweigende, drückende Stimmung entstanden. Keiner wagte mehr seine Meinung zu äußern. Alle waren erschüttert, beschämt, vernichtet. Kaiser und König stunden ernst und schweigend da und besahen sich den ungeheuren Eindruck der Rede und der Persönlichkeit Gregors. Und nun geschah jenes merkwürdige Ereignis, das begreiflicherweise als göttliche Weisung verstanden wurde und allen unvergeßlich blieb. Während der anhaltend tiefen Stille flog in lautlosem Schweben eine schneeweiße Taube durch eines der hohen, ovalen Fenster in den Saal, kreiste einige Male über den Köpfen der Versammlung und ließ sich zum letztenmal ganz langsam in sachtem Gleitflug auf die Schulter Gregors nieder, der ganz stille blieb und sichtbar ergriffen wurde. Der Imperator aber wurde so erschüttert von diesem Vorfall, daß er erbleichend, mit überlauter, bebender Stimme rief: „O schauet, wieder wie am Jordan dort über Johannes und Christus: der Heilige Geist." Der Ruf erschreckte die Taube und eilig flatterte sie auf und durchs Fenster davon.

Das schuf eine gewisse Entspannung der Gemüter. Und sofort benützten einige der streitbaren Bischöfe, den Eindruck der Rede Gregors abzuschwächen und wieder ihrer Lehre zum Sieg zu verhelfen.

Die Beredsamkeit und der heilige Eifer des jungen Athanasius verfehlten die Wirkung auf Constantin nicht. Die drohende Haltung der Bischöfe, die laut und immer lauter die Verdammung des Arius und seines Anhangs forderten, machten Constantin wieder wankend. Frieden wollte er. Frieden unter allen Umständen. Sein Reich darf nicht durch diese Spaltung zerrissen, das Werk seines Lebens nicht geschädigt

werden! Arius hat noch zwei Getreue. Alle andern haben sich auf ein Bekenntnis geeinigt. Alle verlangen nun mit unaufhörlichem Rufen, Schreien, Toben die Absetzung und Verdammung der drei arianischen Bischöfe. Alle haben ihre eigenen Meinungen so gewandelt, haben so weit gefordert und so weit nachgegeben, daß daraus ein Glaubensbekenntnis wurde, das nun in hohen, feierlichen Worten möglichst unbegreiflich und unerklärlich feststellte, daß der Sohn dem Vater von Ewigkeit zu Ewigkeit gänzlich gleich sei. Schon hatten die Sieger eine Urkunde bereitgemacht, das Verdammungsurteil war geschrieben. Constantinus soll unterschreiben. Er ist umringt, umdrängt von den immer dreister werdenden Bischöfen Hosius, Eusebius, Eustathius, Alexander. Gregor aber stand hinter dem Imperator und rief immer lauter: „Gnade, Gnade, Imperator. Tut nicht unrecht! Richtet nicht, was Gott allein zu richten hat. Geistliche Dinge wollen geistlich gerichtet sein. Friede, Friede. Jesu, ach siege doch! Friede des Herrn! Ach — — —! Nun — gibt der Imperator nach. — Tird, komm. Es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt. Ich weiß nicht .... wo ich bin — wie mir geschieht. — — Ein ungeheures Grab wird gegraben. Tausende von Bischöfen — Priestern — Diakonen, Fossoren schaufeln und schaufeln — nun wird der Auferstandene dareingelegt. — Er ruft — er schreit, der lebendige Jesus — hört ihr es nicht? heilige Väter!" — schrie Gregor wie wahnsinnig auf. — „Hört doch, der lebendige Christus wird ja begraben! Wie soll das Riesenhaus heißen, das da gebaut wird über dem lebendig begrabenen Herrn?" — Überlaut schrie Gregor voll rasender Wut und furchtbarem Hohn: „Die christliche Kirche! Weh, weh, weh Nicäa! — Niederlage! Tod des Lebens! Begräbnis des Auferstandenen! Steinerner Tempel und drinnen — der grausige Tod. — Weihrauch über vermoderten Gebeinen von Christen, die getötet werden von Christen um der Lehre willen. O, o, o grausiger Tod — o meine Wunden! — o deine Wunden, Herr Jesus Christus! — O — der Imperator wird schwach — er — unterschreibt — Arius verdammt — o — nun flieht das Himmelreich. — Seht wie es finster wird. — Nicäa — Niederlage! Das Himmelreich, Tird — es steigt empor über Nicäa — und aus der Tiefe steigt — die christliche Kirche. — Tird, die Hölle, die christliche Kirche."

Während der Imperator die Verdammungsurkunde unterschrieb, wankte der Greis schluchzend hinaus, das Gesicht mit

den Händen verhaltend. König Tiridates folgte ihm. Die einzigen auf dem christlichen Konzil von Nicäa, die ihrer Gesinnung getreu geblieben waren, der Ketzer Arius und zwei seiner Freunde, verließen sofort das Konzil und begaben sich in die Verbannung.

Draußen stand eine ungeheure Volksmenge, die harrte schon stundenlang in der Hitze des Nachmittags auf das Urteil. Viele schrien Arius und seinen Freunden nach, etliche bewarfen sie mit Steinen. So hatten die Bischöfe geboten. Dafür erhielt das christliche Volk von Nicäa nachher Fleisch, Kuchen, Wein. Wein, so viel sie begehrten. Als im Verlauf des Gelages am See einige Schiffer das Ariusliedlein sangen, da wurden sie von trunkenen Rechtgläubigen geprügelt und in den See getaucht. Während das Volk aß und trank, stritten sich die Rechtgläubigen beim Essen im Kaiserpalast um den richtigen Ostertermin und wer die jeweilige Bestimmung des Ostertages zu treffen habe. Als dieser Streit beendet war, wurde noch darüber gestritten, ob die wieder aufgenommen werden sollten, die während der schweren Verfolgungszeit vor fünfzehn Jahren aus Leidensscheu und Todesfurcht, oder aus Geiz und Weltlust den Glauben verleugnet und Weihrauch gestreut hatten vor den Büsten der heidnischen Kaiser. Constantin, Gregorius, Tiridates waren nicht mehr dabei. Mit reichen Geschenken, mit Zeichen bester Freundschaft ward Tird entlassen. Vor Gregor beugte Constantin in der Stille des Privatgemaches im Schlosse seine Knie, und der Heilige bat über dem grauen Haupt des Kaisers, Gott möge ihm gnädig sein seiner Blutschulden wegen und ihm die Kraft geben zum vollen Bekenntnis vor Fürsten und Reich durch die Taufe.

* * *

Nach einigen Wochen fuhr ein Dreimaster im Piräus ein. In Pilgerkleidern, fremd und unbekannt, stiegen Tird und Gregor aus.

Da lag Athen. Das christliche Athen. Kein Heide ward verfolgt um seines Glaubens willen, aber der größte Teil der Bewohner war unter dem Imperium des Constantinus christlich geworden. Hier, am Piräus, war Tird vor etwa 45 Jahren als Knabe mit Koswita gelandet. Auch am Abend, in märchenhafter Pracht von Himmel, Land und Meer, wie jetzt. Die Hitze hatte nachgelassen. Kühl wehte der Seewind ins Land hinein.

Unter lauter Fremden wandelten die Freunde in leichten Reisemänteln die Piräusstraße hinauf. Gregor auf seinen Stab gestützt. Die Stadt ward sichtbar. Die Nacht war hell. Der Himmel voller Sterne. Die Freunde bestellten Herberge im wohlbekannten Gasthaus, von niemand erkannt, aßen und gingen alsbald wieder in die Stadt. Stumm wandern sie zusammen, wohin Tird die Erinnerung zieht. Im nächtlichen Schweigen steht die Villa Licinia vor ihnen. Sie gehört Tird durch das Vermächtnis des Licinius. Und Tird begehrt sie nicht. „Wer wohnt wohl drin? Niemand? Die Toten! Vater Licinius. Mutter Licinia. Beide an der Pest gestorben? Die Urnen beider mit der Asche drin — wer weiß? Morgen werden wir sehen, Gregor!“ —

Halbhelle Mondnacht. Noch stehen sie alle, Zeus, Athene und der Wald der Tempel, Statuen und Altäre droben auf der Akropolis. Auf dem Areopag stehen die beiden Freunde und blicken über all die tote Herrlichkeit. Riesenhoch steigt das Bild des Zeus in die Nacht empor. Das Gold am Haupt und Speer der Pallas funkelt und majestätisch thront auch sie noch herab auf ihre Stadt. Die Freunde sind keines Wortes mächtig.

Nun weiter. Hinab in die Stadt, durch die Straßen, Gassen; überflutet von Erinnerungen, gedrückt, beschämt und gedemütigt; schweigend, fröstelnd gelangt Tird zur christlichen Kirche empor. Zum Gottesacker der Christen. Ihn friert, er faßt Gregors Hand, er, der König Armeniens. Er zieht Gregor, den Agathangelos der Jugendjahre, von Grab zu Grab. Wie viel bekannte Namen erster Kreise, Heiden seiner Zeit! Nun ruhen die meisten im Friedhof der Christen und warten auf ihre Auferstehung. Tird liest und liest. Namen und Zahlen sind deutlich erkennbar. Reihenab, reihenauf, kreuz und quer sucht Tird Briseïs' Grab. Gregor setzt sich todmüde an einem Grabstein nieder und lehnt mit dem Rücken daran, die Inschrift verdeckend. Weit ab, von einem Ende des Friedhofs, klirren Spaten und Schaufeln, die auf Steine stoßen. Der Totengräber. Er schafft, wo alles ruht, und hebt ein neues Grab aus. Nachts ist es kühl, der Tag zu heiß. Tird geht hin, und bald hat er für gutes Geld den Alten gedungen, ihm die Gräber zu zeigen, die Tird zu sehen wünscht. Hier, der Bischof Athenagoras und seine Frau, gestorben an der Pest, ein Hirte der Schafe, beide in der Pflege der Kranken und Sterbenden. Hier Mutter Paula, gestorben an der Pest. Ihr Gatte bald darauf. Viele da oben

und ebensoviele drunten in den Friedhöfen der Heiden. Und — hier, der edle Arzt Valerius! Der Alte wird beredter und kann nicht aufhören mit Erzählen vom Lieben und Helfen dieses Mannes, der doch so unglücklich war, weil er vor vielen Jahren die schöne armenische Prinzessin nicht zum Weib bekam. Sein Herz brach ihm. Er wirkte Gutes Tag und Nacht, weil er sterben wollte. In der Pestzeit blieb er tage- und wochenlang in den Kleidern, aß nur das wenigste. Der Letzte, den er pflegte, war ein armer, alter Heide auf elendem Strohbett in einer Kammer auf der Handwerkergasse an der Akropolis droben. Als der im Sterben lag, beugte sich der Arzt lange über ihn und sog den Hauch des Kranken ein. Er glaubte, niemand habe es gesehen, aber Nachbarn waren eingeschlichen und sahen es. Da starb Valerius nach zwei Tagen. Hier liegt er. Zu uns, den Christen, ist er nie getreten. Aber der Beste war er von uns allen. „Weiß man in Athen noch etwas von der armenischen Prinzessin?" fragte Tird. Der Totengräber erzählte: „Gewiß. Auch ich erinnere mich wohl der edlen, schönen Jungfrau. Christin war sie schon damals im Herzen, das wußten wir alle, nur ihr Bruder, der jetzige König von Armenien, wollte es nicht haben." — „Erinnerst du dich auch noch seiner?" — „Ganz wohl. Und viele in Athen. Noch alle Alten wissen von der jungen Christin Brisëis, ihr Christenname war Clara. Sie mußte ihr junges Leben lassen des tollen Prinzen wegen." — „Hat ihm wohl Gott vergeben?" — „Er hat's. Der Prinz ist ein Christ geworden, der erste christliche König von Armenien. Er hat Buße getan und ist durch großes Leid zum Frieden Gottes gekommen." — „Zeigt mir noch Brisëis' Grab, alter Christ!" Der ging stracks auf das Grab zu, an dem Gregor ruhte. Er deckte mit dem Rücken die vergoldeten Buchstaben des Namens und die Zahlen der Lebensdauer der Brisëis, Claras, der christlichen Sklavin des Licinius. Gregor erwachte und stund auf. Tird sank auf seine Knie und betete. Verwundert stand der alte Totengräber da und schaute beiden Fremden lange nach, als sie nach stummem Abschied und Händedruck von ihm weg eilten und den Friedhof verließen. Am andern, einem bewölkten, zu Gewitter neigenden, unerträglich schwülen Julitag, betraten Tird und Gregor den Park der Villa Licinia. Der Hag war eingebrochen. Pinien, Fichten, Palmen waren massenweise abgeholzt worden. Die Wege, selbst die breiten Hauptpfade waren voll Unkraut, das an einzelnen Stellen Manneshöhe annahm. Sie

gingen zunächst durch den weiten, verödeten Park. Leer das Ergastulum. Wo sind wohl die hundert und mehr Sklaven des Fürsten Licinius? Leer das Waschhaus, der Geflügelpark, der Vieh- und Roßstall. Morsch, dem Zusammenbruch nahe, alles Gebäude. Dort droben die Kapelle der Anahita, alles in Trümmern. Der herrliche Hain abgeholzt von Frevlerhänden. Kein Schwan, keine Tauben mehr. Nur Raben, Elstern, Uhu, Fledermäuse. Eine Unmenge von wilden Hasen, die von Zeit zu Zeit, von den Schritten der Besucher aufgeschreckt, ihre Verstecke verließen und vor den Füßen der Freunde vorübersprangen. Der Springbrunnen des Atriums war versiegt, die Quelle verlaufen, das Rundell — vertrocknetes Gestein. Die Freunde betraten erschüttert die Villa und durchgingen Raum für Raum, während draußen der Platzregen niederströmte und ein gewaltiges Gewitter über die Stadt ging. Dumpf hallte der Donner nach im Haus des Todes, und der Regen ward vom Sturm durch die offenen Fenster und Türen gepeitscht. Scharen von Fledermäusen schwirrten durch die Räume. Das Bibliothekzimmer stand leer, Bücher, Statuen, Wandschmuck, Bilder, hier und im Wohnraum — alles ab- und ausgerissen, geraubt, zerstört. Der pausbackige Triton spie kein Wasser mehr im Bibliothekraum. Das Becken war gleich einer vertrockneten Scherbe. Ein Wust von Holzstücken, Kalk, Steinen und allem möglichen Unrat lag in dem frühern Prunksaal, in dem es jetzt, mitten im Tag, fast Nacht war, von Zeit zu Zeit von Blitzen durchleuchtet. Tird setzte sich, von der innern Bewegung übernommen, auf den Rücken einer umgestürzten, zerschlagenen Statue und stützte das Gesicht in beide Hände. Mehrmals schüttelte sich sein ganzer Leib wie in Grauen und Schmerz. Gregor durchstöberte das Pergament am Boden. Sein Blick fiel auf eine Rolle. Er hob sie auf, las leise, dann laut:

1 „Hiob antwortete und sprach:
2 Wie lange wollt ihr mich kränken und mich mit Reden zermalmen?
3 Schon zehnmal beschimpftet ihr mich und schämt euch nicht, mich zu mißhandeln!
4 Und habe ich auch wirklich mich vergangen, so bleibt mein Fehltritt mir allein bewußt.
5 Wollt ihr euch wirklich über mich erheben, so bringt mir den Beweis für meine Schande!
6 Erkennt doch, daß Gott mich beugt und mich mit seinem Netz umzingelt hat.
7 Fürwahr, ich schreie ‚Gewalt!‘ und finde keine Erhörung. Ich rufe um Hilfe, doch da gibt's kein Recht.

8 Meinen Weg hat er vermauert, daß ich nicht hinüber kann,
Und über meine Pfade breitet er Finsternis.
9 Meiner Ehre hat er mich entkleidet
Und mir die Krone vom Haupt genommen.
10 Er wirft mich nieder ringsum, daß ich dahinfahre,
Und reißt gleich einem Baume meine Hoffnung aus.
11 Er läßt seinen Zorn wider mich entbrennen
Und achtet mich seinen Feinden gleich.
12 Allzumal rücken seine Scharen heran,
Schütten ihren Weg wider mich auf
Und lagern rings um mein Zelt.
13 Meine Brüder hat er von mir entfernt,
Und meine Freunde sind mir ganz entfremdet.
14 Meine Verwandten bleiben aus
Und meine Bekannten haben mich vergessen.
15 Die Genossen meines Hauses und meine Mägde achten mich für einen Fremden.
Zum Ausländer ward ich in ihren Augen.
16 Rufe ich meinen Sklaven, so antwortet er nicht.
Mit meinem Munde muß ich zu ihm flehen.
17 Mein Atem ist zuwider meinem Weibe.
Und mein Gestank meinen leiblichen Brüdern.
18 Selbst die Kleinen verachten mich.
Will ich aufstehen, verspotten sie mich.
19 Alle meine Vertrauten verabscheuen mich,
Und die ich liebte, haben sich gegen mich gekehrt.
20 An meiner Haut und meinem Fleisch klebt mein Gebein.
Und nur mit meiner Zähne Haut bin ich entronnen.
21 Erbarmt euch mein; erbarmt euch mein, ihr Freunde;
Denn Gottes Hand hat mich getroffen.
22 Warum verfolgt ihr mich wie Gott,
Und werdet nicht satt, mich zu zerfleischen?
23 Ach, daß doch meine Worte aufgeschrieben
Auf eine Tafel eingezeichnet würden,
24 Mit Eisengriffel und Blei
Für ewig in Fels gehauen.
25 Ich aber weiß, daß mein Erlöser lebt.
Und als letzter wird er auf dem Staube sich erheben.
26 Und nachdem meine Haut also zerschlagen ist
Und ledig meines Fleisches, werde ich Gott schauen.
27 Ich werde ihn schauen mir zum Heil.
Ja, meine Augen sehen ihn, und nicht als Feind! —
Mein Herz verzehrt sich in meiner Brust!
28 Wenn ihr nun sagt: ‚Wie wollen wir ihn verfolgen!‘
Und in mir sei des Unglücks Grund zu finden,
29 So fürchtet euch vor dem Schwert —
Denn das sind Schwertesschulden —,
Damit ihr erkennet, daß es ein Gericht gibt. (Hiob 19.)

In tiefgebeugter Haltung hatte Tird zugehört. Gregor kam und hielt dem Freund die vergilbten, viel zerlesenen Blätter vor die nassen Augen. Mit zittrigen, großen, unförmlichen

Buchstaben hatte der Fürst an den Rand seine Bemerkungen geschrieben. Zum Vers 17: „Gilt mir nicht! Ich hatte das beste Weib der Welt. Licinia, Licinia. Ruhe im Frieden!“ Zum Vers 25: „Meine letzte Hoffnung.“ Das Wort: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, war mit einem zitternden Strich unterschrieben. Und unter dem Kapitel stand: „Mein Schicksal. Licinius. Vater.“

Schweigend durchwanderten die Freunde das verlassene Haus. Noch denselben Abend verließen sie die Stadt. Am Morgen fuhren sie vom Piräus ab nach Armenien.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Ziel.

Im kleinen heimeligen Wohngemach des Schlosses Vagharschabad saßen sich gegenüber die alt- und graugewordenen Freunde Tird und Gregor und sprachen von den alten Zeiten. Draußen trieb der eisige Wind gewaltige Schneeflocken wie Fetzen in der Luft herum. Das Kaminfeuer vermochte kaum den kleinen Raum genügend zu erwärmen. Pelze mußten nachhelfen, die Körper warm zu halten. Auch Koswita, die immer treue Schwester, die sich ganz der Kranken- und Armenpflege im Reich ihres königlichen Bruders hingegeben hatte, Euthalia, die Gattin Tirds, kamen, und bald war man in trautem Gespräch, indessen das Feuer knisterte und krachte im offenen Kamin und ein teeartiges Getränk in kupfernem Kessel über der Glut brodelte. Es war gemütlicher denn je. Denn selbst Gregor vergaß einmal die Sorgen der Kirche, die Furcht vor den geheimen Umtrieben der Heidenpartei, den Ernst, der gewöhnlich auf ihm lag, und vermochte sich mit jugendlichem Feuer den Erinnerungen hinzugeben, und mancher feine Spaß flog von den schmalen, sarkastischen Lippen Gregors, und der alte Tird lachte oft unbändig wieder auf über gewisse Tollheiten seiner Jugend. Sie weilten lang mit ihrer Erinnerung in Athen. In traulichem Gespräch verging der Nachmittag. Viel Schnee war gefallen. Nun lag alles draußen zugedeckt, still und kalt, und wurde blau, blauer und zuletzt von tiefem Violett übergossen. Jetzt kam der Prinz, Tird, der Sohn, gesprungen. Zwanzig mochte er jetzt zählen — ganz der Prinz von Athen in der Villa Licinia an Kraft, Schönheit

und löwenhaftem Wesen, doch gebändigt und in Zucht gehalten von Vater und Paten, dem Heiligen. Eine Jagd sei verabredet. Graf Oda, Ardavat, Gortouk, Manag wollen jagen. „Ich geh mit, Vater. Die Fürsten lassen dich bitten, noch einmal mitzukommen. Komm, Vater!“ Allgemeines, abwehrendes Lachen erschallte. „Ich — noch jagen, Sohn, was fällt dir ein?“ — „Warum nicht, Vater? Brauchst ja keinem Büffel mehr die Hörner auszureißen, auch nicht mehr über den Euphrat zu schwimmen! — Komm mit — zum Spannen des Bogens reicht deine Kraft noch mehr als unsere!“ Schon sah man am sinnenden Blick, an dem lächelnden Mund, wie die alte Lust im alten König erwachte. Kaum hatte es Tird, der Prinz, beobachtet, so lief er hinaus, und durchs Atrium und den Hof schallte der Ruf: „Der König kommt.“

Die Frauen wehrten ab aus Furcht, Vater Tird könne sich an der Gesundheit schaden. Gregor wurde nach und nach ängstlich und immer schweigsamer. Die Stimmung am Abendessen war gedrückt. Nur die Grafen, der Prinz und Gäste waren voll Feuer für die kommende Jagd. Gregor sprach nicht dagegen. Ob er eine Sünde darin sähe? fragte Tird leise. „Nein — laß uns nachher allein zusammen reden, Freund! Mir ist bange!“ — Allein gelassen gab Gregor seinem Herzen freien Lauf. Längere Zeit schon plagten ihn wieder dunkle Ahnungen. Der Gedanke an die Wiederkehr aller Dinge in gewissen Perioden, wie die Heiden es glaubten, beschäftigte ihn in den letzten Tagen so viel. Er wolle nichts davon wissen. Gottes Reich müsse wachsen und sich vollenden und einst kommen in Herrlichkeit, aber ihm sei, als ob jetzt doch etwas Altes, Vergangenes wiederkehre! Er wisse nicht was? Jagen sei wohl keine Sünde. Auch die Tiere müssen ja stellvertretend leiden, bis auch für sie die Stunde der Erlösung schlage. Aber, wer glaube, daß auch sie frei werden sollen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes — der läßt das Jagen andern, der freut sich der Zeit, da im großen Frieden der Vollendung kein Mensch, kein Tier mehr füreinander leiden muß, weil alles erlöst ist, vom Leibesleben und Fleischeswesen. Geist ist wider das Fleisch. „Ich freue mich, längst des Fleisches mich entwöhnt zu haben — doch, deswegen, verzeih, Freund, sollst du wohl noch einmal jagen. — — Sag, Tird,“ — fragte nach längerer Pause Gregor — „ist dir an Alexander nichts aufgefallen in der letzten Zeit?“ — „Nichts, gar nichts! Freund! Im Gegenteil, mehr Zärtlichkeit und Dienstfertigkeit denn je. Ich glaube, er ist

trotz meiner Verführung damals in Ägypten wieder ein ganzer Christ geworden. Er betet ergreifend und liest mit bewegender Andacht mir aus der Bibel vor dem Schlafen — ich habe keinen Grund zur Furcht. Im Reich ist Ruhe?" — „Im Reich ist Ruhe! —" bestätigte mit merkwürdigem Ernst Gregor. „Mir ist — es sei die Ruhe vor dem Sturm. Es ist Ruhe im Reich. Ruhe — — wie — —" — „Wie? Sprich doch, Freund! Ahnst du, siehst du etwas kommen — soll ich fernbleiben von der Jagd? Sprich! Wie? — wie was, wie wann?" — „Wie vor deines Vaters Tod und meines Vaters Schuld — doch tue ganz nach deinem Willen und Glauben. Gottes Wille wird sich finden." — —

* * *

Wie? Soll Tiridates, König und Christ, wieder auf Zeichen achten? Auf unbegründete Gefühle gehen? Alexander war nun einmal treu geblieben. Nichts Verdächtiges war ihm mehr seit der Schlacht von Vagharschabad nachgewiesen worden. Sein Wesen ist zu offen, zu vertrauenswürdig, er sinnt nichts Böses. — — Er will ja daheim bleiben —! Aus diesen Selbstgesprächen wecken den König die Hörner, die zum Aufbruch blasen am frühen Morgen.

Der Tag vergeht. Ein leuchtender Wintertag, schneidend kalt. Der hartgefrorene Schnee kracht und knistert unter den Hufen der Pferde; ein unabsehbar Feld von Diamanten. Der Wald beginnt. Die Fichten und Zedern stehen voll Eis und Schnee bedeckt. Die äußersten Zweige hangen wie riesige, weiße Totenhände herab. In der Höhe berühren sich die mächtigen Äste und bilden am Waldeingang einen hohen Chor. Feierlich stehen die altbekannten Bäume. „Was soll jetzt dieses dumme Grauen wieder? Die Ahnung, die dummen Gefühle! Vorwärts!" Der König spornt sein Tier und reitet allen voran in den Wald, der von der Morgensonne durchflutet ist. Graf Oda und des Königs Sohn folgen. Die Jagd beginnt. Die Gesellschaft zerstreut sich. Die Hunde gehen los. Ihr Gebell, die Hörner, die Trompetenstöße, die Rufe, die Jauchzer der Jungen wecken Lust und Wagnis. Selbst der alte König jauchzt, und mit jugendlicher Begeisterung verfolgt er das Wild. Nach einigen Stunden wird der erste Imbiß eingenommen. Allgemeine Heiterkeit herrscht, und der König selber ist von bester Laune. Die Jagd dehnt sich darauf nach einem andern Teil des Waldes aus. Der König ist in fieberhaftem Eifer.

Ihn begleiten die Fürsten Oda, Mog und einige Pagen mit den Pfeilbündeln. Es war im Mittag. Um diese Zeit war König Kosroes gefallen. Wo auch? Sieh recht um dich, König Tiridates, Sohn des Kosroes! „Alle Dinge scheinen sich zu wiederholen. In ewigen gleichen Zeitläuften kehren dieselben Ereignisse, Gedanken, Taten der Menschen wieder. Sogar die Menschen sollen wiederkehren, gute und böse, und Gutes und Böses wieder tun wie einst im Leben, vor Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten.“ — — Warum muß dem König jetzt, jetzt gerade das letzte Gespräch mit Gregor, dem Freunde, gestern abend einfallen? Nun sieht der König plötzlich die Gegend an. Kaltes Grauen überläuft ihn, den Christen! — Die Stätte des Todes, der Ort, da der Vater gefallen und die Mutter dem Gatten in den Tod folgte! — — Ja nun, dachte der König, weg mit Furcht und Aberglauben! Reich und Menschen sind ruhig, gegenwärtig. Von Feindschaft und Verschwörung hat man nichts gemerkt. — Ein zottiger Fuchs sprang eben zwischen den Stämmen hindurch. Der König sprang nach, voraus, zielte, der Pfeil schwirrte singend ab und durchdrang das Genick des Tieres. Aber mit einem weithin hörbaren Schmerzensruf sank auch der König zusammen und rief um Hilfe. Die Pagen sprangen herzu, die Hörner antworteten einander durch den dämmernden, eisig kalt werdenden Wald. Ein Unglück! Sofortiger Abbruch der Jagd. Zu Hilfe, dahin, wo das Signal ruft: die drei nach einer Pause immer wiederkehrenden schaurigen Stöße! Als alle beieinander waren, sahen sie bereits den König blaß, aber ganz ruhig und klaren Geistes auf seinem Roß sitzen, das man ihm vom Pferdeplatz gebracht. Ein junger Page kniete vor dem König im Schnee, hob verzweifelt die offenen Hände zum König empor, heulte, schrie zum Erbarmen, und rief beständig: „Gnade, Gnade, mein König!“ Der rief laut vom Pferd herab: „Nun befehl ich, steh auf, armer Knabe, ich vergebe dir, die Wunde ist nicht gefährlich. Komm, führ mein Pferd und bleib in meiner Nähe!“ Noch manches liebe Trostwort sagte der König seinem immerfort weinenden Knappen vom Roß herab auf dem Heimweg durch die Nacht zum Schloß Vagharschabad. Die gut verbundene Wunde schmerzte den König sehr. Der starke Blutverlust hatte ihn erschöpft. Besorgt umstanden die Seinen das fürstliche Lager. „Es ist nichts! Seid unbesorgt!“ sagte der König immer wieder. Alexander war äußerst besorgt und liebenswürdig. Vertrauensvoll überließ sich der König seiner Pflege. Ein reini-

gendes, heilendes Öl wollte er in die Wunde gießen, vor dem Verband. Und der König ließ es geschehen. Am Abend spät noch kam Gregor, ruhig wie immer, aber sichtbar betroffen und sehr ernst. „Deine Ahnungen haben sich ein klein wenig erfüllt, Gregor“, sagte Tird zum Freund, der nun auf dem Bettrand saß und des Königs rechte Hand mit ungewohnter Zärtlichkeit in seinen, ganz welk und verschrumpft gewordenen Händen behielt. Der Bart reichte bis zu den Knien und war weiß wie Schnee. Die Haare wallten in silbernem Glanze in langen Strähnen über Schultern und Nacken. Immer den Pilgerstock bei sich, immer im Höhlengewand. Mit Seheraugen schaut er den Freund an und seine Augen leuchten mild und ernst: „Tird! Du bist am Ziel. Du hast's gelernt —“ — „Was, Gregor?“ — „Das Vergeben!“ Der König nickte leise. Seine Blicke wurden hohl und die Augen groß und trüb. Euthalia, die Königin, Koswita und Gregor erschraken und riefen unwillkürlich alle miteinander, man solle den Arzt rufen. Es geschah. Er fand nichts Gefährliches, nur auffallende Schwäche der Herztätigkeit. Gregor starrte den König durchdringend an. Tird desgleichen den Freund. Endlich sagte er gelassen: „Gregor, du weißt meinen Tod, ich sehe dir's an. Sag es ruhig, ich bin bereit!“ Ohne ein Wort zu sagen, richtete sich der Greis auf und gab Befehl, Alexander zu rufen. Er trat ein und wurde fahl, als er Gregor, hochaufgerichtet, mit einer Hand auf seinen Stock gestützt, am Bett des Königs stehen sah. Er faßte sich aber schnell und wollte sich besorgt an den König heranmachen. „Mein Freund, mein König!“ rief er angstvoll, mit verzerrtem Gesicht, beide Hände gegen Tird ausstreckend. Doch Gregor sprang in einem Satz lautlos zwischen Alexander und den König. „Zurück! Unseliger! — Zurück im Namen Gottes und des Königs!“ — Alle fuhren erschrocken zusammen und Tiridates, der Sohn, griff ans Schwert. Euthalia legte im Schrecken ihre Hand auf Gregors Arm wie zur Abwehr. Gregor streifte sie mit seiner Rechten ab und rief noch einmal mit aller Macht: „Zurück! Tue keinen Schritt weiter!“ — Die Augen des Greisen loderten. Furchtbar war sein Anblick. Seine Blicke schienen Alexander zu durchbohren. Er senkte zuerst die Augen, dann den Kopf immer tiefer. Der König war noch schwächer und bleicher geworden, und seine Familie ahnte immer noch nichts vom geheimen Verbrechen Alexanders, des Kämmerers. Gregor tat einen Schritt gegen ihn, zog die Toga Alexanders voneinander, griff hinein — und zog zwischen

Gürtel und Leib ein kleines Fläschchen hervor. Da sahen alle, wie Alexander, wie von unsichtbaren Händen niedergedrückt, langsam in die Knie sank und lautlos zu Boden glitt. Noch immer begriffen die Angehörigen und Fürsten, die mehr und mehr das Sterbezimmer füllten, den Vorgang nicht. „Bekenne dem König in seine erblassende Hand, was du getan!“ rief Gregor. Die Fürsten zogen die Degen und traten wie zum Gericht im Kreis um den Gefallenen, der auf den Knien zum Bett des Königs rutschte und, ohne aufzublicken, nach Tirds Hand tastete. „Was — hast — du — getan?“ — „Ich habe — Gift in deine Wunde gegossen.“ Ein allgemeiner Aufschrei folgte. Die Fürsten drangen auf Alexander ein. Mehrere Degenspitzen zuckten gegen seinen Leib. Der König rief mit letzter Kraft: „Haltet ein. — Kein Blut vergießen! — Ich — sterbe; — achtet — meinen — letzten — Befehl. — Mein — Freund! — Warum — hast du — das — getan?“ — „Ich ließ mich bestechen.“ — — „Von wem, rede, bekenne!“ — „Vom König der Perser, Sapor dem Zweiten!“ Da sahen alle, wie ein Todesschauer den König erfaßte und den ganzen Leib schüttelte. Man rief dem Arzt wieder. Der erklärte nach dem Untersuchen erschüttert: „Unser König stirbt!“ Da legte Tiridates die große, ringschwere Hand auf den Kopf seines Mörders und rief mit lauter Stimme: „Mein Freund, ich vergebe dir — und Gott wolle dir auch vergeben! — Geh im Frieden — deines — Weges. — Ich trage — die Schuld. — Ich habe dich — einst mit Spott — von Christus — weggeführt, — dem du — dienen wolltest in der Stille. — Ich werde — für dich — bitten bei dem Herrn!“

Alexander schlich durch die gezückten Schwerter der grimmigen Fürsten zum Saal hinaus. Er holte seinen Mantel und zog wie betäubt in die schwarze, eiskalte Nacht hinaus. Die Fürsten umstanden, auf ihre Schwerter oder Degen gestützt, das Sterbelager. Euthalia und Koswita knieten still weinend zu beiden Seiten und hielten die Hände des Sterbenden. Gregor und der Sohn Tiridates standen zu Häupten des Königs. Gregor betete laut. Dann blieb alles still. Der König erhob noch einmal seine großen Augen, blickte alle wie zum Abschied an und schloß sie selber wie zum Schlafe.

* * *

Ein heißer Sommertag des Jahres 337 neigte sich. Vom Araxes stiegen kühle Lüfte empor und fächelten um die Felsenwände, die sich terrassenartig über dem Strom erhoben. Hun-

derte von Tauben und Dohlen flogen in unzähligen Nischen aus und ein und kreisten in weitem Bogen über dem Strom. In der Abendsonne glitzerten die Gefieder der Tauben wie pures Gold. Der Ararat leuchtete in schillernden Farben, die zuletzt in einem flammenden Purpur aufgingen. Hoch droben, in einer Felsenhöhle, auf Stroh gebettet, in seinen Mantel gehüllt, der gerade noch zum Sterben ausreichte, lag der Heilige. Ein Hirte war bei ihm. Ein Krüglein Wein, ein wenig Brot und Käse waren die letzten Lebensmittel. So hoch hinauf, so weit weg mußte der Heilige seinem Volk und den Besuchern aus weiter Ferne entfliehen, um allein sterben zu können, nachdem Maria, seine Frau, und alle seines Alters gestorben waren. Die letzte Kraft hatte der Aufstieg verbraucht. Nur wenige Christen unten im Tal wußten den Ort. Der Hirt war ein Christ der Gegend, und willig ließ er Haus und Herde, um dem großen Heiligen scheiden zu helfen. Drei Tage währte es schon, das Sterben. „Warum läßt mich der Herr warten — warum?“ — „Er wird es dir offenbaren, Vater!“ — „Ist's Morgen?“ — „Abend, heiliger Vater!“ — „Abend. Ich habe geschlafen.“ — „Du hast süß geschlafen, und bist erquickt.“ — „Ich sah ihn. Er ist nicht ferne.“ Der letzte Strahl der Sonne vergoldete die Höhle. Der Heilige ließ sich aufrichten und sah, zum Skelett abgemagert, am Rücken von des Hirten Hand gehalten, verklärt zum Ararat. „Berg Gottes,“ sprach Gregor leise, tief ergriffen, „Berg Gottes! Wie schön bist du! — — — Isidor, hat der Herr seine Verheißung an Noah erfüllt?“ — „Welche, heiliger Vater?“ — „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht?“ — „Ich denke, Vater!“ — „Erfüllt, ja! Ewige Treue Gottes, ewige Ordnung in allen seinen Werken. Und die Menschen, haben sie auch Gott die Treue gehalten? Längst sollte Gottes Reich auf Erden angebrochen sein, keiner sollte mehr hungern. Saat und Ernte wär für alle vorhanden, ein Volk sollte dem andern aushelfen, in jedem Haus, auf jedem Tisch sollte Brot die Fülle sein. Keine Wasserfluten wären mehr gekommen. Kein Leid, kein Kranksein, kein bitter Sterben wäre mehr auf Erden. Kein Jesus hätte mehr sein Leben lassen müssen für die Sünder. Kein Heiliger müßte mehr sterben für die Brüder. Doch das Dichten und Trachten der Menschen blieb böse von Jugend auf. Es wird nicht kommen, das Himmelreich, bis aller Menschen Sinn und Willen sich zu Gott wendet und aller Menschen Seelen eines Tages heimkehren in Gottes

Willen. Niemand kann der Menschen Herzen lenken und zwingen, Gottes Herrschaft zu begehren. Darum müssen wir leiden, vieles, Schreckliches leiden, Isidor. Leiden und im Leiden Gott preisen und Glauben und Liebe bewähren. Nur dem Leiden und dem Sterben der Gerechten glauben die Menschen. Das Lamm ist der Löwe. Das Kreuz ist stark. Dem Regenbogen in den Wolken glauben sie nicht. Das verstehen sie mit ihrem Denken. Das Kreuz des Herrn verstehen sie nicht. Die unbegreifliche Liebe Gottes im Sohn — die werden noch alle anbeten. Wie ist die Liebe Gottes so groß! Da ruht mein Herz. Da wird mein Geist des ewigen Lebens und der Herrlichkeit Gottes gewiß. Ich glaubte, ich müsse den Tod nicht sehen, Isidor! Ich dachte, der Herr komme vom Himmel, ich werde überkleidet, nicht entkleidet werden und durch den unendlichen Raum dem Herrn entgegeneilen. Ich Tor! Was hat mein stolzes Herz begehrt? — Doch nun ist's gut. Was ist der Tod? Heimgehen. — Aufsteigen. — Schauen, Schauen, Schauen, Isidor, wunderbares Schauen! Die Hütte verlassen. Die Höhle mit dem Himmel tauschen. Erwachen und sich satt schauen am Antlitz Gottes! . . . . Isidor, predige allen deinen Brüdern, es sei kein Tod. Leben sei alles. Gottes unendliches Leben und Lieben!"

Der Greis schlief unruhig, stöhnte oft laut, und einmal schrie er überlaut, daß der Hirte auffuhr vom Schlaf, Licht schlug und die Kerze an der Wand anzündete. Der Heilige saß aufrecht. Die eingefallenen Augen glänzten fiebrig und stierten angstvoll groß durch die Öffnung der Höhle in den Sternenhimmel hinüber, als sähe er dort Dinge, die der Hirt nicht sehen konnte. Erschrocken rief er: „Vater Gregorius! Was ist dir? Was fürchtest du?" — „Ich sehe einen, wie einen Menschensohn; er fliegt durch die Lüfte in flatterndem Gewand. Sein Gesicht ist furchtbar, voll Zorn und Grimm, seine Augen schießen Blitze, aus seinem Mund glüht ein Hauch, seine Rechte, weit ausgestreckt, trägt einen großen Schmiedehammer. Isidor, gib acht! — er schlägt das Erdrund. Die Kugel berstet — o welch ein Getöse, welches Schreien! Hörst du's, Isidor, wie sie rufen, wie sie schreien: ihr Berge fallet über uns, ihr Hügel decket uns!" — „Ich sehe nichts. Ich höre nichts, Vater!" sagte der Hirte ängstlich. „Du träumst, komm, leg dich nieder, du bist naß von Schweiß. Du frierst. Komm, leg dich nieder." Der Heilige zitterte an allen Gliedern. „Die Erde ist zerschlagen, die Kugel ist wie eine Platte geworden. Weh, weh — das

Gericht über die Welt! Es wird kommen. Ich muß es noch erleben. Gott und Gottes Sohn, erbarmt euch aller Seelen —!“ Erschöpft sank er zurück und schlief wieder ein. Es war schon heller Morgen und die Tauben girrten vor und in der Höhle, als der Heilige im Schlaf laut mehrmals auflachte. Er erwachte am eigenen Lachen. Dem verwunderten Isidor erzählte er, er habe geträumt, alles Volk, groß und klein, habe einen armenischen Bischof auf einem Esel, dessen Schwanz in der Hand statt dem Zügel, verfolgt, verspottet und durchs Land geführt. Auf dem Rücken des Bischofs, auf seinem Bauch, am ganzen Kleid und am ganzen Esel seien die Schuldbriefe des Bischofs angeheftet gewesen, alle seine Schulden für seine Ornate, Togen, Tuniken, Hemden, Hosen, Schuhe, Würste, Wein, Käse und Bordell. — Jetzt aber, da er wach war, legte der Heilige beide Hände vors Gesicht, sank aufs Stroh zurück und schluchzte laut auf. Wieder versank er nach dem Genuß einiger Tropfen Milch in einen traumhaften Zustand und lag lange Zeit mit offenen Augen, die in den hellgrünen, duftigen Morgenhimmel zu blicken schienen, da. Jetzt schien wieder die furchtbare Angst über ihn zu kommen wie in der Nacht. Schweiß perlte in hellen Tropfen und Bächlein über das, noch aus Haut und Knochen bestehende Gesicht und der ganze Leib zitterte und wand sich wie in Krämpfen hin und her, auf und nieder. Wild raffte er sich jetzt auf, griff nach dem Stroh wie nach Steinen und schleuderte es mit wilden Zornesblicken und keuchendem, offenem Mund irgend einem, dem Hirten unbekannten Feind zu, den der Heilige sah. — Jetzt erhob er sich, ohne einer Stütze zu bedürfen, in einem gewaltigen Aufschnellen des Oberkörpers, daß Haar und Bart im Luftzug aufflogen. Das Gesicht des Heiligen entstellte sich zur Unkenntlichkeit. Weit hinaus aus der Höhle, in den hellen Tag hinaus gellten die Laute einer noch gewaltigen Männerstimme, die hinausrufen wollte, so weit sie reichen könnte: „Tröstet, tröstet mein Volk! — Rettet, rettet mein Volk! Sammelt, sammelt mein Volk, seine Mütter, seine Kinder! — Ich sehe die Männer hingemordet, — o, wie das Blut fließt. Rot ist der Euphrat wie der Ararat am Abend, die Leichen von Männern, Frauen, Kindern werden hinabgetrieben zum Meer. Isidor, komm — rett dich! Weib! Komm, Jungfrau, Armenierin, — komm doch — hier — oben, die Felsentritte — hier — oh — schon erfaßt sie der Grausame. — Laß, laß! sag ich —“ (der Heilige ballte wieder die Fäuste, warf wieder das Stroh —). „Halt —!“ Gregor sank wie umgeworfen zurück und schrie wie

ein Kind in Todesängsten: „Mein Volk, mein Armenia, meine Kinder — meine Lämmer — die Köpfe schwimmen in endloser Zahl den Euphrat und Araxes hinab. Im tiefen Brunnen liegen sie wie Rüben im Keller — geschändete Leiber — vom Kurzschwert aufgerissen. Mädchen — Kinder, von hier oben, abgestürzt — weh — an Felsen zerschmettert die Köpfchen — weh — wilde Krausköpfe mit stumpfen Nasen, schwarzen Augen, wilde, trotzige, unmenschliche Wesen — wer sind die? Was hat euch, ihr Teufel, mein Volk getan? — Kommt, flüchtet doch hierher — hier in meinen Mantel! Kommt!" — Er will den Mantel ausbreiten — er zerreißt in große Fetzen. „Oh — der Mantel reißt." — Eine längere Pause folgte. Der Sterbende war zum Tod erschöpft. Der Hirt wusch ihm Gesicht und Hände mit Wasser und träufelte ihm Milch ein. „Wie leidet Ihr, guter, heiliger Vater!", sagte der Hirt. „Soll das alles, alles über uns kommen?" — „Das alles und noch mehr, Isidor!" — „Und niemand, kein König, kein Volk, die Christen alle — niemand wehrt die Verfolger ab, rettet uns? Vater?" — „Niemand, Isidor. Wir sind geachtet wie Schlachtschafe." Da legte sich der Hirte aufs Stroh, barg sein Gesicht auf die Brust Gregors, und beide weinten und stöhnten auf, während die Tauben girrten und aus- und einflogen und der Ararat im ewigen Schnee in seiner Ruhe zum Himmel ragte.

Nun wurde der Sterbende ruhig und schlief ein. Stundenlang lag er da, kaum hörbar ging sein Atem. Mehrmals glaubte der Hirte, der Heilige sei entschlafen. Auch Isidor ward nach kurzem Mahl von Hitze und Müdigkeit übermannt und schlief sitzend ein am Ausgang der Höhle, mit dem Rücken an die Felswand gelehnt. Während er schlief, klimmten zwei fremdgekleidete Menschen, in kurze Tuniken gekleidet, barfuß, die schwindelnde Höhe auf den Felsentritten empor, die durch die Beile und Fußtritte der Wildtaubenjäger seit Jahrhunderten gebildet worden waren. Einer trug am Gürtel befestigt ein kleines, silbernes Henkelkrüglein, mit getriebener Arbeit verziert. Sie mußten oft stillestehen, den Weg suchen und probieren, und einer dem andern helfen. Als sie endlich in die Höhe kamen und laut berieten, wo die Höhle sein mochte, standen sie stille. Ein lauter Ruf weckte den Hirten. Er fuhr erschreckt auf. Die Fremden hatten den in der Tiefe drunten zahlreich versammelten Hirten zugerufen und man hörte noch leise den Ruf von unten: „Höher hinauf! Mehr rechts!" Isidor trat vor die Höhle. Entsetzt fuhr er zurück. Dann sprang er

hinaus: „Um Gottes willen, was wollt ihr? Hier hinauf kommt ihr nicht. Ihr stürzt.“ Die grausige Tiefe gähnte unter den Füßen der Fremden. Sie folgten dem Rat des Hirten und taten jeden Schritt, wie er ihnen rief. Als sie oben ankamen, sanken sie erschöpft hin und vermochten kein Wort zu reden. Der Hirt brachte Wein, Milch, Brot, Käse. Sie wiesen keuchend alles ab und wischten mit Händen und Ärmeln den Schweiß ab. Als sie zu Atem kamen, begann der eine: „Uns schickt der Imperator Constantinus der Große. Er liegt krank und muß sterben. Seine Sünden quälen ihn. Seine Hände, meint er, seien mit Blut bedeckt. — Ihn reuen seine Taten. Crispus, sein Sohn, — Fausta, seine Frau, — Licinius und sein Knabe — und andre Seelen umgeben ihn und sperren ihm den Weg zum Himmel. Er begehrt die Taufe. Kein Bischof will sie ihm geben. Für solche Sünden gäbe es keine Vergebung, ließen ihm die Bischöfe sagen. Der Imperator aber will die Taufe, er glaubt an Christus und sucht reuig mit heißen Tränen Gnade. Gregorius, der Heilige von Armenien, soll für ihn beten, ihm Taufwasser schicken und ein Zeichen mitgeben, daß er glauben könne die Vergebung der Sünden und Gnade finde und das ewige Leben. — Aber es eilt! Wecke den Heiligen. Tagelang suchten wir ihn. Der Imperator zählt die Stunden, die Augenblicke. Er hält sich am Leben, bis wir kommen, aber wenn wir säumen — o sieh, der Heilige erwacht!“ —

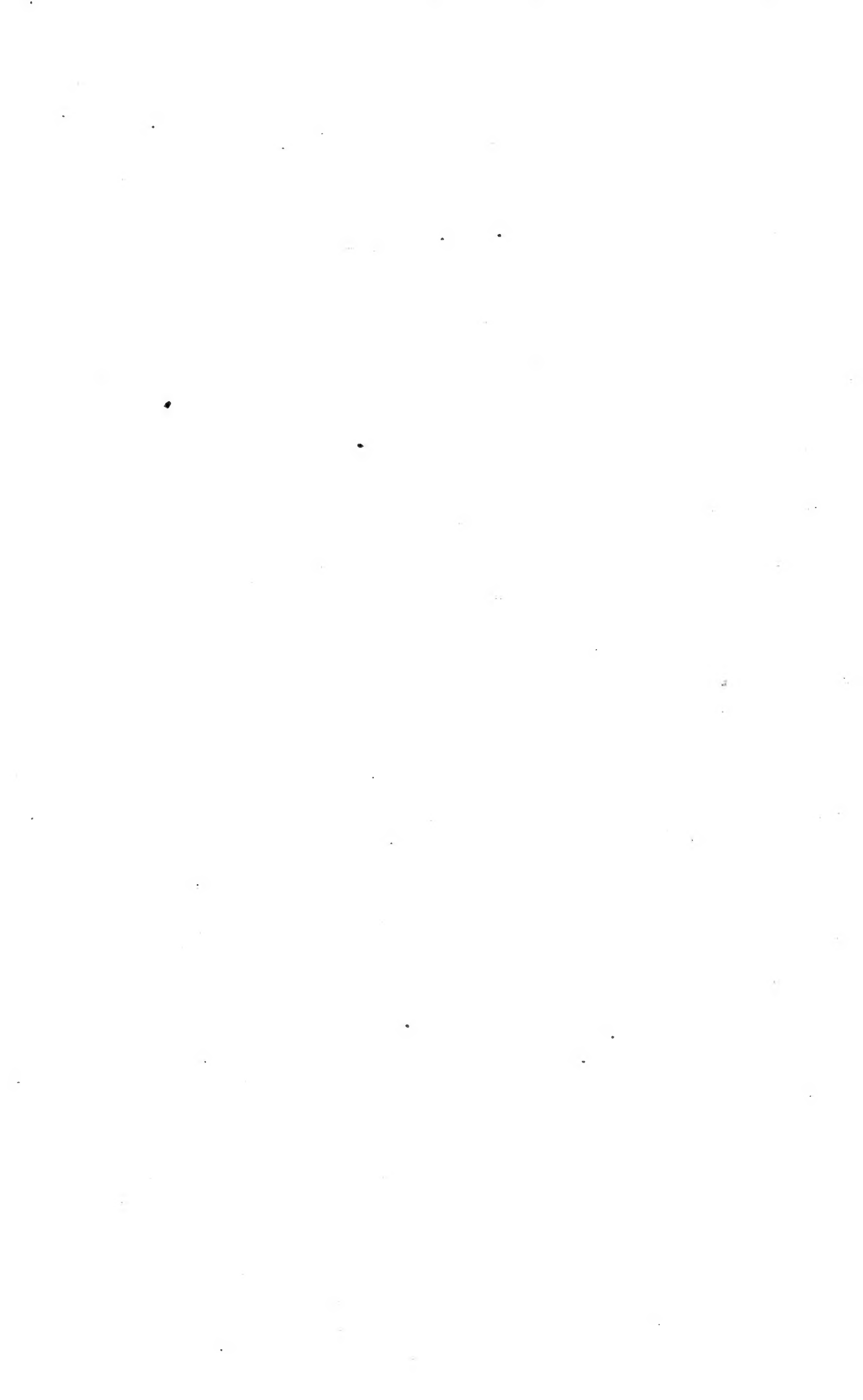
Verwundert, mit immer größern Blicken schaute der Heilige auf die Fremden. Sie waren ob dem Anblick des Greisen mit seinem Skelettleibe und langen, stabähnlichen Armen, mit dem weißen, langen Haar und Bart, mit dem Gesicht, durch das nur noch Geist, Liebe und Friede leuchtete, so erschüttert, daß keiner zu reden wagte. Der Hirte wollte für sie reden, aber der Heilige wehrte ihm ab mit leisem Nicken des Kopfes und mit Aufheben der Rechten gegen ihn. Er bat den Hirten, ihm den Rücken zu stützen. Langsam, mühsam folgten die Worte: „Gehet eilig hin, so schnell eure Füße und die Füße der Rosse euch tragen. Der Imperator wird leben, bis ihr kommt. Saget ihm, ihr Priester des Herrn: So läßt euch Gregorius sagen: ‚Wer nicht wider mich ist, ist für mich, spricht der Herr‘. ‚Wer mich bekennt vor den Menschen, den will auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater, spricht der Herr!‘ ‚Wenn eure Sünde blutrot ist, schneeweiß soll sie werden.‘ — Gebt den Krug! Gebt Wasser!“ Zitternd goß der Heilige Wasser aus dem Krug des Hirten in den Silberkrug, rief laut, die Hand

darüber breitend: „Geist des Herrn, Heiliger Geist, mache des Imperators Seele gewiß der Gnade und der Seligkeit, wenn dieses irdische Wasser seine Stirne netzt.“ Dann zu den Priestern: „Nun geht, eilt, der Imperator lechzt nach diesem Wasser.“ — „Und das Zeichen, heiliger Vater!“ riefen die Priester schüchtern. Der Greis schüttelte leise das todesmüde Haupt und flüsterte: „Kein Zeichen! — Nur Glauben! — Eilt!“ —

Eine unsägliche Hitze flimmerte bis gegen Abend über Land und Strom. Der Ararat war in Dunst gehüllt. Die Luft zitterte vor den Augen des Hirten. Auch der Heilige lag schweißbedeckt, nur vom Hemd bekleidet, auf dem Stroh. Die Welt war wie verschwunden vor der Höhle. Man sah nur Luft, siedende, zitternde Luft. Kein Laut. Kein Lebewesen. Kein Lebenszeichen irgend einer Kreatur außer dem Heiligen und dem treuen Hirten. Beide schliefen vor Hitze ein und erwachten erst, als die Höhle erbebte unter einem anhaltenden, furchtbaren Donner. Längst war das schreckliche Gewitter losgebrochen. Der Regen ward vom Sturm in die Höhle hineingepeitscht. Von der Decke, von den Wänden rieselten Bächlein und bildeten Pfützen, Lachen, ergossen sich aufs Strohlager und durchnäßten beide bis auf die Haut. Der Sturm ließ kein Lichtschlagen zu. Ganze Strohwische riß er fort, in die Nacht hinaus. War es Tag, war es Nacht? Sie wußten es nicht. Stundenlang wütete der Orkan. Taghell wurde die Höhle während der Blitze. Der Hirte deckte mit seinem breiten Rücken den Heiligen.

„Stirb jetzt nicht, Vater!“ flüsterte der Hirte. „Fürchte dich nicht! Nicht im Sturm, nicht im Feuer, nicht im Erdbeben wird er kommen; auch zu mir kommt er in stillem, sanftem Sausen. Er kommt. Er ist nahe. Das Ende der Welt ist noch nicht da. Der Herr muß erst König sein über alle Welt. Mein Ende ist da. Der Morgen graut. Sieh da die Sonne!“ — „Nicht doch, heiliger Vater, es ist ganz Nacht draußen. Du siehst die Blitze.“ — „Nein, nein, es ist lauter Licht, klares, feuriges Licht. — Ein Wagen rollt.“ — „Es donnert, Vater!“ — „Gib mir die Hand, Isidor! — Hilf mir aufstehen! — Der Herr ist da!“

Ende.



END

TITL